



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

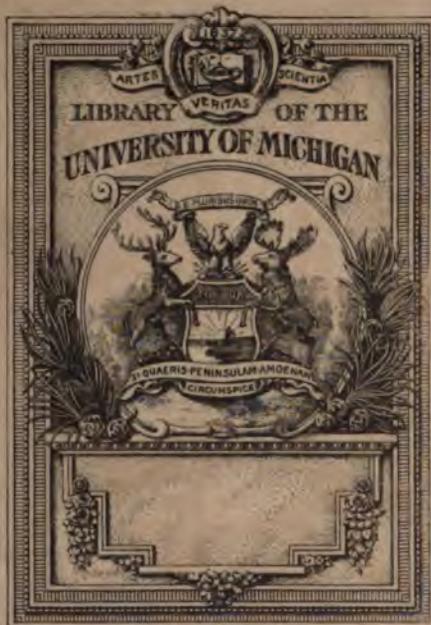
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

**B** 935,307



805  
G37



GERMANIA.

46979

VIERTELJAHRSSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE

HERAUSGEGEBEN

VON

FRANZ PFEIFFER.

---

ZWEITER JAHRGANG.

---

STUTT GART.

VERLAG DER J. B. METZLER'SCHEN BUCHHANDLUNG.

1857.

|

# I N H A L T.

	Seite
Der Dichter des Annoliedes. Von Adolf Holtzmann . . . . .	1
Zum Mythos von Baldurs Tod. Von C. Hofmann . . . . .	48
Herbort von Fritslar und Benoit de Sainte-More. Von G. Karl Frommann 49. 177.	307
Zum Parzival :	
1. Rumolds Rath. Von Franz Pfeiffer . . . . .	81
2. Bemerkungen. Von A. Schulz (San-Marte) . . . . .	84
Metrologisches und Geographisches aus dem Wessobrunner Codex. Von C. Hofmann	88
Zum provenzalischen Alexanderfragment. Von Demselben . . . . .	95
Bruchstücke einer Legende vom h. Nicolaus. Von Joseph Diemer . . . . .	96
Überreste einer Vor-Notkerischen Verdeutschung der Psalmen. Von J. A. Schmeller	98
Lachmanns Mittelhochdeutsche Metrik . . . . .	105
Über Bernhard Freidank. Von Franz Pfeiffer . . . . .	129
Zu Hartmanns Iwein. Von Wilhelm Ludwig Holland . . . . .	163
Niederdeutsche Osterreime. Von Hoffmann v. Fallersleben . . . . .	164
Deutsche Namen des Katers. Von Albert Hofer . . . . .	168
Drei Mittelniederländische Gedichte. Von Hoffmann v. Fallersleben:	
1. Van den Verrader . . . . .	172
2. Van den Reigher . . . . .	173
3. Van den Lewen enten Beren ende van Reinaert den Vos . . . . .	174
Der Bukarester Runenring. Von H. F. Massmann . . . . .	209
Runze. Von I. V. Zingerle . . . . .	213
Zur und su. Von Adolf Holtzmann . . . . .	214
Zwei Gespielen. Von Ludwig Uhland . . . . .	218
Die Sonnenwende im altdeutschen Volksglauben. Von Wolfgang Menzel . . . . .	228
Der Strophenbau in der deutschen Lyrik. Von Karl Bartsch . . . . .	257
Johann Lauremberg. Von Jacob Grimm . . . . .	298
Die Thierfabel in der Predigt. Von Conrad Hofmann . . . . .	306
Die verlorenen Blätter des Ulfilas sind wieder gefunden. Von H. F. Massmann . . . . .	342
Zur deutschen Heldensage. I. Sigemund und Sigefrd. Von Ludwig Uhland . . . . .	344
Über Hugos von Trimberg Leben und Schriften. Von K. Janicke . . . . .	363
Participium Präs. für Krankheiten. Von Jacob Grimm . . . . .	377
Auch eine Erklärung der Trojasage der Franken. Von W. L. Holland . . . . .	379
Über die Eigennamen im Parzival des Wolfram von Eschenbach. Von A. Schulz (San-Marte) . . . . .	386
Über einen Fall der Attraction. Von Jacob Grimm . . . . .	410
Freidank bei Hugo von Trimberg. Von K. Janicke . . . . .	418
Das Großhundert bei den Gothen. Von Adolf Holtzmann . . . . .	424

	Seite
Über eine Handschrift von Crestiens Gedichte li contes del Graal. Von W. L. Holland	426
Bruchstücke eines unbekanntes MNL. Gedichtes. Von Hoffmann v. Fallersleben	428
Der nackte König. Von Reinhold Köhler	431
Zur deutschen Heldensage. Von I. V. Zingerle	434
Frau Saelde. Von Demselben	436
Zu Wernher vom Niederrhein und dem wilden Mann. Von C. Hofmann	439
Zum romanischen Alexanderlied. Von Adolf Tobler	441
Otto von Turne. Von Heinrich Kurz	444
Nachtrag zu Lauremberg. Von Jacob Grimm	445
Sihora. Von Adolf Holtzmann	448
Alberic von Besanzon. Von Karl Bartsch	449
Min im Vocativ. Von A. Holtzmann	464
Artas und Oswald. Von I. V. Zingerle	466
Die Fresken im Schloße Runkelstein. Von Demselben	467
Zwei Lieder Walthers von der Vogelweide. Von Franz Pfeiffer	470
Über germanische Personennamen. Von Franz Stark	473
König Heinrichs Lieder. Von Jacob Grimm	477
Die stärksten Dinge. Von Reinhold Köhler	481
Alwa. Alwec. Von Franz Pfeiffer	486
Schneewitchen. Von Konrad Maurer	489

## L I T T E R A T U R.

## Recensionen:

Über die sprachliche Behandlung neuhochdeutscher Texte. Mit Bezug auf die Schrift: C. Mönckeberg, Beiträge zur würdigen Herstellung des Textes der Lutherischen Bibelübersetzung. Von Rudolf v. Raumer	109
F. Wilh. Schuster, Woden. Von W. Menzel	119
J. Haltrich, deutsche Volksmärchen. Von I. V. Zingerle	120
Karl Goedeke, Pamphilus Gengenbach. Von W. L. Holland	122
R. v. Liliencron, über die Nibelungenhandschrift C. Von A. Holtzmann	122
Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Von Felix Liebrecht	239
Karl Roth, Uolrichs von Türheim Rennewart. Vom Herausgeber	250
K. Simrock, der gute Gerhard und die dankbaren Todten. Von Felix Liebrecht	256
Canti popolari toscani raccolti e annotati da Giuseppe Tigri. Von Jacob Grimm	380
Ernst Ludwig Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. — Baslerische Kinder- und Volksreime. Von I. V. Zingerle	382
Johann Kelle, Otfrids von Weissenburg Evangelienbuch. Von Adolf Holtzmann	384
Karl Goedeke, Grundriss zur Geschichte d. deutschen Dichtung. Vom Herausgeber	491
Archives des missions scientifiques et littéraires. Von W. L. Holland	505
August Raßmann, die deutsche Heldensage. Von I. V. Zingerle	507

## DER DICHTER DES ANNOLIEDES.

VON

ADOLF HOLTZMANN.

---

Das Annolied ist ohne Widerrede eines der bedeutendsten Gedichte unserer älteren Litteraturperiode. Über den Verfasser desselben sind wir ohne alle Nachrichten. Möglich ist es allerdings, daß dieser ein Mann war, der außer dieser herrlichen Dichtung keine Spur seines Daseins hinterließ, und dann natürlich ist es ohne äußere Nachrichten gänzlich unmöglich, etwas von ihm zu erfahren. Aber eben weil die Dichtung eine herrliche ist, können wir kaum glauben, daß der Dichter sich nicht durch andere Werke bemerklich gemacht habe; und wenn dies der Fall ist, wenn ein Mann von so tiefem Gemüth, so lebhafter Phantasie, so reicher Geistesbildung auch in seiner Zeit eine hervorragende Stellung eingenommen, eine weitgreifende Thätigkeit entfaltet haben muß, so dürfen wir nicht daran verzweifeln, daß es uns nicht gelingen sollte, ihm anderwärts wieder zu begegnen, und ihn näher kennen zu lernen. Freilich eine völlige Gewissheit wird ohne äußere Zeugnisse nicht wohl erreicht werden können, aber auch ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit ist von Werth.

Bekanntlich besitzen wir keine Handschrift des Gedichtes; es ist uns nur durch den Druck von Opitz erhalten. Möglich ist, daß schon die Handschrift, die Opitz abdrucken ließ, nicht ohne Fehler war; wahrscheinlich ist, daß Opitz aus Mangel an Kenntniß der altdutschen Sprache nicht im Stande war, einen sorgfältigen Abdruck der Handschrift zu besorgen. Es kommt daher zu allen andern Schwierigkeiten noch diese hinzu, daß wir nicht einmal einen zuverlässigen Text des Gedichtes besitzen.

Zuerst müssen wir fragen, welcher Zeit das Gedicht angehört. Lachmann in seiner Abhandlung über Singen und Sagen (1835) setzt „das Gedicht des Kölner Geistlichen auf den Erzbischof Hanno“ in die Zeit der Aufhebung des Gebeine des Heiligen 1183. Dieser Angabe folgt der neuste Herausgeber des Lobgesangs, Bezenberger, und ebenso Massmann, in der Kaiserchronik 3, 262. Auch Koberstein Grundriß 190 hält sich an den

Ausspruch Lachmanns. Diese Annahme beruht auf dem Umstand, daß in dem Lied der Erzbischof heilig genannt wird, besonders 568—574 wo *seint Anno* der siebente heilige Erzbischof von Köln heißt. Da die förmliche Heiligsprechung von Seiten des Papstes erst 1183 erfolgte, so könne also das Gedicht nicht vor diesem Jahr verfasst sein: und es habe wohl erst das Fest der Erhebung der Gebeine des Heiligen Veranlassung zu dem Lobgesang gegeben. Aber es ist bereits von Andern, besonders Oskar Schade, *Crescentia* S. 17 ff., mit Recht entgegnet worden, daß Anno schon lange vor der Canonisation als Heiliger verehrt wurde. Die von einem Siegburger Mönch um 1105 geschriebene *Vita Sancti Annonis* hat den Zweck, durch Aufzählung der Wunder und Zeichen, die durch den Erzbischof selbst oder an seinem Grabe geschehen, diejenigen Böswilligen zum Schweigen zu bringen, die ihn nicht unter die Heiligen zählen wollten. Aber schon der Geschichtschreiber Lambert von Hersfeld, der den Erzbischof persönlich gekannt hatte, spricht von den Zeichen, die an seinem Grabe geschehen, und empfiehlt den Gläubigen, ihn als einen Heiligen anzurufen; *in Sieberg... sepultus est, ubi cottidie per ejus interventum fideliter postulantibus multa præstantur divinæ opitulationis beneficia* (Pertz, script. VII, 241). Der Constanzer Geistliche Berthold, dessen Annalen bis 1080 gehen, schreibt zum Jahr 1075: *per idem tempus Anno, fidelis et prudens Christi Jesu minister, Coloniensis archiepiscopus, qui hilaris multumque liberalis rerum sibi commissarum in pauperes Christi dispensator et ecclesiarum quinque novellarum industrius et sumptuosus institutor et provisor, postquam omnia quae habere videbatur temporaliter, in coeleste gazophilatium congesta thesaurizavit, felicitis efficacia consummationis et ipse illuc prosecutus, gaudium Domini sui super multa constituendus, et indeficientibus nunquam præmiis remunerandus, beatissimus o utinam! intravit. Qui apud Sigibergense monasterium sepultus, multis revera miraculis inibi sanctissimus claruerat.* (Pertz VII, 279.)

In dem *Chronicon universale Ekehardi*, um 1099 geschrieben, beim Jahr 1075: *Anno Col. arch. plenus sanctitatis meritis defunctus est.* (Scriptores VI.)

Im *Chronicon Affligemense*, um 1122 geschrieben: *Anno Col. ecc. ep. qui totius religionis studio præditus actione et nomine apud Deum et homines insignis habebatur.* (Script. IX.)

In der *vita Conradi Archiep. Treverensis*, von Theodericus von Tholey vor 1090 geschrieben: *praedictus praesul sanctissimus Anno — pontifex sanctus Anno — sanctus vir Anno.*

Gewissermaßen muß schon der Erzbischof selbst an seine Heiligkeit geglaubt haben, denn weil er den Kölnern seinen Leichnam, *tam desiderabilem thesaurum*, nicht gönnte, befahl er noch in den letzten Zügen, ihn in Siegburg beizusetzen.

Wenn also in einem Gedicht Anno ein Heiliger genannt wird, so kann daraus durchaus nicht gefolgert werden, daß das Gedicht erst nach der Canonisation verfasst sei.

Da aber in dem Lobgesang durchaus keine Anspielung auf das Fest der Erhebung der Gebeine vorkommt (Wackernagel S. 163), da im Gegentheil gesagt wird, 643: *Sigeberg sin vili liebi stat, ddr üffe steit nu sin graf*, so muß das Gedicht vor diesem Fest und vor der Canonisation gedichtet sein.

Dazu kommt, daß Sprache und Vers durchaus nicht erlauben, das Gedicht in das Ende des zwölften Jahrhunderts zu setzen. Das ist bereits von Wackernagel und Oskar Schade anerkannt, und kann auch nicht im mindesten zweifelhaft sein. Es muß uns im Gegentheil unbegreiflich vorkommen, wie Lachmann ein Gedicht von so entschiedener Alterthümlichkeit der Sprache und des Verses in die Zeit Heinrichs von Veldeke, Hartmanns von Aue, Walthers von der Vogelweide setzen konnte: und diejenigen, welche noch immer jede Behauptung Lachmanns als unumstößliche Wahrheit festhalten, mögen an diesem schlagenden Beispiel Vorsicht lernen. So lange die gelegentlichen Zeitbestimmungen Lachmanns als die feststehenden Punkte betrachtet werden, von denen die Forschung ausgehen müsse, ist kein wirklicher Fortschritt möglich, der nur gewonnen werden kann, wenn die Wissenschaft von dem Bann der ererbten Schulmeinungen befreit wird, und wenn den Behauptungen Lachmanns nicht mehr Gewicht beigelegt wird, als überhaupt nicht erwiesenen Behauptungen beigelegt werden darf.

Wir haben also vorerst erkannt, daß der Lobgesang nicht erst seit 1183, sondern viel früher gedichtet ist. Suchen wir nun die Zeit der Abfassung näher zu bestimmen, so müssen wir vor Allem das Verhältniss des Annoliedes zur Kaiserchronik ins Auge fassen. Bekanntlich enthält die Kaiserchronik größere Abschnitte, die sich wörtlich im Annolied wiederfinden. Die Frage ist also, ob der Verfasser der Chronik aus dem Lobgesang, oder umgekehrt der Dichter des Liedes aus der Chronik schöpfte. Ein dritter Fall ist möglich, daß beide aus einer gemeinsamen ältern Quelle schöpfen. Bezenberger und Massmann sind entschieden der Ansicht, daß der Annodichter aus der Chronik entlehnte. Daß dies nicht der Fall sei, behaupten Hoffmann, Karl Roth, Wackernagel und Oskar Schade. Bezenberger und Massmann haben ausführlich das Verhältniss der beiden Werke darzulegen gesucht, und scheinbar ihre Ansicht sehr sorgfältig begründet, der erste in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Liedes, der andere im dritten Theil seiner Ausgabe der Kaiserchronik. Aber wirklich die Untersuchung ist nur eine scheinbare; in der That stand beiden Gelehrten als Ausgangspunct der Untersuchung fest, daß das Annolied um 1183 gedichtet sei; da sie mit allem Recht nicht zugeben wollten, daß die Kaiserchronik erst nach 1183 geschrieben sei, so waren sie zum Voraus genöthigt, das Annolied aus der Chronik fließen zu lassen, und die scheinbare Untersuchung sollte also

nur das Verhältniss der beiden Werke zum Behuf des schon feststehenden Ergebnisses im günstigsten Licht darstellen. Die Herrn hatten sich eine schwere Arbeit auferlegt; und sie mußten von ihrer vorgefassten Meinung völlig eingenommen und verblendet sein, um nicht zu sehen, daß Schritt für Schritt die Untersuchung auf Thatsachen stieß, die ihre Ansicht widerlegten.

Will man die betreffenden Stellen der Chronik und des Liedes vergleichen, so ist es durchaus nöthig, daß man Diemers Ausgabe der Chronik zur Hand nehme; denn in Massmanns Ausgabe ist der Text des Liedes auf solche Weise in den der Chronik vermengt, daß man auch mit Hülfe der Noten nicht im Stande ist, zu erkennen, wie der letzte lautet.

Die erste Stelle, die beiden Werken gemeinsam ist, betrifft den Traum Daniels, von dem das siebente Capitel des biblischen Buches handelt. Daniel selbst ist es in der Bibel, dem der Traum erscheint, und ebenso im Annelied; dagegen in der Chronik wird ein Traum Nebukadnezars daraus gemacht. Es ist wunderlich, daß Massmann behauptet, daraus gehe hervor, daß im Lied geändert sei: er scheint wirklich zu glauben, daß in der Bibel an der betreffenden Stelle von einem Traume Nebukadnezars die Rede sei. Es heißt in der Bibel Dan. VII, 1: *Daniel somnium vidit:*

Im Annelied 175: *in den cîdin iz gescach*  
*als der wise Daniel gesprach,*  
*duo her sîni troume sagiti*  
*wie her gesîn haviti u. s. w.*

In d. Chron.: *in den zîten iz gescach*  
*dannen der wissage Daniel dâvor sprach,*  
*dô der künic Nabuchodonosar sîne troume sagete*  
*die er gesehen habite.*

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß der Text des Liedes der ursprünglichere ist; ein Schreiber, der von einem Traume Nebukadnezars gehört hatte, setzte in der Chronik den König an die Stelle des Propheten.

Dieser Änderung entsprechend mußte auch der Schluß ein anderer werden; er lautet im Lied 259:

*der troum allir sô irgieng*  
*sô in der engil vane himile gischiet.*

Dafür in der Chronik:

*der troum alsô ergieng,*  
*als in der wissage Daniel beschiet.*

Es ist unbegreiflich, daß Massmann auch hier den Text der Chronik vertheidigt, und das Lied sinnlos findet, und sogar zu zeigen versucht, wie durch falsches Lesen aus *Daniel*, *danichel*, *d'engil*, *der engil* wurde. Es ist ja aber nicht Daniel, der den Traum deutet, sondern *unus de assistentibus*, nämlich bei dem *antiquus dierum*, dessen *thronus flammae ignis*, und

aus dessen Antlitz *fluvius igneus rapidusque egrediebatur*, und welchem *decies millies centena millia assistebant*, einer also von diesen zehntausend Millionen Dienern, also doch wohl, wie der Annodichter ganz richtig sagt, ein Engel.

Ferner ist der Traum im Lied in der Ordnung der Bibel erzählt, in der Chronik aber in der heillosesten Verwirrung. In der Chronik ist das erste Thier statt der Löwin der Leopard, und die Weltgeschichte beginnt also mit dem macedonischen Weltreich. Das zweite Thier ist zwar richtig der Bär, aber die Deutung auf die Perser, die im Annolied steht, wird übergangen. Das dritte Thier ist der Eber, also das römische Weltreich, während im Lied richtig der Leopard, das macedonische Weltreich auf das persische folgt. Endlich das vierte Thier ist die Löwin, also das babylonische Reich, statt des Ebers. Aber das eilfte Horn des Ebers, der Antichrist, ist geblieben, und wird also der Löwin zugetheilt; und während im Lied ganz wie im Propheten dieses Horn es ist, das Augen und Mund hat, wie ein Mensch, wird dies in der Chronik auf die Löwin bezogen. Wie ist es möglich zu behaupten, der mit der Bibel übereinstimmende Text des Liedes sei aus der Chronik genommen, die alles auf's schrecklichste durch einander wirft?

Es soll ferner der Traum in der Chronik an der passenden Stelle stehen, im Annolied aber gewaltsam aus den Fugen gerissen sein, so daß Eingang und Schluß keine Beziehung mehr haben. Auch davon ist entschieden das Gegentheil wahr. Betrachtet man das Lied allein, so wird man an der Stellung des Traumes nichts auszusetzen haben. Nachdem der Dichter von Köln gesprochen hat, will er, wie er ausdrücklich sagt, von der Gründung der ältesten Städte berichten; er erzählt also von Ninus, der Ninive baute, und von Semiramis, die Babylon gründete, wo die grimmigen Chaldäer wohnten. Von hier kommt er nun sehr natürlich auf Daniel zu sprechen, dessen Traum ihn mit einer raschen Übersicht der Weltgeschichte auf die Römer führt. Er erzählt hierauf von Cäsar und von Augustus, unter welchem Agrippa nach Deutschland gekommen sei und die Stadt Köln gegründet habe. Und so ist der Dichter wieder bei Köln angekommen, deren Bischof Anno er verherrlichen will. Niemand wird hier eine kunstvolle planmäßige Anlage verkennen, in welcher der Traum Daniels sehr geschickt und natürlich benützt ist, um von der Gründung Babylons den Übergang zu finden zu der Gründung Kölns. Auch die Eingangsworte: *in disen ziten ez gescach* sind ganz untadelhaft: es war gerade vorher von den Zeiten der babylonischen Könige die Rede. Und ebenso sind die Schlußworte ganz natürlich: *der troum allir so irgieng, so in der engil vane himile gischiet*; die vier Weltreiche nämlich folgten wirklich so aufeinander, wie es Daniel im Traum vorhergesehen hatte.

Dagegen in der Chronik wird mit der Geschichte Roms angehoben; es ist also ein Übergang von Babylon auf Rom unnöthig. Es wird die Geschichte Cäsars erzählt bis zur Schlacht von Pharsalus; Cäsar ist in Rom

eingezogen und hat die neue Sitte des Ihrzens bei den Deutschen eingeführt. In diesen Zeiten geschah, wie der Prophet Daniel vorhergesagt hatte. Nachdem nun der Traum in der schrecklichsten Verwirrung erzählt, und von dem Horn des vierten Thiers gesagt ist, daß es den Antichrist bedeute, der noch kommen werde, und den Gott zur Hölle senden solle, kommen die obenangeführten Schlußworte, und dann folgt unmittelbar, Julius habe den Schatz erbrochen, und seinen deutschen Soldaten Silber und Gold gegeben, und habe dann noch fünf Jahre gelebt. Vergeblich sieht man sich um nach den von Massmann gefundenen natürlichen Fugen und bedeutsamen Beziehungen; vielmehr ist der Traum in der Chronik auf's ungeschickteste angebracht, um die Erzählung von Cäsars Thaten zu unterbrechen. Um doch einigermaßen eine Beziehung auf Cäsar in dem Traume zu finden, und also die Stellung zu rechtfertigen, mußte das vierte oder in der Chronik das dritte Thier nicht auf die römische Weltmacht bezogen werden, sondern auf Cäsar selbst. Daher wurden die Worte des Liedes 235: *die kuonin Rómère meindi daz* geändert in: *den tiurlíchen Julium bezeichnenet daz*; und um diese Änderung möglich zu machen, mußten die zehn biblischen Hörner übergangen werden; im Eingang aber blieben ungeschickt die Worte stehen, daß die vier Thiere vier Reiche bezeichnen. So viel vom Traum Daniels.

Ein anderer Abschnitt, der nach Massmann in der Chronik in der natürlichen Ordnung, im Lied an falscher Stelle steht, ist die Erzählung von der Gründung der deutschen Städte. Der Annodichter weiß zwar auch von Städten, die von Cäsar gegründet sind; aber in dem Abschnitt, der von Cäsars Thaten handelt, wird nichts davon gesagt; sondern erst nachdem er unter Augustus die Gründung Kölns berichtet hat, fährt er fort, daß die Römer auch andere Städte im Land hatten, Worms und Speier, und daß Cäsar, als er bei den Franken war, seine *sedilhove* am Rhein baute. Es ist gewiss sehr natürlich, daß der Dichter von Köln aus auch auf andere Städte zu sprechen kommt und auf diese Weise noch einmal Cäsars, als eines Gründers deutscher Städte, erwähnt. In der Chronik wird gleich bei Cäsar der Abschnitt von der Gründung deutscher Städte eingeflochten; und es folgt dann unter Augustus ein zweiter Abschnitt von den Städten des Augustus. Dabei ist es nun auffallend, daß in diesem zweiten Abschnitt noch einmal, und zwar ganz mit den Worten des Liedes, von Trier die Rede ist, das schon unter Cäsar erwähnt war. Es ist wohl deutlich, daß in der Chronik diese Wiederholung ganz müßig ist, während im Lied Trier nicht wohl fehlen konnte. Es muß daher die Chronik aus dem Lied geschöpft haben. Daß sie aber einen Theil der Städte, die sie in dem Lied fand, nicht unter Augustus, sondern unter Cäsar nannte, war sehr natürlich. Das Lied selbst hatte ja gesagt, daß sie von Cäsar, nicht von Augustus gebaut seien, und zwar hatte das Lied genau die Stelle bezeichnet, wo ihre Erbauung erzählt werden mußte: *do er di Frankin untersaz*. Die Chronik befolgt diese Anweisung,

und spricht von den Städten, nachdem sie von der Unterwerfung der Franken berichtet hat. Dabei aber ließ die Chronik die Stadt Metz durch ein Versehen an der Stelle unter Augustus. Es mußte daher *ein Cesaris man* in *ein sîn man* geändert werden, und dies konnte nun nur heißen ein Mann des Agrippa. Gewiss aber wollte Metz ursprünglich nicht von einem Mann des Agrippa, sondern von einem Mann des Cäsar den Namen haben.<sup>1</sup> Es ist daher deutlich, daß der Bericht des Annoliedes der ursprüngliche ist.

Man vergleiche ferner:

Annó 379:

*Antenor was gevorn dannin êr,  
duo'r irchôs, daz Troie solti cigên.  
der stifted uns di burg Pitavium  
bi demî wazzere Timavio.*

Chron. 367:

*Antenor vuor dannen  
dô Troie was zegangen.  
er stifte Mandouwe  
und ein ander, heizit Padouwe.*

Der Annodichter hat hier Virgil Aen. I. 242 im Sinne, welche Stelle so lautet, als ob Antenor die Stadt Patavium am Fluß Timavus gebaut hätte. Die Chronik dagegen denkt an Mantua. Es ist deutlich, daß nicht das Lied aus der Chronik entlehnte, sondern der Chronist die ihm vorliegende Stelle des Liedes verbessern wollte.

Nach dem Annolied schlugen die Schwaben, als sie übers Meer kamen, ihre Zelte an dem Berge *Suebo* auf, und erhielten daher den Namen Schwaben. Nach der Chronik hießen sie so, weil Cäsar am Berg *Suebo* lagerte. Und Massmann behauptet, im Lied sei deutlich die Stelle der Chronik geändert und der Sinn verdorben!

Anno 345 folg. Cäsar kommt zu den Franken, seinen Stammverwandten: *iri beidere vorderin quâmin von Troie der altin*; und nun wird von der Zerstörung von Troja erzählt; Gott habe sein Urtheil gezeigt, da die Trojaner entrinnen konnten, die Griechen aber entweder wie Agamemnon zu Haus den Tod fanden, oder wie Ulixes und seine Gefährten irre fuhren und von den Cyclopén gefressen wurden. Von den Trojanern aber kam Aeneas nach Walilant, und von ihm kommen die Römer; Franco aber ließ sich am Rheine nieder, und stiftete Kleintroja, und von ihm kommen alle Franken. Das ist eine wohlgefügte planmäßige Erzählung. Daraus macht die Chronik einen verworrenen, ganz ungeschickten Auszug. Statt *beidere* liest sie *biderbe*; und mit dieser Änderung ist der Satz, zu dessen Ausführung das folgende erzählt wird, vernichtet. Denn wenn nicht gezeigt werden soll, daß sowohl die Römer als die Franken von den Trojanern abstammen, so ist alles folgende hier übel angebracht. Ohne allen Übergang fährt die Chronik fort: *ob irz gelouben wellet, só wirt iu hie gezellit, wie des herzogen Ulixes*

<sup>1</sup> Opitz führt an: *tempore quo Caesar sua Gallie intulit arma,  
tunc Mediomatricum vicit Mevius urbem.*

(Catalog. mediomatr. épisc.)

*gesinde ein Ciclops vraz in Sicilje.* Es ist gar nicht zu begreifen, was diese Erzählung von Ulixes an dieser Stelle zu thun hat. Dann wird von Antenor und von Aeneas gesprochen, aber gerade die Hauptsache, daß von Aeneas die Römer abstammen, wird ausgelassen. Es kann nicht im mindesten zweifelhaft sein, daß nicht der Annodichter die ohne allen Zusammenhang unverständig aneinandergereihten Notizen der Chronik durch einige Änderungen und Zusätze in seine schöne Ausführung verwandelte, sondern daß der Chronist das Lied vor sich hatte und in unverzeihlicher Weise ändernd und abkürzend verunstaltete.

Dasselbe Ergebniss finden wir überall, wo wir die beiden Texte vergleichen. Es möge hier noch eine längere Stelle ausgehoben werden, damit man sieht, wie der Chronist ohne alles Gefühl für die poetische Schönheit seiner Vorlage seine Auszüge machte.

Lied:

Chronik:

435. *wer mohte gezelin al die menige  
die Cesari ùtin ingegine  
van òstrit allinthalbin,  
alsi der sné vellit úfn albin,  
mit scarin wati mit volkin,*

440. *alsi der hagil verit van den  
wolkin.*

*Mit minnerem herige  
genant er an die menige.  
duo ward diz hertisti volcwic  
alsò diz buoch quít,*

445. *daz in dismè merigarten  
ie gevrumit wurde.  
Owi wie di wdfini clungen  
da die marth zisamine sprungin!  
herehorn duzzin,*

450. *beche bluotis vluzzin,  
di erde dir untini diunite,  
di helli ingegine glumite,  
da die héristin in der werilte  
suochtèn sich mit swertin.*

455. *duo gelach dir manic breiti scari  
mit bluote birunnin gari.  
dà mohte man sìn douwen  
durch helme virhouwin  
des ríchìn Pompejis man.  
Cesar dà den sige nam.*

*Julius kérte in ingegene  
iedoch mit minnerre menege  
durch der diusken herren tróst  
wie vaste er in ndch zóch.*

*dà wart der herteste volcwic  
als iz buoch noch quít  
der úf dirre breiten erde  
ie gevrumit mohte werden.  
owi wie die sarringe klungen  
da die march zesamene sprungin!  
herehorn duzzen,  
beche bluotes vluzzen.*

*da belac manic breite schare  
mit bluote berunnen gare.*

*Julius dó den sige nam.*

Es bedarf wohl keiner weitem Bemerkungen, um zu zeigen, daß der Chronist das Lied vor sich liegen hatte. In 445 wird das seltene Wort *merigarte* in der Chronik durch ein gewöhnlicheres ersetzt; doch haben es noch einige Handschriften beibehalten. Ähnlich ist in 368 *an dem einde hatten si ein ouge*, das Wort *einde* durch *stirne* ersetzt. Es ist das Wort *ande frons*, das bis jetzt nur im Isidor, den alten Hymnen, bei Otfried und zuletzt bei Notker angetroffen wurde, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert aber unerhört ist.

Der Dichter des Liedes ist überall als ein Mann zu erkennen, der auf der Höhe der Bildung seiner Zeit steht. Er hat nicht geringe historische Kenntnisse: er hat den Virgil und Horaz gelesen. Aus dem letzten nimmt er den Ausdruck *noricus ensis* 301, den er nicht etwa in spätern christlichen Büchern, sondern in *heidnischen buochin*, also bei Horaz, gefunden hat. Wenn er den Cäsar am Rhein Städte bauen lässt, und wenn er aus dem Pseudokallisthenes geflossene Fabeln über Alexander aufnimmt, so werden wenige seiner Zeitgenossen im Stande gewesen sein, ihn eines bessern zu belehren. Der Geschichtschreiber Eckehard von Aurich, der wahrscheinlich in Bamberg im Jahr 1099 das große *Chronicon universale* schrieb, war gewiss ein Mann von großer Gelehrsamkeit. Aber er erzählt die Fabeln von Alexanders Zug, und berichtet von Cäsar, daß er nicht nur Gallien, sondern auch die Sueven und ganz Germanien den Römern unterworfen habe (*omnemque Germaniam Romano subdidit imperio*). Er war also, obgleich für seine Zeit ein gründlicher Kenner der Geschichte, in diesen beiden Punkten derselben Ansicht, wie der Annodichter, und diesem kann es nicht zum Vorwurf gereichen, nicht zu wissen, was zwar jetzt jedes Kind weiß, was aber damals die Gelehrtesten nicht wussten.

Ganz ein anderer Mann ist der Verfasser der Chronik. Er erzählt Dinge, über welche die Gelehrten auch im zwölften Jahrhundert nur lächeln konnten; und in jedem besseren Kloster hatte man die Mittel, ihn des Irrthums zu überführen, und sein deutsches Buch aus lateinischen Werken zu widerlegen. Er steht außerhalb des Kreises der Gebildeten der Zeit; und sein Buch war nur für diejenigen geschrieben, die wie er selbst keine lateinischen Bücher lesen konnten. Und nun wird behauptet, daß der ganze historische Abschnitt des Annoliedes aus der Chronik genommen sei. Wie müßte da der Zufall gewaltet haben, daß aus den Fabeln und Irrthümern der Chronik nur solche Stücke ausgewählt wurden, die in jener Zeit für wirkliche Geschichte gelten konnten. Oder sollte der Annodichter im Stande gewesen sein, eine solche Kritik zu üben? Dann hatte er wahrhaftig nicht nöthig, aus der Kaiserchronik zu schöpfen, dann mußten ihm bessere Quellen zu Gebot stehen. Es ist überhaupt undenkbar, daß ein gelehrter und poetischer Mann, wie der Annodichter war, aus einem Werk wie die Kaiserchronik schöpfte.

Aber doch soll nach Massmann deutlich sein, daß der Annodichter die Kaiserchronik vor sich hatte. Er soll auch diejenigen Abschnitte, die er nicht abschrieb, gelesen haben, und das sollen einige Anspielungen verrathen. Die Chronik hat bekanntlich einen sehr wunderlichen Eingang von ehernen Bildsäulen aller den Römern unterworfenen Länder und von goldenen Schellen, welche so künstlich gemacht waren, daß sie von selbst zu läuten anfiengen, wenn in dem zugehörigen Land ein Aufstand ausbrach. Eines Tages läutete die Schelle Deutschlands, die Römer erkannten daraus, daß die Deutschen sich empört hatten, und schickten den jungen Julius gegen sie. Diese lächerliche Erzählung soll nach Massmann vom Annodichter willkürlich ausgelassen sein; daß er sie gekannt habe, sei deutlich. Nämlich wo im Lied zuerst von den Römern die Rede ist, heißt es 261: *Rómère scribin zisamine in einer guldinen tavelin driu hundert altherrin*; d. h. Rom wurde von 300 Senatoren, von den *patres conscripti* regiert. Die goldene Tafel nun meint Massmann könne nur durch ein Missverständniß aus den goldenen Schellen der Chronik entstanden sein!

Ferner hat die Chronik 395—454 eine Erzählung von der Einnahme von Trier, die sich ebenso in den Gesta Trevirorum findet, und die in den Namen *Labian (Labienu)*, *Dulcimar (Induciomarus)*, *Signator (Cingetorix)* als letzte Quelle die Commentare Cäsars erkennen lässt. Diesen Abschnitt soll der Annodichter vor sich gehabt haben, denn er führe eine Stelle daraus wörtlich an. Die Chronik sagt nämlich von den Trierern, sie seien nicht besiegt worden, so lange sie einmüthig waren, 423: *die wile die herren mit triuwen ensamet wären*. Nun wird auch im Annolied in einer ergreifend schönen Stelle von den Deutschen gesagt, daß ihnen Niemand widerstehen könnte, wenn sie einmüthig wären, *obe si woltin mit trüwin insamit gén*. Und daraus soll nun folgen, daß der Annodichter jene Stelle der Chronik kannte!

Daß der Dichter nicht aus der Kaiserchronik entlehnte, ist wohl nach den bisherigen Erörterungen nicht mehr zweifelhaft. Aber haben vielleicht beide aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft? Das war früher die Ansicht Wackernagels, auch Hoffmanns in den Fundgruben, und dieselbe Ansicht wird von Gervinus in einer Note I, 178 angenommen. Es ist aber sehr wichtig, daß Wackernagel in diesem Punkt anderer Meinung geworden ist; er sagt Geschichte S. 173: „ebenso wenig haben Anno und Kaiserchronik aus einem dritten Werk als einer gemeinsamen Quelle geschöpft, da dieser Abschnitt mit dem ganzen übrigen Anno offenbar aus Einem Gusse ist.“ Dies ist gewiss richtig. Der Annodichter hat zwar seine Quellen, aus denen er seine Kenntnisse schöpft, er hat zahlreiche Bücher gelesen; aber er hat nie abgeschrieben, wenigstens nicht größere Stücke; das ganze Gedicht ist sein eigenes Werk, aus einem Guß und Fluß. Auffallend ist es allerdings, daß gerade in einem der Stücke, die das Lied mit der Chronik

gemein hat, auf ein Buch verwiesen wird, 444 *also diz buoch quît*; und man könnte einen Augenblick versucht sein, wie es in der angeführten Note bei Gervinus geschieht, in diesem Buch die beiden gemeinsame Quelle zu sehen. Aber das wäre doch höchst wunderbar, daß beide, der Dichter und der Chronist, indem sie unabhängig von einander aus dem gleichen Buche abschrieben, gerade an derselben Stelle und in denselben Worten ihre Quelle anführten. Vielmehr beweist gerade diese Anführung auf's schlagendste, daß sie nicht aus einer gemeinsamen Quelle schöpften, sondern daß der jüngere, also der Chronist, aus dem ältern, dem Dichter, die ganze Stelle mit sammt der Anführung abschrieb.

Wenn es einem Dichter, und wahrhaftig der Verfasser des Annoliedes war ein Dichter, unerlaubt und unmöglich ist, abzuschreiben und längere Stücke aus einem fremden Werke aufzunehmen, so ist dies dagegen eine ganz natürliche Sache bei einem Mann, der wie der Verfasser der Kaiserchronik Nachrichten sammelt, wo er sie findet. Es ist ja unläugbar und allgemein zugestanden, daß die Chronik ein solches Sammelwerk ist; sie enthält größere ältere Werke vollständig, und aus andern sind einzelne Stellen aufgenommen. Sind doch sogar aus dem Lobgesang des Priesters Arnold auf den heiligen Geist einige Nachrichten über Augustus wörtlich in die Chronik eingetragen, woraus man recht deutlich sieht, wie dürftig die Quellen waren, die dem Chronisten zu Gebote standen, und wie emsig er alle historischen Angaben, die er irgendwo in deutschen Büchern finden konnte, in sein Werk sammelte, um eine möglichst vollständige römische Geschichte zu erhalten. Wenn dieser Mann eine Abschrift des Annolieds zu Gesicht bekam, so versteht es sich von selbst, daß er die Nachrichten desselben über ältere Geschichte mit der größten Freude aufnahm und an die betreffenden Stellen seines Werkes einreichte.

Da wir das Annolied nur in dem Druck von Opitz besitzen, so ist von vornherein wahrscheinlich, daß uns der Text nicht ohne Fehler überliefert ist. Es muß daher sehr erwünscht sein, größere Abschnitte des Liedes wörtlich in ein Werk des zwölften Jahrhunderts aufgenommen zu sehen. Die Handschriften der Kaiserchronik können uns für diese Abschnitte einigermaßen die fehlenden Handschriften des Liedes ersetzen, und müssen zur Herstellung des Textes beigezogen werden. In der That kann der fehlerhafte opitzische Text an mehreren Stellen aus der Chronik verbessert werden, wie an einigen Beispielen gezeigt werden soll.

Lied 288 *redispēn.* Chron. *redespāhe.*  
367 *cimpoume.* *tanboume.*

Wackernagel liest *cinipoume*: in der That ist *kinpoun* pinus. Aber da *c* vor *i* im Lied nie für *k* steht, so ist wahrscheinlicher *cim* für *tan* gelesen.

Lied 376 *bisiz.* Chron. *besaz.*

384. *dâr di sî mit trîzic jungin vant.* Chron. *wîzen* vor *jungen*.

Die Hauptsache, die Gründung von Alba und Rom, lässt die Chronik aus; aber das Wort *wîzin* muß aufgenommen werden, denn in ihm liegt der Übergang zu 385 und die Erklärung des Namens *Albane*. Freilich wird der Vers  berm sig lang.

358. *nidîr bî R ne.* Chron. *niden b me R ne*; vergl. Nibel. 20, 4: *nidene bî dem R ne*.

Lied: 411. *her quad daz her si wolti gern irgezzin  
obir un iht ci leide ged n hetti.*

Chron. *er sprach, swaz er in ze leide h te ged n  
er wolde sies gern irgetzan.*

Die reimende Flexionssilbe spricht für den Text der Chronik.

443. *h riste volcwic*, nach der Chronik in *hertiste volcwic* zu bessern.

447. *wifini*. Die Chronik wohl besser *sarringe*.

Im Traume Daniels gehören im lateinischen Text die Worte *reliqua pedibus suis conculcans* zum vierten Thier; die entsprechenden deutschen: *untî citrat iz und r sin n cl win* stehen im Lied beim zweiten Thier. Dies scheint aber der Dichter selbst verschuldet zu haben. Wenigstens muß man sich hüten, aus dem Massmann'schen Text der Kaiserchronik, wo die Worte beim vierten Thier stehen, zu schließen, daß in diesem Punct das Lied aus der Chronik verbessert werden könne. Die Handschriften der Chronik haben die Stelle gar nicht, weder beim zweiten noch beim vierten Thier, und Massmann hat sie eigenmächtig, was er 3, 267 selbst vergessen zu haben scheint, beim Eber eingerückt.

Hier sei zugleich eine Bemerkung gestattet über eine Stelle, die wir zu besprechen keine Veranlassung haben. In 540 der Ausdruck *in leige* wird von beiden Herausgebern, Bezzenberger und Roth, und ebenso in M llers Wörterbuch erklärt „auf dem Wege“, „unterwegs“. Die Stelle ist verdorben, wie der Mangel des Reims hinreichend zeigt. Ich vermute, daß nach *der dritte* der Schluß des Verses und ein folgender Vers ausgefallen ist. *inleige* aber ist der Name des Ortes, wo Maternus starb. In den Acta SS. Jan. 29: *castellum, nomine Elegia*. Beim Geographus Ravenn. *civitas quae dicitur Alaia iuxta civitatem Stratisburgo*. In einer Bulle Leo IX. *Alega*, und in einem Brief von 1387 *Elly*: siehe Monum. script. VII, S. 167. Gesta Trevir. 14: *cumque in Elegiam Alsaciae pervenissent ibique populis verba veritatis praedicassent, unus eorum Maternus graviter aegrotare coepit*.

Wenn es nun nicht bezweifelt werden kann, daß der Verfasser der Kaiserchronik das Annolied kannte und theilweise in sein Werk aufnahm, so fragt es sich, wann ist die Chronik verfasst. Diese Frage kann, wie mir scheint, mit hinreichender Sicherheit beantwortet werden. Der Verfasser nennt sein Werk ein Lied, in welchem er die Geschichte der Päpste und der Könige römischen Reiches erzählen wolle, bis auf die Gegenwart, *unz an*

*disen hieutege tac.* Nun findet sich nach Lothar II. ein förmlicher Schluß: *swer daz liet vîrnomen habe, der sol ein pater noster singen* u. s. w. Hier kann unter dem Lied nur das ganze Werk verstanden sein, nicht etwa der Abschnitt von Lothar; denn sonst müßten auch die andern Regierungen einen ähnlichen Schluß haben. Wenn nach der Regierung Constantins wirklich ganz ebenso gesagt wird: *swer daz liet vîrnomen habe, der sol ein pater noster singen* u. s. w., so ist dies nicht der Schluß eines Abschnittes der Kaiserchronik, sondern eines größeren selbständigen Werkes von Silvester, das mit sammt seinen Schlußversen in die Chronik aufgenommen ist. Eben dieser Schluß des Silvester und der ganz ähnliche des Ruolant lässt nicht bezweifeln, daß in der Chronik dieselben Worte ebenfalls den Schluß des Ganzen bilden sollten. Dazu kommt nun, daß unverkennbar der Verfasser in den Zeiten Lothars und Konrads III. lebte. Die Art, wie er die Kaiserin Richenza nur die selige Königin nennt, sowohl am Schluß als schon 17045, und wie er den Herzog Ulrich ohne nähere Bezeichnung einführt 17020, lässt den Zeitgenossen nicht verkennen. Begonnen ist also die Kaiserchronik wahrscheinlich noch unter der Regierung Lothars, und zuerst geschlossen bald nach Lothars Tod 1137. Wahrscheinlich ist es der Verfasser selbst, der später noch die Regierung Konrads III. hinzufügen wollte, aber mit dem Jahr 1147 mitten im Satz abbrach. Er nennt wiederum den König von Frankreich nur König Ludwig ohne nähere Bezeichnung, wie es nur ein Zeitgenosse thun konnte. Auf eine spätere Zeit weist weder V. 16268, wo Heinrich II. heilig genannt wird (die Heiligsprechung erfolgte 1146), noch die Stelle 16631, worin auf spätere Ereignisse, aber spätestens bis zum Jahr 1146 hingedeutet wird. Über alle diese Punkte siehe Massmann K. Chr. 3, 278.

Wir können also die Abfassung der ersten Abschnitte der Kaiserchronik nicht in eine spätere Zeit als 1137 setzen. Das Annolied muß also vor dem Jahr 1137 gedichtet sein.

Eine genauere Zeitbestimmung glaubt Karl Roth gefunden zu haben, in seiner Ausgabe des Liedes S. XII.: „Als das Annolied gedichtet ward, war Kaiser Heinrich IV. († 1106) schon todt, und Lothar II. (erwählt 1125) noch nicht König der Deutschen.“ Dazu die Anmerkung: „dies geht ziemlich sicher aus XL. Abschnitte hervor; von einem lebenden Fürsten redet man ganz anders. Von Heinrich V. mochte der Dichter nicht reden, und von Lothar dem II. konnte er nicht reden; Letzterer ein Sachse und braver Herrscher wäre gewiss erwähnt worden, hätte ihn der Dichter gekannt.“ Diese Absteckung der Grenzen scheint mir gänzlich unbegründet, sowohl nach unten als nach oben. Der Dichter nennt keinen deutschen König als Heinrich IV.; wie kann nun daraus geschlossen werden, daß er vor Lothars Zeit gedichtet haben müsse? Angenommen, er habe zur Zeit Lothars gedichtet, so hatte er, da er von Anno dichten wollte, keine Veranlassung von Lothar

zu sprechen, obschon dieser „ein Sachse und braver Herrscher“ war. Aber ebenso wenig kann aus der Art, wie der vierte Heinrich erwähnt wird, geschlossen werden, daß das Lied erst nach des Kaisers Tod verfasst wurde. Vielmehr zeigt der Abschnitt 673—694 (XL. bei Roth), daß der Verfasser die Kriege, die unter Heinrich IV. Deutschland verheerten, nicht bloß aus der Überlieferung kannte, sondern daß er diese traurigen Zeiten selbst erlebt hatte: es scheint mir sogar aus der Wärme, womit diese Schilderung der Leiden des Vaterlandes verfasst ist, daß sie zu einer Zeit geschrieben wurde, als der Dichter noch dieselben Zustände vor Augen hatte. Mit so tiefer Bewegung des Herzens schreibt man nicht von vergangenen Dingen; es sind diese ergreifenden Worte, die das deutsche Volk zu allen Zeiten beherzigen sollte, in der Zeit Heinrichs IV. selbst gedichtet, als die Kriegesnoth ihr Ende noch nicht erreicht hatte. Ja man könnte sogar versucht sein, in dieser Stelle eine genauere Zeitbestimmung zu finden. Heinrich III. wird Kaiser genannt 579: dagegen Heinrich IV. erhält weder hier noch 632 diesen höchsten Titel. Darf man daraus schließen, daß der Dichter das Lied verfasste noch ehe Heinrich die Würde des Kaisers erhielt? Dies geschah Ostern 1084: und wir wären also für das Lied auf die Zeit vom Ende 1075 bis Ostern 1084 angewiesen. Da schon Wunder am Grabe des Erzbischofs geschehen waren, als das Lied gedichtet wurde, so werden die Grenzen noch enger gezogen. Die Wunderheilungen begannen am 25. März 1076; von dieser Zeit an wurde das Grab des Erzbischofs besucht. Das Lied kann also nicht wohl früher als Mitte 1076 verfasst sein. Das eine Wunder, von dem das Lied ausführlich berichtet, muß spätestens im Jahr 1078 vorgefallen sein. Denn es wurden darüber auf einer Synode in Köln Zeugen verhört unter dem Erzbischof Hildolf. Dieser wurde den 6. März 1076 von Heinrich IV. eingesetzt, und starb im November 1078. Da es vorzüglich dieses Wunder war, welches den Glauben begründete, daß Anno unter die Heiligen aufgenommen sei, so könnte man vermuthen, daß das Lied unter dem frischen Eindruck jener Kölner Synodal-Verhandlungen gedichtet sei.

Doch wir sind dem Gang der Untersuchung vorausgeeilt. Sicher wissen wir bis jetzt nur, daß das Lied nach dem Tod des Erzbischofs und vor Abfassung der Kaiserchronik, also zwischen 1075 und 1137, geschrieben ist.

Wir besitzen eine Lebensbeschreibung des Erzbischofs, welche im Kloster Siegburg auf Veranlassung des Abts Reginhard im Jahr 1104 geschrieben wurde. Meister Manegold von Lautenbach erhielt das Werk vom Abt Reginhard zugesandt, mit der Bitte, den Stil desselben zu verbessern, was er aber für unnöthig erklärte in einem Brief, der im Registrum von Sudendorf 2, 41 zu lesen ist. Es ist nun die allgemeine Annahme, und wird von beiden Herausgebern, Roth und Bezzenberger, als erwiesen vorausgesetzt, daß dieses lateinische Werk die Quelle des Annodichters sei. Danach müßte

also das Lied in die Zeit von 1104—1137 fallen. Aber ich vermag mich nicht zu überzeugen, daß wirklich das Werk des Mönchs dem Gedicht zu Grunde liege; es scheint mir vielmehr, daß dem Mönch das Lied vorlag und von ihm benutzt wurde. Daß die Vita eine Compilation ist, liegt deutlich vor Augen. Sie ist von Koepke in Pertz Monumenta, Scriptorum XI. herausgegeben. Der Mönch, der den Erzbischof selbst nicht mehr gekannt hatte, schreibt hauptsächlich nach den Erzählungen des Abtes Reginhard, ferner nach andern mündlichen Berichten, und endlich auch nach schriftlichen Quellen, wie er in der Vorrede des zweiten Buches sagt: *quae vel auditu vel scripto reperimus*. Unter diesen schriftlichen Quellen steht oben an die Chronik Lamberts, aus welcher er, ohne sie jemals zu nennen, längere Stellen wörtlich aufnimmt. Wenn damals der deutsche Lobgesang schon vorhanden war, so versteht es sich von selbst, daß er ihn, wenn er ihn kannte, ebenfalls benutzte. Dagegen das Lied ist, weit entfernt eine Compilation zu sein, ein Werk von einem Guß und Fluß. Ferner ist die Vita ein sehr weitläufiges Werk, eine matte rhetorische Stylübung, die alles ins Breite zieht. Dagegen das Lied ist immer gedrungen und kraftvoll, obgleich immer poetisch. Endlich ist der Geist, in dem die Vita geschrieben ist, ganz der kirchlich-mönchische. Der Verfasser hat nichts im Auge, als zu zeigen, daß der Erzbischof wirklich ein Heiliger, ein Wunderthäter sei; der allgemein menschliche, der politische Werth des Mannes lag ganz außerhalb seines Gesichtskreises, und Beziehungen auf die Geschichte finden sich nur zufällig in den Stücken, die aus Lambert abgeschrieben sind. Gleich in der Vorrede, und dann noch öfter gibt er als Zweck der Schrift an, denen entgegenzutreten, welche nicht zugeben wollen, daß Anno ein Heiliger sei; auswärts werde er verehrt, aber in der Heimath habe er Feinde, die weder seinen heiligen Lebenswandel unangetastet lassen, noch die Zeichen, die Gott an seinem Grabe thue, anerkennen wollen. Diesen Feinden gegenüber will er hauptsächlich durch Aufzählung der Wunderzeichen die Heiligkeit des Erzbischofs erhärten, und auch die Anschuldigungen, die seinen Lebenswandel traf, entkräften. Das letzte thut er, beiläufig gesagt, in höchst naiver Weise, die nicht für ein so boshafte Jahrhundert, wie das unsrige ist, berechnet war. Z. B. was er von dem Eifer erzählt, mit welchem der Erzbischof in nächtlichen Wanderungen durch die Straßen Kölns an das Seelenheil der Dirnen dachte, und von der zarten Sorgfalt, womit er schwanger gewordenen Nonnen aus der Noth half, das wird schwerlich ausreichen, um den Heiligen gegen die Verläumdungen seiner Feinde zu schützen. Und wenn der Lobredner von der Schenkung Siegburgs berichtet, daß sie keine freiwillige, sondern durch Anwendung geistlicher Waffen erzwungen war, und daß der Schenker, Pfalzgraf Heinrich, zuerst in ein Kloster gieng, bald aber mit Bewaffneten vor Köln erschien, um am Erzbischof Rache zu nehmen, und während Anno die Hülfe des Himmels anrief, von Wahnsinn erfasst,

seine Gemahlin (*suae cupidinis sociam*, sagt der fromme Mönch) ermordete; liegt in dieser Erzählung nicht der Stoff eines furchtbaren Dramas, welches keineswegs zur Verherrlichung des Erzbischofs dienen würde? Es ist also dieser mönchischen Vita gegenüber das Lied von ganz anderer Richtung. Zwar werden auch hier die Wunder erwähnt, die am Grabe des Erzbischofs geschahen, aber aus dem reichen Vorrath von Wundergeschichten der Vita wird nur eine einzige ausgehoben: dagegen wird der allgemein menschliche Werth und die politische Bedeutung des Mannes viel kräftiger betont. Es ist also nach diesem allgemeinen Character der beiden Werke nicht wahrscheinlich, daß das Lied aus der Vita geschöpft habe; ja es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß es in Siegburg geschrieben wurde; denn ein Siegburger Mönch hätte auch vor der Vita unter dem Abt Reginhard nur ein Werk liefern können, das den Geist der Vita athmete. Aber ganz unmöglich ist, daß in Siegburg ein Mönch, dem die Vita vorlag, das Lied dichtete. Die Lebensbeschreibungen der Heiligen werden immer leerer an historischen Beziehungen, immer reicher an Wundern, je weiter sie sich von der Quelle entfernen. Und hier soll das Umgekehrte stattgefunden haben, und aus einer mönchischen, rhetorischen, geschmacklosen Compilation soll ein tiefpoetisches, harmonisches, auf reicher Bildung ruhendes Werk hervorgegangen sein? Das glaube wer mag.

Wenn der Annodichter seine Nachrichten aus der Vita nahm, warum hat er aus den zahlreichen Wundergeschichten nur eine einzige ausgewählt, und zwar gerade diejenige, die, wie wir gesehen haben, schon vor 1079 durch die Verhandlung der Kölner Synode in weitem Kreisen bekannt werden mußte, die aber in der Vita in der Reihe der andern nicht besonders hervortritt? Und wie schön weiß der Dichter diese Geschichte zu benützen, um mit einer Hinweisung auf eine alttestamentliche Stelle dem Gedicht einen wirksamen Schluß zu geben; während sie in der Vita nicht den Schluß bildet. Warum ferner hat er so manches andere übergangen, was zu wissen nicht unerheblich war, wie die Nachricht von der Herkunft des Heiligen, von dem Aufenthalt in Bamberg, von der Reise nach Rom und der Erwerbung der Reliquien? Er würde solche Nachrichten nicht übergangen haben, wenn die Vita seine Quelle gewesen wäre. Vergleichen wir ferner die gemeinsamen Stücke:

Lied: 613. *so diz liut nahtis ward slafin al*  
*so stuont imi uf der vili quote man:*  
*mät läterer einir venie*  
*suohter munistère manige.*  
*sîn oblei her mät imi druog,*  
*dir armin vant her genuog,*

619. *die dir selide niht hättin*

— — — — —  
 — — — — —

620. *unt imi dd ware ddän,  
da diz arni wif mit dem kindi lag,  
der dir nieman ni plag.  
dari gienc der bischof vröno,  
her gebettidi iri selbe scöno.*
625. *so her mit rehte mohte heizin  
vatir aller weisin.  
so harte was her in genédig.  
nu havit is imi got gelönit.*

Es ist wohl deutlich, daß zwischen 619 und 620 einige Zeilen ausgefallen sind. In der Vita entsprechen 1, 8 u. 9: *His omnibus superexstant numero et ammiratione quae per nocturnas tenebras solo Deo teste, rarissimis secretalium suorum dumtaxat exceptis, operatus est, cum quibus, ut dictum est, noctu limina sanctorum circuiens, peregrinos et quibus non erat tectum in porticibus, in angulis vasisque vinaris per plateas expositis scrutatus est, quos inventos pavit atque vestivit, allato secum pro hoc ipso victu et vestitu. Qui cum consueto more per cuiusdam noctis silentia pro negotio simili esset egressus, lamentabile et omni miseratione plenum in itinere offendit spectaculum, mulierem, quam ob inopiam nullus hospitio dignabatur, recentis et sub ipsa hora editi nati partu periclitatam, super nudam humum lacrimabiliter sese volutantem. Erat ergo videre miseria. Nox tenebris densis vagantem occupaverat, fatigatam tellus coenosa ac petrosa seminudam exceperat, fame et siti confectam frigus amplius vexabat, nullus mortalium aderat, et ecce urgente natura coepit cruciari, voces emittere u. s. w.* Es wird diese Probe genügen, und es ist überflüssig, die ganze Stelle auszuschreiben. Deutlich ist, daß die beiden Schriftsteller, da zwei verschiedene Begebenheiten in gleicher Weise verbunden sind, und da einzelne Ausdrücke (*quibus non erat tectum, die dir selide niht hättin; allato secum victu et vestitu, sin oblei er mit imi druog*) sich decken, nicht unabhängig von einander schrieben; aber ist das geringste Anzeichen zu finden, daß der Dichter aus der Vita schöpfte? ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß die wortreiche Erzählung der Vita eine rhetorische Umschreibung der einfachen Worte des Liedes seien? Dies ist um so wahrscheinlicher, als die Vita die nächtlichen Wanderungen des Erzbischofs zweimal erzählt, nämlich zuerst Cap. 5: *Pernoctabat plerumque in orationibus, et per ecclesias paucis ac certis comitibus, interdum uno tantum puero contentus, discurrens, nudis pedibus, nonnumquam etiam cilicio ad carnem indutus, flens procedebat. Et diem quidem in disponendis privatis seu publicis negotiis, noctem vero totam in Dei opere expendebat. Nam tunc poenitentiam agere, errata confiteri, commissa deflere, ob corporalis quoque flagelli castigationem inferioris personae manibus tantus pontifex humiliare se non erubuit. Multa illius in*

*pauperes, in peregrinos, in clericos, in monachos benignitas, mira liberalitas erat.* Wenn man sieht, daß diese ganze Stelle, mit Ausnahme der unterstrichenen Wörter wörtlich aus Lambert abgeschrieben ist, so kann man nicht darüber im Zweifel sein, wie es kam, daß die nächtlichen Wanderungen zweimal erwähnt wurden. Das erste mal schrieb der Mönch die Stelle aus Lambert ab, das zweitemal übersetzte er in seiner rhetorischen Weise die Stelle des Liedes. Hätte er nicht aus beiden Quellen geschöpft, so würde er nicht dazu gekommen sein, dieselbe Sache zweimal zu berichten.

In 1, 13 sagt der Mönch, *etsi leonis impetu per nimiam severitatem transgressoribus semper obviavit, mire compassibilis et omni plenus humanitate circa prolapsos extitit.* Dies erinnert an Lied 599:

*als ein lewo saz her vur din wuristin,  
als ein lamb ging her unter diurfstigin.*

Aber es ist deutlich, daß nicht der Dichter die Stelle der Vita, sondern der Mönch die Stelle des Liedes vor sich hatte, aus der er *leonis impetu* nahm.

Ebenso wenig kann der Dichter 589:

*in der phelinzin ein tugint sulich was  
daz un daz rich al untersaz,  
ci godis dienst in den gebérin,  
samir ein engil wéri.*

genommen haben aus Vita 1, 24: *revera difficile quis inveniebatur tantae maiestatis ad seculum, et tantae prorsus humilitatis ad Deum.*

Im Lied 629 ist es die politische Stellung Annos, die ihm in fremden Ländern Ruhm erwarb, und fremde Könige vermochte, ihm große Geschenke zu machen (freilich in unsern Augen ein sehr zweideutiges Lob), die er dann zum Schmuck der Stadt Köln und zur Errichtung von Klöstern verwandte. Dagegen in der Vita 1, 30, nachdem von seiner Frömmigkeit und Heiligkeit, nicht aber von seinem politischen Einfluß die Rede war, *praeterea cuius famae vel nominis vir tantarum inter suos virtutum apud exterarum quoque barbarasque nationes fuerit, hinc aestimandum est, quod Anglorum Danorumque regibus in amicitia iunctus, donis eorum et largitionibus frequenter honorabatur.* Hier ist kaum zweifelhaft, daß der Mönch das Lied benutzte, gewiss nicht umgekehrt. Der Mönch fügt einige Nachrichten bei, die nachweislich unrichtig sind; das Lied erzählt, daß Anno Geschenke aus Flandern und Griechenland erhalten habe, eine Nachricht, die zwar nirgends bestätigt wird, aber durchaus nicht unglücklich ist.

Wir haben schon die herrliche Stelle des Liedes 673—694 hervorgehoben, in welcher der Bürgerkrieg geschildert wird, dessen Greuel das Herz des Erzbischofs so tief erschütterte, daß ihn zu leben verdrießt. Ähnlich ist Vita 2, 23: *ad omnem autem doloris et moeroris plenitudinem illa novae confusionis miseria, quae per omnes angulos regni se dilatare iam incipiebat, tanto acerbius cordis eius intima tetigit, quanto res ad generale*

*totius ecclesiae discrimen spectabat. Nam feritate barbarica confligentibus inter se Francis et Saxonibus immiscebant se fide dubia nunc his nunc illis Suevi gensque Baiuvariorum, fiebantque caedes incendia simul et rapinae per omne regnum Teutonicum. Harum calamitatum incentrix et quoddam in praesens durandi solidamentum, exurrexit interea illa lugenda semper omnibus ecclesiae membris inter regem et apostolicum controversia, quae duarum partium heresim contentiosissimam creans ex utraque multorum millium animas inferis pro dolor destinavit, pacis unanimiorem terris prorsus exturbavit, foeda monachos altercatione dissolvit, clericos in contemptum adduxit, ecclesiastica iudicia laicis subiugavit, omnem aequitatis regulam subvertit, nec cessat hodie tanti mali lacrimosa perniciēs. His angoribus vir, cui nihil Deo carius, adeo coartatus et excoctus undique, ut etiam taederet eum vivere u. s. w.* Ohne Zweifel sind diese Stellen nicht unabhängig von einander. Aber welche ist die ursprüngliche? Es ist ganz undenkbar, daß ein Mönch, der die Stelle der Vita vor sich hatte, daraus die Stelle des Liedes gestaltete; aber das umgekehrte ist ganz gut denkbar, daß der Verfasser der Vita die Stelle des Liedes vor sich liegen hatte. Im Lied kann es der Erzbischof nicht ansehen, daß die Deutschen, denen, wenn sie einmüthig wären, Niemand widerstehen könnte, gegen sich selbst wüthen, und sich selbst mit triumphierender Rechten überwinden, daß die getauften Leichname den bellenden Waldhunden zum Aase liegen bleiben. In der Vita dagegen verdrießt es den Erzbischof zu leben, weil in diesen Wirren die Kirche Noth litt. An die Stelle des reinen Patriotismus des Liedes konnte wohl das ausschließlich kirchliche Interesse der Vita treten; aber daß ein späterer umgekehrt den Patriotismus an die Stelle des kirchlichen Interesses setzte, läßt sich nicht denken.

In der Vita folgen die Capitel 23, 24, 25 aufeinander, wie im Lied die Abschnitte 673—694, 695—710, 711—756. Diese gleiche Folge der Begebenheiten zeigt, daß ein Zusammenhang zwischen der Vita und dem Lied stattfindet; aber wenn es der Dichter ist, der aus der Vita schöpfte, warum fuhr er dann nicht weiter fort zu erzählen, was die Vita im dritten Buch berichtet? Es ist viel natürlicher anzunehmen, daß der Mönch das Lied benützte, und nach Anleitung desselben die Begebenheiten der Capitel 23, 24, 25 aneinander reihte, dann aber aus den mündlichen Berichten Reginhards andere Erzählungen anschloß, von denen der Dichter des Liedes nichts wusste.

Allerdings wird die Vision des Liedes 695—710 im Capitel 2, 24 der Vita viel genauer erzählt, als im Lied. Der Dichter weiß nur, daß das Wunder auf einer Reise nach Saalfeld vorfiel. Der Mönch weiß viel bestimmter, daß es auf der Rückreise war, als Anno von Hersfeld, wo er das Fest *Hypapante Domini* gefeiert hatte, zu Wagen nach Siegburg fuhr. Es war *instante hora nona*, wie im Lied *einis dagis ingegin nōne*. Den dritten Tag

nachher wurde er krank, während das Lied nur allgemein, *duo bigond ir dannin schin*. Dies ist wirklich die einzige Stelle, die den Schein für sich hat, daß das Lied aus der Vita geschöpft habe. Aber wie kommt es dann, daß doch das Lied einen sehr wesentlichen Umstand erzählt, den die Vita übergeht? Nämlich daß der Erzbischof während der Vision so schwer wurde, daß sechszehn Pferde vor den Wagen gespannt werden mußten. Auch hier ist die natürlichste Erklärung, daß der Verfasser der Vita das Lied kannte, und diese Vision zwar an der Stelle, wo sie im Lied steht, und zum Theil in denselben Ausdrücken erzählte, aber nachdem er über dieselbe bei Abt Reginhard und andern Mönchen genauere Erkundigungen eingezogen hatte, und daß ihm bei den Änderungen, die er in Folge dieser Erkundigungen vornahm, die Nachricht von den sechszehn vorgespannten Pferden verloren gieng.

Es folgt eine andere Vision im Lied, wie in der Vita. Dieselbe steht aber auch bei Lambert, aus dem sie in der Vita wirklich abgeschrieben ist. Da also sicher ist, daß diese Vision schon lange vor der Vita bekannt war, so ist nicht nöthig, daß der Annodichter sie aus der Vita genommen habe.

Die Geschichte der letzten Krankheit des Erzbischofs ist in der Vita sehr ausführlich in mehreren Capiteln erzählt, dagegen im Lied 757—770 kurz und fast ebenso wie bei Lambert. Zwar hat auch die Vita den Bericht Lamberts benutzt, wie 3, 10 zeigt, wo die Ausdrücke *dolor pedis omnem crus et partem femoris occupans, vitalia (appetit)*, aus Lambert (*morbis primo pedes, dein crura et femora . . . depastus est et sic . . . penetrans ad vitalia . . .*) genommen sind, aber das Lied stimmt näher mit Lambert überein, als die Vita, und der Dichter kann also nicht aus der Vita geschöpft haben. Das Wunder, womit das Lied schließt, wird zwar in der Vita 3, 24 wieder mit einigen genaueren Angaben erzählt, z. B. daß der Mann, an dessen Diener das Wunder geschah, aus Dollendorf war, aber zugleich mit einer so redseligen Weitschweifigkeit, daß man nicht glauben kann, daß die hinreichend ausführliche Erzählung des Liedes aus der Vita genommen sei, sondern weit eher wahrscheinlich finden wird, daß die Vita den Bericht des Liedes in ihrer Weise rhetorisch ausdehnte und dabei nach den Berichten des Abts Reginhard einiges hinzufügte. Da die Vita selbst uns belehrt, daß dieses Wunder auf einer Synode in Köln noch unter Erzbischof Hildolf, also vor Ende 1078, öffentlich von Zeugen bestätigt und dadurch weithin bekannt wurde, so ist sehr erklärlich, wie ein anderer Schriftsteller, ohne die Vita zu kennen, und lange ehe sie geschrieben wurde, von demselben berichten konnte.

Wir können also sowohl von diesem Wunder, als von der Vision 711 nachweisen, daß sie schon vor der Vita bekannt waren, nur von der Vision 695 kann dasselbe nicht nachgewiesen werden; aber wir werden doch sehr wahrscheinlich finden, daß auch diese Vision nicht in der Vita zum erstenmal

erzählt wurde, und so bleibt durchaus nichts übrig, was der Dichter erst aus der Vita hätte erfahren können, und was uns also zwingt, das Lied später als die Vita anzusetzen.

Es gibt außer den angeführten Stellen noch eine Reihe anderer, in welchen das Lied mit der Vita zusammentrifft; allein dies sind solche, die die Vita wörtlich aus Lambert genommen hat, und die also, wenn eine Entlehnung stattgefunden haben sollte, immer noch zweifelhaft lassen, ob der Dichter aus der Vita oder aus Lambert geschöpft habe.

Wir glauben als erwiesen annehmen zu dürfen, daß das Lied nicht aus dem Werke des Siegburger Mönchs geflossen ist, daß es vielmehr eine der Quellen war, aus welchen dieser schöpfte, also vor 1104 geschrieben wurde. Legen wir Gewicht auf die Andeutungen, die oben besprochen wurden, so dürfen wir sogar die Kölner Synode, die vor Ende 1078, vielleicht aber schon 1076 gehalten wurde, und auf welcher durch das Wunder, mit dessen ausführlicher Erzählung das Lied schließt, die Heiligkeit des verstorbenen Erzbischofs beglaubigt wurde, als die anregende Veranlassung unseres Gedichtes ansehen, und dieses demnach rund in das Jahr 1080 setzen. Mit diesem Ansatz ist die Sprache des Gedichts in völliger Übereinstimmung, denn die Alterthümlichkeit der Sprache und des Versbaus ist so groß, daß man es danach gewiss lieber dem elften als dem zwölften Jahrhundert zuweisen wird, wie auch ein entschiedener Anhänger Lachmanns, Oskar Schade, sich dahin ausgesprochen hat, daß er es eher dem Jahr 1090 als 1110 zuweisen möchte. Die Alterthümlichkeiten der Sprachformen und des Reims sind im Allgemeinen von eben diesem Gelehrten in der *Crescentia* S. 21 zusammengestellt.

Nachdem wir in unserer Untersuchung bis zu diesem Punct gelangt sind, müssen wir nun das Verhältniss unseres Dichters zu dem Geschichtsschreiber Lambert ins Auge fassen. Dieser ist bekanntlich von allen gleichzeitigen Geschichtsschreibern derjenige, welcher am ausführlichsten von Anno berichtet. Ist sein Geschichtswerk vielleicht die Quelle, aus welcher der Dichter schöpfte? Daß dies nicht der Fall ist, kann nicht zweifelhaft sein; denn der Dichter erzählt manches, was nicht bei Lambert steht, wie das letzte Wunder, und die Nachricht von den Geschenken, die Anno aus fremden Ländern erhielt: Andererseits haben beide so viel gemeinsames, z. B. die Vision 711, die von Lambert ebenso sehr ausführlich erzählt wird, daß es ganz unmöglich ist, anzunehmen, daß sie einander fremd waren und unabhängig von einander berichteten. In der Ausgabe von Bezenberger sind zu den Stellen des Liedes Parallelstellen aus Lambert gegeben S. 115 ff. Man wird nicht ohne Verwunderung sehen, daß fast zu jedem Wort, das der Dichter von Anno sagt, eine Parallelstelle aus Lambert beigebracht werden kann: es sind ganz die gleichen Meinungen und Urtheile, die gleiche Bekanntschaft mit dem Thatsächlichen; und doch kann man nie sagen, daß der Dichter die Stelle des Geschichtsschreibers übersetzt habe; denn weder

ist die Folge der Thatsachen die gleiche, noch sind die Ausdrücke genau entsprechend. Keiner der beiden hat aus dem andern geschöpft, und doch sind sie einander nicht fremd. Für dieses Räthsel gibt es nur eine Lösung. Der Geschichtsschreiber und der Dichter sind ein und dieselbe Person.

Für die Geschichte unserer Litteratur wäre es ein großer Gewinn, wenn Lambert von Hersfeld als ein deutscher Dichter nachgewiesen werden könnte. Die Sache verdient eine genaue und umständliche Erwägung.

Lambert führte seine Annalen, die in den *Monum. scriptores VII* gedruckt sind, bis zum März des Jahres 1077. Es hat sich uns ergeben, daß ungefähr in dieser Zeit, schwerlich viel später, das Annolied gedichtet ist. Die Zeitverhältnisse machen also keine Schwierigkeit.

Betrachten wir nun zuerst die Stellen des Liedes über Anno, die an Stellen der Annalen erinnern.

Lied 115: *Koln ist der hêristen burge ein:  
sent Anno brâht ir êre wole heim.*

Annalen 215: *civitas civibus frequentissima et post Mogontiam caput et princeps Gallicarum urbium.*

238: *et plane apud omnes indubia fide constitit, ex quo Colonia fundata est, unius numquam episcopi studio tantum opes et gloriam crevisse Coloniensis ecclesiæ.*

Lied 9: *Crist der unser hêrro guot  
wi manige ceichen her uns vure duot,  
als er ûffin Sigeberg havit gedân  
durch den diurlichen man  
den heiligen bischof Arnen. Vergl. 102.*

Annalen 237, 30: *testantur hoc signa et prodigia, quæ cottidie circa sepulchrum eius Dominus ostendere dignatur.*

Im Lied 505 wird von Mainz gesagt, *dâ ist nu dere kuninge wîchtuom*. Das ist nichts anderes als was Lambert an zwei Stellen sagt: zu a. 1054: *archiepiscopus (Mogont.) ad quem propter primatum Mogontinæ sedis consecratio regis pertinebat*. Und a. 1073: *Arch. Mogont. cui potissimum propter primatum Mogontinæ sedis eligendi et consecrandi regis auctoritas deferebatur*.

Hierüber lese man Floto, Heinrich IV. in den Zusätzen des 2. Bandes. Es ergibt sich aus den Stellen, welche der genannte Geschichtsforscher theils an dem angeführten Ort, theils mir brieflich mitzutheilen die Güte hatte, folgendes:

1) Otto I. wird 936 von Erzbischof Hildebert von Mainz, der bei der Wahl die Hauptperson war, auch gesalbt, obwohl dies nicht ein Recht war.

2) Otto II. wird von den Erzbischöfen von Köln, Mainz und Trier in Achen gesalbt. Ruotgeri Vita Brunonis 41 (*Monum. VI.*).

3) Otto III. wird 984 von dem Erzbischof Johann von Ravenna zu Achen geweiht. Annal. Hildesh. — Thietmar III, 15.

4) Heinrich II., in der Vita Heinr. Cap. 6. bei Pertz: *Inde Moguntiam festinans . . . ibi octava Idus Junii in regum eligitur, acclamatur, benedicitur, coronatur.* Im zwölften Capitel wird erzählt, daß der Erzbischof von Köln sich ihm ungerne (*morosius*) unterworfen hatte. *Erat insuper causa dilationis Moguntiae accepta corona benedictionis.* Ebenso Thietmar V, 12: *Simulabat (archiep. Colon.) se ob hoc tam sero ad regis gratiam accessisse, quod in accipienda benedictione Moguntinum sibi rex voluisset praepondere.*

5) Konrad II. ist von Aribo von Mainz gesalbt; seine Gemahlin aber von Pilgrin von Köln.

6) Heinrich III. ist von Pilgrin geweiht.

7) Heinrich IV. von Herimann von Köln 1054, aber *via et aegre super hoc impetrato consensu Liupoldi archiep.*

Später scheinen alle Könige vom Erzbischof von Köln die Weihe erhalten zu haben, wie es Friedrich der Rothbart auf dem Reichstag zu Besançon 1157 ausdrücklich zu Recht erkannte.

Nach dieser Sachlage konnte noch Lambert und seine Zeitgenossen behaupten, die *consecratio, dere künige wichtuom* gebühre dem Erzbischof von Mainz. Aber später war das nicht mehr möglich, nachdem mehrere Könige vom Kölner Erzbischof geweiht waren. Es geht daraus wieder hervor, daß das Lied wenigstens von einem Zeitgenossen Lamberts gedichtet sein muß.

Lied 579: *duo der dritte keiser Heinrich  
dem selben heïrrin bival sich —*

Annalen 237, 37. *Imperatori Heinricho innotuit.*

• Lied 584: *alsi diu sunni duot in den liufte,  
diu inzuischin erden unti himili géit,  
beiden halbin schéni:  
alsó gieng der bischof Anno  
vure gode unti vure mannen.  
in der phelinzin sîn tugent sulich was,  
daz um daz rîch al untersaz,  
ci godis diensti in den gebérin,  
samir ein engil wéri.  
sîn ére ghielster beidinthalb.*

Annalen 237, 47: *ita deinceps in omnibus tam ecclesiasticis quam rei publicae negotiis haut inparem se acceptae dignitati gerebat, et sicut editioris loci insignibus, ita cunctis virtutum generibus inter ceteros regni principes conspicuus incedebat. Reddebat sollicitus quae sunt cesaris cesari, et quae sunt Dei Deo, quia Coloniensis nominis maiestatem et secularem*

*pompam ambitiosius pene quam aliquis ex præcessoribus eius ostentabat ad populum, nec propterea tamen invictum inter tantas occupationum procellas spiritum unquam relaxabat a studio divinarum rerum. Und 190, 16: eo ut profecto ambigeres, pontificali eum an regio nomine digniorem iudicares.*

Lied 597: *offen was her sînir worte,  
vure dir wârheite niemannin her ni vorte.*

Annalen 237, 40: *iusti ac recti admodum tenax erat atque in omnibus causis non adulando ut ceteri sed cum magna libertate obloquendo iusticiæ patrocinebatur. Und 238, 13: in iudicandis causis subditorum nec odio nec gratia cuiusquam a vero abducebatur, sed semper in omnibus propositam indeclinabiliter sequens æquitatis lineam, ad evertendum iudicium nec considerabat personam pauperis nec honorabat vultum potentis.*

Lied 599: *als ein lewo saz her vur din vuristin,  
als ein lamb gienc her untir diurftigin.*

Dazu vergleiche man Annalen 239, 9: (*regem*) *acerrimis increpationibus obiurgabat propter multa, quae præter æquum et bonum eius iussu vel permissu cottidie admittebantur in republica, und gerade vorher das demüthige Benehmen des Erzbischofs in den Klöstern, ipse reficientibus ad omne obsequium quolibet famulo promptior paratiorque assistebat.*

Lied 601: *den tumbin was her sceirphe,  
den quotin was her einste.*

Von der Strenge des Erzbischofs erzählt Lambert ein Beispiel S. 215: wobei er gestehen muß, daß die Strafe grausam gewesen sei, *multo ferocius quam tanti pontificis existimationi competeret.* Doch setzt er entschuldigend hinzu: *gravior morbus acriori indigebat antidoto.*

Lied 605: *sîni prédigi unti sîn abláz  
ni mohti nichein duon baz.*

Annalen 238, 16: *tum vero verbum Dei ita luculente ita magnifice disserebat, ut saxeis etiam cordibus sermo eius lacrimas excutere posse videretur et semper ad exhortationem eius planctu et ululatu compunctæ multitudinis ecclesia tota resonaret.*

Lied 613; *so diz liuth nahtis ward slafin al u. s. w.*

Die Stelle ist schon oben S. 16 nebst der Parallelstelle Lamberts 238, 6 angeführt.

Lied 628: *vili sêlichliche diz rîche alliz stuont,  
duo dis girihtis plag der hêirre guot,  
duo her zó ci demi rîchi  
den jungen Heinrîche.*

Annalen 166, 41: *educatio regis atque ordinatio omnium rerum publicarum penes episcopos erat.*

189, 50: (*rex*) *exoravit Coloniensem archiepiscopum ut post se rerum*

*publicarum administrationem susciperet. Diu ille restitit petenti, — superatus tamen unanimitate postulantium privatum commodum publico postposuit. Tum primum respublica in pristinum statum dignitatemque reformari coepit, frenaque iniecta sunt vaganti usque ad id tempus licentiæ. —*

192, 12: *rex — tanquam pädagogo severissimo liberatus statim in omnia genera flagitiorum — præcipitem se dedit.*

Lied 640: *di munistër ciert er ubiral.*

Annalen 138, 24: *quas omnes et augustissimis ædificiis excoluit et exquisitissimis ecclesiæ ornamentis illustravit.*

Lied 641: *er stiftete fünf Klöster.* Annalen 238, 19.

Lied 645: *ni avir diu michil ère  
iewiht wurre sinir sellin,  
sô dede imi got alsô dir goltemid duot  
sor wirkin willit eine muschin guot:  
diz golt siudit her in eimi viure — —  
alsô sleif got seint Annin  
mit arbeidin manigin.*

Annalen 237, 36: *longa ægrotatio, qua Dominus vas electionis suæ in camino tribulationis transitorie purius auro, purgatius mundo obrizo decoxerat.*

239, 36: *pius Dominus, qui quos amat arguit et castigat, hanc quoque dilectam sibi animam ante diem vocationis suæ multis temptari permittit incommodis, ut scilicet ab eo omnem scoriam terrene conversationis exqueret caminus transitorie tribulationis.*

Zu allen den Trübsalen des Erzbischofs, die im Lied 657 bis 672 erwähnt werden, finden sich ausführliche Beispiele bei Lambert, auf welche von Bezenberger verwiesen ist. Besonders ist zu vergleichen 239, 39 bis 240, 12.

Die Kriege, von denen der Dichter 673 mit so tiefer Bewegung spricht, hat Lambert erlebt und ausführlich geschildert.

Lied 710: die Vision, die bei Lambert 240, 20 ebenso umständlich erzählt wird. Doch ist die Erzählung des Liedes keine Übersetzung. Der Bischof Bardo von Mainz, wie er in den Annalen bezeichnet wird, heißt im Lied nur Bischof Bardo ohne nähere Bezeichnung. Für weitem Kreise in den Annalen war die Bezeichnung nothwendig; für die engern Kreise in Hersfeld, denen das Lied bestimmt war, genügte Bischof Bardo, über den man in Hersfeld, wo er Abt gewesen war, nicht im Zweifel sein konnte. Daß der Erzbischof Heribrecht von Köln im Lied *sentî*, heilig, heißt, kann nicht auffallen: er war durch eine Bulle von Gregor VII. canonisiert, und schon lange vorher, z. B. in der vita Popponis, geschrieben vor 1070 (scriptores XI, 302), *sanctus* genannt worden. In den Annalen sind noch Boppo und Eberhard von Trier genannt, die im Lied unter den *andere kërtrin genuog* (723)

befasst werden, wahrscheinlich weil sie den Lesern des deutschen Liedes weniger bekannt waren. In Folge dieses Traums vergibt Anno den Kölnern, ebenso im Lied wie in den Annalen.

Lied 757: *Duo dat cit duo bigonde nâhen*  
*daz imi got wolte lônin,*  
*duo ward her gikeistigit*  
*alsi dir heiligi Job wilin,*  
*vone vuozin unz an diz hôibit*  
*sô harti al bitôibit.*  
*sô schît diu tiure sêla*  
*von mennislichemo sêra,*  
*von disimo siechin lîbi*  
*in daz êwigi paradÿsi.*

Annalen 140, 15: *qui morbus primo pedes, dein crura et femora miserabili modo depastus est, ac sic post diuturnam macerationem penetrans ad vitalia, animam, super argentum igne examinatum probatam et purgatam septuplum, de hac domo lutea transmisit ad domum non manu factam æternam in coelis.*

Es ist wahr, daß in den Annalen manches von Anno erzählt wird, wovon nichts im Liede steht; ebenso hat das Lied einiges, was in den Annalen nicht berührt wird. Im Lied 621 die Anekdote, daß Anno einmal einer armen Gebährenden geholfen habe; sie war in dem Lobgesang ganz an ihrer Stelle; aber in dem Geschichtswerk konnte sie füglich verschwiegen bleiben. Ebenso erzählt das Lied 695 von einer andern Vision; die Annalen schweigen davon. Ferner weiß der Verfasser des Liedes 633, daß Anno wegen seines politischen Einflusses Geschenke aus Griechenland und England, Dänemark, Flandern und *Riuzilant* erhalten habe; die Annalen sagen nichts davon, und es ist sehr begreiflich, daß der Geschichtschreiber nur erzählt, welchen Gebrauch Anno von seinem Vermögen machte, nicht aber, auf welche Weise er es erworben habe; denn während die Geschenke im Liede als ein Beweis seines weitverbreiteten Ansehens gelten konnten, hätten sie im Geschichtswerk eine ganz andere Bedeutung gehabt.

Umgekehrt erzählen natürlich die Annalen vieles, was im Lied nicht erwähnt werden konnte. Auffallen kann es vielleicht, daß im Lied nichts gesagt wird von den Verdiensten, die sich Anno um Einführung einer strengern Klosterzucht erwarb. Aber dieses Schweigen ist sehr begreiflich, wenn Lambert der Verfasser des Liedes ist. Denn dieser wusste zwar sehr wohl von diesen Bestrebungen des Erzbischofs, und erzählt davon in seinen Annalen; aber er erklärt auch, daß er mit diesen Neuerungen nicht einverstanden war. Er brachte vierzehn Wochen theils in Siegburg, theils in Saalfeld in Thüringen zu, um die neueingeführte Ordnung des Mönchslebens kennen zu lernen; aber er fand, daß die alte Ordnung, die in Hersfeld beibehalten

wurde, wenn sie nur streng beobachtet würde, der Regel des heiligen Benedict besser entspreche (Annalen zum Jahr 1071). Daß deutsche Lied war für Hersfeld bestimmt, er konnte also darin die Neuerungen nicht rühnen, die in Hersfeld nicht angenommen waren: aber in den Annalen konnte er nicht davon schweigen. Ebenso, wenn er in den Annalen einmal gesteht, daß der von ihm so hoch bewunderte Erzbischof doch auch einen Fehler gehabt habe, nämlich daß er im Zorn unmäßig gewesen sei (Annalen 212, 36: *erat quippe vir omni genere virtutum florentissimus et in causis tam rei publicæ quam ecclesiæ spectatæ sæpius propitatis; sed unum in tantis virtutibus vicium tanquam tenuis in pulcherrimo corpore nævus apparebat, quod dum ira incanduisset, linguæ non satis moderari poterat*), versteht es sich von selbst, daß er im Lied diese Bemerkung nicht auszusprechen Veranlassung hat.

Gewiss wenn je Gleichheit der Kenntnisse, des Urtheils, der Denkweise, wenn je rein innere Gründe uns berechtigen, eine Schrift einem gewissen Schriftsteller zuzusprechen, so ist es hier der Fall. Lambert ist der Verfasser des Liedes; denn es ist einerseits sicher, daß der Dichter nicht aus den Annalen schöpfte, und andererseits weiß er doch von dem Erzbischof ganz dasselbe, wie der Annalist, und beurtheilt ihn ganz ebenso wie dieser. Nirgends ist das Lied Nachahmung oder Übersetzung; sondern es ist überall selbständig, original. Eine solche Übereinstimmung in der Sache bei solcher Freiheit im Ausdruck ist nur möglich, wenn derselbe Mann sich über denselben Gegenstand zweimal ausspricht.

Dies geht hervor aus dem, was das Lied von Anno selbst sagt. Aber da das Lied in der langen Einleitung viele andere Gegenstände berührt, enthält es vielleicht in diesen Theilen Stellen, die Lambert nicht geschrieben haben kann? Der Dichter ist ein Mann von Bildung und Belesenheit: er ist namentlich in den heidnischen Büchern, den römischen Dichtern bewandert. Dasselbe gilt von Lambert. Der Dichter hat aber offenbar die Commentare Cäsars nicht gelesen: er hätte sonst von den Kriegen Cäsars in andrer Weise reden müßen. Aber auch bei Lambert findet sich keine Spur einer Bekanntschaft mit Cäsar. Er sagt in dem ersten Theil seiner Annalen (gedruckt in scriptores III.) von Cäsar nur: *Julius Cæsar annis 5. hic primus monarchiam tenuit et ob hoc cæsares appellati sunt*. Im Lied 269: *den edelin Cæsarem, dannin noch hiude kuninge heizzint keisere*. Noch Eckehard von Aurich, der im Jahr 1099 schrieb, hatte, wie wir oben gesehen haben, über Cäsar unrichtige Nachrichten. Aber woher hatte der Dichter des Liedes seine Angaben? Der Ausdruck *rigidus Cato*, der in 427 nach der Kaiserchronik hergestellt werden muß, ist aus Boethius de consolatione 2 genommen. Von der Schlacht von Pharsalus sagt der Dichter mit Berufung auf ein Buch, es sei dies die größte Schlacht gewesen, die je auf der Erde geschlagen wurde. Aus welchem Buch ist das genommen?

Es steht wirklich bei Dio Cassius 41, 55: *ἐγένετο δὲ ὁ ἀγὼν μέγας, καὶ οἶος οὐχ ἔτερος* und 41, 60: *μεγίστη τε οὖν μάχη*. Doch ist nicht zu glauben, daß Lambert den Dio kannte. Wahrscheinlich ist das Buch kein andres als Lucan, und die Stelle, die der Dichter im Auge hatte, steht Phars. VII, 632 folg.: *non istas habuit pugnae Pharsalia partes, quas aliae clades* u. s. w.<sup>1</sup> Woher ferner die Nachrichten von den Kämpfen Cäsars mit den Schwaben, Baiern, Sachsen und Franken genommen sind, so wie von der Gründung deutscher Städte durch Cäsar, kann ich nicht angeben, aber ähnliche Nachrichten scheinen Eckehard vorgelegen zu sein, vielleicht stammen sie aus jener verlorenen „*historia gallica*“, aus welcher ein Bruchstück über eine Schlacht bei Augsburg in mehreren Handschriften erhalten ist, und auf welche sich auch die *Gesta Trevirorum* beziehen. Wahrscheinlich waren darin die Thaten des Drusus auf Julius Cäsar übertragen. Die Sage von der Herkunft und den ersten Thaten der Sachsen hat der Dichter deutlich aus Widukind genommen. Die Fabeln über Alexander waren zu Ende des elften Jahrhunderts in Deutschland schon bekannt, wie Eckehard zeigt; und man darf sich nicht wundern, wenn sie schon einige Jahrzehende früher von Lambert im Annolied erwähnt werden. Daß Lambert die kirchlichen und biblischen Bücher kannte, versteht sich von selbst: der Traum Daniels, der im Lied so wichtig ist, wird von Lambert in der Vorrede seiner Schrift „*de institutione Hersfeldensis ecclesiae*“ berührt (Script. VII, 136). Die sechs Weltalter werden im Lied 60 berührt. Die *annales Lamberti* beginnen mit den *sex aetates. sexta nunc agitur*. So ist, wie ich glaube, im Liede nichts enthalten, was nicht von Lambert geschrieben sein könnte. Denn die Wunder und Visionen wird man nicht dagegen anführen wollen. Lambert ist ein Mann, der an Wunder und Vorzeichen glaubt, und gerade die Wunder und Visionen Annos werden von Lambert in den Annalen ausdrücklich hervorgehoben.

Lambert war auch ein Dichter. Wir wissen es von ihm selbst (scriptores VII, 137), daß er eine Geschichte seiner Zeit in Versen schrieb, welcher der Vorwurf gemacht wurde, daß sie nicht zuverlässig sei.

Ich glaube, daß es so fest steht, als es ohne alle äußeren Zeugnisse fest stehen kann, daß Lambert von Hersfeld der Dichter des Annoliedes ist.

Wir dürfen also unsere Litteraturgeschichte mit einem neuen Namen bereichern, der uns um so willkommener ist, als er nicht bloß wie die meisten andern der ältern Zeit ein bloßer Name ist, sondern einem Manne angehört, den wir kennen. Ein solcher Name ist geeignet, in den dunkeln Zeiten unsrer ältern Litteraturgeschichte ein helles Licht zu verbreiten.

<sup>1</sup> Bekanntschaft mit Lucan verräth auch 685, eine Nachahmung von Phars. I, 2: *populumque potentem in sua victrici conversum viscera dextra*.

Aber ist es denn wirklich ein neuer Name, den wir einführen? Ist nicht der Name des Pfaffen Lambrecht schon längst einer der bekanntesten und berühmtesten der Geschichte der deutschen Litteratur?

In der That, es muß sogleich der Gedanke aufsteigen, daß Lambert von Hersfeld, der Verfasser der Annalen, der sich als ein deutscher Dichter von vorzüglichem Werth, als Verfasser des Annoliedes erwiesen hat, kein anderer sei, als der Pfaffe Lambrecht, der Verfasser des Alexanderliedes.

Aber das ist ja unmöglich; daran ist nicht zu denken aus vielen Gründen.

Der Alexander ist ja nach dem französischen Gedicht des Alberich von Besançon bearbeitet; und wenn schon wir von diesem Alberich nichts wissen, so ist es doch derselbe, der ein Gedicht aus dem Kreise der Ritter von der Tafelrunde, einen Daniel von Blumenthal verfasste, welchen der Stricker übersetzte. Es ist aber von vorn herein unmöglich, daß ein Dichter, von dem der Stricker ein Werk übersetzte, und der ein Gedicht aus dem Kreis der Tafelrunde verfasste, schon gegen Ende des elften Jahrhunderts geschrieben habe. Das ist gewiss wahr. Aber es ist nicht wahr, daß der Stricker ein Gedicht des Alberich übersetzte, und es ist nicht wahr, daß Alberich einen Daniel von Blumenthal schrieb. Es gründen sich nämlich diese Behauptungen lediglich auf folgende Stelle, die sich im Eingang vom Daniel des Strickers findet (Haupt Zeitschrift 3, 433):

*von Bisenze meister Alberich  
der brächte ein rede an mich  
iz welhischer zungen.  
die hân ich des bezwungen  
daz man si in tiusche vernimt,  
wan kurzewîle gezimt.  
nieman der enschelte mich,  
louc er mir, sô liuge ouch ich.*

Diese Stelle nun ist aus dem Alexander Lamprechts genommen:

*Elberich von Bisenzun  
der brâhte uns diz liet zu,  
der het iz in walischen getichtit,  
ich hân iz uns in dâtischen berihet.  
niemen ne schuldige mih,  
alse daz buoch saget, sô sagen ouch ih.*

[Vor. Hs. louc er so leuge ich.]

Will man annehmen, daß der Stricker, als er ein Werk Alberichs übersetzte, ganz denselben Eingang dichtete, wie Lambrecht ebenfalls bei Übersetzung eines Werkes desselben Alberich? Das wäre ein reines Wunder. Vielmehr hat der Stricker einen Daniel gedichtet, und in den Eingang dieses Daniels kam, sei es nun durch ein Versehen, oder absichtlich, eine Erneuerung der

Stelle Lamprechts. Vielleicht ist die ganze Geschichte jenes Daniel eine Erfindung des Strickers, wenigstens ist Daniel ein wunderlicher Name für einen Ritter von der Tafelrunde; der Stricker wollte aber seiner Erzählung eine Beglaubigung geben, und dazu benutzte er eine Stelle aus dem alten, nicht mehr gelesenen Alexander, die er in die Sprache der Zeit umdichtete. Wie dem nun sei, jedenfalls ist diese Stelle keine andere, als die bekannte des Alexanderliedes, und kann also über jenen Alberich durchaus nichts neues lehren.

Freilich, wenn der Verfasser des wälschen Gedichtes, das unserm deutschen Gedicht zu Grunde liegt, erst im zwölften Jahrhundert lebte, so kann unmöglich der Pfaffe Lamprecht der Geschichtschreiber Lambert von Hersfeld sein. Eine nothwendige Voraussetzung meiner Annahme ist, daß das wälsche Gedicht keiner spätern Zeit als dem elften Jahrhundert angehört.

Eine Nachricht über Alberich gibt Wackernagel, Geschichte S. 171: er sei Mönch zu Clugny gewesen um 1138. Ohne Zweifel ist diese Nachricht aus Massmanns Eraclius S. 391 genommen. Aber Massmanns Angabe ist nicht zuverlässig, so lange nicht gesagt wird, worauf sie gegründet ist. Einen Mönch zu Clugny um 1138, Namens Alberich von Besançon, kann ich nicht finden. Es wird allerdings unter dem Abt Peter dem Ehrwürdigen 1122—1157 ein Alberich genannt, der einmal Mönch in Clugny gewesen war, damals aber Bischof von Ostia war und als päpstlicher Legat nach Jerusalem reiste: Bibliotheca Cluniac. S. 594—787. Aber dieser Alberich war nicht von Besançon gebürtig, sondern von Beauvais und er war schon 1124 Abt von Vezelai. So lange also Massmann nicht angibt, woher er seine Nachricht erhalten hat, darf man derselben nicht den geringsten Werth beilegen.

Gelegentlich will ich einen Irrthum berichtigen, der zu weitem Irrthümern Anlaß geben könnte. Derjenige Peter venerabilis, welcher an einen Mönch Nicolaus schrieb, er solle die Geschichte Alexanders mitbringen, ist nicht wie Weismann LXI sagt, Peter von Blois, Archidiacon von Bath, sondern der eben genannte Abt von Clugny. Der Brief ist zu lesen Biblioth. Cluniac. S. 932.

Es kann jetzt aber nicht mehr zweifelhaft sein, daß Alberich nicht im zwölften Jahrhundert dichtete. Ein Bruchstück seines Alexanders ist aufgefunden, und wenn man auch Bedenken trägt, mit Rochat (in dieser Zeitschrift 1, 288) das Gedicht bis vor 1000 hinaufzurücken, so ist doch sicher, daß es nicht bis 1100 herabgerückt werden kann.

Ein Gedicht von so hohem Alter sollte erst in der Mitte oder in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts in Deutschland bekannt geworden sein? Aber es war ja in Frankreich selbst um diese Zeit veraltet und vergessen. Lambert li tors, der im zwölften Jahrhundert einen französischen Alexander dichtete, wusste nichts von seinem Vorgänger. Vielmehr muß

aus dem Alter des wälschen Gedichts auf das Alter der deutschen Bearbeitung geschlossen werden. Ein so altes Gedicht konnte spätestens noch um 1100 übersetzt werden.

Wirklich gab es um 1100 schon einen deutschen Alexander. Wenigstens weiß ich nicht, wie man folgende Stelle anders verstehen kann. Eckehard von Aurich, der seine Chronik im Jahr 1099 schrieb, sagt kurz, ehe er die ausführliche Bearbeitung des Alexanderromans, die er in sein Geschichtswerk einflocht, beginnt: *Alexander magnus . . . profectus est ad Persicum bellum contra Darium regem, quem potentissimum et ditissimum fuisse, tam Graecæ quam Latinæ et Barbaræ narrant historiae*. Diese *barbara historia* von Alexander und Darius, die weder eine griechische, noch eine lateinische ist, kann nur eine deutsche sein. Eckehard hat also im Jahr 1099 bei seiner Erzählung des Lebens Alexanders auch ein deutsches Buch benützt.

Es fragt sich nun, ob unser deutsches Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht dieses alte Werk sein kann.

Sehen wir vorerst gänzlich ab von dem Alter der Handschriften und den Merkmalen der Sprache und des Reims, so ist im übrigen gegen ein so hohes Alter des deutschen Gedichts nichts einzuwenden. Vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, wie wir gesehen haben, daß ein wälsches Gedicht, das in Frankreich selbst im zwölften Jahrhundert schon vergessen war, nicht später als 1100 übersetzt wurde. Weil das deutsche Gedicht eine Bearbeitung des Alberich ist, kann es nicht wohl dem zwölften Jahrhundert angehören.

Ein inneres Merkmal des hohen Alters ist die Art der Anrede. Das höfische Ihrzen herrscht schon allgemein in den Gedichten der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts: bei Lamprecht ihrzt Alexander seinen Vater 403; 466. Ihr erhält ferner Alexander vom persischen Boten 1338, von Daclym 1650, von Pynchun 1708; Du gilt bei den Persern ausschließlich; Darius wird mit Du angeredet; ebenso geben sich Darius und Alexander Du. Alexander erhält Du von Persern 2593, 2677, aber auch von Griechen 2416, 2435. Auch seinen Vater duzt Alexander 416, 632 (nur V.). Da also Du weitaus vorherrschend ist, und in allen Verhältnissen gilt, so darf man vermuthen, daß die wenigen Ihr im ersten Theil des Gedichts von dem abändernden Schreiber, nicht von dem Dichter herrühren. Der Schreiber der Vorauer Handschrift hat das Ihr noch weiter durchzuführen gesucht; er läßt in 1702 Alexander zu Pynchun Ihr sagen, wo der andere Text Du bietet, und in dem von ihm erfundenen Schluß läßt er Alexander auch den Darius mit Ihr anreden, Diemer 226, 12. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß das Gedicht ursprünglich ohne Ihr in einer Zeit verfasst wurde, als das Duzen in den höhern Ständen noch nicht außer Gebrauch gekommen war; etwa zu Ende des elften Jahrhunderts. Im Annolied wird erzählt, daß Cäsar den Gebrauch des Ihrzens bei den Deutschen eingeführt habe; das

scheint auf eine Zeit zu deuten, in welcher das Ihrzen zwar schon in den höhern Ständen aufkam, aber noch nicht allgemein war; das mag zu Ende des eilften Jahrhunderts der Fall gewesen sein.

Man kann freilich gegen diese Zeitbestimmung das Rolandslied anführen, in welchem noch allgemein Du gilt, und das doch in das letzte Viertel des zwölften Jahrhunderts gesetzt wird. Allein das Alter dieses Gedichts muß neu untersucht werden. Das allgemeine Duzen ist unverträglich mit der angenommenen Zeitbestimmung, es ist um so auffallender, als im französischen Gedicht bereits das Ihrzen durchgedrungen ist. Das Verhältniss des deutschen Gedichts zum französischen bedarf einer gründlicheren Erörterung, als sie hier beiläufig gegeben werden könnte.

Jener lateinische Alexander Eckehards von Aurich stimmt oft auffallend überein mit dem deutschen Gedicht Lamprechts, so daß Zacher der Meinung ist, dieses sei unmittelbar aus jenem geflossen. Da nun aber Lamprecht nicht ein lateinisches Buch, sondern ein wälsches, und nicht den Eckehard, sondern den Alberich ausdrücklich als seine Quelle angibt, da ferner Lamprecht und Eckehard auch in vielen Punkten sehr von einander abweichen, so ist sicher, daß Lamprecht nicht aus Eckehard schöpfte. Da aber völlig unmöglich ist, daß die Quelle Lamprechts, das wälsche Buch des Alberich, aus dem lateinischen des Eckehard geflossen sei, so bleibt um jene auffallende, oft wörtliche Übereinstimmung zu erklären, nichts übrig, als daß das deutsche Gedicht Lamprechts eben jene *barbara historia* sei, auf welche Eckehard sich beruft.

Wir haben also innere und äußere Gründe genug, um unser Alexanderlied in die Zeit Lamberts von Hersfeld hinaufzurücken. Aber allem dem steht entgegen, daß die Handschriften, die Sprache, der Reim auf eine jüngere Zeit deuten. Das verdient genauer untersucht zu werden.

Was zuerst die Handschriften betrifft, so hat man die jüngere, die Molsheimer, bekanntlich nach einer Randbemerkung ins Jahr 1187 gesetzt. Möglich bleibt, daß sie älter ist als diese Randbemerkung, doch schwerlich viel älter. Dagegen die andere Handschrift, die Vorauer, darf man wohl in die Mitte des zwölften Jahrhunderts setzen. Vergleicht man aber die beiden Handschriften mit einander, so ergibt sich, daß sie beide nicht dem Dichter gleichzeitig, sondern beide jüngere Abschriften eines beträchtlich ältern Textes sind. Deutlich ist, daß der Schreiber von V. sich das Geschäft erleichtern wollte durch Abkürzungen und Auslassungen, und daß er in der Mitte des Gedichtes aus Ermüdung, und weil die weltliche Poesie und die Kriegszüge und Eroberungen seinem Geschmacke nicht zusagten, abbrach, und einen nothdürftigen Schluß von eigener Erfindung ansetzte. Der Dichter hatte gesagt, daß nie eine größere Schlacht sei geschlagen worden, als die, in welcher Alexander dem König Darius den Zins bezahlte. Hier sah der Schreiber eine passende Gelegenheit, durch einen scheinbaren Schluß sich

der weitem Mühe zu entheben. Er lässt Alexander sich Bahn brechen bis zu Darius, und ihm mit den Worten „da habt ihr den geforderten Zins“ das Haupt abschlagen. Damit war der Krieg zu Ende; so versichere Meister Alberich und der Pfaffe Lamprecht. Beide hätten geglaubt, es sei damit genug und so sei es Zeit, aufzuhören. Man sieht hier deutlich, wie der Schreiber, der sich von Lamprecht unterscheidet, diejenigen, die etwa über den plötzlichen Schluß sich wunderten, mit der Versicherung beruhigen will, daß hier wirklich das Gedicht zu Ende sei. In dieser Versicherung zeigt der Schreiber, daß er kein gutes Gewissen hatte, und daß er es war, der sich eigenmächtig erlaubte, in kühner Weise sein mühsames und langweiliges Geschäft abzukürzen. Wäre das Werk Lamprechts wirklich nicht weiter gegangen, so hätte sicherlich der Fortsetzer und Vollender nicht unterlassen, seine Verdienste hervorzuheben. Dasselbe Bestreben abzukürzen durch Zusammenziehungen und Auslassungen zeigt sich schon von Anfang an, und tritt mit zunehmender Ermüdung im Verlauf immer deutlicher hervor. Ich muß, um nicht unnöthig Raum und Zeit zu verschwenden, mich begnügen, an einem Beispiel das Verhältniss der beiden Texte anschaulich zu machen.

Molsheim :

805. *Nu vernemet ouch ein ander  
zōzin sante Alexander  
unde hiez sīnen knechte  
sagen in vil rechte,  
ob si in zō künige wolden entfān*

810. *unde im werden undertān  
unde ime geben in sīne hant  
di burc unde daz lant,  
er wolde si lāzen leben  
unde woldin mit ēren geben*

815. *unde mit gnāden lāzen  
unde faren sīne strāze.  
ob si des nit ne wolden  
er sagetin daz er solde  
ir lant zevōren*

820. *unde ire stat zestōren  
unde nemen in allen daz leben,  
ob si im wolden widerstreben  
mit siheiner gewalt.*

825. *dō wāren dar in heledē balt,  
dō si die rede vernāmen  
ze samene si gūtmēn,  
zō Alexandro si santēn.*

Vorau, Diemer S. 203.

*Nu vernement ouch ein ander.  
zuo zin sante Alexander,  
unde sprac ob si in ze chünige wol-  
ten scaphen.*

*unde ime wesen undertān  
unde die burch gāben in sīne gewalt,*

*da saz inne vil manec helt,  
di alle wider zim santēn.*

Hier läßt V. die Hauptsache, die Drohung, aus. Wer bei solchen Beispielen und bei dem willkürlich ersonnenen Schluß bei der Ansicht verharren kann, daß V. nicht ändere und abkürze, sondern den ursprünglichen Text enthalte, dem habe ich nichts mehr zu sagen. Auch sind die Namen, die in M. richtig lauten, in V. entstellt: z. B. König *Xersen* (M. 103) wird König *Eren* (185, 17); aus König *Hyram* (947) wird König *Sigiram* (205, 16); die *Arabes* (955) werden *Arabati* (205, 20). Ähnliches Verderben durch falsches Lesen ist 192, 10: *unt zoh sines sinnes* aus *und zehenzich sines gesindes* (382).

Wir haben also in der Vorauer Handschrift nicht den ursprünglichen sondern einen vielfach entstellten und abgekürzten Text. Daraus folgt nun aber nicht, daß die Molsheimer Handschrift den unveränderten ursprünglichen Text enthalte. Vielmehr lehrt die Vergleichung mit der andern Handschrift, daß auch dieser Text, obgleich viel vollständiger als jener, doch nicht ohne Auslassungen und nicht ohne Änderungen geblieben ist. Ich will dies nur an einigen Beispielen zeigen. Alexander hört den Bucephalus wiehern :

Molsh.:

328. *daz ros hörter dô weien  
unde tubillichen schrien.  
vil starke er dô dächte,  
waz daz wesen mohte,  
mit allen sinen sinne,  
wes wère di freislîche stimme.  
zô Vestidne er dô sprach:  
nu sage mir, waz daz sîn mach,  
daz mir schillit in mîne ôren  
unde ne lâzt mich nith gehôren.  
iz gebârit freislîche:  
sîn stimme di is gelîche  
einem freislîchen tiere.*

Vor. S. 191:

*dô hórderz ros wâien;  
daz stunt in sîner thobeiht srên.  
Alexander sprach zen chunden,  
die mit ime uber die palize gingen:  
ich ne weiz waz mir scillet inz ôre.  
ez ne lât mich niht gehôren.  
ich neweiz wederz ein ros oder ein  
lewe deht,  
wain ez da in beslozzen stet.*

Hier ist wie gewöhnlich bei V. die Abkürzung bemerklich: aber es ist nicht der Text M., der zusammengezogen wurde, sondern ein beträchtlich abweichender; und zwar der ursprüngliche, da auch bei Eckehard Alexander sagt: *numquid hinnitus aures meas an vero rugitus aliquis leonis offendit*. Auch die seltene Form *deht*, wie für *deht* hergestellt werden muß, und *steit* für *stet* sind Zeichen der Echtheit. Es ist also der Text von M. ein geänderter.

Wo Alexander sich bei Philipp beklagt, daß er seine Mutter verlassen habe, sagt er in

Molsh.:

270. *wen ein dinc daz ih ù clagen  
unde in mîne herzen tragen,  
des hân ich vil swêren mût  
ouh ne dunkit iz mir niwît gût,  
daz ir mîne mûter  
Olympiaden die gûten  
mir ze leide verlâzen hât  
unde einen ubirhîr begât  
mit eime anderen wibe.  
ih swere ù daz bi mîneme lîbe:  
swer disen rât hât gefromit  
daz iz ime ze grôzen unstaten  
noh comet.*

Vor. S. 194:

*Wan eines tinges trag ich iuch ube-  
len muot,  
daz tunchet mich ze neuht geguot.  
daz ir mîne muoter liezet iuwers  
willen,  
unt habet ein uberhuor gestellet.  
ter rede willich nu gedagen,  
iuer ezzen willich neuht fersagen.  
nu weun so mir dei ougen da ich mit  
kesihe  
ich kedanche sîn allen den hân,  
die disen rath habent gefrumit,  
daz er niemer zêren chumt.*

Hier ist Vor. lebendiger und kräftiger: das seltene *hân* und das merkwürdige *nu weun* sprechen für die Echtheit von V. Dazu kommt, daß die Worte, *iuer ezzen willich neuht fersagen* durch den lateinischen Text bestätigt werden, Valerius: *vos quoque participabo convivio*; bei Eckehard: *ad nuptias non invitaberis*.

An andern Stellen ist sogar V. ausführlicher als M., besonders in dem Gefecht Alexanders mit Mennes, 1540 und Diemer S. 218. Die Stelle ist zu lang, um sie auszuheben; aber wer sich die Mühe gibt, die beiden Texte zu vergleichen, wird der Vorauer Handschrift den Vorzug größerer Lebendigkeit und Frische nicht versagen können.

Es mag dies genügen, um zu zeigen, daß wir auch in der Molsheimer Handschrift nicht den unveränderten Text des Gedichtes haben. Das Gedicht muß daher älter sein, und zwar wahrscheinlich um ein beträchtliches älter als unsere Handschriften. Die Zeit der Abfassung muß also wenigstens in den Anfang des zwölften, vielleicht in das Ende des eilften Jahrhunderts hinaufgerückt werden.

Wir wissen, daß man beim Abschreiben älterer deutscher Gedichte nicht mit gewissenhafter Treue verfuhr. Namentlich in Beziehung auf den Reim wurden nicht nur ältere Werke im dreizehnten Jahrhundert gänzlich umgearbeitet, sondern auch schon vor der Periode des strengen Reims, im zwölften Jahrhundert, erlaubten sich die Schreiber, Reime, die ihnen anstößig waren, durch genauere zu ersetzen. Dies zeigt sich z. B. deutlich an den Handschriften der Kaiserchronik. Auch diejenigen derselben, welche noch den alten Text enthalten, bestreben sich doch mehr oder weniger, eine größere Gefälligkeit des Reims herzustellen. Der Geschmack änderte sich allmählich; und Reime, die zu Ende des eilften Jahrhunderts noch ganz ohne Anstand waren, wurden schon in der Mitte des zwölften beseitigt, obgleich

man damals noch weit entfernt war von der Strenge des Reims der höfischen Dichtkunst. Wenn wir also ein Gedicht des elften Jahrhunderts in Handschriften des zwölften haben, so müssen wir erwarten, daß wir es in Beziehung auf die Reime schon nicht mehr in der ursprünglichen Gestalt besitzen.

Allerdings ist das Alexanderlied, so wie wir es haben, obgleich immer noch *nâch den alten sîten, stumpflich, niht wol besîten*, doch im Reim viel jünger, viel strenger als das Annolied. Aber da unsere Handschriften jüngere Abschriften sind, so kann diese größere Glätte und Reinheit des Reims durch die Abschreiber entstanden sein. Daß dies wirklich der Fall ist, lehrt die Vergleichung der beiden Handschriften. Und es ist besonders die Molsheimer Handschrift, die sich erlaubt, des Reimes wegen zu ändern. Es genügen einige Beispiele.

Molsh.:	Vorau:
165. <i>nâh einem grîfen getân, daz sult ir wîzen âne wân.</i>	<i>alsus sagen die in ie gesâhen.</i>
308. <i>deme kuninge wart ein bote dâ gesant, von deme der daz ros het erkant.</i>	<i>von dem den daz ros was chunt. . . . . . haim gesant.</i>
452. <i>do er do wider hêim quam, ein vil leit mêre er vernam.</i>	<i>und antwort im ein emâheit also dicke der stolze man tuot.</i>
488. <i>und antworte ime smêliche unde frevelliche.</i>	<i>einlif tûsent sant er sînes heres nâch deu boumen über mer.</i>
937. <i>eilif tûsint von sînem here santer nâch boumen von dem mere.</i>	

In andern Fällen wird der gefälligere Reim durch Einschaltung einer Zeile hergestellt.

Molsh.:	Vorau:
53. <i>ouh wâren kuninge creftich hêr unde mehtih, ubîr manige diet gewaldich, ir hêrheit manicfaldich.</i>	<i>iz waren ouh chunige creftic uber manec dit gewaltec</i>
93. reimt auch M. <i>hêrlich: gewaldich.</i>	
Molsh.:	Vorau:
1805. <i>nu wil ih iu cunden umberal wi vil einer scare wesen sal, als ihz in den bûchen han ge- lesen:</i>	<i>wi vil ain scare haben sal allen die des niht emwîzin:</i>

*der sal sehs túsint wesen      sehs tusint unde hunderet sehsi.  
unde sehs hundrit unde sehs-  
cich man,  
als ich mih versinnen kan.*

Hier zeigt die letzte leere Zeile, *als ich mich versinnen kan*, deutlich, daß in *M.* zur Herstellung des Reims erweitert wurde. In andern ähnlichen Fällen ist vielleicht nicht in *M.* erweitert, sondern in *V.* verkürzt worden.

Man darf also nicht aus der größeren Gefälligkeit der Reime folgern, daß das Alexanderlied nicht von dem Verfasser des Annoliedes gedichtet sein könne. Übrigens begegnen im Alexander eine Menge sehr freier und alterthümlicher Reime; ich will nur beispielsweise einige ausheben. 153. *dicke: locke.* 163. *wunder: ander.* 175. *lib: hêrlîh.* 239. *bewaren: schaden.* 435. *hette: gesetzte.* 1225. *worf: burh.* 1243. *bleip: warheit.* 2170. *Xersem: vermezzen.* 2174. *fride: ime.* 2194. *rechen: Xersem.* 2336. *bilide: tuginde.* 2445. *bete: warnete.* 2487. *ubere: widere.* 2529. *durzô: getûn.* 3385. *werilde: gerinde.* 3895. *wedere: ebene.* 4077. *Macedonen: Indien.* 4265. *ingegene: biliden.* 4801. *zwenzic: lib.* 5678. *affen: katzin.* *gefugele: gesidele.* 5710. *sune: comen.* 5812. *crapfen: ricken.* 6230. *danke: mantel.* Diese Reime vergleichen sich den Reimen des Annoliedes, wie 99. *megide: irslagene.* 157. *himile: widere.* 193. *wilde: zeinde.* 227. *bluote: gruozte.* 261. *cisamine: tavelin.* 284. *volke: gecelte* u. s. w. Der Reim 719 *manige: cisamine* steht ebenso im Alexander 2565.

Das eigenthümliche des Reims des Annoliedes besteht darin, daß bloße Flexionen, und zwar unmittelbar auf die Tonsilbe folgend, noch Tongewicht genug haben, um ihn zu tragen. Z. B. *man: minnan.* 135. *man: lidan.* 163. *des stiphtis: Semiramis.* 213. *glase: in den sê.* 223. *man: generian.* 275. *man: bedwingan.* 289. *namin: wêrin.* 314. *noch sin: sprechin.* 316. *gewan: geltan* u. s. w. Dasselbe findet sich noch einigemal im Alexander:

2474. *daz der kuninc hîz sîne man  
grôze boume hōwan.*  
548. *dâ vant er boten Daries  
eines geweltigen chuniges (aus Vor.).*  
3539. *gâben: irslûgen.*  
5350. *habeten: woneten.*  
2028. *die kûnen Macedones  
sus getânes mâtes.*

Hier trägt die Silbe *tes* den Reim allein; vergleiche

2279. *Macedones: bâten si des.*

Hieher gehören noch einige der oben angeführten Reime.

Ferner die schon angeführte Stelle aus *V. Diemer* 224, 2:

*allen die des niht enwizin  
sehs túsint unde hunderet sehsi.*

Die zweite Zeile wird gelesen werden müssen: *sehs túsint sehs hundert seh-  
zic*. Er reimt also die letzte Silbe von *wizzin* auf die letzte von *seh-  
zic*, ungefähr wie Anno

*325. der die werlt in jarin zuelevin  
irnuor unzan did einti.*

die Silben *vín* und *tí* reimen.

Es hat sich also ergeben, daß zwar allerdings das Alexanderlied, wie wir es besitzen, im Reim sich vom Annolied unterscheidet, daß er aber in seiner ursprünglichen Gestalt ganz auf dieselbe Weise reimte wie dieses. Weit entfernt aus der Verschiedenheit des Reims beweisen zu können, daß beide Gedichte von verschiedenen Verfassern sein müssen, dürfen wir vielmehr gerade aus den Reimen die Vermuthung schöpfen, daß beide Gedichte in der gleichen Zeit und wahrscheinlich von demselben Verfasser gedichtet sind.

Dasselbe Ergebniss hat die Betrachtung der Sprache. Das Annolied ist ohne Zweifel in den Formen alterthümlicher. Aber im Alexander sind die vollern Vocale der Endungen nur durch die jüngern Abschreiber verdrängt, sie waren ursprünglich ebenso vorhanden wie im Anno; das zeigen die wenigen Reste 2505. *imo*. 5298. und 401. *verro*. 697. *ferweltigót*, und zwar nicht im Reim. Ebenfalls außer dem Reim *verwandelóte* 3225, 5988. Im Reim *gelasterót* 3242, *unversculdigót* 2439, *vertunkelóte* 136, *verwandelóte* 135, neben *verwandelte*. Ferner 607: *ein mérór arbeit*. Dazu in V. Diemer 219, 23 *der érór*, 223, 7 *argóren*, und *bezeichinót* 212, 22; 213, 3. Es ist wahr, daß das *ó* im Particip. auch noch bei Spätern im Reim gebraucht werden kann: aber *imo* und *verro* sind schwerlich nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts noch nachzuweisen, da das Rolandslied, in welchem *imo*, *themo*, *thínemo* vorkommt, wahrscheinlich zu weit herabgerückt wird. Auch die Genitive Pluralis *dere* und *ire* dürfen als ein Zeichen höheren Alters angeführt werden, z. B. 1112. *was ire gedanc*. 1997. *dere* im Reim auf *spere*. Was also die Alterthümlichkeit der Sprachformen betrifft, so war das Alexanderlied in seiner ursprünglichen Gestalt auf gleichem Stand wie das Annolied.

In Beziehung auf den Dialect ist es ein deutliches Kennzeichen der Sprache des Annodichters, daß er nicht *gét*, *stét*, noch *gát*, *stát*, sondern *geit*, *steit* sagt. 162. *só steit iz*. 644. *dár íffe steit nu sîn graf*. 585. *diu inzuischin erden unti himili geit, beidenhalben schínit*.

Ebenso spricht der Dichter des Alexanders, und zwar ist hier die Aussprache durch Reime gesichert 32. *múzicheit: versteit*. 172. *breit: steit*. 552. *steit: streit*, wie statt *stét: strét* gelesen werden muß. 215. *wisheit: geit*. 221. *cundicheit: geit*. Diese Aussprache findet sich noch im Morolf

und merkwürdiger Weise einmal in dem Minnelied Gottfrieds *wēplīche werdekeit*; *swes muot ze minnen steit* (Grimm, Gramm. I, 944). Auch die merkwürdige Form *deit* für *duot* ist im Alexander sicher.

147. *sô sah er also der wolf deit,*  
*alsoer ubir sīnem âse steit.*

Diemer 191, 5. *ich ne weiz wederz ein ros oder ein lewe deit (de<sup>o</sup>ht)*  
*wan er dâ in beslozzen steit.*

194, 22. *smâheit: teit [tuoh].*

198, 3. *frumelīchen er dar reit*  
*alsô dicke der stolze man deit [deht].*

214, 10. *teit: steit. [te<sup>o</sup>t]*

218, 8. *ûf buzival er reit,*  
*dô sluog er alsô der thoner [deit]*

*deit* muß ergänzt werden. Daneben steht aber auch *tuot*, z. B. 1359. beide Handschriften im Reim auf *muot*. 1544. ebenso in M., wofür V. das obenangeführte *reit*: [*deit*] 218. Vor. 214, 10 steht zwar *deth* aber im Reim auf *muot*.

Im Annolied erscheint nur *duot*, auch im Reim 9. 584. 645. 650. 773. Doch ist der Plural *dint* 778 zu beachten.

Die Form *deit* ist noch aus dem Morolf bekannt. Es ist eine Form, die von der Sprachvergleichung verlangt wird. Es bilden Wurzel

<i>gâ,</i>	<i>g'igâti,</i>	(βίβησι),	<i>geit</i>
<i>sthâ,</i>	<i>tishthâti</i> (ved. gem. <i>tishthati</i> ),	<i>ιστησι,</i>	<i>steit</i>
<i>dhâ,</i>	<i>dadhâti,</i>	<i>τιθησι.</i>	<i>deit</i>
<i>dâ,</i>	<i>dadâti,</i>	<i>διδωσι,</i>	<i>tuot.</i>

Aber im Präteritum *dadhau* und *dadau* können im Deutschen die Wurzeln *dhâ* und *dâ* nicht mehr geschieden werden; daher tritt auch im Präsens *tuot* an die Stelle von *deit*.

Ein deutliches Kennzeichen des Dialects des Annodichters ist ferner, daß er manche Substantive, die sonst stark sind, schwach decliniert, oder abwechselnd stark und schwach. Dahin gehört *scari* 455. Plural. Nom. u. Accus. *scarin* 416. 424. — *vride*, 340 *ci vridin*. — *kettinin* 216. — *cir hellin* 258. *der arkin* 309. — *cir erdin* 748. — *ceinir sprâchin* 339. — *dere sâzin* 356. — *mit maniger slahtin* 653. — *mit suozir redin* 737.

Auch *den eigen* 315 darf nicht als Schreibfehler behandelt werden. Roth führt dazu aus der Veronica an: *an dem cruce he den eigen nam*.

Ganz dieselbe Eigenheit zeigt die Sprache Lamprechts. Ich führe nur einige Wörter an, die auch im Annolied vorkommen: *scare*, 1810 *in einer scaren*. — *fride*, 1204. *eines friden*. — *ketenen* 5423. 5270. — *der hellen* 6521, aber *der helle* 2738. — *mit der erden* 7048.

Andere finden sich bei Weismann S. 466 verzeichnet, aber nicht alle: sogar *ir sunen* (filii) steht 6110.

Die Sprache des Annoliedes zeigt in den Flexionen *i* statt des gewöhnlichen *e*, obgleich nicht streng durchgeführt: *godis, crúcis, sinin, bluomin, dragint* u. s. w. Dasselbe findet sich im Alexander: *tagis, sínis, balkin, marfin* u. s. w.

Ein sehr deutliches Kennzeichen des Dialects des Annoliedes ist das Possessivum *ir*, das bekanntlich noch die höfischen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts vermeiden. Gramm. 4, 343. Die Beispiele aus Anno sind folgende:

44. *dunnir unte wint irin vlug.*  
 46. *nidir wendint wazzer irin vluz.*  
 89. *andre mertirére mit heiligem irin bluode.*  
 90. *quámen si c'irin heirrin.*

Dagegen entweder Genitiv des Personalpronomens oder zweifelhaft sind *ir, ire, iri, ere* in 40. 41. 171. 191. 192. 264. 284. 292. 311. 343. 357. 358. 392. 516. 756.

Beispiele aus Alexander. 62. *irin willin.* 138. *irn schín.* 893. *ire seledé.* 958. *iren walt.* 1022. *mit irn mannen.* 1185. *iren rádt* u. s. w. In der Vorauer Handschrift findet sich kein einziges Beispiel.

*est* heißt im Annolied *ist* und *is* 740. Ebenso im Alexander *is* 3711. 6773 u. s. w.

Der Plural des Präteritums von *vehthen* lautet im Anno nicht *váhten*, sondern *vuhten* 3; 250: 657. Ebenso im Alexander häufig, obwohl auch öfters *fáhten*; sieh Weismann zu 895.

Man muß sich, was den Dialect betrifft, auf deutliche Merkmale beschränken. Denn da wir den Alexander nur in jüngern, stark veränderten Abschriften besitzen, das Annolied aber nur in einem Druck, in dem deutlich manches, wenn es auch in der verlorenen Handschrift stand, doch nicht die ursprüngliche Schreibung sein kann, und da ferner die freieren Reime dieser Denkmäler keinen sicheren Schluß auf die Laute erlauben, so kann manches, was unter andern Umständen sehr erheblich wäre, nicht in Betracht kommen. Z. B. haben beide Gedichte öfter *a* für *o*, und *e* für *i*; aber man kann nicht beweisen, daß dies dem Dialect der Dichter angehört, obgleich dies wahrscheinlich ist.

Von einzelnen Wörtern will ich besonders eines hervorheben, das bis jetzt nur im Annolied und im Alexander nachgewiesen ist; *bihalvin*, im Sinne von: hinaus, bei Seite. Anno 735:

- seint Annin nam her mit handin.*  
*só, quámin si dár bihalvin.*  
*mit suozir redin her un duo bistuont.*

wozu für die Bedeutung von *bihalvin* zu vergleichen Lamberts Annalen 240, 35: *cumque egredereetur, insecutus episcopus.*

Alexander 3802: *dô man si zeinem galgen  
zouch dâ behalben  
an eine vil unreine stat.*

6655: *er nam behalben dô ein teil  
siner heinlichen holden,  
mit den er sprechen wolde.*

Etwas anderes ist die niederdeutsche Präposition *behalben*, ohne, außer, z. B. Wernher vom Niederr. 36, 3.

Andere wie *tageweide*, *volcwîc* dürfen angemerkt werden, obgleich sie auch bei andern vorkommen. *volcwîc* Anno 443, Alex. 102. 3120 u. öfter. In Wackernagels Lesebuch erscheint das Wort nur im Annolied und im Alexander; bei Ziemann sind einige andere Stellen verzeichnet.

*dageweidi* Anno 144. Alex. 2807. Auch in den Nibelungen und in der Gudrun.

*liutkrefte* 538 ist dem Annodichter eigen; aber im Alexander ist das ganz ähnliche *herkraft*, *heriskraft* sehr häufig 106. 2302. 2781 u. s. w.

Zu merken ist der Gebrauch von *vollen* in 787: *Arnolt hiez ein vollen guot kneht*. 287. *ein liuth ci rddi vollen guot*. Ganz ähnlich wird *vollen* im Alexander gebraucht, obgleich ich es nicht vor einem Adjectiv finde: 36. *des liedis wil ih vollen varen*. 5188. *dô di zit vollen ging*. 1231. *Alexander wolde sih vollen rechen*. 62. *irin willen vollen brechten*. *stella* ist nicht *sterne*, sondern *sterro*: *die sterrin* 41. 571; ebenso im Alex. *die sterren* im Reim auf *verre* 5832.

*wierin* 651 (Bücher Mosis und jüngere Judith, Diemer 82, 1. 161, 21); im Alex. *gewieret* 5297. 5419.

*gesidele* Anno 713. Alex. 5681.

*intliuchen* Anno 549. Alex. 6088.

*ervaren* in gleicher Anwendung. Anno 326: *der die werlt irruor unz an did einti*. Alex. 746: *der erfuore al diu lant*.

*anevhten*. 657. *dicke un anevuhtin di lantheirrin*. un lese ich statt im, wie Opitz liest; *anevhten* regiert den Accusativ. Alex. 6827: *wir suln si anevhten*.

Das Adjectiv *ger*, Anno 124: *des lobis was her vili ger*.

Alex. 1465: *sînes selbes ist er gire*.

Das Neutrum *gedinge*. Anno 277: *ci jungist gewan hers al ci gedinge*.

Alex. 4585: *do enpfingen si daz gedinge*.

Das Femin. *freise*. Anno 138. Alex. 7086.

*genenden*. Anno 442: *mit minnerem herige  
genant er an die menige*.

Alex. 1528: *darnâh genante sih Alexander*.

*sich fure nemen.*

Anno 289: *die sich dikke des vure nâmin  
daz si guote rekkîn wêrin.*

Alex. 187: *nu hôret wie er sich fure nam.*

*berihten.* Anno 486: *diu lant bîrehta.*

Alex. 3852: *daz lant berihten.*

Die Präposition *after* und zwar in derselben Verbindung.

Anno 172: *Chaldêi di grimmin  
die heritin afder lanten.*

206: *der mit vier herin vuor aftir lantin.*

371: *Troieri vuorin in der werilte  
wîdin irri afder sedele.*

Alex. 3576: *man sal iu dar umbe sprechen  
laster unde schande  
wîten after lande.*

4041: *hie veret after lande  
der roubére Alexander.*

6206: *des wurde after lande  
gebreytet îher scande.*

Besonders verdient die Interjection *owi* bemerkt zu werden.

Anno 447. *oy* (Kaiserchr. *owi*) *wi di wifîni chungin.*

746. *owi, heirro, waz tir êren unti genâdin volgit.*

Daneben erscheint die Interjection *ô*.

729. *o wi gerne her duo gesêze*

826. *o wi starche si di misilsuht bistuont.*

Im Alex. Diemer 213, 15 (1334). *ôwi wi smâc ime was.*

223, 9 (1775). *ôwi wi dicke er laster gesiht.*

Daneben in gleicher Weise *a*, gewöhnlich mit dem Accent *á*.

186, 4. *a wie starche daz weter ane goz.*

210, 27. *á waz ime dá helede tót lach.*

so 189, 12; 16. 198, 12; 24. 200, 24. 202, 6; 25. 206, 18. 207, 8. 219, 3; 11; 27. 221, 16. 223, 25. 226, 10.

Von *owi* unterschieden ist *ôwê*. 226, 22: *ôwê daz tyre duo niht genas.*

Die Molsheimer Handschrift vermeidet die Interjection; sie läßt *owi* nur stehen, wo es ein Klageruf sein kann. 3298. *owi wie wê mir nu daz tuot.* 3630. 3706. 4921. *owê* steht 5173; 5201.

Es wird das Angeführte hinreichend zeigen, daß auch die Sprache des Alexanders uns nicht verbietet, das Gedicht dem Verfasser des Annoliedes zuzuschreiben. Ich habe natürlich nur solche Wörter ausgehoben, die nicht zu den allgemein üblichen gehören, und die daher geeignet sind, die Heimat des Dichters erkennen zu lassen. Allerdings hat jedes der beiden Gedichte, wie sich das von selbst versteht, eine Anzahl von Wörtern, die im andern

nicht vorkommen. Dem Annolied eigen sind folgende, die ich wenigstens im Alexander nicht gefunden habe.

150. *gehürmen*. 278. *meinstreng*. 288. *redispéhe*. 291. *wíchaft*. 331. *scifmenigi*. 370. *daz gewelde*. 434. *herebrant* [aber jüngere Judith 138, 7]. 445. *merigarten*. 451. *diuniti*. 452. *glíunte* [? *glíndig* Alex. 4284]. 467. *giizin*. 494. *waltpodin*. 500. *untersizzen*. 502. *sedilhof*. 505. *wíhtuom*. 506. *senitstuol*. 594. *hértuom*. 650. *wéhe*, wozu noch einige andere kommen. Theils müssen andere Wörter vorkommen, wo von andern Dingen die Rede ist, z. B. *dere künige wíchtuom*, und *dis pábis senitstuol* konnte im Alexander nicht erwartet werden, theils sind durch die Schreiber manche Ausdrücke, die ihnen veraltet schienen oder unbekannt waren, entfernt worden, wie wir dies an der Interjection *owi* für die Molsheimer Handschrift nachgewiesen haben.

Aber nicht nur im Allgemeinen ist die Sprache in beiden Gedichten dieselbe, sondern es ist auch noch in der jüngern Bearbeitung des Alexanders der Stil, die Denk- und Ausdrucksweise des Verfassers des Annoliedes nicht zu verkennen. Die Ähnlichkeit beider Gedichte ist in der Sprache und im Stil von der Art, daß wir ihnen nicht nur das gleiche Alter und die gleiche Heimat zuschreiben müssen, sondern daß wir sogar den gleichen Verfasser vermuthen dürfen. Dazu sind wir berechtigt, wenn wir in beiden Gedichten dieselben Worte in derselben Verbindung, denselben Stil, dieselben poetischen Bilder und Schilderungen, und dieselbe Gesinnung in derselben Weise ausgedrückt finden. Nicht von großem Gewicht ist *snelle helide* Anno 3. Alex. 1118. 1874. 3526: es ist eine überlieferte epische Formel. Ebenso *manigen helit quodin* 296 und *manigin helit vili quot* 406. Dazu Alex. 1148 *manigen helt quoten*, 1990 *die helede quote*, 2222 *manic helt güt*. Auffallend ist, daß *breite scari* Anno 424. 455. im Alex. nicht gefunden wird; doch *here breit* 4248; ebenso hat Anno allein *helmi stálinheirti* 127; *mit schíninten helmen* 417; *scónin schiltrant* 419. Doch Alex. 4507: *michel wart der stáhilscal* — *dá si des schildes rande zehiwen vor di hende*. Beide haben *der wunderliche Alexander* Anno 324. Alex. 47: dazu Roland 141, 10. Anno 4 *wi si veste burge bréchen* erinnert an Alex. 1122 *bráchen die veste* und 2221 *daz di vesten ringe bráchen*. Der Ausdruck *den sige nemen* in Anno 460 findet sich öfter im Alex. 1239. 4578. *heren und brewen* verbunden Anno 172. Alex. 765. 3621. 3944. — Anno 284: *si sluogen iri gecelte*. Alex. 4578 *do slúge wir unse gezelt* 4905.

Anno 461: *duo vrouwite sich der junge man*.

Alex. 4340: *des frowete sich der stolze man*.

Anno 677: *roub unti brant*. Alex. 6394: *roub oder brant*.

Anno 458: *durch helme virhouwen*. Alex. 1132: *durch den helmen verhouwen*.

Anno 456: *mit bluoti berunnin gar.* Alex. 3677. *berunnen mit dem blüte,* und 3156: *beflozzen mit dem blüte.*

Der Eingang: da konnte man sehen, wird von Anno gebraucht 457: *dā mohte man sîn*; häufig im Alex. 1091. 1131. 3138. *dā mohte man schouwen.* Das sind doch nicht mehr allgemeine epische Formeln, deren sich jeder Dichter bediente, sondern Züge, an denen man die Person des Dichters erkennen kann. Schlachtschilderungen sind in den ältern deutschen Gedichten nicht selten; aber ich glaube nicht, daß die des Annoliedes mit andern eine so auffallende Ähnlichkeit haben, wie mit denen im Alexander. Man vergleiche

Anno 447: *oy wi di wifni clungin  
dā di marih cisamine sprungin.  
herehorn duzzin,  
becche bluotis vluzzin,*

Alex. 4500: *zesament si dō sprungin,  
woh wi di swert chungen.*

4345: *zesamine si dō sprungin.*

3084: *man blies di herehorn umberal.*

1990: *unze di heledē gūte  
wuoten in den blüte  
vaste biz an die knī.  
vil manich in dem blūt ertranc.*

4552: *dā wart gevollit manic furh  
mit dem blüte al rōt.*

4572: *dā flōz daz blūt ubir velt.*

Und ferner Anno 457: *dā mohte man sîn douwen  
durh helme virhouwin  
des rīchin Pompeiis man.*

und Alex. 1131: *dā mohte man dā degene schowen  
durch den helmen verhowen.*

und 3138: *dā mohte man schouwen  
die criechischen recken  
mit den scarfen ecken  
di helme verscrōten.*

Aber derselbe Dichter, der mit derselben Lebendigkeit und fast mit denselben Worten ein Schlachtgemälde entwirft, stellt auch dieselben moralischen Betrachtungen an und gibt mit denselben Worten dieselben Ermahnungen.

Anno 7: *nū ist cīt daz wir denken,  
wi wir selve sulin enden.*

Alex. 7130: *beide man unde wib  
denket an den ewigen līb.*

*unde an daz ewige leben.  
dar nûh sult ir imer streben.*

Anno: *dâ bî wir uns sulin bewarin,  
wante wir noch sulin varin  
von disime ellendin lîbe hin ein ewin,  
dâ wir iemer sulin sîn.*

Alex.: *wande ir ne wizzit niwit di stunden,  
das ir hine sult varn:  
durh daz sult ir ûh bewarn  
di wile di ir hie sît u. s. w.*

Der Verfasser des Alexanderlieds ist ferner ebenso ein gelehrter Mann, wie der Dichter des Lobgesangs; er beruft sich auf die Bücher, die er gelesen hat. Da man jedoch nicht wissen kann, wie weit diese Berufungen von ihm selbst herrühren, oder schon in dem wälschen Gedichte standen, so wollen wir darauf nicht eingehen. Aber hervorgehoben muß noch werden, daß der Annodichter den Roman von Alexander kannte. In die sehr schwierigen Untersuchungen über die Geschichte dieses Romans einzugehen, muß ich mich vorerst enthalten; woher das Annolied seine zum Theil eigenthümlichen Nachrichten über Alexander genommen habe, hoffe ich später erörtern zu können; vorerst genügt der Nachweis, daß der Annodichter den Roman kannte. Da nun, wie wir gesehen haben, zu Ende des eilften Jahrhunderts schon ein deutsches Alexanderlied vorhanden war, so ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß der Verfasser desselben kein anderer war, als derselbe Mann, der in einem deutschen Gedichte gerade in der angegebenen Zeit seine Kenntniss des Romans an den Tag legt.

Es findet sich also im Alexanderlied nichts, was nicht der Annodichter geschrieben haben könnte, und ebenso umgekehrt. Wenn nun aber der Dichter des Lobgesangs nach unserer Annahme Lambert von Hersfeld ist, findet sich im Alexanderlied etwas, was von diesem Geschichtschreiber nicht geschrieben sein kann? Ich finde nichts derartiges. Von Alexander sagt zwar Lambert in den Annalen nichts weiter, als daß er zwölf Jahre regierte, Jerusalem einnahm, und im fünften Jahr die Herrschaft über Asien erhielt. Aber wenn er in den lateinischen Annalen für gut fand, nicht mehr zu sagen, so konnte er doch den Roman kennen und deutsch bearbeiten. Vielleicht wird man hervorheben wollen, daß der Roman von Apollonius von Tyrus, der im Alexanderlied berührt wird, im eilften Jahrhundert nicht in Deutschland bekannt war. Aber das wäre noch zu beweisen. Dieser griechische Roman war wenigstens im eilften Jahrhundert schon geschrieben, und es gibt Handschriften der lateinischen Übersetzung aus dem zwölften. Warum also sollte es unmöglich sein, daß er schon zu Ende des eilften Jahrhunderts einem Gelehrten in Deutschland bekannt war?

In Liebrechts Dunlop S. 545<sup>b</sup>, Nachtrag zu Anmerkung 81, heißt es:

„In den *Gesta Abbatum Fontanellensium* (etwa um 850 verfasst, s. Pertz Monum. 2, 270) finde ich in einem Bücherverzeichniss des genannten Klosters auch aufgeführt: *item historiam Apollonii regis Tyri in codice uno*. S. Pertz l. c. p. 287. Dies ist die früheste Erwähnung des Apollonius von Tyrus, die ich bis jetzt kenne. Das griechische Original muß also noch älter gewesen sein, denn der obenerwähnte Codex war ohne Zweifel in lateinischer Sprache.“ Also schon im neunten Jahrhundert existierte eine lateinische Übersetzung des Romans, und es kann demnach die Bekanntschaft mit demselben gegen Ende des elften Jahrhunderts keine Schwierigkeit machen.

Das Alexanderlied ist uns nur in jüngern abändernden Abschriften erhalten; es ist nach innern Gründen der Wahrscheinlichkeit von dem Verfasser des Annoliedes gedichtet; und es war schon um 1099 dem Mönch Eckehard von Aurich bekannt. Da als Verfasser desselben ein Pfaffe Lamprecht sich nennt, so wird höchst wahrscheinlich, daß wirklich Lambert von Hersfeld dieser Pfaffe Lamprecht und zugleich der Dichter des Annoliedes sei.

Wenn das Annolied und der Alexander in Hersfeld gedichtet sind, so darf man fragen, ob in diesem Kloster die deutsche Litteratur gepflegt wurde. Wir haben eine Reihe von deutschen Werken, die in der Sprache und in der Behandlung eine gewisse Verwandtschaft mit dem Alexander zeigen, und deren Heimat bis jetzt nicht bestimmt werden konnte; sollten sie in Hersfeld gedichtet sein? Leider fehlt es uns an einer Geschichte dieses Klosters, dessen Urkunden noch unbenützt in Kassel liegen. Aber unwahrscheinlich ist es nicht, daß dort die deutsche Sprache von frühe an geschrieben wurde. Die Schule von Hersfeld soll nach einer Notiz bei Trithemius (*Chronic. Hirsang.* S. 21 bei Freher) durch Strabus von Fulda gegründet sein. Dies ist wohl kein anderer als Walafrid Strabo, später Abt von Reichenau, der Schüler der Rhabanus Maurus. Dieser nahm Theil an seines Lehrers Bemühungen um die deutsche Sprache und soll selbst an einer deutschen Übersetzung des neuen Testaments gearbeitet haben. Er wird also von Anfang an der Schule von Hersfeld die Richtung auf Pflege der Muttersprache gegeben haben. Aus den *miracula S. Wigberti* (*Script.* IV, 224), die von einem Hersfelder Mönch in der Zeit Otto des Großen geschrieben sind, geht hervor, daß die Schule des Klosters nicht untergegangen war. Unter Abt Gozbert 970—985 wurde sie mit Handschriften bereichert. Im elften Jahrhundert, unter dem *scholarum magister Albuin*, der 1053 Abt von Nienburg wurde, und unter dem Abt Meginher 1036—1059 war sie weitberühmt und vielbesucht. Aber welche Werke wurden dort geschrieben? Durch lateinische Schriften scheinen sich die Hersfelder Mönche vor Lambert nicht ausgezeichnet zu haben; vielleicht geschah es durch deutsche. Der Mönch Othlonus von S. Emmeram war in Hersfeld gebildet

um 1024: er schrieb lateinisch und deutsch, und wir haben von ihm ein deutsches Gebet. Das sind freilich nur geringe Spuren; aber es verlohnt, sie weiter zu verfolgen.

Es wird am Platze sein hier anzugeben, was wir über das Leben des Mannes wissen, dem wir in der Geschichte unserer deutschen Litteratur eine so hervorragende Stellung anweisen möchten. Ich folge den Angaben des Herausgebers der Annalen, Ludw. Fried. Hesse, denen ich nichts neues beizufügen weiß (Monum. script. V, 134).

Von der Heimat und den Eltern Lamberts ist nichts bekannt. In den Annalen zum Jahr 1085 sagt er selbst: *Ego N. presbiter ordinatus sum Ascafnaburg in ieiunio autumnali a Liupoldo archiepiscopo*. Man las *a Scafnaburg* und glaubte danach, er sei von Aschaffenburg gebürtig. Nach der neuern Lesung und Erklärung wurde er vielmehr in Aschaffenburg zum Priester ordiniert. Die Zeit seiner Geburt ist ebenfalls ganz unbekannt. Man weiß nur nach seiner eigenen Angabe, daß er im Jahr 1058 in Hersfeld von dem Abt Meginher das geistliche Gewand empfing. *Ego N. vulgatum toto orbe abbatibus Meginheri placitam Deo conversationem æmulatus, rei familiaris curam, ne in via Dei prægravarer, abiecti, sanctamque vestem ab eius sanctissimis manibus Idibus Marcii, heu! nimium impar tali armatura, suscepi*. Im Herbst desselben Jahres wurde er vom Erzbischof Liutpold von Mainz in Aschaffenburg zum Priester geweiht, und trat sogleich eine Pilgerfahrt nach Jerusalem an. Das nächste Weihnachtsfest beging er in Nissa in Servien (*in civitate Marouwa*). Den 17. September 1059 kam er von der Wallfahrt in das Kloster zurück. Er war ohne Erlaubnis des Abts abgereist; darum war es ihm eine große Beruhigung, denselben lebend anzutreffen und die Verzeihung desselben zu erhalten, zumal da Meginher schon im folgenden Monat starb. Von dem Nachfolger desselben, Ruthard, wurde Lambert im Jahr 1071 nach Saalfeld und Siegburg geschickt, um daselbst die neue, von Erzbischof Anno eingeführte Mönchszeit kennen zu lernen. Weiter wissen wir nichts von seinem Leben, als daß er wahrscheinlich noch längere Zeit nach 1077 lebte. Denn bis zu diesem Jahr führt er seine Annalen, die er mit der Wahl Rudolfs abschließt, weil sein Werk schon lang genug sei, und damit ein Fortsetzer einen passenden Ausgangspunct habe. Es scheint in diesen Worten zu liegen, daß es ihm selbst nicht an Stoff gefehlt hätte, die Geschichte weiter zu führen, und daß er also später als 1077 schrieb. Wie lange er lebte, und wann er starb, wissen wir nicht. Er verfasste, wie wir von ihm selbst wissen, eine Geschichte seiner Zeit in Versen; sie ist verloren. Ferner schrieb er eine Geschichte des Klosters Hersfeld im Jahr 1074. Von diesem Werk ist nur die Vorrede und ein Auszug erhalten. Erhalten aber ist uns sein Hauptwerk, seine Annalen, welche die Geschichte von Adam bis zur Regierung Heinrichs IV. nur in kurzem Auszug erzählen, aber für die Zeit dieses Kaisers bis zum Jahr 1077

eine der wichtigsten gleichzeitigen Quellen sind. Wenn unsere Vermuthungen begründet sind, so schrieb Lambert nicht nur in lateinischer, sondern auch in deutscher Sprache. Außer dem Annolied und dem Alexander darf ihm vielleicht noch die jüngere Judith der Vorauer Handschrift zugeschrieben werden. Denn diese geht in der Handschrift unmittelbar dem Alexander vorher. Im Alexander wird die Geschichte der Judith als bekannt vorausgesetzt 772. In der Judith zeigt sich eine auffallende Verwandtschaft des Stils mit dem Alexander und dem Annolied; man sehe nur Diemer 138, 7: *sô mîchel wart der herebrant*, ebenso Annol. 434. Für *herkraft* gibt Müller nur Beispiele aus der jüngern Judith: es steht im Alex. 106. 161. 2302. s. Weism. S. 431.

Möge dieser Versuch, über die dunkeln Zeiten der frühern Geschichte unserer Litteratur einiges Licht zu verbreiten, zu ergänzenden und berichtenden Forschungen anregen.

---

### ZUM MYTHUS VON BALDURS TOD.

---

In Eisenmengers Entdecktem Judenthum 1, 179—180 wird aus dem Buch Toledoth Jeschu (von Wagenseil in *Tela ignea Satanæ* hebr. und lat. herausg.) eine Stelle angeführt, die in einer Beziehung mit dem Mythos von Baldurs Tod und dem vorausgegangenen Eide der Bäume, Steine, Thiere u. s. w. eine merkwürdige Ähnlichkeit hat. Sie lautet: „Als nun die Weisen befohlen hatten, daß man ihn (den gesteinigten Christus) an das Holz henken sollte, und das Holz ihn nicht tragen wollte, sondern unter ihm zerbrach, sahen es seine Jünger, weineten und sprachen: sehet die Gerechtigkeit unsers Herrn Jesu, daß ihn kein Holz tragen will. Sie wussten aber nicht, daß er alles Holz zu der Zeit beschworen hatte, als er den Namen (den *Schem hammphorasch*, siehe darüber Eisenmenger passim) noch in Händen hatte . . . . Da aber Judas sah, daß kein Holz ihn tragen wollte, sagte er zu den Weisen: betrachtet die Arglistigkeit des Gemüths dieses H . . . . sohnes, dann hat er alles Holz beschworen, daß es ihn nicht tragen sollte, siehe es ist in meinem Garten ein großer Krautstengel, ich will hingehen und selbigen herbringen, vielleicht wird er ihn tragen. Da lief Judas hin und brachte den Krautstengel und sie henkten Jesum daran.“

Die Bezüge zwischen Judas und Loki, dem Beschwören der Bäume, dem Vergessen des Krautstengels und des Mistelzweigs sind auffallend. Das Buch T. J. ist jedenfalls nicht jünger als das dreizehnte Jahrhundert, denn Raimund Martini hat es nach Wagenseil schon in seinem *Pugio Fidei* gekannt.

C. HOFMANN.

---

## HERBORT VON FRITSLAR UND BENOIT DE SAINTE-MORE.

VON

G. KARL FROMMANN.

---

Nicht unmittelbar, sondern auf mancherlei Abwegen durch das uns noch wenig bekannte Gebiet der romanischen und das noch fremdere der byzantinischen Litteratur näherten sich zuerst im Ausgange des zwölften und Anfange des dreizehnten Jahrhunderts deutsche Dichter dem großen und reichen Felde der altklassischen Poesie und verpflanzten von dort her vor allen anderen die Sagen vom trojanischen Kriege und von Alexander dem Großen auf den deutschen Boden, in welchem diese in kurzer Zeit vielfache Wurzeln schlugen und sich, wie im übrigen Europa bis zum fernen Norden hin, so hier in den manigfaltigsten Umgestaltungen bis in das Herz des deutschen Volkes verbreiteten. So weisen Heinrich von Veldeke in seiner Eneit, Lamprecht in seinem Alexander, Herbort in seinem Lied von Troye und selbst noch gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts Konrad von Würzburg in seinem Buch von Troye mit bestimmten Worten auf wälsche (romanische) Quellen hin, aus welchen sie die antiken Stoffe zu ihren Dichtungen schöpften. Gewiss lagen auch jener vorherbort'schen Bearbeitung des trojanischen Kriegs, auf welche hin die bekannten Worte bei Lamprecht und vielleicht auch eine Stelle in Thomasins Wälschem Gaste, wenn letztere nicht auf Herbort selbst zu beziehen ist, sich richten, so wie dem uns bis jetzt noch unentdeckt gebliebenen trojanischen Kriege Rudolfs von Ems, von welchem uns der Dichter selbst in wenigen, doch deutlichen Worten die einzige Nachricht gibt, ähnliche Quellen der damals so weit verbreiteten romanischen Litteratur zu Grunde.

Wie überaus wichtig in manigfacher Beziehung, besonders für die Litterargeschichte, die Untersuchung über Verbreitung und Umgestaltung der antiken Dichtung sei, liegt am Tage; zugleich aber auch, wie schwierig, ja bis jetzt fast noch unmöglich wegen der Unzugänglichkeit der romanischen und mehr noch der älteren byzantinischen Bearbeitungen derselben. So war es mir, als ich vor achtzehn Jahren meine Ausgabe des trojanischen Kriegs von Herbort erscheinen ließ, selbst bei dem besten Willen und inmitten des reichsten Schatzes von Hilfsmitteln, welche die Georgia-Augusta, der ich damals angehörte, bot, nicht möglich, die Spuren, auf welche die Untersuchung über die wälsche Quelle dieses Dichters mich leitete, durch die romanische

Litteratur weiter zu verfolgen und diesen bedeutenden Gegenstand ganz ins Reine zu bringen. Aus einigen dürftigen, durch ungenaue und irrige Angaben noch mehr verdunkelten Nachrichten fern liegender Werke über Benoît de Sainte-More (s. Herbort S. XVI. ff.) vermuthete ich, daß dessen noch ungedrucktes, doch in vielen Handschriften erhaltenes Gedicht „*destruction de Troyes*“ jenes „*welsche buch*“ sein könne, welches uns Herbort als den Leiter bei seiner Bearbeitung der Sage vom trojanischen Kriege nennt, und gerade noch vor Beendigung meines Buches kam mir aus den Händen meines verehrten Freundes, des Herrn Dr. Ferd. Wolf in Wien, in der gütigen Beantwortung einiger in Beziehung auf Benoît an ihn gestellten Fragen, aus der zunächst liegenden Handschrift der *destruction de Troyes* in der Wiener Hofbibliothek entnommen, die Freude, jene meine Vermuthung zur höchsten Wahrscheinlichkeit, ja zur Gewissheit erhoben zu sehen. Obschon nun jene wenigen Verse aus Benoît, die im Nachtrage zu Herbort (S. 347—350) mitgetheilt wurden, hinreichen konnten, die Frage über die romanische Quelle unseres deutschen Dichters zu beantworten, so mußte mir dennoch viel an einer weiteren Bekanntschaft mit der *destruction de Troyes* gelegen sein und namentlich an einer sorgfältigen, ins einzelne eingehenden Vergleichung derselben mit Herborts Lied von Troye. Darauf verwendete ich auch nachmals, im Winter von 1840—41, in welchem mich auf einer weiteren Reise nach Italien zuvörderst die handschriftlichen Schätze der k. k. Hofbibliothek zu Wien gefesselt hielten, einen Theil jener unvergesslichen Zeit. Es bedurfte nur weniger Stunden, mich von der unumstößlichen Wahrheit dessen, was mir bis dahin immer nur als Vermuthung gelten durfte, vollkommen zu überzeugen und dadurch meine besondere Aufmerksamkeit der genauesten Vergleichung beider Gedichte zu widmen, die ich nachher auch durch Einsicht zweier Handschriften des Benoît in der Bibliothek von S. Marco in Venedig an einzelnen Stellen noch vervollständigte.

Leider konnte das günstige Ergebniss jener Arbeit, wie auch die anderen litterarischen Früchte meiner Reise<sup>1</sup>, mit Ausnahme des im vierten Bande von Haupts Zeitschrift gegebenen diplomatischen Abdrucks des Haugdieterich und Wolfdieterich, bisher noch nicht der Öffentlichkeit übergeben werden, da bald nach meiner Heimkehr eine mehr und mehr sich erweiternde Lehrthätigkeit mich so in Anspruch genommen, daß ich dem Lieblings-

---

<sup>1</sup> Thomasins wälscher Gast ist nach einer großen Zahl von mir abgeschriebenener oder verglichener Handschriften durch Herrn Prof. Heinrich Rückert in Breslau herausgegeben worden. Konrads von Würzburg trojanischen Krieg wird nächstens mein Freund Dr. Franz Roth in Frankfurt a. M. in einer kritischen, auf Grund der von mir benützten Handschriften hergestellten Bearbeitung dem litterarischen Vereine zu Stuttgart zur Veröffentlichung in dessen Sammlung übergeben. Meine Materialien zu einer neuen Ausgabe von Strickers Karl habe ich in diesen Tagen meinem Collegen, Herrn Dr. C. Bartsch, überlassen.

studium der Muttersprache auf lange Zeit entsagen mußte. Nun aber, da eine günstigere Wendung des Geschicks mich demselben wenigstens theilweise wieder zugeführt, nehme ich auch jene Untersuchung über Herbort von Fritslâr und Benoît von Sainte-More endlich wieder auf, um sie, nach einer im Drange anderer Arbeiten bestmöglichen Vollendung, in diesen Blättern mitzuthellen, in der Hoffnung, es werde den Freunden der vaterländischen Litteratur solche genauere Vergleichung eines deutschen Gedichtes mit seiner romanischen Quelle, als ein richtiger Maßstab, mit welchem wir das Verdienst unseres Dichters messen können, nicht ganz werthlos erscheinen. Doch auch den Freunden der altfranzösischen Litteratur mögen diese wenigen Bogen eine willkommene Gabe sein, die ihnen vorläufig eine bessere Kenntniss von des Benoît destruction de Troyes (roman de Troyes) gewähren kann, als jene zerstreuten und dürftigen Mittheilungen dies zu geben im Stande sind, deren Unzulänglichkeit ich selbst am schmerzlichsten beim Beginne meiner Untersuchung über Herborts Quelle fühlte, ja die im Gegentheile durch unrichtige Angaben den Schritt des Forschers eher hemmen und irre leiten.<sup>1</sup> In dieser Hinsicht stellt sich vor allem der in der *histoire littéraire* enthaltene und schon in der Einleitung zu Herbort (S. XIX) vermuthete Irrthum deutlich heraus, in den auch Paulin Paris, der spätere Berichterstatter über die französischen Manuscripte der k. Bibliothek in Paris, in seinem Werke (*les manuscrits Français de la bibliothèque du roi*; Paris 1836), das überhaupt unverkennbare Zeichen der Nachlässigkeit und Oberflächlichkeit an sich trägt, aufs Neue gerathen ist. Er behauptet nämlich daselbst (1, 70) in seinem Berichte über den „roman de Troyes par Beneois de Sainte Maure“, daß dieser Dichter, wie der falsche Dares, sein Werk mit der Geburt des Achilles und mit dem Zuge nach dem goldenen Vließ beginne. Allein von Achilles Geburt hat weder unser Herbort in seiner romanischen Quelle etwas gefunden, noch ist es mir gelungen, sie in der Wiener Handschrift des Benoît zu lesen. Wahrscheinlich ist der flüchtige Blick des Herrn Paulin Paris durch die irrige Angabe in der *histoire littéraire* und durch die wenigen Worte des Benoît getäuscht worden, mit welchen dieser in der gereimten Inhaltsangabe seines Gedichtes (s. unten) zwar des Achilles gedenkt, ohne jedoch im Gedichte selbst (s. unten S. 53, 5) seine Geburt noch seine Theilnahme am Zuge der Argonauten zu erzählen, an die er vielmehr, wie mir scheint, nur durch die schon in der Anmerkung zu Herbort V. 100 besprochene Verwechslung des Pelias mit Peleus erinnert wurde.

Selbst die Pfleger der altklassischen Philologie mögen zunächst für die

---

<sup>1</sup> Prof. Dr. Holland in Tübingen gibt in seiner trefflichen Schrift über *Creation von Troies* (Tübingen, 1854) S. 251 auch eine genaue Zusammenstellung der Litteratur über Benoît, auf welche wir hier der Kürze wegen verweisen.

Trojanersage, wie aus der altdeutschen (s. Herbort, S. XXIV.), so auch aus der romanischen Litteratur noch mancherlei lernen. Mit Unrecht behauptet z. B. Schöll in seiner griechischen Litteraturgeschichte, daß erst durch die Umarbeitung des Guido von Columna das Werk des Dares eine weitere Verbreitung erlangt habe, während Benoît lange vor Guido (um 1287) den trojanischen Krieg bearbeitete, und es sogar sehr wahrscheinlich ist, daß letzterer sich erst an den romanischen Text anlehnte, nicht aber, wie er selbst fälschlich vorgibt, an den ursprünglichen Dares.

Herbort, der, wie er selbst es fühlte und in rühmlicher Bescheidenheit öfters bekennt (Vers 27 ff., 84 ff., 14150 ff., 18452 ff.), so als Dichter, wie als Übersetzer (vergl. unten V. 1789 ff., 1983 f., 3304 ff., 3611, 4491 und 4889, 5083, 6302, 13220, 15777, vielleicht auch zu 274) seiner noch im jugendlichen Alter (V. 30, 14163) unternommenen Arbeit nicht gewachsen war und in dem reichen Stoffe der Trojanersage, den der gewandte Konrad von Würzburg einem mit sich fortreißen den Strome und dem grundlosen Meere vergleicht, einen mühsam zu ersteigenden Berg erkennt (V. 1639 bis 1658), schließt sich, unter den Beschränkungen im folgenden Abschnitte und mit einem absichtlichen Streben nach Kürze (V. 6693 f.), genau, ja an vielen Stellen fast wörtlich an sein „*welsches buch*“ an, auf welches er auch oft, jedoch nur mit dieser (V. 47 ff., 106, 1178, 4786) oder anderen allgemeinen Bezeichnungen (*daz buoch*: 545, 1437, 2490, 2782, 4029, 4699, 6515, 6687; — *daz liet*: 1658, 1724; allgemeiner: 3118, 3296, 4813) hinweist, oder mit welchem er auch Dares (V. 53 ff. 1617, 2908, 3243, 4042, 12523, 13759) und zuletzt auch auf Dictys (Itis, Ytis; V. 16324, 16661, 16726, 17040, 17055, 17108) sich beruft. Eine von Anfang bis zu Ende durchgeführte Vergleichung seines Gedichtes mit dem des Benoît würde daher nicht viel weniger als einen vollständigen Abdruck des letzteren geben, welchen jedoch weder der Zweck dieser Abhandlung erfordert, noch der Raum dieser Blätter verstattet. Es soll vielmehr hier auf eine schlagende Weise gezeigt werden, daß Benoît wirklich die Quelle unseres Herbort ist. Dazu mag vor allem die Mittheilung des von Benoît seiner Erzählung vorausgeschickten, gereimten Inhaltsangabe dienen, welche, wenn sie auch einzelne Thatsachen übergeht, doch im allgemeinen den Gang des französischen Gedichtes erkennen läßt, der ziemlich genau dem unseres deutschen Epos gleich ist, wie dies die dem nachstehenden diplomatischen Abdrucke beigefügten, auf meine Ausgabe des Herbort hinweisenden Verszahlen darthun, denen auch, behufs einer etwa in der Folge vorzunehmenden Vergleichung einzelner Stellen der von mir benutzten Wiener Handschrift des Benoît, die Angabe der diesem Inhalt entsprechenden Blätter des Msc. zur Seite gestellt sind.

- |   |                      |   |                      |
|---|----------------------|---|----------------------|
| 1. Vos parlerai de pelleus<br>Qe bien uesqi cent anz e plus.<br>[Jante feme ot dame thetis,<br>Ensi ot nom ce mest auis;<br>De ce (dous) fu achiles nez<br>Qe tant fu preus e redoutez.]                          | 5                    | Qe ne uoustrent estre oies<br>Ne creues ni tant ni quant,<br>Dun puis mesavint a priant;  | 40                   |
| 2. A donc uos redirai apres,<br>Coment iason et hercules<br>Allerent gerre la toisson<br>Par angin et por traisson<br>Qe medea par son sauoir<br>Lor fist conquerre et auoir.                                     | (2 <sup>a</sup> ) 10 | 8. Qi agamenon et aias<br>E telamon e menelas,<br>Palamedes et ulixes,<br>Li dux d'atenes agiles,<br>Cent autre rois ric e proisie<br>Virent a troie molt irie,<br>Por mer an nage molt fier<br>Anc mais si rice ceualer<br>Joste ne furent ce mest auis<br>Ensi com ie el liure lis; | 45                   |
| 3. Puis dira, por quel raison<br>Il creuauterent yllion<br>E toute troie e les ians<br>Qancor nestoit gaires grans,<br>E laumedon i fu oucis<br>Qe sires estoit dou pais.   | 15                   | 9. Le nombre oroiz de la nauie<br>E comant bien fu establie,<br>E les faiçons e les sanblances,<br>Les affaires, les contenances<br>Des dux, des contes, des pulcelles<br>E des dames e des dançelles.  | (2 <sup>b</sup> ) 55 |
| 4. Puis oirois, cum feitemant<br>Après icest destruisant<br>La refunda prianz li rois<br>Qe tant fu sages e cortois,<br>Cum ele fu granz e cum lee<br>E de quel gens ele fu poplee;                               | 20                   | 10. Si oroiz conter del grant concire,<br>As qes il ont liure l'anpire<br>E la seignorie de touz;<br>E comant dan achilles li prouz<br>Ala delfon a repons,<br>Comant il uit les uisions;   | 60                   |
| 5. Com li coseil furent puis pris<br>A dan hetor e a paris<br>De qere exiona lor ante,<br>Cum anthenor qi nen sen uante<br>Lala an greçe demander.  | 25                   | 11. Comant calchas ot lui sen uint<br>Qi lor dist qan qe-lor auint,<br>12. E com agamenon li rois<br>Sacrifia deuant greçois<br>Por l'orace fere cesser<br>Qi lor toloit passer la mer.   | 65                   |
| 6. Apres oiroiz dir e conter,<br>Com dan paris en exploita<br>Qi dame helene namena,<br>E com li temples fu brisieiz<br>O dos mille ienz detrenciez,<br>Le noiscez e le iostement<br>Qe comparerent maintes gent. | 30                   | 13. Apres oiroiz da thenedon<br>coment fu pris e coment non;  | 70                   |
| 7. Apres oiroiz les prophicies  | 35                   | 14. L'oeuvre qe fist dan achiles<br>E thelefus, filz hercules,<br>Sor ceus de misse qil uanquirent<br>E coment il se combatirent,   |                      |

1. Herbort V. 99—338. Benoit Bl. 5<sup>a</sup>—6<sup>o</sup> Mitte: 235 Verse. — 2. Herb. V. 339 bis 1176. Ben. Bl. 6<sup>o</sup>—13<sup>a</sup>: 1168 Verse. — 3. Herb. V. 1177—1754. Ben. Bl. 13<sup>a</sup>—19<sup>b</sup>: 886 Verse. — 4. Herb. V. 1755—1874. Ben. Bl. 19<sup>b</sup>—20<sup>o</sup>: 210 Verse. — 5. Herb. V. 1875—2092. Ben. Bl. 20<sup>o</sup>—23<sup>c</sup>: 132 Verse. — 6. Herb. 2093—2755. Ben. Bl. 23<sup>o</sup> bis 31<sup>o</sup>. — 7. Herb. V. 2766—80. Ben. Bl. 31<sup>o</sup>—31<sup>a</sup>. — 8. Herb. V. 2781—3298. Ben. Bl. 31<sup>a</sup>—32<sup>a</sup>. — 9. Herb. V. 3299—3420. Ben. Bl. 32<sup>a</sup>—35<sup>a</sup>. — 10. Herb. V. 3421 bis 3610. Ben. Bl. 35<sup>a</sup>—36<sup>a</sup>. — 11. Herb. V. 3511—3618. Ben. Bl. 36<sup>a</sup>—37<sup>o</sup>. — 12. Herb. V. 3619—28. Ben. Bl. 37<sup>o</sup>—37<sup>a</sup>. — 13. Herb. V. 3629—95. Ben. Bl. 37<sup>a</sup>—38<sup>b</sup>. — 14. Herb. V. 3892—3972. Ben. Bl. 41<sup>b</sup>—42<sup>a</sup>.

- Com thelefus ot le pais 75  
E com rois *tetras* fu ocis.
15. Pois conterai, com ulixes  
E son conpaing diomecles  
Allerent porter mesaie  
E droit requerre de l'outraie 80  
Qe an grece ot este fait,  
E la raporte e le plait  
Qil orent et dit lor fu  
E qant qil orent respondu;
16. Coment palamedes i uint, 85  
Cil qot puis l'empire e tint.
17. Apres oiroiz, com faitement  
Josterent greu un parlement,  
Com li consoil furent done  
D'aler asaillir la cite. 90
18. Si oroiz les rices rois parler  
E l'un apres l'autre nomer,  
Com conuint les grex garnir  
E les batailles maintenir, (2°)  
Com les nes furent establies 95  
La granz estoire e les nauies;
19. Coment protesclaus li prouz  
Corut a cent nes deuant touz  
E li autre uindrent apres  
Ot cent mil homes e mes 100  
Des troiens qil recolirent  
E qi les porz lor defendirent  
Ou por force ou per estouoir  
Se loierent le greu cesoir.
20. Si oiroiz com troie fu assise 105  
Qe de dis anz ne fu puis prise,  
La meruoille de la dolor,  
La bataille del siege antor,  
Cum hector ocist patroclus  
E ben mil chevalier e plus, 110  
Et oiroiz, com il fu naurez  
E com il fu puis comparez,  
E com fu mors karsibilans, (6441)
- Sis frere ert e filz prians;  
Coment sor gres tornast max 115  
Ne fust telamon aias.  
Qi a hetor se combatoit  
E l'uns l'autre ne conosoit.
21. Si oroiz le triue qil registrent  
Qil s'antre donerent e pristrent, 120  
Le doit qe achiles demena  
De patroclus qil mol ama,  
E cassandra la file au roi  
Qe ceus de dens mist a esfroï.  
Por ses parfon deuinement 125  
Et an panser et an torment.
22. E ce uos redirai apres,  
Com faitement palamedes  
Fu plains de la grant seignorie,  
De la prince, de la maistrie 130  
Q'agamenon oit sor greçois.  
(Lucks.)
23. La bataille qe apres uint  
Qe puis redura tant e tint;  
Redirai apres mot a mot  
Ice che chascuns fist e sot, 135  
Com greu en orent le peior (2°)  
Por la force por lagor  
Hetor le preu le uertuos  
Sor toz herdiz e coraios;
24. Cum li consoil fu pois pris 140  
De lui coment il fust ocis.
25. Pvis oirois la qarte bataille,  
La grant paine, la grant trauaille  
Qi trestrent fors e cil de denz  
Dont il ot .X. M. sanglenz, 145  
Com faitement li rois puissanz  
Si estoient de part prianz,  
Josterent a ceus cors a cors  
Qi plus erent puisant defors,  
Coment thoas li rois fu pris 150  
Qi hector trencha le nes deluis,  
Qan uousist li rois priant puis faire

15. Herb. V. 3696—3892. Ben. Bl. 38<sup>b</sup>—41<sup>b</sup>. — 16. Herb. V. 4109—22. Ben. 44<sup>a</sup>  
— 17. Herb. 4123—4162. Ben. Bl. 44<sup>b</sup>—44<sup>c</sup>. — 18. Herb. V. 3973—4108. Ben. Bl.  
44<sup>c</sup>—44<sup>d</sup>. — 19. Herb. V. 4218—4600. Ben. Bl. 44<sup>d</sup>—48<sup>a</sup>. — 20. Herb. V. 4601—6052.  
Ben. Bl. 48<sup>b</sup>—59<sup>d</sup>. — 21. Herb. V. 6053—6183. Ben. Bl. 59<sup>d</sup>—60<sup>d</sup>. — 22. Herb. V.  
6184—6226. Ben. Bl. 60<sup>d</sup>—61<sup>b</sup>. — 23. Herb. V. 6227—6558. Ben. Bl. 61<sup>b</sup>—63<sup>c</sup>. —  
24. Herb. V. 6559—6654. Ben. Bl. 63<sup>c</sup>—64<sup>b</sup>. — 25. Herb. V. 6655—7356. Ben. Bl.  
64<sup>b</sup>—69<sup>d</sup>.

- |  |                          |   |                                 |
|--|--------------------------|---|---------------------------------|
| Qi comanda ronpre e detraire<br>Com anthenor et enecas<br>Anchises e polidamas   | 155                      | Erent tuit liure a torment<br>Por la puor des cers poriz,<br>Por ce qil n'erent seueliz;  |                                 |
| Furent es chanbres de biaute<br>Ou ades furent sermone<br>Et amoneste de bien faire.   |                          | Comant triues lor conuint qerre<br>Por aus ardoir e metre an terre;<br>E com diomedes i ala   | 195                             |
| 26. Apres poroiz oir retraire<br>Del oraie grand e fiere   | 160                      | Et vlixes qil tant ama,<br>Cum delon les prist a conduit<br>Endroit ore de mie nuit,  | 200                             |
| Qe les tendes fist trebuciere<br>Les tres de pailles et de samit.<br>Apres reconte li escrit,  |                          | Cum la triue fu de trois mois<br>Maugre hector outre son pois,<br>Cum li cors furent amasse   |                                 |
| 27. Com de la quinte assemblee<br>Qi por grand ire fu moustree   | 165                      | E com an furent granz lire.   |                                 |
| Se uos dirai tot an deuise<br>Com fu mors li roi de perse<br>E des meillors de l'ost greçois,<br>Com fu morz touz li rois              |                          | 31. E com i fu granz li parlemens<br>De ceus de fors e de ceus dens,<br>Cum thoas fu qite por ioie<br>Por anthenor le uielz de troie,   | 205                             |
| Et com fu mors anpistropus<br>E sun frere rois ascedus<br>E des autres set cent e dis<br>Qi molt estoient de grant pris.               | 170                      | Coment calqas li angureres,<br>Li tresaiie diuineres,   | 210                             |
| 28. Apres poroiz oir retraire,<br>Comant auint del saitaire<br>Sa senblance e ce qil fist<br>E cum diomedes l'ocist.                   | 175                      | Qist sa file e demanda<br>Qauoit nom briseida<br>Qe troilus auoit amee;<br>Comant hector et achiles<br>Voiant mil cheualier e mes   | 215                             |
| 29. Si oirois apres de galatee<br>Por goi l'an fist si gran mellee,<br>Ci ert li ceuaus hector l'esalit                                | (3 <sup>a</sup> )<br>180 | Satrasterent cors a cors,<br>Mes cil de denz e cil de fors<br>Nel uoustistrent pas consentir.   |                                 |
| Qi son pois dor uallit,<br>Com anthenor fu pris le ior<br>Dont troiens orent dolor,<br>Cum la bataille defina<br>Qe landemain reomença | 185                      | 32. Apres poroiz sanpres oir<br>Com la file calcas la prouz<br>Issi de troie uoiant touz<br>Le duel qe fist au deseurer,<br>E cum la proia puis d'amer<br>An lost de fors diomedes,<br>E si poroiz oir apres, | (3 <sup>b</sup> )<br>220<br>225 |
| Pesme, cruels, orible et male<br>Dont troi mile an remestrent pale.  |                          | Com a son pere fu marie<br>Por la mauueise felonie<br>Des troiens qil ot guerpiz<br>Si oirois sa ranpaigne e ses diz.   |                                 |
| 30. Apres poroiz oir conter,<br>Cum greu s'en uoustrent retourner<br>E cum calchas par son sauoir<br>Les fist por force remanoir.      | 190                      | 33. Apres oirois le grant tornoi<br>La gran bataille e lo desroi  | 230                             |
| Puis dirai, cum feitement  |                          |   |                                 |

26. Herb. V. 7357—70. Ben. Bl. 69<sup>a</sup>—70<sup>a</sup>. — 27. Herb. V. 7371—7656. Ben. Bl. 70<sup>a</sup>—72<sup>a</sup>. — 28. Herb. V. 7657—7792. Ben. Bl. 72<sup>a</sup>—72<sup>a</sup>. — 29. Herb. V. 7793 bis 7967. Ben. Bl. 72<sup>a</sup>—74<sup>a</sup>. — 30. Herb. V. 7968—8132. Ben. Bl. 74<sup>a</sup>—76<sup>a</sup>. — 31. Herb. V. 8132—8306. Ben. Bl. 76<sup>a</sup>—78<sup>a</sup>. — 32. Herb. V. 8307—8692. Ben. Bl. 78<sup>a</sup>—82<sup>b</sup>. — 33. Herb. V. 8693—9220. Ben. Bl. 82<sup>b</sup>—87<sup>a</sup>.

- Qi hector a fait qi toz les ueint  
 E com il ont plore e pleint  
 De ce qil fu forment naurez.
34. Si oiroiz la chanbre de biautez 235  
 De l'anbastre fu bastie  
 Cum feitemant fu estableie,  
 Iluec oroiz anqantemant  
 Tresietier mereuilleusemant  
 Tes cun hom poit penser 240  
 Molt les fera buen escouter;  
 Apres oiroiz la fine amor,  
 La destrete e la dolor  
 Qe soufri le fil tedeus,  
 Tant gran destreite cun puet plus.
35. Pvis oiroiz la bataille otaine 246  
 Qe plus dura dune semaine;  
 Puis uos dirai la uerite  
 Dune estrange mortalite  
 Qi fu an lost une foiee; 250  
 E si oiroiz, cum fu esmaiee  
 La feme hector andromatha  
 Dun fier songe qe le sonia  
 E lo denie e la dolor  
 Qe le fist de hector son seignor, 255  
 Qe il nisist a la bataille,  
 De part les dex li dist sanz faille,  
 Sil i alast nen uendroit uis,  
 Qil i seroit le ior oucis;  
 Puis uos dirai la granz dolors (3<sup>c</sup>)  
 Qan ot sa mere et sas sorors; 261  
 Apres poroiz asez oir,  
 Coment priant nel leisse isir,  
 Nen puet auoir de lui fiance;  
 E qant la bataille comance, 265  
 Com li rois de frise (V. 9939)  
 Qi a grant poine en estoit uis;  
 Com troien orent le ior  
 De la bataille le peior,  
 Com li bastard si aiderent 270  
 Qe le ior trop i durerent,  
 Cum hector naura achiles  
 E com il l'ocist apres.
- Apres oiroiz le fier doumages  
 Qe le ior recut ses lignages, 275  
 Com troien sont dedenz mis  
 Par la porte de maubre bis,  
 Com rois menon, ce sauons nos,  
 Torna contre achiles toz sos.
36. Si oiroiz le duel e fort e grant 280  
 Qe fist de hector le roi priant,  
 Paris, sis frere et troilus  
 Et enes et deyfebus,  
 Cum fu de lui anseuellir  
 Al cors enbasmer et uestir; 285  
 E parlerai de la sepulture  
 Qi tant fu riche a droiture,  
 Car qant elle uos ert retraite  
 Dirait onques teuz nen fu faite.
37. Apres oirois la descordance, 290  
 La tençon, la mal uoillance  
 Qe palamedes comença,  
 Qant agamenon desposa  
 Par son perchaz e per sez diz  
 De la princee desassiz. 295  
 Puis oiroiz le conplaigement  
 Qe roiz prianz fist a sa gent  
 De hector son filz qe greu ont morz  
 Puiz li toli son regne atorz;  
 Si oirois, cum il le uelt uengier 300  
 A l'espee trenchant d'acier;  
 Molt fist le ior parler de soi,  
 Tot le pris ot de son tornoï;  
 Et conterai dou rois persant  
 E de netolemus le grant; 305  
 Vos conterai le fier estor  
 E qi le pris en ot le oir;  
 Apres poroiz oir manois,  
 Coment fu mors li prois persois,  
 Com troien outra lor gre 310  
 Furent le ior de camp gite;  
 Puis poroiz oir auant,  
 Com feitement li rois persant  
 En ont en son pais porte,  
 E com il l'omplaint e plore 315

34. Herb. V. 9221—9527. Ben. Bl. 87<sup>a</sup>—88<sup>a</sup>. — 35. Herb. V. 9528—10428. Ben. Bl. 88<sup>a</sup>—97<sup>b</sup>. — 36. Herb. V. 10429—10830. Ben. Bl. 97<sup>c</sup>—101<sup>a</sup>. — 37. Herb. V. 10831 bis 11134. Ben. Bl. 101<sup>a</sup>—104<sup>a</sup>.

- E conree a grant autesse;  
 Puis parlerai d'une destresse (105<sup>a</sup><sup>b</sup>)  
 D'une chierte qi en l'ost fu  
 E com il furent securu.
38. L'aniuersaire fist molt grant 320  
 De hector son filz li roi priant  
 De sacrifices qil ont fet,  
 E com dan achiles é uet,  
 Cum il ama la pulcelle  
 Polixena qi tant ert belle; 325  
 Com il estoit surpris d'amer,  
 Cum il uelt l'ost fere aller,  
 Qe respondi li roiz thoas  
 Qe ce ne tenoit mie agas,  
 Ne ne refist meneffus 330  
 Qi d'athenes ert sire e dus.  
 Apres oiroiz la discordance,  
 L'ire e la mal uoillance  
 Qi a cels de l'ost fist achiles  
 E iure, qil n'auront ia mes 335  
 Nul ior de lui secors ne aie;  
 A ses homes dist et chastie  
 Quns tot sol por rien qil oie  
 Se melle anuers ceauz de troie;  
 E si porois oir conter, 340  
 Com il les leissa armes porter.
39. Apres porois oir auant  
 La doucesme bataille grant,  
 Si cum ressus le rois de resse (4<sup>a</sup>)  
 Point uer troiens et eslesse; 345  
 Puis dirai, cum deyfebus  
 L'ocist uoiant milz gres e plus  
 E telamonus aias  
 Le fist le ior come uasaus;  
 Coment palamides li rois 350  
 Qi mestre e sire ert des greçois  
 Oucist cel ior deyfebus  
 E paris lui ne uesqi plus.  
 Donc uos dirai a droiture,  
 Com fu grant la desconfiture 355  
 Des parueillons que furent pris
- E del feu qe es nes fu mis  
 E les fussent arses le ior  
 Tot sanz doutance e sanz retor,  
 Ne fust telamonus aias 360  
 Qe il perdirent mil uasas.
40. Apres dirai, com faitemant  
 Le filz eber cui crete apant  
 Vint au tref achilles irez,  
 Tot detranciez e decoupez, 365  
 Com le laidegne et dit folie  
 Por ce qil ne lor aie,  
 E chei mors deuant ses oilz,  
 E com il pareit pleinz d'orgoizilz  
 Qil ne garde nen l'en qaut; 370  
 Si oiroiz, cum la bataille faut,  
 Com deyphebus fu plorez  
 E de toz plainz e regratez  
 E rois sarpedon autresi  
 E li greu en sont tuit mari 375  
 De lor prince palamides,  
 Ja si grand duel n'oient mes.
41. Apres oiroiz le grand concire  
 Lau s'aiosterent lor empire,  
 E com agamenon le rois 380  
 Par l'esgards de toz lez greçois  
 Ke fu eliz a enperere  
 E sor l'ost mastre a comandere.  
 Puis oirois le treçesme estor,  
 Com troilus le fist le ior, (4<sup>b</sup>)  
 E si le fist a lendemain 386  
 Bien nos en fait daire certain.
42. Apres i ot trieuez donec  
 Qe bien furent aseures.  
 Si oirois, coment diomedes, 390  
 Nestor li ueilz et hulixes  
 Alerent achiles proier,  
 Qala bataille ueigne aider,  
 Mes nen poirent nul bien trouer,  
 Por ce s'en cuiderent realer; 395  
 Com danz calchas li angureres  
 E li tres saies deuineres

38. Herb. V. 11135—11526. Ben. Bl. 105<sup>b</sup>—112<sup>a</sup>. — 39. Herb. V. 11527—11866, Ben. Bl. 112<sup>a</sup>—115<sup>c</sup>. — 40. Herb. V. 11867—11976. Ben. Bl. 115<sup>c</sup>—116<sup>b</sup>. — 41. Herb. V. 11977—12058. Ben. Bl. 116<sup>b</sup>—116<sup>c</sup>. — 42. Herb. V. 12059—12344. Ben. Bl. 118<sup>a</sup>—121<sup>c</sup>.

- Por son san e por son sauoir  
Ice fist tot remanoir.
43. Aprez raconte li escriz, 400  
Com reaiosta le fereiz  
Li dolors e li crueus,  
Li trespasmes e li morteus  
O troillus li biaux li prous  
Dambes deus pars les uenqui tous,  
Cum il naura diomedes 406  
Parmi le cors de plein esles,  
E comant il le rappoina  
De s'amie briseida,  
Li reproüer furent molt leit 410  
E a maint leu dit e reitret;  
A donc oroiz, com faitement  
La file calqas se repent  
Por ce que le est d'amor boisee  
Deceue an est e trichee. 415
44. Aprez dirai, cum faitement  
Li greu firent un parlement  
D'achiles poier e semondre,  
Ne lor uoloit nul ben respondre  
De sor son uie, de sor son pois 420  
Lor baille mermi donois,  
Cum troillus li biaux, li saies  
Lor fist le ior grant doumaies,  
Souant lor fist les cors sanglanz,  
De ce fu achiles doulanz 425  
E trop pansiz e trop irez  
E trop an est endoumaiez. (4<sup>c</sup>)
45. Pois dirai la defnemenz  
De la bataille e del contenz,  
Com troillus fu desarmez 430  
De denz la chanbre de biautez.  
O sa mere fist si grant duel  
Qe morte fust pieça son uoil;  
Aprez oiroiz, cum il se clame  
De la file calqas qil ame 435  
Son anemi pesme e mortal  
As pucelles en dist gran mal;  
Aprez porois oir conter,
- Com achiles muert por amer  
Qi confort ni conseil ni troue, 440  
N'est mie si herois qil se moue,  
Ne qe il noise a troiens.
46. Aprez oirois qan pou de tens  
I ot bataille grant e fiere  
Dont quatre mil furent an biere; 445  
Archilogus li øreuz, li biaux  
I gita morz brun de gumaus.  
Donc uos dirai de troillus  
Qi uint as grex, ni tarda plus.
47. Lores oroiz, com achiles 450  
Ne puet sofrir, ne tarder mes  
Arme li stuet usir fors  
Por de mort defandre son cors;  
Lors poroiz merueilles oir  
De ce qil fist au reuenir, 455  
Qi an-l'estor fiert et nouain  
Oucist troillus de sa main  
Par li granz esfors de sa ient.
48. Bien uos dirai apres, coment  
Tot en ordre conte sera, 460  
La uie qe mene hecuba  
De sez filz por ce se muert;  
Si oiroiz quel angin ele porqert  
An traison qe ne pult mes  
Fist tot detrancher achiles 465  
Les granz de hair ellez esmaiz  
E le granz diaus qe furent fanis (4<sup>d</sup>)  
Vos sera tot conte e dit;  
Ains qe ciaschuns sen fust partis,  
Ne fust calqas qi fait respons 470  
E qi lor fist por ses sermons  
Qerre pirus qi molt fu prouz  
Qi des armes les uanqi touz,  
Dont uint la bataille mortanz.
49. Si oiroiz, cum thelemon aias 475  
Oucist paris e paris lui,  
Ensi finerent amedui;  
Retrait uos ert le dol elaine,  
Mes ie ne cuit, qe rien humaine

43. Herb. 12345—12614. Ben. Bl. 121<sup>d</sup>—124<sup>a</sup>. — 44. Herb. 12615—12734. Ben. Bl. 124<sup>a</sup>—124<sup>d</sup>. — 45. Herb. 12735—12872. Ben. Bl. 124<sup>d</sup>—127<sup>b</sup>. — 46. Herb. V. 12873—12994. Ben. Bl. 127<sup>b</sup>—129<sup>a</sup>. — 47. Herb. V. 12995—13306. Ben. Bl. 129<sup>a</sup> bis 131<sup>c</sup>. — 48. Herb. V. 13307—13872. Ben. Bl. 131<sup>c</sup>—138<sup>d</sup>. — 49. Herb. V. 13873 bis 14149. Ben. Bl. 138<sup>d</sup>—142<sup>b</sup>.

Feist onques si angoïsose,	480	Qi por eneas fu iriez,	
Si pesme ne si dolorose.		Coment li roi sen repairent	
50. Apres oïrois le mond descrire		E com feitemant il pillierent,	515
E retrair conte e dire,		Com il allerent a dolor,	
Coment il est de quel mesure		54. Com furent mort li plusor;	
E qil an troue an escriture.	485	Com agamenon fu mortiz,	
51. Puis uos ert la uerte contee,		Com li uenia puis son filz,	
Com faitement pantasilce		Defenerent tot maintenant,	520
Vint au secors de la cite		Assez oïres dire, comant ;	
E sa proese e sa bonte		Conte uos sera li haban	
Comparerent molt li greçoiz	490	Qe vlixes sofri maint an	
Ainz qe pasasent li dui moiz.		E d'anthenor, com il spoïta	
Si oïroiz la fiere oucision		De la cite qe il funda.	525
E la fiere destrucion,		55. De pirus le filz achilles	
Ja ne dïres qe fust tez feite,		Qi fu assez fel et angres	
Qant elle uos sera reiteite ;	495	Porois sauoir, com il la prist	
Si oïroiz li quel seront cheitiz		De ses oncles qe il ocist,	
E li quel sen partiront uiz.		E com ocist lui orestes	530
52. La nouvelle, la contençon		Por sa feme lonc tens apres,	
Qi fu puiz de paladion		Et andromacha la uaillant	
Vos sera tot conte par diz	500	An remest d'un enfant,	
E com thelamon fu mortiz		Come le filz hector fis puis roi	
De vlixes sor qil fu mis		Tot auant qil ne fist soi ;	535
San est ale o ses amis.		56. Del sonie qe vlixes sonia	
53. Oïrois, coment randi elaine		Qe ia mes teuz nus hom oïra	
A gran trauail et a gran paine ;	505	Coment son filz thelagonus	
Com polixena la pucelle,		Qil an oit set ans et plus	
La fille au roi priant la belle,		L'oucist par mesaventure	540
Fu puis au tonbel decolee		Si com raconte la scriture	
D'achilles qi tant l'ot amee,		Les oeures qe cil ont menees	
Dont mainte ient n'orent dolor,	510	Sont en liure ci racontees	
Puis la comparerent li plusor.		Qa toute rien i ert a pleisir	
Sest biens que a dire sachiez,		E molt le fera ben oïr.	545

Auf diese, den in beiden Gedichten übereinstimmenden Gang der Geschichte darlegende Inhaltsangabe mögen nunmehr, als sprechende Beweise für die Annahme, daß Benoît die Quelle unseres Herbort sei, zahlreiche Stellen des ersteren mit beigefügten Verweisungen auf den letzteren folgen, — solche namentlich, bei welchen Herbort in Erzählung der Thatsachen

50. Herb. V. 14150—14369. Ben. Bl. 142<sup>b</sup>—143<sup>c</sup>. — 51. Herb. V. 14370—15839. Ben. Bl. 143<sup>c</sup>—166<sup>c</sup>. — 52. Herb. V. 15840—16725. Ben. Bl. 166<sup>c</sup>—170<sup>b</sup>. — 53. Herb. 16726—17133. Ben. Bl. 170<sup>b</sup>—175<sup>b</sup>. — 54. Herb. V. 17134—17801. Ben. Bl. 175<sup>b</sup> bis 181<sup>b</sup>. — 55. Herb. V. 17802—18205. Ben. Bl. 181<sup>b</sup>—185<sup>d</sup>. — 56. Herb. Bl. 18206 bis 18448. Ben. Bl. 185<sup>d</sup>—189<sup>a</sup>. (Ende.)

weder an Dares, noch auch an Guido, sondern eben nur an das romanische Gedicht, sein „*welches buch*“, sich anschließt (vergl. z. B. Anmerk. zu Herb. 1715, 2615, 4775, 7470, 7834, 9580, 10091, 12191, 13095, 13614, 14150 u. a. m.), — solche auch, in welchen unser deutscher Dichter Schilderungen (vergl. zu 1233, 2349, 2931, 3298, 7883, 9231, 9299 u. a. m.), Bilder und sprichwörtliche Redensarten (5459, 7574, 13012, 16575) formelhafte Verbindungen (8105), ja selbst die fremden Wörter (7500, 7585, 9299, 10488, 11095 etc.), seines Originals getreulich beibehalten hat, oder wohl gar, demselben blindlings folgend, in unrichtige Auffassungen und sprachliche Fehler (vergl. bei 1789, 1983, 3304, 3611, 4491 u. 4889, 5083, 6302, 13220, 15777, vielleicht auch 274) gerathen ist.

Seltener und in weit geringerem Maße als die Übereinstimmungen mit Benoît zeigen sich bei Herbort hie und da auch Abweichungen von demselben. Sie bestehen theils in Kürzungen des ihm zu mächtigen Stoffes, theils in kleineren Erweiterungen. Was die Kürzungen anbetrifft, so sind diese weit beträchtlicher als die Erweiterungen, wie schon aus einer bloßen Vergleichung des Umfangs von Benoîts Gedicht, welches gegen 30,000 Verse zählt, mit dem des Herbort (18,458 Verse) klar hervorgeht. Sie werden namentlich gegen das Ende, wo der Dichter seiner Arbeit mehr und mehr müde zu werden scheint, immer häufiger und bedeutender, so daß manchmal Zusammenhang und Klarheit der Darstellung, ja auch die Richtigkeit der Erzählung darunter leiden mußten (z. B. 1131, 1222, 2377, 4805, 6220, 7329, 13094, 13531 etc.).

Die kleinen erweiternden Abweichungen, welche sich Herbort zuweilen erlaubt hat, sind hauptsächlich an solchen Stellen zu finden, die sein nationales Gefühl oder seinen persönlichen Charakter inniger ansprachen. In ersterer Rücksicht sind vor allem Beziehungen auf deutsche Mythologie (2266, 6264, 7727, 9365, 12832, 13166, 13704 u. a.), ja selbst auf Christliches bei den heidnischen Personen (1695, 2262—65, 3271), ferner auf deutsche Sitten, Gebräuche und Rechtsgewohnheiten (3662, 4634; 1996, 2081, 3861, 7245; 4178, 6655; 4442; 3817; 2021; 10594), auch auf Zustände der engeren Heimat unseres Herbort (vergl. 1328) hervorzuheben; in letzterer tritt uns des Dichters deutscher Sinn (109, 15440) und die dem Geistlichen eigenthümliche Neigung zum schönen Geschlechte entgegen, die sich gern in reizenden Schilderungen weiblicher Schönheiten, in minniglichen Scenen, wie auch in schlüpfrigen Bemerkungen (701, 950) ergeht, wobei sie zuweilen die Züchtigkeit zum Deckmantel nimmt (4049—62). Überhaupt kommt eine gewisse Derbheit und Rohheit unseres Dichters nicht selten zu Tage, und dies ist namentlich dann der Fall, wenn er Gelegenheit hat, Mord- und Greuelszenen zu schildern (413, 1511, 2021, 1525, 10526, 10634, 14860), wobei er zuweilen auch Spott und Hohn, Witz und Wortspiele anzubringen weiß (1550, 12459, 13977, 13576, 16316), oder gern in Flüche, Verwün-

schungen und Schimpfreden ausbricht (1960, 2262, 6178, 9745, 9780, 13945). Vor allem liebt er es auch, die Helden nach deutscher Anschauung und in seinem Sinne, meist auch in gedrängter Kürze reden zu lassen (1260, 1953, 3700, 8593, 8670, 9760, 15849 u. a. m.). Solche selbsteigene Auffassung und Behandlung seines Stoffes zeigt uns Herbort zuvörderst auch in dem der oben angeführten Inhaltsangabe vorangehenden Eingange des Gedichtes, bei welchem wir, zur Beurtheilung des gegenseitigen Verhältnisses der zahlreich vorhandenen Manuscripte von Benoïts destruction de Troyes, dem Texte des unseren Auszügen zu Grunde liegenden Wiener Codex zugleich die abweichenden Lesarten der beiden schon erwähnten Pergamenthandschriften in der Bibliothek von San Marco zu Venedig (a. Cod. AB. 3, rec. XVIII.; b. Cod. CIV, 3, rec. XIX. <sup>1</sup>) an die Seite stellen wollen.

## AUSZÜGE AUS BENOIT.

## 1.

Salomon nos enseigne et dit	(1 <sup>a</sup> )	Ne sausens cum els escarder	15
E si trouons an suen escrit		Ne luns ni lautre deuiser	
Qe nus ne doit son sen celler		Remembre seront a tot tens	
Ançois le doit si demostre		E coneu par son gran sens	
Qe il nait preu et honor	5	Car science qi est taue	
Qaisi firent nostre ancessor		Est tote obliee et perdue	20
Se cil qe trouerent les pars		Qiset enel ansegne et dit	
Et les grans liures des set ars		Ne puet muer ne antroblit	
Les esamples et les tratees		E sience qi est oie	
Don toz le mond est enseignees	10	Germe semence et frutifie	
Se fustent tau uoiermant		Qi ueut sauoir e qi a tant	25
Alast le siecle malemant		Saciez qe mielz en est souant	
Come bestes ausiens uie		De bien nen puet len trop oir	
Qe fust sauoir nē qe folie		Ni trop sauoir ni retenir	

<sup>1</sup> Über diese beiden Hss. vergleiche Kellers Romvart S. 86 ff., auch P. L. Jacob, *Bibliophile: dissertations sur quelques points curieux de l'histoire de France et de l'histoire littéraire* (Paris, 1839), VII, p. 170—172.

Anmerkung. Die in Nachstehendem cursiv gedruckten Stellen sind in der Hs. undeutlich zu lesen; die Dinte ist vom Pergament abgesprungen.

2. *ab* E se lit om (*b* hom) en ses (*b* son) escrit. — 4. *ab* Ains le d. om (hom) si d. (*b* mostre). — 5. *a* Qe len preu et honor. *b* Qe hom nait proz et honor. — 6. *a* Car si le firent n. a. — 7. *a* qi (*b* chi). — 9. u. 10. *fehlen in a b*. — 11. *ab* Si fuissent deu (teu). — 12. *ab* Vesquist li siegles folement. — 13. *ab* éusons uie. — 15. *ab* Ne seust om seul (hom so) esgarder. — 16. *ab* Ne lun de (da) lautre deseurer. — 17. *ab* Membre s. a. lonc tans. — 18. *ab* per lor gr. s. — 19. *ab* E sc. — tenue. — 21. *ab* Qi set et nenseigne ont dit. — 22. *ab* Ne poit estre ne sentroblit. — 23. *ab* Sc. qi est bien oie. — 24. *ab* G. et florist et fr. — 25. *ab* Qi a s. et (qi) entent. — 26. *ab* Sachois — len est s. — 27. *ab* Le b. ne (nen) p. hom tr. oir.

Nus hom ne se <i>doit</i> atarcier		Kar onqes intez de oi	55
De <i>bien fere ne dansaigner</i>	30	Quant il en ot <i>son liure fet</i>	
E qi plus fet plus an doit fere	(1 <sup>b</sup> )	As anciens il fu retret	
Ne de ce ne se doit retrere		Si ot estrange contençon	
E'por ce me uoil trauailier		Daume <i>lensent</i> por reison	
Dune estoire en commencier		Por ce qot fet les damedex	60
Qe de latin ou ie la truis	35	Conbatre o les homes <i>carnez</i>	
Se ie ai le sen e ie puis		Tenuz li fu <i>a desuerie</i>	
La uoudroie si an romans metre		Et a merueilleuse folie	
Qe cil qi antendra la letre		Qe les de . . . . , semant	
Ne puisse deliter el romanz		Fesoit conbatre avec saiant	65
Molt est listorie bone e granz	40	E qen son liure . . . . .	
De grant oure et de gran fet		<i>Tot por ce li</i> refusent	
En maint san laura len retret		<i>Mes tan</i> fit omers de gran pris	
Sauoir cum troie fu perie		E tant fist <i>puis si cum ie lis</i>	
Ses la uertez est por oie		Qe <i>ses liure fu retenuz</i>	70
OMers li clers fu meruellos	45	Et an autoritez tenuz	(1 <sup>c</sup> )
E <i>saies</i> et ensi <i>antos</i>		A pres auint qand ot este	
Si scrist de la destrucions		Et arome piece dure	
Del gran siege del ocisions		Au tans salustes le uailant	
Por qoi troie fu deseritee		Qi len tenoit asi puissant	75
Qi anc <i>puis ne</i> fu habitee	50	A preu e riçe e daut parage	
Ou ne dit pas ses liures uoir		E clers meraueillos e sage	
Qe puis cent ans ne fu il nez		Cist salustes ce truis lisant	
Ke li grand ost fu asenblez		Ot un neuue auqes saçant	
Nest merueille sil a failli		(Herbort V. 53 ff.)	

29. *ab* De (Del) bien faire ne densigner. — 30. *a* A cil qi uolent enparer; — *fehlt in b*.  
 31. *ab* E cil (qe) pl. fait pl. d. f. — 32. *ab* De ce ne se d. nus r. — 33. *Absatz*. — 34. *ab*  
 Et une est c. — 36. *ab* et se ie p. — 37. *ab* La u. (y) en r. m. — 38. *ab* nentendra. —  
 39. *ab* Se puist d. el (en) r. — 40. *ab* riche e gr. — 41. *ab* E de. — 42. *ab* En m. sens a  
 len r. — 44. *ab* Mes la u. en est poi oie. — 45. *ab* O. qi fu cl. m. — 46. *ab* De plus sages  
 ce trouons nos. — 47. *ab* Escrit (de) la d. — 48. *ab* et (de) la traison. — 49. *ab* desertee.  
 — 50. *ab* Qe ainc (anch). — 51. *ab* Mes nen d. p. — *Die nach 51 fehlende Zeile heisst*  
*in ab*: Car bien sauons sanz nul espoir. — 52. *ab* Qil ne (non) fu puis de c. anz nez. —  
 53. *b* Qe li gr. host furet as. — *a* Qe li sieges i fu iostez. — 54. *a* si li f. — *b* Non est m. ail  
 falit. — 55. *ab* Car ainc ni (ne lf) fu ni rien ni (nen) uit. — 56. *Absatz*. — *b* Q. qil ot. —  
 57. *ab* Et (qi) athenes fu (il furet) r. — 58. *b* Si ont destr. c. — 59. *ab* Dampner li uoudrent  
 (uoudra) par r. — 60. *ab* Por ce qont (qil ot) f. les (*leere Stelle*; *b* li damendeus). — 61. *a* b  
 C. o l. (a li) h. armes (carneus). — 63. *b* Et a m. grand f. — 64. *a* Qe le des comencemans.  
 — *b* Qe li diex cum li home humans. — 65. *ab* F. c. as troians. — *Nach 65 schieben ab ein*:  
 Et les denesses ensament Fasoit combatre avec la gent (iant). — 66. *ab* *Absatz*: E qant s. l.  
 reciterent (recointerent). — 67. *ab* Plusor por ce li r. (les refusent). — 68. *ab* tant fu omers  
 (honores et) de gr. pr. — 69. *a* E fist tant si com est apris. — *b* Et tant fist pois si cum ie  
 lis. — 70. *ab* Qe li (son) liure fu receus. — 72. *a* Apres lonc tens qe ot este. — *b* Pres long  
 le temps qi ot ce este. — 73. *ab* Qe rome ot ia p. d. — 75. *ab* Qe (Qi) tant fu riche (sages)  
 et p. — 76. *ab* Riches et proz (etait) et daut p. — 77. *a* E. cl. a grant merueille s. — 78. *a*  
*Absatz*. Cil. — *b* Cestui. — 79. *ab* un n. forment s.

Cornelius ert apellez	80	Tot escriuoit le ior apres	
De letres sages et fondez		Ici qe ie uos di de daires	
A hatenes tenoit escole		Anc por amor ne sen uoust taire	
De lui estoit molt grant parole		De uerte dire e retraire	
Vn ior qeroit a un aumaire		Por ce qil ert des troians	110
Por trere liures de gramaire	85	Ne se pandi de uers les suens	
Tant it ot qis et cerqe		Ne plus qe deuers greçois fist	
Qentre les autres a troue		De listoire le uoir escrit	(1 <sup>d</sup> )
Lestoire qe daires ot scritte		Lons tens fu sis liures perduz	
Et an langue greçoise dite.		Qe de lons tens ne fu ueuz	115
Sist daires dunt uos oez	90	Cil qi atenes laporta	
Fu an troie noriz enez		Cornelius le translata	
De denz estoit anc nen issi		Par son sans et por son angin	
Deuant qe lost ne sen parti		De greu le torna en latin	
Mainte peçe i fist de soi		Non lan deurions mielz croire	120
Et an sertor et an tornoi	95	E plus tenir lestoire auoire	
En lui auoit clers merueillos		Qe celui qe plus nen fu nez	
E de set ars essientos		De cent anz e de plus essez	
Por ce qil uit si grant affaire		Qe rien nen sot bien le sauon	
Qe plus nen uit hom maire		Se par oire le dire non.	125
Si uousist le fer metre an escrit	100	Ceste estoire nest pas usee	
En greçois la troue edit		Nen gaires leus non est trouee	
Chascun ior ausi lescruoit		Ja retraite nen fust ancore	
Com il ses eulz le ueoit		Mes beneoiz de sainte more <sup>1</sup>	
Tot ce qil fesoient le ior		La retraite faite edite	130
En bataille et an estor	105	Et ases mains la tote escrite	

<sup>1</sup> Der Dichter nennt seinen Namen mehrmals (vergl. unten zu V. 1177, 12020), wie er sich auch nicht selten auf seine Quellen, Dares und Dictys, bezieht (s. bei V. 11927, 15840 u. a. m.).

81. *b*. De letre il fu saie e. f. — 82. 83. *in ab umgestellt*: *a* Athenes t. esc. — *b* Ad ath. il t. e. — 84. *ab* gardait (il quiroit) en un armaire. — 85. *ab* un liure de gr. — 86. *a* Tant ia requis et reuerse. — *b* T. enquis et tant uersa. — 87. *b* il a troua. — 88. *ab* escrite. — 89. *a* En grece lainge faite et dite. — *b* En greçoise langue f. et d. — 90. *a* Cil d. qe uos ici oez. — *b* Celui d. dond dir moes oez. — 91. *ab* de troie n. et n. — 92. *b* Dedans sestoit por noir uos di. — 93. *a* lost se departi. — *b* Trosqe la sigre grand ne departi. — 94. *a* M. proesoe. — *b* proece. — 95. *ab* Et en assaut e en (gran)t. — 96. *ab* cuer merueilloz. — 97. *a* enscientoz. — *b* mout sientos. — 99. *ab* Ke ainz ne puis ne fu (nen fu) nus maire. — 100. *ab* Si ueut les fais metre en (memoire) escrit. — 101. *a* En gr. en escrist lestoire. — *b* Et en gr. les traist et dit. — 102. ensi. — 103. *ab* ases oilz les u. — 105. *b* Ou en b. ou. — 106. *ab* T. enscr. (escr.) la nuit a. — 107. *a* Icil — di daires. — *b* Tot ce qe uos di cil. — 108. *b* p. mort ne sen ueut tardaire — 109. *ab* De la u. (uictoire) d. e. r. (toz dire). — 110. *b* fu nez. — 112. *a* Non pl. qe uers les gr. f. — *b* Ne mais qenuers gr. en f. — 113. *b* en dist. — 115. *ab* Qil ne (non) fu trouez ne u. — 116. *a* le troua. — *b* Trosqe qe ath. — 117. *a* Cornillus qi les tr. — 118. u. 119. *umgestellt in ab*. — 120. *ab* Molt en deuons mielz celui (celui miaus) cr. — 121. *a* E sa stoire tenir a noire. — 123. *b* ou plus pases. — 124. *a* nen set ce s. — *b* Qi nos sauoit ice s. — 125. *b* li di daire non. — 128. *b* Ne retr. — *a* reconte. — 130. *a* La comencier et f. — *b* La continue. — 131. *a* lestoire escr. — *b* a meti le inuers escrite.

En si faite e si ouree		Ne di mie qe aucun buen dit	
Si antaillie e si pousee		Ne i mete se fere le sai	140
Qe plus ni miens ni amester		Mes le latin ian saurai	
Ci ueut lestoire en comëncer	135	Dirai uos donc tot abreu moz	
Qi le latin saura ela letre		De qeus gens est le liure toz	
Plus ne mains iuoudra metre		E de qoi il uoudra traiter	
Sensi non cum je truis escrit		San pres ici an comëcier.	145

2. Der auf obige Inhaltsangabe folgende Anfang der eigentlichen Erzählung lautet bei Benoît (vergl. Herbort V. 99 ff. und Anmerkung zu V. 100):

Pelleus fu un riche rois	(5 <sup>a</sup> )	Por maint regnes ert concu	
Molt prouz sagese cortois		Molt ert cortois et beauz et prouz	
Par greçe auoit segorie		E molt ert coneu de touz	
Dou rengne tenoit grant partie		Molt demenoit grant nobleçe	
Sa terre tenoit qitemant	5	E molt auoit gloire largeçe	20
Bien et an pes longemant.		Molt ert de lui grant de parlañçe	
Icist auoit un suen frere	(5 <sup>b</sup> )	Et molt auoit fait de sa enfance	
Filz de son peire e de sa mere		E molt ert coneus ses nons	
An penolope la cite		Por terre et por regions.	
Lont por nom Eson apelle	10	Qant ce uit li rois pelleus	25
Icist Eson un filz auoit		Oe yason montoit plus et plus	
Qe yason apelle estoit		E qe chascun ior amontoit	
De grant beautez et de grant pris		Dolans en fu paor en oit	
De grant senz si com ie lis		Qe tant creust qe tan montast	
De grant force et de grant uertu	15	Qe da sa terre le gistast.	30

3. Anmerkung zu Herb. V. 206: nicht so bei Benoît, welcher mit Herbort übereinstimmt. Herb. 209 ff.:

Ne demora qe un mois	(5 <sup>c</sup> )	E li boues illuet ficha	
Qe une grant feste tint li rois		Ou alexandres les troua	
Grant fu la cort qil aiosta		Ses grant merueilles et ses fait	
E grant la gens qil ascenbla		Seront mes a tot ior retrait	
Assez iot contes et dus	5	Grans fu et pleniens la cors	15
E cheualier set cent et plus		E gant elle ot dure huit iors	
Yason i ert et hercules		Si a li rois yason apelle	
Cil qi sostint molt pesant fes		Oiant touz li a raissonne	
E maintes grant meruouilles fist	(5 <sup>d</sup> )	Oiez biaux niez dit pelleus etc.	
E mains felons iaïans oucist	10		

132. *a* Et si taillee e si curee. — 133. *ab* Et si asisse et si p. (*a* passee). — 134. *mains*.  
 135. *ab* Cil uel (Or noil) lest. comëcier. — 136. *a* Le latin siurai et la l. — 137. *a* Nulle  
 autre rien ni uoudrai metre. — 138. *u*. 139. *fehlen a*; *in b umgestellt*: Ne die mie calchun  
 buen dit. Sensi non com ie troue escrit. — 140. *a* Ne ni metrai si faire el sai. — 141. *a* Meis  
 la matire en siurai. — 142. *a* Dire uos doi istoire et moz. — *b* Dir uos dei en brief moz. —  
 143. *a* De qele fais est le l. t. — *b* De ce qe fait. — 144. *a* il u. conter. — *b* retraire. —  
 145. *ab* au comëcier.

4. Anmerkung zu Herb. V. 224: auch Benoît stimmt hier mit Herbort überein. Herb. 273 ff. Anmerk. zu 274:

<b>A</b> Gari se tint pelleus	(6 <sup>b</sup> )	Li tres plus sages qi fust trouez	
<b>M</b> ander a qerre fet argus		Len ni sauoit sor cel son per	5
<b>A</b> nginiers estoit prouez		Ne qe si bien seust ourer	

5. Herb. 413 ff.

<b>H</b> erculles a dit au messaie	(7 <sup>c</sup> )	Qe li rois ne sa ient face	10
<b>V</b> asaus le port e le pasaie		Ni laisserons a seiornier	
<b>G</b> uerpirom nos hui ou demain		Enoier nos doit e peser	
<b>D</b> une chouse uos faiz certain		De la onte qil nos a fet	
<b>L</b> aumedon uetre seignor	5	Ja a or esmen tel plet	
<b>J</b> usqa trois anz uera tel ior		Qi li sera a desenor	15
<b>Q</b> en cest pais ariuérons		Ançoiz qil uegne au cef dotor	
<b>Q</b> i ia congie ne len qerrons		Et dont toz iors se pora plaindre	
<b>J</b> a por deuie ne len menaç		Si fera il ne puet remaindre.	

6. Herb. 453 ff.

<b>D</b> e la nef est issus yasson	(d <sup>4</sup> )	Belle e bien faite a sa mesure	
<b>H</b> erculles e sis conpaignons		Vne cite ert illuec pres	10
<b>S</b> or le riuaiie el sablons		Qi len clame iaconites	
<b>V</b> estirent lor cors iantemant		Belle ert fors e grant eiante	
<b>R</b> iches furent sis garnimant	5	Tors i auoit bien plus de trainte	
<b>D</b> e dras de soie aor bendez		Clouse estoit tote de buen mur	
<b>D</b> e gris et dermine anforez		E de buen marbre fort e dur	15
<b>L</b> i plus pouures ot uestiure		Molt li auoit belles meissons.	

7. Die Liebesgeschichte Jasons und der Medea geben wir hier zu genauerer Vergleichung (Herb. V. 543—1067) vollständig, da uns diese viel Besonderes an unserem Herbort erkennen lässt, dem z. B. Züge wie im V. 701 ff. 952 ff. ganz eigen sind.

<b>L</b> i rois es chambres enuoia	(8 <sup>b</sup> )	Les eues fesoit corre ariere	
<b>E</b> si tramist por medea		Molt ert sage de grant mainere	
<b>C</b> e est une fille qil auoit		Set qe li rois la demandoit	
<b>Q</b> e de molt grant biaute estoit		Atorna soi plus bel qe poit	20
<b>I</b> l nauoit plus enfant ni oir	5	Dune porpre inde aor gotee	
<b>E</b> molt estoit de grant sauoir		Richement e bien fu ouree	
<b>M</b> olt sot dangin e de meistrie		Sot un blanc fore dermine	(8 <sup>c</sup> )
<b>D</b> e coniuir e de sorcerie (sorterie?)		E buen mantel de sebeline	
<b>A</b> ssez iot sentence mise		Couert dun paille outramarin	25
<b>M</b> olt estoit sage et bien aprise	10	Qe bien ualoit son pois dor fin.	
<b>D</b> astronomie e nigromancie		Qant gentement se fu uestue	
<b>O</b> t tote aprise en sa enfance		De la chambre sen est issue	
<b>D</b> art nauoit molt e de coniuire		Dos pucelles mena od soi	
<b>D</b> el ior fasoit la nuit obscure		Qant elle uint deuant le roi	30
<b>S</b> e le nousist nos fust ueaire	15	Molt fu belle de grant mainere	
<b>Q</b> e uoleisses par nu (mi?) cel aire		De face de uis e de chiere	

Bendee fu dun trecheor		Selle ne an plist son corioe.	
Onqes nus hom nen uit meillor		Ensi soufri a molt grant paine	80
Mous ot gent cors et biaux les bras	35	Toz les uit ior de la semaine	
Autre parole nen uos fas		Not bien ioie ni solaz	
Ne el pais ne el regne		Des or la gent bien en ses laz	
Ni ot pulcelle de sa biaute		Amors uers cui nus a defense	
Par mi la sale uint le pas		Molt le regarde ese porpense	85
La chere tint auqes en bas	40	Coment elle ait ioie pleinere	
Plus fresche et plus encoloree		Qar destroite est de grant mainere	
Qe nest rose quand elle est nee		Molt redote lan comencier	
Molt fu cortoise et bien aprise		Vn ior qant uint pres mangier	
Orestes la lez lui assise		Si lot li rois a lui mandee	90
Elle a enqis e demande	45	En la sale pauimentee	
Dont il sont et de quel regne		Assez la colle et enbraçé	
Et qant certainement le set		Baïssa li culz eboce et face	
Qe se fu yasson molt li plet		Comandeli et dit apres	
Molt en auoit oi parler		Qe a yasson et hercules	95
E molt le uoloit honorer	50	Paroil qe ben le li consent	
Molt lama de denz son cuer		Et celle qi damor esprent	
E ne uoloit a nesun fuer		Sen uient uers aus molt uergondose	
Tenir ses eulz se alui non		De parler molt escientose	
Molt li senble de iante façon		Molt per fet a yasson grant ioie	100
La forme escarde de son cors	55	Basset li dit qe nul nel oie	
Cheuoiz recercelles et sors		La dist uasaus ne tenes mie	
Son bel uis e sa belle face		A mauuestie ni a folie	
A des tiem qe mal ne li face		Se a uos me uicng acointer	
Belle boce ot e belle regarz		Ce ne doit uos pas annoier	105
Biaus menton cor' et biaux braz	60	Droit fet et bien ce mest auis	(9 <sup>a</sup> )
Large egrant a forcheure		Qi uoit home dautre pais	
Vers ot les iauz outremesure		Qil li per loit araisont	
Sages estoit de grant mainere		Ege loial conseit li dont	
Molt lescarda par mi la chiere		Dame dit il uos dites bien	110
Molt lama medea a son uuel (8 <sup>a</sup> )	65	Merci uos rent sor toute rien	
Sage le uit esainz orguel		Qant il uos ploït qamoi perlastes	
Molt le regarde doucement		E qe pimes maraisonastes	
Son cuer de fine amor esprent		Fet auez molt qe de bon aire	
Molt li plest et molt li agreee		Qand il tant uos en ploït a faire	115
Tost li auroit samor donee	70	A toz le ior de mon ae	
Sil ert en leu qil le qeist		Vos en saurai ia mes bon gre	
Ne qid ia len escondist		Molt par poes grant ioie auoir	
Anc mais nul ior entendi		Qi estes de si grant pooir	
Ne ueut amer nen ot ami		Biaute auez molt e franqise	120
Or a si atorne son cuer	75	E de granz senz estes aprise	
Qe le ne leira a nul fuer		Jason dit elle bien sauons	
Qe le nen face son pooir		Venus estes por la toïssons	
Petit prisera son sauoir		Onqes por els ça ne uenistes	

Mais molt grant folie feistes	125	Sages ia naurais la toison	
Se tuit fussent ci ascenble		Por riens qi soit nel cuider mie	
Cil qi sont e qi furent ne		Car as enprise grant folie	
Ne poroient il engigner		Ainc te di bien se tu i uas	
Ne por qerre ni porcacier		Qe ia mes nen retourneras	175
Com il la peussent auoir	130	Yasson respont com enseignez	
De ce naies uos ia espoir		Dame dit il ne me smaiez	
Por noient li qidereis		Ni sui mie por ce uenus	
En uainz uos trauallejs		Qi men reaille com esperdus	
Essagie sunt ia li pluissor		Mes uuel morir qe ie ne sai	180
Qe i furent mort au chief del cor	135	Sen nul sen auoir la porai	
Onqes noi qe ne scanpast		Se ne len puis o moi porter	
Nus qi de lauoir se penast		Ja mais ne men qier retourner	
Li deu i ont lor garde mise		Car a toz iorz honiz seroie	
En tel mainere et en tel guise		Si qe ia mes honor ni auroie	185
Com te dirai bien te nest hues	140	Par ci men conuiet a passer	
Mars ia mis darain des bues		Tant en ai fet nel puis muer	
Qant ire e maltalant les toche		Soit maus soit bien qe men auegne	
Par mi le nes et par la boche		Ne puis muer qe ie men tiegne	
Geten de lor cors feu ardent		Jason dit elle amoi entend (9 <sup>c</sup> )	190
Ja de la mort naura garant	145	Ne creroies chastiamant	
Qi nest ataint et conseu		Seurs puis estre de morir	
Qe il narde ausi come feu		Qe nus ne ten puet garentir	
Per art eper coniuresson	(9 <sup>b</sup> )	Duel e poine me prent de toi	
Ont il a garder le monton		La morrai ce sai et uoi	195
Qi la toison uoudra auoir	150	Mais se de ce seure fusse	
Si conuendra per esteuoir		Qe ie tamor auoir peusse	
Qe il les puisse si doucier		Qa feme spouse moi preisses	
Qil les faça trere et arer		Si qe ia mes ne me guerpisses	
Mars li puissans deu de bataille		Qant a ta terre reuendroies	200
Les ia mis issi sanz faille	155	E qe toz iors o moi seroies	
Encor ia il a passer		Et moi porteras loial foi	
Qi asez fet plus a doter		Engin prendroie et bon conroi	
Qe un serpent toz iorz i ueille		Qe ceste chouse passeroies	
Qi point ne dorm ni ne sumeille		Ja mort ni meaing ni auroies	205
La regarde de lautre part	160	Fors moi ne ten puet nus aider	
Par tel angin et par tel art		Ni ben dire ni conseiller	
Qi ia rien ni aprochera		Mes ie sai tant de nigromance	
Si tost com sempres le ueira		Qi ie ai appris en ma enfance	
Qe feu gete o le uenin		Qe tot ce qe ie uoil puis fere	210
Si tost lor a done la fin	165	Ja mi ni ert paine ni contraire	
Grans est e fort emerueillos		Ce qe est gref tot mest ligier	
Anc mais nen uit hom si ydos		Ja ni trouarai enconbrier	
Ne poroit pas estre conqis		Or escarde qe tu feras	
Ne engignez ce mest ausis		Sauoir se tu ia me creeras	215
Qe te feroie long sermon	170	Ton cuer me di sainz deceuoir	

Tot ton coraie et ton uoloir		Not elle pas tot aqite	
Dame fait il ie qe feroie		Souentes fois a elle escardee	
Sor toz les dex uos iureroi		La lune qe elle uit leuee	265
E sor trestote uestre loi	220	Crient qe sempres sen aut la nuiz	
A uos garder en bone foi		Ne li torne mie adesduis	
A feme uos esposeraie		Cil qi par la sale uenoient	
Sor tote rien uos ameraï		E qe il tost ne se choucoient	
Ma dame serois et mamie		A son uuel fussent tuit endormi	270
Sor toutes auroiz grant segnorie	225	Molt par en a son cuer marri	
Tant entendrai a uos seruir		As huis des chanbres uait oir	
Qe tot ferai uetre plaisir		Sil se prenent a endormir	
Metrai uos en ma contree		Illuec escoute illuec esteit	(10 <sup>a</sup> )
Ou uos serois molt honoree		Nen tenoient conte ni pleit	275
Tuit uos i porteront honor	230	Ice fet elle qe sera	
E li petit eli greignor		Ceste gent qant se choucera	
Vos aures plus ioie et pleisir	(9 <sup>a</sup> )	Ont il iure qe il ueilleront	
Qe ne pora li cors souffrir		Et qe il ne se chouceront	
La pulcelle respont a tant		Ne uit mes ient qe tant ueillassent	280
Or sai fet elle uetre talant	235	Qe de ueiller ne se laissassent	
Ce remandra iusqa la nois		Mauueisse ient folle et prouee	
Qe sera choucie li rois		Ja sest la mie nuit passee	
En ma chanbre uerois toz souz		Molt par a poi de ci au ior	
Ja compaignon naurois ouoz		Certes molt a en moi folor	285
La moi feroiz tel seurtañce	240	De qoi me sui ie entremise	
Qe ie de uos naurai doutance		Miaus endeuse estre reprise	
Puis uos dirai sanz dotement		Qe cil qi est trouez enblant	
Coment le bues e le serpent		Molt sol sen et mauues senblant	
Vaincre porois et iustisier		Poroit len ia trouer en moi	290
Ja poinz naurois denconbrier	245	Qe ci por maing ne sai por qoi	
Dame dit il ensi lotroi		Estuet moi estre en effroi	
Enuoies se il uos plet a moi		Qe uolantiers nē uiegnea moi	
Qe il nen sauroie ou ie alasse		A qe le ore qe ie enuoi	
Ni a qelle ore me leuasse		O il molt uoluntiers ce croi	295
Dist la pucelle or ert bien fet	250	Qe faiz ie ici et qe atent	
Congie a pris si sen reuet		Tant ai este cor men repent	
Ariere en ses chanbres entre		Diluec sen part ein tel guise	
Molt li tresaut el cor del uentre		Vint a son liṡ si est asisse	
Esprise est de grant amor		Mais ie sai bien certainement	300
E molt li poisse qe li ior	255	Qe ne i sera pas longement	
Ne sen uet a greignor espoloit		Relieue soi ne puet plus estre	
Tant ot atendu qelle uoit		Si uait ourir une fenestre	
Le soleil qi sest choucie		Voit la lune qi este leuee	
E qant elle le uit escouse		A donc li est lire doblee	305
Molt li tarda puis la nuiter	260	Des or fait elle est il anuiz	
Qe elle le uit prolongier		Ja est passe la mie nuis	
E qant le ior en uit ale		Clot la fenestre arriere torne	

Molt iree pensue et morne		Ne qit qe hom ia mes tez uoie	355
En mi la chanbre sa resta	310	Molt iot riches orreillers	
Tot en estant si eschouta		Onqes hom nen uit plus clers	
La noisse estoit molt abaissee		El lit se coucha la pulcelle	(10 <sup>o</sup> )
Si departoit ia la masnee		Ki molt estoit cortoise et belle	
A luis senuait pensue et paile		Molt estoit digne de tel lit	360
Si regarda par mi la sale	315	La ueile sanz autre respit	
A schanberlains uit les liz faire	(10 <sup>b</sup> )	De la chanbre sen est issue	
Et lors li fu bien auiaire		Droit au lit yasson est uenue	
Qe iusqa pou se coucheront		Tot bellement e sanz effroi	
E qe mes gaires ne isteront		Le tret par mi la main a soi	365
Par la chanbre uet sus et ius	320	Et cil se leua tost et isnel	
Si regarde par mi un pertus		Si afubla un cort mantel	
Tant qe trestuit se sunt choucie		Tot soauet et a celle	
Bien a ueu et espie		Sen sont de denz la chanbre entre	
Le lit ou yasson se coucha		Clarste iot bien meoient	370
Vne soe mestre apella	325	Qe doz granz cirges de denz ardoient	
Tot son consoil li a gehi		Et la mestre a luis bien ferme	
Qelle se foit molt en li		Puis la de ci au lit mene	
Droit a celui fet elle iraiz		MEdea le santi uenir	
Tot soauet le petit paiz		Sia a fet senblant de dormir	375
De noisse te garde et desfroi	330	E cil qi ne fu pas uilains	
Yasson diras qi uiegne a moi		Le cuertor lieue a ses mains	
Dame fet elle primerement		Celle tresaut uers lui se torne	
Vos choucerois si ert plus gent		Molt se fet uergondouse et morne	
De la nuit est alee partie		Vasal dit elle qi uos conduit	380
Sil tendroit tost auilenie	335	Molt per auoir ueille la nuit	
Sa coucher fustez a tel ore		Toute nuit ai tel noisse oie	
Qe leu e tens en est ore		Cor primes mere andormie	
Dit la pulcelle ie lotroi		Dame fet il noi guion	
Ne firent mie long conroi		Se uos e uetre mestre non	385
En lit se couche tuit darient	340	En uetre prison me sui mis	
Onqes nus hom nen uit si gent		Nen doit pas estre pis	
Car li pecol et li limon		La ueille ensemble les leissa	
Furent tuit fet dor enuiron		En un autre chanbre sen entra	
As esmeraudes uerdoiant		Yason parla trestot primiers	390
Et a rubins clers et luissant	345	Dame li uetre cheualiers	
Coutre iot large de paille		Cil qe toz les iors de sauie	
Onqes tel not entesaile		Sera tot uetre sanz partie	
Li couertors fu assez riches		Vos prie et reqiert doucement	
Dune beste qanom enices		Qel receuez si ligeement	395
Qe soef flaitent cum plumenz	350	Qe nul ior mes chouse ne face	
Assez iot autres de denz		Qe uos grief ne uos desplace	
Clos fu dun draz saragoçant		Medea respont biaux amis	
Dor estoit tot edargant		Grant chouse mauës ci pramis	
Linciens iot qi sont desoie		Se uos le uoles tenir	(10 <sup>a</sup> ) 400

Ne me porois ia plus offrir		Fait la pucele biaux amis	
Seurte uoil qe ie en aie		Sachiez ie nai buen conseil pris	
Puiz atendrai uestre menaie		Andui sen sont del lit leue	
Dame a trestot uestre plaisir		Kar dou ior parut la clarte	450
Sanz fausitez et sanz mentir	405	Vn escrin dor prist medea	
Vos an ferai tel seurtañce		Neant yason le desferma	
Qa tort aurois de moi doutance		Si en a traite une figure	
Vne pelice uaire et grise		Faite per art et per coniuere	
Nest medea sor sa chamise		Ce fait elle porteroit o toi	455
Del lit sen est atant leuce	410	Kar ie te di per droite foi	
Sia un ymage aportec		Ja tant come sor toi lauraiz	
Dempirer li deu puissant		Rien nulle en terre ne criembraiz	
Yason dit elle uien auant		Après li baille un ongement	
Veez ici limage des dee		Ne confu faiz ne coment	460
Je nel uuel mie faire ageue	415	De ce fait elle serais oinz	
De moi et de uos la senblec		Car de ce test grande besoinz	
Bien en uoil estre aseuree		Puis naurais ia del feu doutance	
Sor limage ton doi metras		Ne qil a ton cor face nuisance	
E sor li deu me iureras		Or te bailleraï mon anel	465
A moi foi et leiaute tenir	420	Onqes nul home nen uit si bel	
E si moi prendras sens mentir		Et si saches bien qe la pierre	
Loial signor loial amant		Ne puet estre en nul sens plus chiere	
Yason ensi lotroia		Soz ciel na home qi soit uis	
Mes a ce pres se parira		Des qil laura en son doi mis	470
Conuenant ne foi ne li tint	425	Qe ia puis criembre enchantement	
Por ce espoir li mesautint		Feu arme uenin ne serpent	(11 <sup>b</sup> )
Mes ie na plus de ce adire		Ne li puent faire enconbrier	
Ne del conter ne del retraire		Ne en eue ne puet neier	
Asez ia plus dont traiter		Tant com lanel aurais sor toi	475
Mes ne me uoil parlongier (11 <sup>a</sup> )	430	Mais auraiz doute ne effroi	
Toute la nuit se iurerent puis		Ancor a il autres uertuz	
Issi com ie el liure truis		Se tu ne uoiz estre uencuz	
Tot nu ami entre ses braz		La pierre met de fors ta main	
Autre conte ne uos en faz		De ce te faiz ie bien certain	480
Se il en yason ne peccha	435	Qe la riens duels ne te uera	
Celle nuit la despucela		Et qant ce riers qil te pleira	
Car sil le uolt ele autretant		Et tu ne raurais di ce soign	
Et qant uint a laiornemant		Clot la pierre de danz ton poign	
Dame fait il ne tardera		Veus seraiz com un autre home	485
De ci qa pou aiornera	440	Onqes otaiens de romo	
Ni porai mes gaires ester		Ne puet conquerre cel auoir	
Qe il ne men conuegne aler		Qe ce peust contra ualoir	
Qe mest mestier or me besoigne		Lanel amis me garde bien	
Ke uos penses de ma besoigne		Qar ie laim plus qe nulle rien	490
Car enuos en met ma sperance	445	Après li rebaille un escrit	
Et mon conseit et ma tendance		Et si li a monstre et dit	



8. Anmerkung zu Herb. V. 1130. Auch Benoît, nach umständlicher Erzählung des Kampfes mit dem Drachen, sagt nur noch:

Si on poi durast plus la bataille (12 <sup>4</sup> )	Senpres en sont cheualier ne	5
Senpre fust mors yason sanz faille	De lor armes bien adobe	
Les dens li trait se na semee	En es le pas le corrent sore	
La terre qil auoit aree	Oucis se sont en petit dore	

Den Inhalt der Verse 1131—42 bei Herbort erzählt Benoît (Bl. 13<sup>a</sup> bis 13<sup>b</sup>) ausführlicher.

9. Mit Anmerk. zu Herb. V. 1146 vergleiche:

Tote la qinqene et le mois	De faire ensenble lor talant	
Se sorionerent li greçois	Souent demainent belle uie	5
Grant lesir ont li dui amant	Yason et medea sa mie	

10. Zu den schon früher von Wolf mitgetheilten Versen als Beantwortung von Frage I. (s. Herb. S. 348) fügen wir hinzu: „Und bald darauf, nachdem der Dichter (Benoît) Jasons frohen Empfang bei Pelias (Peleus) gemeldet (Herb. V. 1161 ff.):

Ses oncles la molt honore (13 <sup>c</sup> )	Daires nen fait plus mencion	
Ne li a nul senblant mostre	Mais qi or ueut oit chançon	
Qil fust irez de sa ueneue	De la plus haute oeure qi soit	15
Nestoit pas chose conneue	Ne qi ia mes oie soit	
Qil le haist ni qil uousist 5	Des plus granz batailles cruaux	
Qe donmage li auenist	De plus fieres de plus mortaux	
De sa uie ne de son fait	Vont la riche cheualerie (13 <sup>d</sup> )	
Ne sera plus par moi retrait	Qi a cel tens ert fu perie 20	
Je ne la truis mie en sest liure	Et destruite la grant cite	
Ne dares plus nen uelt escriure 10	Ja len dirai la uerite	
Ne beneois pas nes alonge	Et retrera trestote loeure	
Ne ia ni acroistra mensoigne	Si com li auctors la descueure.	

Vergleiche die Anmerk. zu Herb. V. 1177.

11. Herb. 1194 ff.

Parce ala ni tarda plus (13 <sup>e</sup> )	Tant lia dit qe anbedui	
La troua nestor (sic!) et poulus	Li ont promis a auier (14 <sup>a</sup> )	
Frere estoient an bedui roi	Prest sont ce dient daler	
Molt ert chascun <sup>a</sup> riche endroit soi	Ja por aus ni aura tardance	
Cil ont grant ioie fait de lui		

12. Herb. 1208 ff.

Molt sen fait hercules liez	Thelamon traue le cortois 5
Et molt les en a merciez	Not en grece meilleur greçois
Parfondement les en encline	Ne plus riche ne plus hardi
Puiz est alez a salemine	Ne miauz ardant a son ami.

## 13. Anmerk. zu Herb. 1219.

Puis est uenus a sice ariere	(14 <sup>a</sup> )	. . . . .	
A peleus fait grant proiere		Fait hercules molt dites bien	(14 <sup>b</sup> )
De laler preigne conroi		Ne me puissoies dire rien	
Et de mener ensemble osoi		Dont me feisses si grant ioie	
Les meilleurs homes de sa terre	5	Come daler sor ceus de troie.	10
Et ceus qe plus seuent de guerre			

## 14. Eines der häufigen Beispiele von Kürzung seines Originals gibt uns Herbort (V. 1222 ff.) auch bei folgender Stelle:

A nestor est tot droit alez	(14 <sup>b</sup> )	Tes compaignons menerai o moi	
Qi molt ert riches et nomez		Qi tost feront un grant desroi	
Loeure li prent tote a retraire		Je noi onques mes nouvelle	
Et ce qe il uoloient faire		Qi tant me fust bone ne belle	
Cil ne sen fait de rien eschis	5	Ora qan qe uelt hercules	15
Ainz dit sanz faille uos pleuis		Nulle chose ne li faut mes	
Qe ie serai le premerainz		Au port font faire qinçe nez	
A destruire les troiainz		Dacres de uoilles et de trez	
Ja ne uerai uestre message		Les apareillent et garnissent	
Senpre ne maiez auriuage	10	E de uitaille les enplissent.	20

## 15. (Herb. V. 1233 ff.)

Qant uint au tenz quiers deuse		Ainz qil fussent des pors meus	
Qe lerbe uert pert en lalise		Puiz sen paignent es hautes ondas	15
Lan qe florissent li ramel		En mer la ou sont plus profondes	
Qe doucement chantent li oisel		Traient et siglent a efforz	(14 <sup>c</sup> )
Merle mauuis et oriol	5	Des qil furent parti des porz	
Et estornel et roissinol		Ainc ne pristent repos ne fin	
La blanche fior pert en lespine		Nul ior asoir ne amatin	20
Et reuerdoie la gaudine		De ci qil uirent la contree	
Qant li tans est donz et sces		Qil auoient tant desirree.	
Donc partirent des pors le' nes	10	. . . . .	
Cil qe hercules auoit semons		Et qant il uint a uesperer	
Les dus les princes les barons		Au port de sigeo tornerent.	
Ot toz mandez et atendus			

## 16. Viel ausführlicher als bei Herbort (V. 1256—72) erzählt Benoît:

Qant la nuit fu bien anutie	(14 <sup>c</sup> )	Ne qi aient le tierc conquis	
Et la lune se fu couchie		Riches terres ne buens pais	
Sor le riuage el bel sablon		Mainte bataille auez uencue	
Se enissirent fors li baron		Et mainte terre combatue	
Vn parlement i ont ioste	5	Par tot uos est bien auenu	15
Peleus a primiers parle		Car ainc ior ne fustes uencu	
Oiez fait il seignor ami		Ne ne seroiz ia por nul plait	
Rice sages preus et hardi		Tant auons exploite et fait	
En tot le siegle ne sai taus		Qen cest pais somes entrez	
Si coragios ne si uasaus	10	Nel seit encor hom qi soit nez	20

A ce uos conuient ore entendre		Se nos uençons nos enemis	
E tel conseil entre uos prendre		A troie sont li grant tesor	45
Qe issi le puissons taire	(14 <sup>d</sup> )	De pailles et d'argent et dor	
Et iceste chouse a chief traire		Et de toute autre maneuic	
Qe nostre en soit la granz uictorie	25	Qe nos nauons pas la nauic	
Lenor et le pris et la glorie		O la moites i puisse entrer	
Trois choses uos uioil moustrer		Qan nos nos uoudrons retourner	50
Qi bien i font a escarder		Toz iors en serons maiz manaut	
Et qe chascuns doit bien sauoir		Et nostre peire et nostre enfant	
Qe faire en doit tot son pooir	30	Et toute greçe enuaudra mes	
Lunc est de prendre iungement		Qant serons mort mil ans apres	
Del lait qil firent nostre gent		Or nia plus la nuis sen uait	55
Qant de cest pais les chaicerent		Ne conuient pas faire long plait	
Et laidement les menachierent		Tens est luimes de nos armer	
Lautre des testes chalongier	35	Jusqa pou uerois aioner	
Qil ne nos puissent doumager		Partons nos gens et ordenonz	
Naura en elz qe corucier		Et nos eschieres deuisonz	60
Quant ueront lor terre essillier		Par tel sen et par tel mainerc	
Molt se peneront del deffendre		Con plus nos soit chose legiere	
E de uos toz ocire ou prendre	40	Qe qant nos uendrons alafaire	
Mais de ce ne mes mai de rien		Qe il niait rien qe refaire	
Qe uos le ferais molt tres bien		Qe ne soions genz esbastric	65
La tierçe chose qe uos dis		Et qi meuz saura si li die	

17. Das hessische Wappen (s. Anmerk. zu Herb. V. 1328—30) ist natürlich eine patriotische Zugabe des deutschen Dichters. Benoît sagt:

Molt son riches les trois compaignes		Virent la grant gent auec	
Couertures et entresaignes		Uirent les nes et les armes	
Orent de diuerses colors		Merueilles furent esfrees	
Anchois qe aparut li iors		Li criz lieua par le pais	
Ses respostrent par ceaus uergiers	5	Des qil uirent lor enemis	20
Qil trouoient granz et pleners		Granz fu la noisse et li resons	
Contre le teme nouel		Fugent a bois et a buissons	
Estoient foilli le ramel		A la cite en uait li cris	
Et li arbre uert et foillu		Li plus seurs fu esbais	
Ces a gardes et defendu	10	LAomedon ot molt grant ire	25
Qe nus ne les ia percuit		Qant il oi noncier et dire	
Li clers matins qi uenir duit		Qe li gres erent retourne	
Ne tarde gaires laube crieue		Por lui destruire et son regne	
Et le soleil se spant et lieue		Isnelement sen eissi fors	
Li paiseant de la contree	15	Deliuement arma son cors.	30

18. Herb. V. 1420 ff. und Anmerk. zu 1423.

Vns troien cedar ot nom		Nert pas encor li ans passez
Joene sens barbe et sanz grenon		Qil auoit este adobez.

19. Herb. V. 1478—79 mit Anmerk.  
 Set cent greçois de grant ualor                      Le siuent tres par mi festor.
20. Herb. 1490—96.  
 Pollus lor ifist grant doumage                      Qant li troien mort le uirent  
 Car le fil au roi de cartage                      Pocz sauoir qe grant duel firent                      10  
 Lor i ocist ce fu dolor                      Cricent plorent et font grant duels  
 Niez ert li roi filz sa seror                      Por lui deronpent lor cheuelz.  
 Joenes estoit de pou daage                      5                      Li rois troue mort son neuueu  
 Bel home auoit en lui et sage                      Plora des oilz si fist un ueu  
 Eliachin ert apellez                      (17<sup>b</sup>)                      Qe ia mes troie ne ueroit                      15  
 Assez fu plaint et regretez                      De ci qil uengie lauroit
21. Herb. Anm. 1511.  
 Qant un messages uint au roi                      Par mi le cors ot une plaie  
 Dyrees ot non de salemine                      Qi de la mort forment les maie.                      5  
 Parens prochains ert la roine
22. Herb. V. 1525 ff. und Anm. zu 1537 ff.  
 Molt fu espoentes li rois                      Sil ses maie nen meruoil mie  
 Qant il oi qe li greçois                      Si grant duel a et si grant ire                      5  
 Auoient sa cite sesie                      Ne seit qe faire ne qe dire.
23. Herb. V. 1569 ff.  
 Qant la bataille fu fince                      (18<sup>a</sup>)                      Et maint enfant et mainte ancelle                      10  
 E de partie la meslee                      Veist len fors par mi les rucs  
 En la cite par force entrerent                      Paurouses et esperdues  
 Onques contredit ni trouerent                      En lor braz portent lor enfanz  
 Des femes et denfanz petiz                      5                      Tant par i estoit li deulz granz  
 I ert trop granz li ploreiz                      Qunques ne fu en nul leu maire                      15  
 As temples et as deus fuioient                      Ne nus ne uos sauoit retraire  
 Qautrement garir ne sauoient                      Totez sont les maissonz gerpies  
 Mainte dame mainte pucele                      Pleines de riches manenties.
24. Herb. V. 1603 ff.  
 De femes firent lor uoloir                      Dans hercules li a donee  
 Assez en ot uergondees                      Por ce qen troie entra premier                      10  
 Sen ont des plus bellus menees.  
 La file au roi esyona                      Et sil afame lesposast  
 Ja mes si belle naistra                      5                      Ja puis gaire ne men pesast  
 Ne plus franche ne plus cortoise                      Maiz puis la tint en soignetaqe  
 Grant ire en ai et molt men poisse                      Grant duel i ot et grant doumage.                      15  
 Cele en a thelamon menee
25. Herb. V. 1617—58.  
 Qant lor boens orent aconpliz                      Par mer siglerent et naierent                      5  
 Et li nauies fu garniz                      Tant qe en grece reparierent  
 Es nes entrerent a grant ioie                      Grant ioie en firent lor amis  
 Puis partirent des pars de troie                      E tuit li autre del pais

Grant graces ont as dex rendue		La guerre qi puis tant dura	
Por ce qil ont uictorie eue	10	Molt par en fu loeure dotouse	35
Molt lor ont faiz grant sacrefises		Et la finz male et dolerouse	
Et uouz rendus et granz seruises		Or est la chose comencie	
Molt ont granz auoir departis		Qi molt sera greument uengie	
A lor parens a lor amis		Mes li reproche au uilein dit	
Tant en donent a lor mesnies	15	Qi onques de rien ni falit	40
Es as prochains de lor lignies		Teux cuide sa honte uengier	
Qe onques puiz pouure ne furent		Cui en auient grant enconbrier	
Per lez granz donz qe il recheurent		Mes ce puet or bien remanoir	
De troi et de sa manentie		Qi la chose uoudra sauoir	
En tote greçe replenie	20	Si entendre et nos dirons	45
Or uint oeure sest qi la die		Se lonc ce qe liures trouons	
Ja mes tels ne sera oie		Comfaitement ice ala	
Loeure et la chançon uos ai dite		Qi perdi ni qe gaengna	
Si com ie lai trouee escrete		Qi fust ocis et qi ocist	
Sauéz par confaite ochaison (18°)	25	Et qi fu qi ueniance en prist	50
Auint ceste destrucion		Qi fu riches et qi fu prouz	
Par asez petit dueure mut		Et qi fu plus loez de touz	
Mes molt parmonta puiz et crut		Qi plus bel uis ot et plus sage	
Onches chose si con ie truis		Qi fu de plus ardi corage	
A tant nala ne ainz ne puis	30	Et qi i rechuit greignor pris	55
Car di cel tens a grant dolor		Ice qe en historie lis	
Enfurent mort tot li meillor		Me poira oir raconter	
Por assez petit comença		Qi bien me uoudra escouter.	

## 26. Herb. V. 1659—63 und 1725 mit Anmerk.

Laomedon un fil auoit (18°)		Fors une dont est grant doumage	
Qi riche et prouz et sage etoit		Qi enest menee en seruage.	
Icil ert apellez prianz		Qant la nouvelle fu seue	15
De sa fame auoit enfanz		Et priamus lot entendue	
E nost estoit loing del pais	5	Sil ot dolor nus nel demant	
O ses pierre lauoit tramis		Riens qi uiue ne not mes tant	
Vn chastel auoit assegie		Assez plora et fist grant duel	
Qant il li fu dit et noncie		A donc uousist morir son uel	20
Qe troie estoit et la contree (18 <sup>4</sup> )		Molt a son peire regrete	
Tote arse et destruite et robee	10	Et sa ualor et sa bonte	
Et ses peire ocis et sa mere		Laomedon chiers peire sire	
Et ses serors et tuit si frere		Tant as mon cuer mis en grant ire.	

27. Abweichend von seiner Quelle werden zwar von Herbort (V. 1664 bis 1724), übereinstimmend mit Guido, bei obiger Stelle die Kinder des Priamus aufgezählt; doch finden sich nicht, wie bei diesem, auch die 30 Bastardsöhne, die er nur vorbeigehend erwähnt, noch auch andere Erweiterungen (s. Anm. zu Herb. V. 1724). Gleichwohl bezieht sich Herb. dabei auf das Lied (V. 1724), lässt aber auch

merken, daß dieser Bericht ein Abschweif von dem Gang der Geschichte ist. (v. 1709 f.). Benoît gedenkt erst bei den folgenden Versen (Herb. 1748 ff. und 1664—1724) der Kinder des Priamus, doch, wie Herbort, ohne namentliche Aufführung der Bastarde.

Ses gens manda ne tarda plus	(19 <sup>a</sup> )	Gent ot le cors et la façon	
Tant com il enpoit auoir et plus		Trop fu de grant cheualerie	
Et ses uoisins et ses amis		Assez sara auant oie	
Si cheuacha uer son pais		La merueille qil fist de soi	25
Sa feme o soi en mena	5	Molt le pris de maint tornoi	
Qi auoit a nom eccuba		Dez trois filles ot nom lainz nee	
E lert dame preuz et uailanz		Andromaca molt fu senee	
Si auoit del roi oit enfenz		Molt fu belle molt fu cortoise	
Les cinc uasles les trois meschine		Molt ama honor et prouoise	30
Dignes fuissent destre roine	10	Canssandra ot nom lautre apres	
Hector ot nom li ainz nez fiz		De deuiner sot cele ades	
Onques plus preuz ne plus nouriz		Polixenam fu la puis nee	(19 <sup>b</sup> )
Tant fist de foi tant ot bonte		Mes a troie nen la contree	
Toz iors en sera mes parle		Ce uos di bien par uerite	35
Li autre apres ot nom paris	15	Not ainc feme de sa beaute	
Cil fu molt biauz et de grant pris		Ce dit lescrit qe trointe enfanz	
Li tierz ot nom deifebus		Auoit encor li rois prianz	
Et li qars ot nom elenus		Qi estoient bien cheualier	
Cil fu deuins agurer soit		Mes nerent mie de sa moillier	40
Molt par fu sages grant sens oit	20	O tant de gens com li rois ot	
Li qinz troillus ot non		Vint a troie con ainz li pot.	

28. (Herb. 1789 ff. und Anmerk.) Wenn es irgend noch zweifelhaft erscheinen könnte, daß Herbort eine romanische Quelle, ja eben das Gedicht des Benoît bei Bearbeitung seines Liedes von Troja vor sich gehabt, so müssen Stellen, wie die folgende — und deren finden sich noch einige — vollends überzeugen, da ihr Wortlaut ein Missverständnis unseres Herbort nachweist.

So erzählt Herbort von dem „*turm ylion*“ in V. 1796: „*den worchte einer der hiz donion.*“ Weder Dares noch Guido, wie schon in der Anmerkung zu diesem Verse bemerkt worden, kennen den Namen des Baumeisters. Betrachten wir nun die nachstehenden Worte Benoîts, so wird uns sofort klar, daß Herbort irriger Weise in *li mestre donions* (d. i. la principale tour: *mestre* = principal, maître; *dongon*, *dongeon*, *donion*, forteresse, tour, l'endroit le plus élevé d'une ville; vergl. Roquefort 1, 405 und 2, 185) einen *maître Donion* gefunden habe.

A une part sist y lions	(19 <sup>d</sup> )	Qe unqez nen fu faiz nul itel	5
De troie li mestre donions		Par main de nul home mortel	
Ce fist prians a son hues faire		El plus haut leu de troie sist	
Et si uos puet len bien retraire		Molt fu bon mestre qi le fist	

Sor une roiche toté entiere		Si estoit hauz qi les gardoit	
Qi fu taillie en tel mainere	10	Ce li ert uis et ce cuidoit	
Qe a conpas tot areont		Qe iusqa as nues atainsist	
Se stregnoit auqes tot amont		Onqes hom tel engien ne fist	20
Nert pas si estroite de sus		Qi peust estre amenez	
Qe uait cinc cens toises et plus		Par nul home qi ainc fust nez	
Iluec fu ylion asis	15	De marbre blanc inde et safrin	
Dont len sorueoit tot le pais		Ja une uermeil pers et porprin etc.	

Es folgt noch eine ausführliche Schilderung der Pracht des Gebäudes.

29. Zu Herb. V. 1822 ff. erzählt Benoît noch :

En lautre chief de lautre part	(20 <sup>a</sup> )	Demi lauoir qi mis i fu	
Par grant conseit et par esgart		Lymage au deu qil plus creoient	(20 <sup>b</sup> )
Fist faire li rois un autel		Et o greignor fiance auoient	10
Onqes nul hom ne uit itel		Ce ert Jupiter li rois poissanz	
Ensi com daires nos retrait	5	I fist faire li rois prianz	
De strange richeçe fu fait		De meillor or qil onqes ot	
Onqes ne pot estre seu		Ne qe il onqes trouer pot.	

30. Herb. V. 1840 ff.

Qant li mur furent acheue	(20 <sup>b</sup> )	Sor chascune ot tor pincipal	
Qi tote clostrent la cite		Haute et espese et defensable	
Ainc si riche si com ie truis		Niot si poure conestable	20
Ne furent fait ne ainz ne puis		Qi en fust baillie la menor	
Sis portes iot solement	5	Mil cheualiers uait de sonor	
Se li auctors ne nos enment		Et de retens au plus eschars	-
Ce dit daire qi ne faut pas		Vaillant plus de set mile mars	
Lune ot nom antitoridas		Qe seroit ce qe ien diroie	25
La segonde qi ert apres		De folie me pencroie	
Apeloit len dardanides	10	Ne seroit pas senpres oie	(20 <sup>c</sup> )
La terçe apellent ylia		Solement la disme partie	
La qarte rauoit nom cecta		Des merueilles et de façons	
La qinte restoit apellee		Des murs des tors et des donions	30
Par nom ce sai de uoir timbreo		Ennuiz seroit de lescouter	
Et cil qi adroit apelerent	15	Et moi plus granz del raconter	
La siste troiana nomerent.		Ce nest la finz ainc riens uiuant	
Riche en furent molt li portal		Ne uit si riche ne si grant.	

31. Anmerk. zu Herb. 1890—1900 wird durch die entsprechenden Zeilen bei Benoît bestätigt :

Trop est grant honte et lait doumage (20<sup>d</sup>) Qe file au roi soit en seruage.

32. Abweichend von Guido, stimmt Herborts Erzählung (vergl. Anm. zu V. 1910) mit der des Benoît überein, wo es heißt :

Jor a (Priamus) asis de parlement		Boen chevalier ot en chascun	
Le meuz i manda de sa gent		Hector ot ramis sens essoine	5
Sei fil i furent ne mais lun		Es grant parties de paine noine	

Les grant affaires porchacier	Qi furent saui et sene	10
Et a els le regne alier	Se conseilla qil le dut faire	(20 <sup>a</sup> )
O les autres qil ont ioste	Oiez qil lor prist a retraire.	

## 33. Herbort V. 1913 ff.

Li fil le roi et li feeil	(20 <sup>a</sup> )	Vn suen conte riche baron	5
Tindrent a molt buen le conseil		De molt grant sen et de grant non	
Nus nel poroit meillor doner		Cointes et riches et senes	
Li rois en a fait apeler		Anthenor estoit apeles.	

Der Anmerk. zu Herb. V. 1932 setze hinzu, daß auch Benoît den Peleus, Herbort dagegen Pelias nennt.

## 34. Herb. V. 1953 ff.

La parole entent peleus	(21 <sup>c</sup> )	En enuoie ia mes a moi	10
Si fu iriez qil ne puet plus		Estrangement le comparroient	
Por ce qe auques uer lui pendoit		Toz li primiers qi i uendroit	
La regeste qe cil faisait		Metez uos or tost a la uoie	
Dist li qe ce seust il bien	5	Si gardes qe mes ne uos uoie	
Por lui ne sploiteroit il rien		Ne en ma terre uos arestez	15
Je nai fait il de ce qe faire		Gardes plus ni soies trouez	
Por pou ie ne uos faiz contraire		Si me dont deux honor et ioie	
Se danz priant uetre fol roi		Ja mes ne reueriez troie.	

35. Die in der Anmerk. zu Herb. V. 1983—84 vermisste Aufklärung dieser Stelle wird uns in folgenden Worten Benoît's gegeben: *lor fu thelamonz enseigniez* — indem *enseignier*, für das gewöhnlichere *saigner* genommen, durch das meist elliptische mhd. *lâzen* (Ben.-Müller, I, 9<sup>b</sup> und 949<sup>b</sup>) übersetzt ist. Ob richtig, scheint mir noch zweifelhaft.

Das in der Anmerk. zu V. 1979 vermuthete *gertée* wird durch das romanische *herbier* (= pâturage, prairie) bestätigt. Ben.-Müller I, 484<sup>b</sup>.

Parmi la uile cenauchierent		Lor fu thelamonz enseigniez	
Lambleure tant exploiterent		Qi prouz estoit et a faitiez	
Et tant qistrent et demanderent		Par un guicet les i menerent	
Roi thalamon qil le trouerent		Troi cheualier qe il trouerent	10
De lez la sale en un herbier	5	Sor un fautre dun paile bis	
De soz lombre dun oliuer		Jut alonbre dun cyparis.	

36. Herb. 1996: wieder ein deutscher Zug (vergl. Anm. zu Herb.); statt dessen lesen wir bei Benoît:

A uos meesnie di ge bien		I suelement uos en reales	
Qe nos gardes sor tote rien		Pesera moi dor en auant	5
Qen cest pais nena restes	(22 <sup>b</sup> )	Se ie uos i truiiz soiornant.	

Desgleichen in der den folgenden Zeilen entsprechenden Stelle bei Herbort (V. 2021 ff.):

Nestor le regarde en trauers	(22 <sup>e</sup> )	Cuideroit il nos faire acroire	
Dire deuint pales et pers		Camor ne pais ne tenist uoire	20
Fiz a putain fait il bastars		De hez ait hui la soie amor	
Por poi des euz ne uos defas		Ne qi si fiera nul ior	
Par cui congie per cui otroi	5	De grant folie se porpense	
Vos ousastes metre sor moi		Na pas lauoir ne la despense	
Porpoi ie ne uos faiz desfaire	(22 <sup>e</sup> )	Dont uers nos puisse frontoier	25
Ou uilment acheuauz de traire		Ne dous mois onoi gueroier	
Vers uetre rois hanteuz mauues		Tot qant qil a oure et fait	
Ne qerrai mais ior auoir pes	10	Sil ne se garde de fol plait	
Ses peires li chaitis dolenz		Li aurons tost ars et guaste	
Qi atort laidi nostre genz		Gardes ne soies pas troue	30
Qi rien mesfait ne li auoient		Demain en la cite de pyre	
Nen sa terre mal ne faisoient		Issiez en tost fors de ma uille	
Or si cuideroit uetre sire	15	Kar il nest gens qe ie tant hee	
Vengier la honte et le martire		Con ceauz de la uetre contree	
Qe feimes de uos chaitis		De hez ait ia lesamera	35
Qant destruimes le pais		Ne qi ia oelz pais aura.	

## 37. Herb. V. 2051—67.

(Anthenor) Sest tost de la terre eslongiez		Oscure et laide et tenebrouse	
Or uoudroit estre repairiez		Par les tenples as deus ala	
Ja ne prendra mais port son gre		Molt doucement les aora	14
De ci qa cels soit ariue		Vn sacrefice lor ofri	
Dont il torna troiz iors deste	5	Por ce qe de mort lont gari	
Li dura une tempeste		Après est au palais uenuz.	
Molt fu la mer noire et hidouse	(23 <sup>a</sup> )		

## 38. Herb. V. 2079 ff.

A peleus alai premier	(23 <sup>b</sup> )	De par uos li dis et regis	15
Molt le trouai en riure et fier		Molt men penai et entremis	
Sachiez molt en failli petit		Qil uos rendist uetre seror	
Qant mon message li oi dit		Car tenue lauoit maint ior	
Qil ne me fist deshonorer	5	Cui chant assez me folia	
Comença moi aconiuer		Et uos meesmes laidenia	20
Molt laidement de son pais		Par uos ce dit rien ne feroit	
Ja ne seroit ce dit amis		Ne mal ne bien ne tort ne droit	
A ceuz de troie nul ior mais		Polus me redist autre tel	
Ne a elz nauroit trieue ne pais	10	Molt me laidi en son ostel	
A lui ne poi qe el trouer		Molt me fist uilain acolloit	25
Puis me mis ariere en mer		Molt dist qe troien haoit	
Thelamon qis et demandai		Nen feroit ce dit nulle rien	(23 <sup>c</sup> )
Tant qe a peine le trouai		Par uos ne mais qe por un chien	

Ne uos ia tendissiez mie		O uilment acheuans de traire	
Assez me dist honte et folie	30	Menaça uos aessillier	
Je sofri tot o morne chiere		Et tote troie atrebuchier	40
Puis me remis en mer ariere		Ainc ce sachiez ior ne connui	
Nestor qis tant qe olui parlai		Nesun plus orgueilleus de lui	
Vestre message li contai		Ne plus peruers ne plus forfait	
Cui chaut car il me dist tres bien	35	Qe uos en feroie lonc plait	
Qe il ne uos amoit de rien		Prenez conseil qen poissiez faire.	45
Des douz euz me cuida deffaie		(Fortsetzung folgt.)	

---

Z U M P A R Z I V A L.

---

## 1.

## RUMOLDS RATH.

Obwohl es nach dem Schlußwort zur zweiten Auflage des Wolfram (Berlin 1855) vermessen scheinen muß, über einzelne Stellen des Lachmannischen Textes anderer Meinung zu sein, so kann mich das doch nicht abhalten, hier eine mir anstößig scheinende Stelle im Parzival zu besprechen, auf die Gefahr hin, daß man meine Bedenken 'fürwitzig' nennt, und meine Besserung zu den 'wohlfeilen Einfällen' rechnet.

Im Parzival antwortet der Fürst Liddamus auf die Vorwürfe des Landgrafen Kingrimursel, daß er zwar Andere zu Kampf und Streit aufzuhetzen vortrefflich verstehe, aber selbst viel zu feig sei, um seine eigene Haut zu Markt zu tragen, unter anderm folgendes: es möge da fechten, wer Lust habe, er nicht; er sei viel zu bequem und möge sein Leben keiner zu großen Gefahr aussetzen, und schließlich fügt er noch hinzu:

*wurdet ir mirs nimmer holt,  
ich tete ê als Rûmolt,  
der kûnec Gunthere riet  
do er von Wormz gein Hiunen schiet:  
er bat in lange snîten bân  
und inne kezzel umbe dræn.* Parz. 420, 25—30.

Das ist offenbar ein schwerfälliger, durch ungefüge und unklare Construction auffallender Satz, den Lachmann aus der Hs. *D*, der er auch sonst zu folgen pflegt, und mit welcher in diesem Falle einige spätere, sonst mehr zu *G* neigende Hss. stimmen, in seinen Text aufgenommen hat. Besonders verdächtig erscheint die dritte Zeile mit dem fehlenden Artikel vor dem aus *kûnige* gekürzten Dativ *kûnec*. Vor diesem Worte pflegt, wenn ein Eigenname ohne Apposition darauf folgt, und zumal im Dativ der Artikel nicht

zu fehlen. Man kann also wohl sagen *küenec Artús der guote*, *küenec Artús der herre mîn* Lanz. 8252, oder *küenec Constantîn der gap só vil* Walther 25, 11, nicht aber *ez het küenec Artús*, oder *in daz lant vuor küenec Artús* und noch viel weniger *sie buten in ir hûse künic Artúse selh ére*. Im Iwein heißt es an mehr als dreißig Stellen stets *der künic Artús, dem kúenege Artúse, den küenec Artús*. Im Parzival *der küenec Clamidé* 194, 14. *der küenec Artús was aldá* 644, 16. *vant den künic Artús* 206, 7. *man leite den künic Clamidé* 215, 28. Bei Walther *der küenec Constantîn* 10, 29. *der küenec Philippes* 18, 29. 19, 7. Tristan *nu gie der künic Marke* zuo 99, 18. *der künic Marke dó kam* 563, 17. Gudrun *der künic Hagene* 396, 3. *der künic Hetele* 455, 2. 528, 1. 551, 1. 608, 1. *der künic Herwic* 1433, 1. *der künic Ortoîn* 1550, 1. -- 420, 4. ist zu lesen *der künic Hetele*, 748, 4. *er begunde den künic Hetelen*, 847, 1. *nu was der künic Ludewic*. Barlaam *der künic Avenier* 360, 12. *der künic Jósaphát* 363, 1. *des kúeneges Avenieres man (wíp)* 14, 9. 20, 23. *dem kúenege Aveniere*. Im Lanzelet 8369. 9304 muß mit *P* gelesen werden *swaz im der künic Artús riet*, und Nib. 497, 1. mit allen gegen *A*: *dó sprach der künic Gunther*. Von der wirklichen Auslassung des Artikels *der* vor *künic* sind mir nur ein paar unzweifelhafte Beispiele bekannt, aus Konrad von Würzburg und Wirnt 20, 3 *küenec Artús was dá heime niht*, da wie dort aber jedesmal im Anfang des Verses und beim Beginn eines Satzes.

Die Kürzung der Genitive und Dative *kúeneges*, *kúenege* in *küenec* hat nicht nur nichts auffallendes, sondern ist das gewöhnliche, z. B. *er ist sun des küenec Vrîene* Iwein 2111. *in des küenec Artúses lande* 4513. *an des küenec Artúses hof bekam* Erec 2743. *des küenec Artúses bete* 5262. *des künic Gunthéres man* Nib. 925, 4. *des küenec Gunthéres wíp* Klage Lasab. 3765 (Lachmann mit *A*: *des kúeneges Gunthers wíp* 1838). *dó sprach des künic Lótes sun* Parz. 300, 23. *des künic Gahmuretes kint* 293, 23. 301, 5. *dem küenec von Ipotente* 210, 9. *dem küenec von Iserterre* 220, 6. *des künic Hetelen man* Gudrun 479, 2. 518, 1 *nu sage dem künic Hetelen* 489, 2. Niemals fehlt aber, wie man bemerkt, der Artikel, und er darf nicht fehlen. In Walthers Liedern wird daher 25, 1 *wan sküenec Artúses hof*, und im Lanzelet 8818 mit *P*: *die zes küenec Artúses seldom* zu lesen sein. Von einer Unterdrückung des Artikels vor dem verkürzten Dativ ist mir kein einziges, auch nicht einmal ein scheinbares Beispiel vorgekommen. Daß neben dieser Kürzung auch die vollen Formen *kúeneges* und *kúenege* zulässig sind, versteht sich von selbst, z. B. *dem kúnige Artúse* Iwein 2760. *dem kúnige Artús ze vil* 4787 u. s. w.

Die von Lachmann in den Text aufgenommene Lesart *der küenec Gunthere riet* kann also nicht die richtige sein. Um sie aufrecht zu halten und dem Verse zum erforderlichen Maß zu verhelfen, war er überdies genöthigt, allen Handschriften entgegen, welche *Gunther* lesen, *Gunthere* zu schreiben.

Noch schlimmer ist, daß diese Lesart nur einen schiefen, ja falschen Sinn gewährt. Lachmann mußte nach *Rûmolt* interpungieren, und wie der Satz dort steht, heißt er: ich machte es lieber wie Rûmolt, der dem König Gunther gerathen hat u. s. w. Das soll aber offenbar nicht gesagt werden. Viel besser und ohne Zweifel richtig, sowohl in Bezug auf den Sinn als die Grammatik, ist die Lesart von *G* und anderer zu dieser Familie gehörigen Hss.

*ich tæte é als Rûmolt*

*deme kûnege Gunther riet:*

d. h. ich befolgte dennoch eher den Rath, den Rûmolt dem König Gunther gegeben hat. In diesem Sinne hat schon der Landgraf Kingrimursel die Stelle aufgefasst, der 421, 6 dem K. Liddamus erwiderte:

*ir rätet mir, dar ich wolt iedoch*

*und sprechet, ir tætet als riet ein koch*

*den kûenen Nibelungen:*

mir rathet ihr zum Streit, und sprechet doch dabei, ihr wolltet dem Rathe folgen, den ein Koch den Nibelungen gab; er rieth ihnen nämlich, statt die gefährliche Fahrt ins Heunenland zu thun, lieber bei den heimischen Fleischtöpfen zu bleiben.

Auch die folgende Stelle

*do er von Wormz gein Hiunen schiet*

ist in Lachmanns Ausgabe unrichtig. *gein Hiunen* ohne den Artikel kann hier nichts anderes bedeuten als: ins Heunenland, und so (gen-Heunland) übersetzt auch Simrock. Nun bedeutet aber *Hiunen* nie den geographischen Namen, wie *Swaben* das Schwabenland, oder *Beiern* das Baierland, sondern stets nur den Namen des Volks, die Heunen selbst; z. B. Nibelungenlied: *zen* (d. i. *zu den*) *Hiunen* 1109, 4. 1110, 4. 1196, 2. 1211, 2. 1330, 4 u. s. w. Wo dagegen das Land, das Reich der Heunen, genannt werden soll, heißt es stets *Hiunenlant*, z. B. *ûz Hiunenlande* 1106, 3. *der kûnege von Hiunenlant* 1108, 3. 1190, 3. *die von Hiunenlant* 1122, 3. *in der Hiunen lant* 1222, 3. 1229, 2. 1339, 3 u. s. f. Mit Hülfe einer jungen schlechten Hs., welche statt *gein den Hiunen*, wie alle übrigen Hss. haben, *gegen Hiunen*, und ebenso *Wormz* statt *Wormze* liest, hat Lachmann den Vers zu Stand gebracht, ohne alle Nöthigung, indem

*do er von | Wormze gein den Hiunen schiet*

in metrischer Hinsicht nicht das geringste Bedenken darbietet, zumal bei einem Dichter, der wie Wolfram nicht nur sehr häufig zweisilbigen, sondern sogar dreisilbigen Auftakt gebraucht.

Beiläufig will ich hier bemerken, daß mir diese Stelle aus dem Parzival von weit größerer Bedeutung zu sein scheint, als selbst Holtzmann ihr beigelegt hat. Durch die aus der Wallersteiner Hs. gewonnene Bestätigung der Holtzmannischen Vermuthung (Untersuchungen S. 94), daß in der zwischen die Strophen 1390—1411 fallenden Lücke der Hs. *C* von Rûmolts

gebähten Schnitten die Rede gewesen sein müsse, ist der entscheidende Beweis geliefert, daß Wolfram allerdings nicht die 'älteste' Recension *A*, worin von jenen Schnitten ebensowenig die Rede ist als in *B*, sondern gerade die angeblich jüngste Bearbeitung, wie sie uns in *Ca* überliefert ist, gekannt hat. Das sechste Buch des Parzival, 280—337, ist Lachmanns Angabe zufolge (Wolfram S. XIX.) nach dem Sommer 1204, das achte, 398—432, worin Rûmolts Rath erwähnt wird, gewiss nur wenige Jahre später gedichtet (nicht nach 1209, s. Haupts Zeitschrift 10, 46); es ist also bewiesen, daß noch vor 1210, um welche Zeit das Nibelungenlied überhaupt seine gegenwärtige Gestalt erhalten haben soll, die Recension *C* bereits vorhanden war. Was es sonach auch mit der behaupteten Entlehnung der Wörter *Zazamanc* und *Azagouc* aus dem Parzival für eine Bewandniss hat, wird nicht länger mehr zweifelhaft sein: aus dem Gedichte, dem er die Kenntniss von Rûmolts Schnitten verdankt, wird er auch jene beiden Ländernamen kennen gelernt haben. Damit fällt aber auch das Jahr 1210, das auf diesen Stützen, besonders jenen gebähten Schnitten, hauptsächlich ruhte (s. Lachmanns Anmerkungen S. 1 ff. 51 und zu 353, 2. 417, 6), und wir wissen nun bestimmt, daß das Lied in der Gestalt, wie es in *Ca* enthalten ist, schon um 1200 vorhanden war. Wer also gegenüber dem für das hohe Alter von *C* gewonnenen Beweis dennoch die beiden Recensionen *AB* für die ältern hält, der wird sie noch ins zwölfte Jahrhundert hinaufrücken müßen.

FRANZ PFEIFFER.

## 2.

82, 24: *dâ wârn ave ungefüegiu lieht,*  
*von kleinen kerzen manec schoup*  
*geleit uf ôlboume loup;*  
*manec kulter rîche*  
*gestrecket vlîzeklîche,*  
*derfür manec teppech breit.*

Lachmanns obige Interpunction kann ich nicht für richtig halten, wenn ihm auch Simrock getreu nachübersetzt:

„Und kleine Kerzen sonder Zahl  
 Auf Ölbaumlaub vertheilt im Saal.“

Es ist nicht recht klar, wie man auf trocknen Olivenblättern Lichter aufstecken könnte. Das Semicolon hinter *loup* bei Lachmann gehört offenbar hinter *schoup*, und dann heißt es mit besserem Sinne und dem nicht zu *teppech* fehlenden Verbum weiter:

(*dâ wârn*) — — — —  
*geleit uf ôlboume loup*

*manec kulter rîche,  
gestrecket vlîzeklîche  
derfür manec teppech breit. —*

Polster auf einer Streu von Olivenlaub gelegt, kann nicht für ungewöhnliche Sitte gelten, wenn sogar die Pariser Studenten der alten Zeit auf bloßen Strohbündeln sitzend ihre Collegien hörten. In der Regel werden freilich den *kultern* weiche Betten untergelegt.

89, 27: spricht der König von Gascône:

*„mich vienc iwer muomen suon:  
der kan an niemen missetuon.“*

und nach Lachmanns Interpunktion fährt darauf Kaylet fort:

*„ir wert wol ledec von Gahmurete;  
daz sol sîn mîn erstiu bete.“* u. s. w.

Gegen Lachmanns und Simrocks Interpunktion ziehe ich die Zeile „*der ka:*“ u. s. w. zur folgenden Rede Kaylets. Hardieß erklärt sich als Gefangener Gahmurets unfrei zu einem selbständigen Entschluß; daß er mit obigen Worten aber die Entscheidung Gahmuret überlasse, liegt nicht in seinem grollenden scharfen Wesen; viel gehöriger ist sie vielmehr in Kaylets, des gütlichen Vermittlers Munde, der damit das Vertrauen ausspricht, das er zu Gahmurets Großmuth und edelherzigem Charakter hat.

27, 15—19: *er gap durh mich sîn harnas  
enwec, daz als ein palas  
dort stêt (daz ist ein hôch gezelt:  
daz brâhten Schotten uf diz velt).  
dô daz der helt âne wart* u. s. w.

Lachmanns Interpunktion verleitet zu der Annahme, daß das wie ein Palast im Felde stehende Zelt als *sîn harnas* bezeichnet werde. *Harnas* bedeutet, wie ich mit fast hundert Stellen allein aus dem Parzival belegen kann, in der Regel die gesammte Leibesbewaffung eines Ritters, selten einen bestimmten Theil derselben, z. B. den Panzer oder Brustharnisch. In der Regel werden Speer, Schwert und Schild noch neben *harnas* ausdrücklich genannt, und das Ross sowenig als Zelt oder andres Gerâth als zum *harnas* gehörig betrachtet. Beachtet man Wolframs Erzählungsweise, wie er es liebt Zwischensätze und Bemerkungen einzuschieben, später zu Erzählendes schon vorweg andeutend hineinzuwurfen, und die Gedanken so zu verschlingen, daß mitunter Seiten lang ihrer zwei wechselnd durcheinander gehen (das größte Beispiel findet sich in der Einleitung zum Parzival, worauf Lachmann selbst schon aufmerksam gemacht hat), so wird man auch hier interpungieren müssen:

*er gap durh mich sîn harnas  
enwec — (daz als ein palas*

*dort stét, daz ist ein höch gezelt:  
daz bráhten Schotten úf diz velt).  
dó daz (sc. harnas) der helt éne wart u. s. w.*

Es ist der lebendigen, bewegten Rede Belakanens ganz angemessen, wenn sie, während sie von der Rüstung spricht, die ihr Geliebter ihr zu Liebe nicht mehr tragen sollte, die Bemerkung von dem Zelt dazwischen wirft, das vor ihren Augen im Felde stand, und worin sogar Isenharts balsamierte Leiche als Blutzuge aufbewahrt lag. Daß Isenhardt *blöz*, d. h. ohne Leibeseisenrüstung, ohne *harnas*, auf Abenteuer ritt, wohl aber mit Schild, Schwert und Speer bewaffnet, beweist sein Kampf mit Ipo-medon:

28, 5: *ir ieweder innen wart  
eins spers durch schilt und durh den líp.*

271, 9: sagt der von Parzival besiegte und zur Erkenntnis von Jeschutens Unschuld gebrachte Orilus:

*fürz fórest in Brizlján  
reit ich dó én juven poys.*

Simrock übersetzt:

„Aus dem Wald zu Briziljan  
Ritt ich dir nach durch jeune bois.

Daß *juven poys* = jeune bois richtig ist, zeigt

286, 26: *kalopierende ulter juven poys.*

Dennoch ist der Sinn hier falsch aufgefasst. Einmal steht: ich ritt „dir nach“, nicht im Text; und zweitens ist es ganz ohne Bedeutung, ob der eifersüchtige Held durch junges oder altes Holz ritt. — Sprichwörter oder sprichwörtliche Redensarten sind in der Regel sehr alt, und weit älter als ihre erste schriftliche Aufzeichnung. Das neuere Französisch kennt noch eine solche, die hier völlig am Platze ist, indem man scherzweise sagt: *le bois croit sur sa tête*, d. i. er ist ein Hahnrei, er trägt Hörner, er ist gekrönt. — Wenn ich hier auch es nicht aus Schriftstellern des 12. und 13. Jahrhunderts belegen kann, so ist es doch wahrscheinlich, daß bei Kyot ein ähnlicher Sinn zum Grunde lag, den, wenn Wolfram ihn verstand, er vielleicht ebendeshalb wieder mit den französischen Worten anzudeuten suchte. In dieser Auffassung drückt jene Verszeile, anstatt völlig bedeutungslos zu sein, vielmehr eine vollgültige Entschuldigung der *unfuoge* aus, zu der er sich gegen Jeschuten hat hinreißen lassen; ich würde daher übersetzen:

„Gott lohn Dir's; sie ist Tadels frei.  
Ich habe Unrecht ihr gethan.  
Doch aus dem Forst von Breilian  
Ritt damals ich als Hahnrei ab,

d. h.: und diese Stimmung verursachte mein übereiltes hartes Unrecht gegen Jeschute.

424, 3—6: *Ich pin des unerværet,  
heten si geschæret  
als ein valke sîn gevidere,  
dâ rede ich niht widere.*

Simrock übersetzt (auch ich habe früher den Text nicht verstanden):

„Darüber bin ich unerschrocken,  
Trügen sie gekraust die Locken  
Wie der Falke sein Gefieder,  
Denn ich stimmte nicht dawider.“

Mir ist nicht bekannt, daß der Falke gekraustes, lockiges Gefieder trägt, noch ist abzusehn, inwiefern dieses für einen Mann besonders abschreckend sein könnte. Dagegen kennt das neuere Französisch noch den technischen Ausdruck in der Falkenierkunst: *charrier* une perdrix, ein Rebhuhn durch den Falken verfolgen, ihn auf ein Rebhuhn stoßen lassen. Altfranzösisch *carier*, *caraiier*, d. h. voiturier, mener, conduire, charrier, Auch heißt *charer*, tomber, cadere; und *charier*, charger. Hieraus ist offenbar das germanisierte *geschæret* gemacht. *Sîn gevider* ist daher nicht das Gefieder des Falken, sondern der Vogel (das Gefieder), auf welches der Falke losgelassen wird, und diesem ist der herschießende Falke allerdings bedrohlich; daher zu übersetzen:

„Nicht wär vor Schreck ich aufgelöst,  
Wenn sie (die lieblichen Mädchen) mir nahten, wie hernieder  
Der Falk auf seinen Vogel stößt;  
Nicht spräch ein Wörtchen ich dawider.“

588, 19: *unt eine garnasch mârderîn,  
des selben ein kûrsenlîn,  
ob den bêden schûrbrant  
von Arraze aldar gesant.*

*Garnasch*, ital. *garnazzia*, ist ein langes Oberkleid; *kûrsen*, *kûrsenlîn*, ahd. *chursina*, *chrusina*, ein Kleidungsstück von Pelzwerk unter dem Mantel, also enger anliegend, wie Benecke-Müllers Wörterbuch angiebt. Ziemann (Wörterb.) läßt *schûrbrant* unübersetzt; bei Benecke l. c. 253<sup>b</sup> heißt es bloß: „ein Kleidungsstück oder Stoff zu Kleidern“; es scheint gleichfalls ein korrumpiertes Fremdwort zu sein aus *scurum*, *panni species*; Chron. Estense ad ann. 1302 ap. Muratori XV. col. 349: *Dominus Marchio et frater iverunt ad prandium . . . induiti quadam medietate scarlati et viridis scuri cum capezulis ad modum Franziae sicut portabat dominus Karolus* (Adelung gloss. lat. med. aev.); französisch: *scuré*, couvert; —

und *prandeum*, *brandeum*, genus zonarum (Adel. l. c.); also ein Mantelgürtel.

449, 7. *Sláveniehús*. Gleichfalls halb französisch, halb deutsch; — nicht Schlafhaus, sondern eigentlich Kleiderhaus; *sclavina*, *sclavinia*, vestis largior, sagi militaris instar (Adel. l. c.). *Esclavine*, *eslavie*, Robe manteau de pelerin. — *Esclavine*, espèce de dard ou javelot.

469, 7. *Lapsit exillis*, der Stein, aus dem der Gral geschnitten ist. Die Hss. lesen: *jaspis*, *lapis* — *exillis*, *exilis*, *erillis*, *exilix*. — Die richtige Schreibart scheint *lapis herilis* oder *erilis*, der Stein des Herrn, denn das ist in der That der hl. Gral.

MAGDEBURG.

A. SCHULZ (San-Marco).

## METROLOGISCHES UND GEOGRAPHISCHES AUS DEM WESSOBRUNNER CODEX.

Auf den Wunsch W. Wackernagels gebe ich hier einen genauen Abdruck der agrimensorischen und geographischen Stücke der bekannten Wessobrunner Handschrift, die zuerst von B. Pez im Thes. An. in der dissert. isagog. §. XXXVI. erwähnt, dann im s. Thes. I. l. p. 417, später in den M. Boicis 8, 375, zuletzt in Graffs Diut. 2, 368 ff., zum Theil abgedruckt wurden. Eine genügende bibliographische Beschreibung der Handschrift von Gessert findet sich mit einem Facsimile des Gebetes im Serapeum von 1841, 1—8; auf die Federzeichnungen ist Rücksicht genommen in Kuglers Museum 1834 S. 99 Nr. 1.

Die agrimensorischen Fragmente von Bl. 57<sup>b</sup>—59 stimmen bis auf die Schlußworte fast ganz genau mit Isid. Etym. lib. XV. Cap. XV. §. 1—8.

Die Wegmaße 59<sup>a</sup>—59<sup>b</sup> stimmen mit Ausnahme des schließenden *ostendit* — *terrarum* mit Cap. XVI. des Isidor.

In Lachmanns Ausgabe der Feldmesser finden sich diese Bestimmungen S. 367, dann S. 371. Er bemerkt dazu: „quaerendum unde sumpserit Isidorus.“

Die lateinischen geographischen Fragmente unseres Codex sind aus der zuerst von A. Mai, dann von Bode in *Scriptores rerum mythicarum* Vol. 2, XX—XXIII hinter dem Junior Philosophus herausgegebenen „*Demonstratio provinciarum*,“ und zwar stimmt 59<sup>b</sup> von *Germania* — 60<sup>b</sup> mit §. 19 (*achemei* bestätigt die Lesart des Codex *achem*, wofür in den Text *alpium* gesetzt ist). Das folgende bis Bl. 60<sup>b</sup> *Baucueri* ist wieder aus Isidor XIII. 21. Diese Erklärung durch *Baucueri* ist freilich um nichts besser als die der Baetiker durch Rinderhirten; aber es wäre zu untersuchen, ob nicht

etwas in der Sitte oder Tracht der Beiern die Veranlassung dazu gegeben haben könnte.

Bl. 61<sup>a</sup> stimmt wieder mit §. 18 und §. 20 der „Demonstratio“. Ob der Eingang *Hieronimus ait* ein Einfall des Schreibers ist, oder ob man die Demonstratio einmal dem Hieronymus zugeschrieben hat, ist fraglich. In seinen Schriften habe ich mittelst der Indices nichts finden können.

Über die oft besprochenen deutschen Namen von Ländern und Städten weiß ich nichts stichhaltiges beizubringen. Über das so verschieden gelesene *uaFea uuascum* ist vielleicht am einfachsten durch die Annahme ins Klare zu kommen, daß der Schreiber seine Vorlage nicht lesen konnte und eine Buchstabenverbindung (es wird wohl *sc* gewesen sein) äußerlich nachmachte. So wie es steht, ist es weder *sc*, noch *x*, noch *c*, kann auch kein *f* sein, dem es noch am ähnlichsten ist, weil der Schreiber das *f* ganz anders macht. Daß in *uahucula Iuuania*, in *betfagia Batavia* oder *Bataua* stecken möge, wird jedem sofort einfallen; daß *arnoricus* = *ager Noricus* ist sicher, und daß *auriliana* = *Aurelia via* höchst wahrscheinlich. Bei *Benaventono lant* ist natürlich nicht an das ital. Benevento, sondern an das span. Benavente zu denken. *Allofia* ist vielleicht doch nicht so verdorben, wie es aussieht. In der Vita S. Severini von Eugippus heißt nach einer oder einigen Hss. (bei den Bollandisten) der Fluß, an dem Salzburg liegt, *Jopia* (auf der Tab. Peut. *Iuauo*, im Itin. Anton. *Jovavis*). Das könnte in *Allofia* stecken, und dann würde es vielleicht zu *Salzpuruc* gehören und *ad Jopia* zu lesen sein oder *ul* (vel) *Iofia*.

Möge der verehrte Gelehrte, der diese Zeilen veranlasst hat, sie als Beweis freundschaftlichster Hochachtung gütig aufnehmen.

MÜNCHEN.

CONRAD HOFMANN.

(Bl. 57<sup>b</sup>) *Mensura est quicquid pondere  
capacitate longitudine  
altitudine latitudine ani  
moque capitur.*

(58<sup>a</sup>) *Kerete*<sup>1</sup>

*Maiores itaque orbem diuiserunt  
in partibus. Ut est. assia. affrica  
Euruppa. partes in prouinciis. sicut  
galliga et germania. Equitania  
et italia et spania. prouintias  
sicut alamannia. et baiuaria.  
In regionibus. Regiones in locis loca.  
In territoriiis Inzella.  
Terratorii in agris agros.*

<sup>1</sup> *Kerete steht auf Bl. 58 über maiores.*

IN centoriis. In iuhhiruN.  
Centorii In iugeribus.  
tanta fuit eorum solertia.

Digitus enim pars minima  
agrestium mensurarum : —

- (58\*) Inde unctia habens digitos .III.  
Palmus autem.  $\overline{\text{III}}$ . digitos habet.  
Pes. XVI digitos habet.  
Passus. scritamali. pedes V.  
Pertica passus duos. id est pedes X.  
Pertica a portando dicta quasi portica.  
Omnes præcedentes mesure in corpore sunt.  
Vt palmus. pes. passus et reliq.  
Sola pertica portatur. est X pedum  
ad star calami.

IN ezechielo templum mensurantis.  
Actus quadratus undique finitur

$\overline{\text{CXX}}$   
Pedibus CXX. Ita CXX  $\square$ .

- CXX hunc. Boetici.<sup>1</sup> hrindirarae  
(59\*) Arapentem. Scaramez dicunt.  
ab arando scilicet. XVI polices  
ad uno pede. Ideo pedes XII.  
ad una pertica. et de perticorum  
XXX in longitudo. et VI. in latitudo.  
mensuram uiarum.

Nos miliarii dicimus.  $\overline{\text{G}}^2$  stadia.  
Galli. leuvas. Egypti. signes.  
Persi. parasangas. Sunt autem  
proprio quæque spatio miliarvm.  
 $\overline{\text{m}}$  passibus terminatur.  
Et dictum miliarum quasi mille  
Stadium habens. pedes V.  $\overline{\text{m}}$   
Leuua finitur passibus  $\overline{\text{m}}$ .

- (59\*) mille quingentis. duas leuvas  
faciunt. Tres millas stadium  
octopars miliarii  $\overline{\text{e}}$ . constans.  
Passibus CXXV. pedes. DC XXV.  
Hunc stadium primus herculus  
statuisse eumque spatio determi  
nasse. quod ipse sub uno  $\overline{\text{s}}$ pu confi

<sup>1</sup> Man sieht die Verwechslung von Baeticus und bootes. — <sup>2</sup> = Graeci.

cisset impleret. qm̄ in fine respiret  
 simulque stetisset. ostendit et donat.  
 pugnat pro eo orbis terrarum.  
 Hieronimus ait. Germania  
 recia. agernoricus. ab oriente  
 flumen fistula et silua hyrcania.  
 Ab occidente fluminē reno.

- (60\*) a septentrione oceano  
 A meridie iugis achemei. sic ē<sup>1</sup> uocabu  
 la montis. flumine danobio quarum  
 spatia pandet in longitudine  
 m̄ pass.<sup>2</sup> DC. XXIII. in latitudinem. CCC  
 XXVIII. de niue nomen accepit.  
 Danobius germanie fluuius uo  
 cari fertur. a niuium copia  
 quibus magis augetur. Iste ē<sup>1</sup>  
 qui in europpa plus habet  
 famam. Idem et hi s̄ quidam per  
 innumeratis gentes uadit. mouet  
 et nomen et maiores sibi ambiendo  
 uires colligit. Oritur a germanicis  
 (60\*) agris uel iugis et occidentibus  
 partibus barbarorum pergens  
 contra orientem sexaginta in se  
 fluuios recipit. Septim hostis<sup>3</sup>  
 in pontum fluit. Istria peigirae  
 Ister. Danobius de niue nomen accepit.  
 Baucueri ex propriē ethimologia  
 origo uocabulorum lingue nomen  
 sumpserunt. Baugo enim apud  
 illos corona dicitur. Uer autem uir  
 hic baucver. coronatus uir  
 appellatur. Et ideo illa progenies  
 ex propriē linguae ethimologia  
 coronati uiri uocantur.  
 (61\*) Assia eruppa affrica inliricum.  
 pannonia ab oriente flumine  
 trino. ab occidente dissertis in  
 quibus habitant boi et carnii.

<sup>1</sup> = est.

<sup>2</sup> = septem ostia.

A septentrione flumine danobio.  
 A meridie mari adriatico quarum  
 spatia pandet in longitudine milia  
 pās DC XX. In latitudine CCCXXV.  
 Gallia comata. finitur; Ab oriente  
 Flumine rino. ab occidente saltu  
 pirineo. a septentrione a meridie.  
 oceano. uintiis

Hec nomina de uariis pro

- Hybernia: scottono lant.
- (61<sup>b</sup>) Gallia uualholant.  
 Chorthonicum. auh. uualho lant.  
 Equitania uuasconolant.  
 UaFea unascun.  
 Germania franchonolant.  
 Italia lancpartolant.  
 Ausonia auh lancpartolant  
 Domnoniam. prettonolant  
 Bruteri. prezzun.  
 Araues sarci.  
 Ispania. benaumentonolant  
 Cyuuari. suapa.  
 Pannonia. sic nominatur illa terra.  
 meridię danobia: et uandoli habent hoc;
- (62<sup>a</sup>) Arnoricus.<sup>1</sup> peigiro lant.  
 Istrię. paigira. Ister. danobia.  
 Sclaus et auarus. huni et uinida.  
 Palestina, iudeonolant. hoc est  
 circa hierosolima. Uandali. huni.  
 et citta auh uandoli.  
 Auriliana. sic nominatur illa terra  
 ubi roma stetit.  
 Pentapoli. sic nominatur illa patria.  
 ubi rapana stat.  
 Tharcia. illa patria. ubi constan  
 tinopoli stetit.  
 Cynocefali. Canini capita.  
 Amazones. hoc sunt uirgines
- (62<sup>b</sup>) Thebaida. illa patria inde<sup>2</sup> fuit

<sup>1</sup> = Ager noricus.

<sup>2</sup> = unde.

Mauricius. Argi: greci.

Ethiopia. patria mauri.

De ciuitatibus.

Luctuna. Liutona.

Argentoratensis. strazpuruc.

Nimitensis ciuitas spira.

Uangiaonium. ciuitas uormacie

Agrippina. cholonue

Constantinopoli. constantinuses puruc.

Neapolis. ciuitas noua.

Norica. reganespuruc.

Allofia radasponsa.

betfagia. pagauua

(63<sup>a</sup>) Ualuicula. salzpuruc.

Septem arte sunt liberales id<sup>1</sup> sunt,  
per quas libri scribuntur.

Prima grammatica. id est litteratura.

Secunda redthorica. id est philosophia.

et poetica. ✕ kazungali;

Tertia geumetrica. mensura terra.

Quarta. aretmetica, hoc est calculo.

Quinta musica. quicquid. sonuit.

Sexta astronomia. medicina est.

Septima. astralogia. ars astra celi:

Sicut purpora uestes decorat.

sic edificat grammatica linguam.

nostram canonicam.

(63<sup>b</sup>) Sicut tela non habens licium ad  
nullum opus perfectum sine illo  
perficitur. Ita et omnis scriptura  
absque crammaticam inordinata esse  
multorum est inchoandum sed paucorum  
fniendum: —

Ars crammatica inimica est deo.

Ars  $\bar{s}$ ps  $\bar{s}$ ci. humilitas. caritas casti

tas benignitas. Non est sapientia

qui coequari. possit caritati. et hu

militate quod est radix omnium

bonorum. De Mensuris.

<sup>1</sup> id nicht so TO aus, daher las Graf to.

- Vncię. XII. libram. efficiunt.  
 Libra. I. et semis. eminam facit.
- (64<sup>a</sup>) Duo emina. sextarium reddunt  
 XXIII. sextaria. modium faciunt.  
 Quindecim modia. gomor faciunt  
 duo gomor. quod sunt modia XXX. chorum  
 faciunt. Libre LXXII. talentum efficiunt.  
 apud romanos.  
 A quibusdam. CXX libre talentum faciunt.  
 Luteris. labrum. hoc est factum de la  
 pide de speculo. XL batos tollit,  
 Batus. L. sextarios tollit.  
 Calculus. zantro. creogolin. chisilinc.  
 Calculus. zala.  
 Numerus. a nummo nomen accepit  
 Mensura est. quicquid pensatur:
- (64<sup>b</sup>) Satum. uas. est tales sicut modius, et  
 intrat in ea XX sextario.  
 Satis tribus. tres mensura.  
 V̄ sata. quinque mensura  
 Arethmeticę. calculus. ritmus. calculus.  
 De cathalogo. de decem uerba legis.  
 Hieronimus ait,  
 Uerba scripture stimulus ad suscitand.  
 Lac ad nutriendum.  
 Oleum ad fouendum.  
 Virga ad corrigendum.  
 Sal ad salendum.  
 Lucerna ad inluminandum.  
 Aqua ad lauandum.
- (65<sup>a</sup>) Vinum ad ebriendum. De chronica.  
 Mane quippe intellectus nostri  
 pueritia est.  
 Hora autem tertia. adoliscencia intellegi  
 potest. quasi iam sol in altum proficit.  
 dum calor aetatis prescit.  
 Sexta uero inuentus est quae uelut in  
 centro sol figitur. dum haec pleni  
 tudo roboris solidatur.  
 Nona autem senectus intellegitur in qua  
 uelut sol ab alto axe descendit.

quia aetas a calore iuuentutis defecit  
 Vndecima ū hora est ea aetas quae  
 decrepita vel ueterana dicitur : —

---

 ZUM PROVENZALISCHEN ALEXANDERFRAGMENT.
 

---

Das interessante Bruchstück ist leider nicht so correct überliefert, wie zu wünschen wäre, obgleich es weit entfernt ist von der Verderbniss, die z. B. im „Leiden Christi“ oder dem von Du Méril, Poésies inédites p. 337. Note mitgetheilten provenz. latein. Kirchenliede herrscht. Eine wiederholte Vergleichung würde vielleicht manches noch nachträglich ins reine bringen; einstweilen erlaube ich mir, meine Ansicht über die Stellen, welche ich für verdorben oder verlesen halte, in Kürze mitzuthemen.

Vers 5 und 6 stehen mit 3 und 4 offenbar im Zusammenhang, nach *uanitas* ist demnach ein Komma zu setzen. *Oume* in V. 5 ist der Cas. obl., denn der Nom. ist in unserm Fragment *oum*. *Poyst* ist nicht anzutasten. Es ist ältere Form für *pois*. Daß *f* für *s* verlesen wurde, werde ich unten zeigen. *m* in *menfirmitas* scheint über der Zeile gestanden zu haben. So würde sich ergeben :

*Poyst l oume esmaya enfirmitas,*  
*Toyl li sen otiositas =*

Alles ist Eitelkeit, da Krankheit den Menschen bekümmert, Müßigkeit ihm den Sinn benimmt. *li* für *le* muß man wohl setzen, da der Acc. des Art. nur *lo* lautet.

Die sechste Strophe ist sinnlos, aber ganz leicht herzustellen. *Car* in V. 41 steht nicht in der Handschrift. *c* soll wie ein radiertes *f* aussehen. Es muß *sor* (Schwester) gelesen werden. *donna* heißt natürlich nicht gab, sondern Frau. Der Sinn ist einfach: Philippus nahm eine Frau, die herrlichste, die er unter dem Himmel wählen konnte, die Schwester Alexanders, des Königs von Epirus, welcher u. s. w., Olympias die edle Frau, von der er Alexander zeugte. Das deutsche Gedicht sagt genau dasselbe, nur macht es den König von Epirus zum König von Persien.

V. 58—59 sind zu lesen :

*Si l toca res, chi micha l peys,*  
*Tal regart fay cun leu qui est preys =*

Wenn ihn etwas berührt, was ihn ein wenig kränkt, so blickt er wie ein gefangener Wolf. Oder nach Lamprecht :

*unde als ime iht des gescah,  
daz ime ubili ze hugen (Voraus. Hs. hören) was.*

V. 75. *soyientreyr* ist ein Ungethüm, das mir Lesefehler statt *seyt-  
nieyr* scheint. = Besser läuft er im ersten Jahre, als ein anderes Kind in  
sieben Jahren. Man wird mir einwenden, *setenari* oder *septenari* sei die  
richtige Form. Beide sind aber aus späten, von lateinischer Gelehrsamkeit  
angesteckten Werken, den Leys d'amors und dem Eluc. de las propr., und  
eine ältere Form *setenier* kann bestanden haben, wie *aversier* vor dem jün-  
geren, aus dem Latein aufgenommenen *adversari*.

In V. 95 halte ich *grant* und in V. 97 *altet* für Lesefehler. Im ersten  
Worte war wohl ein *e* übergeschrieben und wurde für die Abkürzung *ra*  
genommen, in *altet* mag die Abkürzung für *re* unrichtig gedeutet sein. *gent*  
und *altre* sind dem romanischem Sprachgebrauch in den fraglichen zwei  
Versen vollkommen gemäß. Lamprecht hat auch nichts von einem „großen  
Schwerte“ noch von „ein wenig hoch“ werfen, sondern:

*wier sîn ower solde tragen  
zô deme, dem er wolde schaden,  
unde wier den erkiesen mochte  
unde gestechen, als iz ime tochte.*

Ferner: *wie er zô dem swerte solde vân  
unde dâ mite kundicliche slege slân* u. s. w.

In V. 105 ist keine Lücke. Die Rasur muß sich auf etwas anderes  
beziehen. Sicher ist statt *entro be mar* zu lesen *entroque* = bis zu, bis an.

C. HOFMANN.

---

## BRUCHSTÜCKE EINER LEGENDE VOM H. NICOLAUS.

HERAUSGEGEBEN

VON

JOSEPH DIEMER.

---

Zwei Pergament-Doppelblätter in Duodezformat aus dem 14. Jahrh.,  
deren Mittheilung ich der Güte des hochw. Herrn Theodor Mayer in Melk  
verdanke. Der untadelhafte Versbau, sowie der durchaus genaue Reim  
lassen in dem Bruchstück ein Gedicht aus der besten mittelhochdeutschen  
Zeit erkennen. Hervorzuheben ist darin das Lob, welches der Übersetzer  
dieser ursprünglich in lateinischer Sprache geschriebenen Legende (vgl.  
Bl. 3, V. 28) dem deutschen Volke wegen seiner Religiosität zollt (s. Bl. 3,  
V. 24 ff.). Das in eckige Klammern Eingeschlossene sind Ergänzungen ab-  
geriebener, nicht mehr mit Sicherheit zu lesender Stellen.

- Daz zolhuf diebe solten gen, (Bl. 1<sup>a</sup>)  
 Do di ez offen sahen sten  
 Vnd in den selben stunden  
 Da keinen hüter vunden,  
 5. Si wurden def ze rate  
 Da mit ein ander drate  
 Daz si def nahtes wolten kumen.  
 Vnd steln wolten in ze vrumen  
 Swaz darinne lege,  
 10. Sit sin da nieman pflege.  
 Diz geschach : si komen dar  
 In der naht vnd namen gar  
 Silber golt geuzeze cleit  
 Vnd allez daz da lac bereit,  
 15. Da mite vuren si dahin.  
 Da bleip nihtes hinder in  
 Wan daz bilde daz da hienc.  
 Div geschicht aluf ergienc.  
 Der (l. do) uerhangte [gotes rat] (1<sup>b</sup>)  
 20. Daz offenlich [mit der] getat.  
 Durh allez affricaner [lant]  
 Nicolauf [würde erkant,]  
 Sin wird vnd auch sin hailikeit  
 Di er uor got an [ende trait.]  
 25. Do der heiden kom hin hein  
 Sin zolhuf itel im ersehein,  
 Def wart er gewar zehant :  
 Niht anderf er darinne vant  
 Wan fant Nicolaufes bilde.  
 30. Er weind vnd wart im wilde  
 [Swaz] er vreuden ie gewan,  
 Vil [fere] süfzen er began,  
 Mit grifgram in zorne toben  
 In vngeberden harte groben  
 35. Crümplich er daz bild anfach  
 [Sant] Nicolaufes vnde sprach  
 Im zu mit grozer fwere, (2<sup>a</sup>)  
 Alf ez ein mensche were  
 Vnd alf im wer bescheidenheit  
 40. Vernunft vnd menschlich sin bereit :  
 'O Nicolauf, minf zollef hie  
 In trüwen ich dich hüten lie,  
 Sag mir waz haft du getân  
 Daz du mich haf beräubet lân ?  
 45. Gip wider snelle mir min güt  
 Daz du soltest hân behüt.  
 Tûf du def niht, gelaube mir,  
 Ich geifel dich nach miner gir.'  
 Vnd alf er selchu wort gesprach,  
 50. Dem bild er den geheiz nit brach,  
 Wan erz mit einer geiffen slûc  
 Vast vnd ernstlich genûc.  
 Vnd do erz eine lange vart  
 Gefluc, biz daz er müde wart,  
 55. Er sprach aber selhû wort : (2<sup>b</sup>)  
 'Gifft du niht wider minen hort  
 Mir vnd alle mine habe,  
 Ich gelaze nimer abe  
 Minen zornlichen mût,  
 60. Ich werfe dich in eine glût  
 Vnd in einf v̄vref flam(m)en.'  
 Der zorn vnd daz grifgrammen  
 Bewegte der ie waf gereht  
 Sant Nicolaufen gotes kneht,  
 65. So daz der milde mildeclich  
 Sin bilde liez erbarmen sich,  
 Alf ob er selber het erliten  
 Di geiffesleg vnd daz vnfiten  
 Daz iener mit dem bilde treip.  
 70. Niht lang ez in der not beleip,  
 Wan er sich mahte snelle dar  
 Vil nahen da die diebe gar . . .

Hier fehlen wahrscheinlich zwei Blätter in der Mitte.

- Gezûg in criecheu ellû lant (3<sup>a</sup>)  
 Darinn er, alf vnf ist bekant,  
 Wart geboren vnd auch erzogen,  
 Vnf lat [ou]ch werden niht betrogen  
 5. Der wunder sin geliche.  
 Allez osterriche  
 Sin̄ zeichen wunderhaft  
 . . . . . auch . . . heidenchaft
- Da mit maniger hande  
 10. Zungen unde . . . . .  
 Di mir niht alle sint bekant.  
 Ytalia daz groze lant  
 Vnd alle welsche zungen  
 Mit guten hoffnungen  
 15. Erent difen gotes kneht  
 Vnd begent, def hant si reht,

- Mit andaht sine hohgezit  
Jergelich alf si gelit,  
Wan si sint worden auch gewar (3<sup>b</sup>)
20. Der wunder sin enuollen gar,  
Daruñe si dem heren  
Hant gebuwen zeren  
Vnd gewihet kirchen vil.  
Nu müt mich einz, daz ich iv wil
25. Sagen, wan es luftet mich,  
Vf dilen, der gar endelich  
Von sant Niclaufe hat gefeit  
Vnd in latine vür geleit  
Div wunder die ich han beschriben
30. Vnd mit rim in tütfeh getriben,  
Daz er ze dienste hat gezalt  
Durh sinv wunder manecualt  
Sant Niclaufe zungen gnuc  
[Vnd] der tütfehen nie gewuc.
35. Er hat ellu welfchen lant  
Vnd die crischen auch genant  
Vnd maniger [hande] heiden, (4<sup>a</sup>)  
Die tütfehen sint gefcheiden,  
Alein von finem büche.
40. Swaz ich die dran gefüche  
So kan ich ir niht vinden;  
Idoch wil ich enpinden  
Die gewizzen die ich hân  
Von den tütfehen svnder wân
45. Vnd wil daz [vrilich] sprechen,  
Daz allenthalp vürbrechen  
An cristenlichen dingen  
Die tütfehen vnde twingen  
Sich ze haltenne uil me
50. Di reinen cristenlichen e.,  
Denn alle, di den lobefamen  
Werden cristenlichen namen  
Genomen hant von criste.  
Ob wol in svnden misse
55. Di tütfehen sich bewellent, (4<sup>b</sup>)  
Daran si doch gehellent  
Daz si di reinen cristenheit  
Hant uil baz in werdikeit  
Denn alle zungen die ich weiz
60. Alf wit der cristenheite creiz  
Al ume mac gereichen.  
Daz si durch sinv zeichen  
Denne den uil heren  
Gotef kneht niht eren
65. Sölten, daz si gantzlich abe.  
Ich bin sicher, daz er habe  
In tütfeher lande creize  
Vil manigen, der gar heize  
Gir vnd andaht zu im trage.
70. Ich hoffe, daz im alle tage  
Von mañen vnd uon wiben auch  
Reiner andaht fenfter rauch . . .

## ÜBERRESTE EINER VOR-NOTKERISCHEN VERDEUTSCHUNG DER PSALMEN.

VON

J. A. SCHMELLER.

Die von unserem unvergesslichen Schmeller im Jahre 1851 herausgegebenen Bruchstücke einer vornotkerischen Psalmenübersetzung sind in denjenigen Kreisen, für welche dieselbe das größte Interesse haben, fast gar nicht bekannt geworden, und viele haben, da die „Beiträge zur Geschichte des Bisthums Augsburg, herausgegeben von Anton Steichele“ außerhalb Baiern wohl nur wenig verbreitet sind, und der zweite, mit dem Münchner Fragment vermehrte Abdruck (2 Blätter in Octav) nur an wenige Freunde vertheilt wurde, aus dem Bericht über Schmellers Biographie von Föringer in der Augsb.

Allg. Zeitung die erste Kunde von der Existenz dieser Bruchstücke erhalten. Wenn ich mich zu einem Wiederabdruck derselben in dieser Zeitschrift entschließe, so entspreche ich damit nur einem vielfach gegen mich geäußerten Wunsche, jene kostbaren Überreste der allgemeinen Benützung zugänglich gemacht zu sehen.

Ich bediene mich hiebei des zweiten vollständigen Abdrucks beider Fragmente, in welchem die abgeriebenen und unleserlichen Stellen mit liegender Schrift ergänzt sind. Die hier weggelassene lehrreiche Einleitung zum Dilingener Fragment glaubte ich aber mitgeben zu müssen, ebenso die kurze Notiz aus den Gelehrten Anzeigen über das bald nach jenem aufgefundenene Münchner Fragment.

F. P.

I.

(S. Beiträge zur Geschichte des Bisthums Augsburg. Herausgegeben von Anton Steichele, Domkapitularen in Augsburg. Bd. 2, 135—142. Augsburg. 1852. 8°.)

VERDEUTSCHUNG DER PSALMEN VOR NOTKER.

Vortrag gehalten in der Sitzung der philolog.-philosophischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften zu München am 9. Nov. 1850.

Herr Domkapitular Anton Steichele zu Augsburg, Herausgeber der „Beiträge zur Geschichte des Bisthums Augsburg“, hat die Gefälligkeit gehabt, ein beschriebenes Pergament, mit welchem bis zum Jahre 1848 der Deckel eines Buches der Lyceumsbibliothek zu Dilingen überzogen war, zu näherer Prüfung seines Inhalts mir zukommen zu lassen.

Es hat dieses Pergament ursprünglich zwei Blätter einer zierlichen Handschrift in groß 4° gebildet, deren erstes um vier bis sechs dazwischen geheftete vom andern ablag, in neuerer Zeit aber unter der Buchbinderscheere durch einen Schnitt von oben nach unten um die eine seiner Hälften gekommen ist.

Außer dieser Beschädigung, die einem Buchbinder natürlich verzeihen sein muß, ist auch durch Aufpinselung einer Bibliotheksignatur (D. a. 12.) eine Stelle unlesbar gemacht, ohne Zweifel von einem frühern Angestellten dieser damals den Jesuiten eigenen Bibliothek, für welchen die mit schönem Menig geschriebenen, noch dazu nicht ebenfalls lateinischen Zeilen, die über den einzelnen schwarzen (lateinischen) stehen, gar nichts Auffallendes, geschweige denn Anziehendes müßen gehabt haben.

Abgesehen von diesen Mängeln sind, ungeachtet des Abnützens der äußern Seiten durch den langjährigen Handgebrauch, beinahe alle Stellen der Schrift noch hinlänglich lesbar geblieben.

Es ergibt sich, daß das erste seiner einen Hälfte beraubte Blatt die Verse 6—13 des CVII. und die Verse 1—5 des CVIII. Psalmes, das andere noch ganze und nur durch Anpinselung verunstaltete aber die Verse 12—18 des CXIII. und die Verse 1—8 des CXIV. Psalmes der lateinischen Version

mit in rother Farbe Zeile für Zeile übergeschriebener Verdeutschung enthalten hatte.

Sowohl die schöne carolingische Schrift, als noch mehr die Sprachformen der deutschen Übersetzung zeugen dafür, daß das Buch, von welchem dieses kümmerliche Bruchstück übrig ist, im neunten Jahrhundert, also vor tausend Jahren müße geschrieben sein. Und daß es eben ein ganzes, sämtliche Psalmen, wo nicht gar noch andere Theile der Bibel mit solcher zwischenzeitiger Verdeutschung enthaltendes Buch gewesen, wird durch die eine noch ganz lesbare der Überschriften in rothen Initialen: PSALMUS DAVID CXIII wahrscheinlich genug.

Bisher war des Benediktiners zu St. Gallen Notker Labeo seu theutonicus († im J. 1022) theils wörtliche, theils umschreibende Verdeutschung (neuerdings abgedruckt im 2. Bd. von Hattemers Denkmalen des Mittelalters), als das älteste, was in unserer Sprache für die Psalmen geschehen ist, betrachtet worden.

Durch dieses Pergament nun wird außer Zweifel gesetzt, daß man schon lange vor Notker einem solchen gewiss frühe gefühlten Bedürfniss habe abzuhelfen gesucht. Wahrscheinlich war der St. Galler nicht ohne Kunde von dem was vor ihm geleistet worden, und sein Verdienst würde demnach weniger in der wörtlichen Übertragung, als in seiner für damals gelehrten und lehrreichen Umschreibung liegen, die wohl geeignet war, seine Arbeit der Kaiserin Gisela so besonders werth zu machen. Auch die Angelsachsen erhielten um jene Zeit eine, und zwar zum Theil metrische Paraphrase der Psalmen.<sup>1</sup>

Was nun diese spärlichen Reste jener frühern Verdeutschung betrifft, so möchte man aus einigen Eigenheiten den Schluß ziehen, wo nicht der Verfasser selbst, doch der Schreiber sei kein geborner Deutscher gewesen, da er ein paarmal das der romanischen Zunge als Laut ungeläufige *h* ganz am unrechten Orte anbringt oder aber weglässt. *Seher* 113, 2. *helidiota* 107, 9. *hiuuuuh* 113, 14. *ella* 114, 2, wo das *h* nachcorrigiert ist. Die für gewisse oft vorkommende besondere kirchliche Ausdrücke auch in deutschen Texten gestattete Abkürzung, wie hier *trhnes*, *trhne* (*truhtines*, — *e*, entsprechend den lat. *dn̄i*, *dn̄o*) scheint zu zeigen, daß man auch damals schon gar manches der Art in der Sprache des Volkes habe zu schreiben gehabt.

Hie und da entspricht das deutsche Wort nicht völlig dem darunter stehenden lateinischen, wie *himilo* (freilich ist das *o* nicht sicher) dem *cæli* 113, 16. *kehorta* dem *exaudiet* 114, 1. Am auffallendsten aber ist gleich anfangs *kahaltana tua zesun dina* über *saluum fac dextera tua*, als ob dieses besage *saluam fac dexteram tuam*. Hat hier bloße Unachtsamkeit gewirkt, oder hätte dem Übersetzer ein anderer Text vorgelegen? Jeden-

<sup>1</sup> Herausgegeben von B. Thorpe unter dem Titel: *Libri psalorum versio antiqua latine cum paraphraasi anglo-saxonica*. Oxonii 1835. gr. 8<sup>o</sup>.

falls ist diese Stelle etwas unklar und das *me*, das man, obschon es am Ende des Verses hinter *exaudi* kommt, doch auch schon hier erwarten dürfte, fehlt nicht bloß in der hier gegebenen, sondern auch in einigen andern Versionen, während nicht minder alte es ausdrücklich setzen. Augustinus übergeht diese Stelle. Notker gibt: *duo mihi an diem minem gehaltenen mit dinero zesezun*, und paraphrasiert: *ih bin din dextera (zeseza) mit mir gehalt sie*. Ein alter Ausleger sagt nach neutestamentlicher Auffassung: *deprecatur filius patrem ut sui causa qui est dextera patris genus saluum faciat humanum*. Doch das sei dem Exegeten anheim gestellt. Ich meines Theils möchte nur den Vorwurf bloßes Missverstehens von unserm Verdeutschter abwenden. Dem Schreiber allein aber wird zur Last fallen das unerhörte *ueref*, das über *lebes* 107, 8 zwar nicht mit noch ganz sicherem *f* zu lesen ist. Es muß ohne Zweifel *uuer* heißen, wenn sich der Übersetzer nicht etwa statt Kessel ein gedrehtes Gefäß überhaupt gedacht haben sollte. Gewisslich nicht als ähnlicher Verstoß, aber sonst schwer zu erklären ist das über dem wohl als Eigennamen eines Ortes zu nehmenden *Sicima* 7, 7 angebrachte *euuileudi*. „*Sicima interpretatur humeri*“ sagt der erwähnte alte Ausleger. Notker paraphrasiert demgemäß diesen Vers: *nu sprichet sancta ecclesia: Got kehiez daz an sinemo sune des ich froh bin unde bediü teilo ih mine humeros (ahsela) in misselichen donis (gebon) spiritus sancti ad portanda onera ejus*.

*Euuileudi* ist zusammengesetzt wie *eli-lendi* (terra aliena, exilium, Elend). Weder zu *éwa* (ævum, æternitas) noch zu *éwa* (lex) kann der erste Bestandtheil, sei es der Form, sei es dem Sinne nach, wohl gebracht werden; es bleibt also nichts übrig als *awi*, *ewi* (ovis). Nun weiset Augustinus zum Psalm LIX neben jener von Notker benutzten Deutung auch auf Sichern, als den Ort, wohin (Genesis 35, 4) Jacob seine Schafe und Herden gebracht. Sollte unser Übersetzer diesen andern Wink des Kirchenvaters benutzt haben, den fremden Namen zu verdeutschern?

Die sonstigen Wörter und Formen, die in dieser Textpartikel vorkommen, entsprechen bereits bekannten, werden indessen als neue Belege zu dem, was wir vom ältesten Hochdeutsch wissen, dem Forscher in diesem Fache immer willkommen sein.

Unter andern bemerkenswerth scheint 113, 15 die Form *ier* (d. h. *jer*) statt des gewöhnlichen *ir* (vos). Jene liegt in der That dem goth. *jus* näher und entspricht im übrigen dem im achtzehnten Vers vorkommenden *wer* (statt *wir*, nos). Das *r* sowohl von *ier* als das von *wer* ist verwischt, aber wohl nicht zu bezweifeln.

Was aber diesem Funde auch für die Geschichte der deutschen Nationalliteratur Bedeutung verleiht, ist die Gewissheit, die er bringt, daß es wohl schon hundert Jahre vor Notker eine Übersetzung der Psalmen in unsere Sprache gegeben habe. Darum liegt nahe zu fragen, wo oder doch

in welchem Lande das Ganze, auf welches dies Bruchstück zurückweist, einst möge vorgelegen haben, eine Frage, zu deren Lösung die Umsicht des verehrten Finders alle wenigstens noch übrigen Anhaltspunkte festgestellt hat.

Das Buch, von dessen Deckel derselbe dieses Pergament abgelöst, führt den Titel: „Histori vom Leben und Sterben deß hl. Einsidels und Martyrers S. Meinradts, getruckt zu Fryburg in der Eidgnoschaft. 1587. 12.“ Die innern Seiten des Deckels waren ausgeklebt mit einem fliegenden Blatte, welches den von Julius II. unterm 2. Januar 1512 der Klosterkirche zu Einsiedeln verliehenen ins Deutsche übersetzten Ablaßbrief enthält und ohne Zweifel in demselben oder doch nächstfolgenden Jahre gedruckt ist.

Beide Umstände weisen zunächst nach der Schweiz<sup>1</sup>, ohne daß sie freilich gerade auf einen Freiburger oder Einsiedler Buchbinder sonderlich mehr als auf den irgend eines andern Ortes zu rathen berechtigten. Das Buch selbst aber befindet sich sicher schon seit 1601 in Dillingen, wohin es der Pfarrer zu Wessingen (vormals zum bischöflich Augsburgischen Landkapitel Wallerstein gehörig), Friedr. Lindlmayer, an die Jesuiten geschenkt hatte.

---

## II.

(S. Gelehrte Anzeigen, herausgegeben von Mitgliedern der k. baier. Akademie der Wissenschaften. Bd. 32. Nr. 80 vom Jahre 1851.)

In der Sitzung am 9. Nov. 1850 und in der vom 15. März 1851 legte Bibliothekar Schmeller Bruchstücke einer deutschen Übersetzung der Psalmen vor, die der Notkerischen, welche bisher für die älteste gegolten, leicht ein Jahrhundert vorangegangen ist. Sie bestehen aus drei Stücken Pergament, die einst 1½ und 2 Quartblätter einer stattlichen Handschrift ausgemacht haben, in welcher jeder der schwarzen Zeilen des lateinischen Textes eine rothe mit der Verdeutschung übergeschrieben war, und die erst im sechzehnten Jahrhundert, wenigstens theilweise, als Buchbindermaterial verbraucht worden sein muß. Das eine dieser Pergamentstücke, Theile der Psalmen 107 und 108, 113 und 114 enthaltend, ist nämlich als Einband eines ältern Druckwerkes der Lyceumsbibliothek zu Dillingen, die beiden andern mit Ps. 123. 124. 128—130 sind, ebenso verwendet, etwas später auf der Münchner Hof- und Staatsbibliothek gefunden worden.

### DILINGER FRAGMENT.

Ps. CVII.

6. Kahaltana tua cesuun dina. *inti kehori mih.*<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Sollten diese Blätter zu einer der seit 1529 aus der St. Galler Bibliothek, wahrscheinlich bei Gelegenheit der Plünderung derselben während der damaligen Kriegstürme, verschwundenen Hss. gehört haben, unter welchen alte Cataloge auch zwei Psalmenübersetzungen nachweisen?

7. Cot sprehhanter ist in uuihemo sinemo, froon inti ceteilo euuileidi. *inti tal* selidono mizzu.
8. Miner ist Galaad inti miner ist Manasses *int Ephraim*. antifanc des *hobides mines*.
9. Judas chuninc miner. Moab uuref des *kedinges mines*. In Idumea kidennu kascuoi *minaz*. mir helidiota friunta *uortana sint*.
10. Uuer kileittit mih in buruc *fest*. *auuer* kileittit mih uncin in Idumea?
11. Inani du got. du fartribi unsih, *inti ni uzkast cot* in creftin unseren.
12. *Kip uns helpha fona* arabeiti. *danta ital heil* des mannes.
13. *In cote tuomes craft* inter selbo ce niuuihti *kileittit* fianta usera.

Ps. CVIII.

1. *Cot lop minaz* ni suuiges. danta mund des suntigen *inti seren uber* mih intlohhan ist.
2. *Sprehhante sint* uuider mih zunga seriu.
3. Inti *sprahhom fantsceffi* umbiseliton mih. *inti irfuhtun* mih arauingun.
4. *Furi daz daz mih minnotin* pisprahhun mih. *ih auur petota*.
5. *Inti saztun uuider* mih ubili pi guoton.

Ps. CXIII.

12. Uuihta hiiuiski Israelielo. uuihta hiiuiski Arones.
13. uuihta alle dia furihtant truhtinan luzcile mit meren.
14. Zuo auhhe truhtin uber hiiuuuh. uber hiiuuuh inti *uber barn* iuuueriu.
15. Kiiuuihta *ier* truhtine der teta himil inti erda.
16. Himil himilo truhtine. erda auur kap barn manno.
17. Nales tote lobont dih truhtin noh alle die nidarstigant in hella.
18. uzzan uuer der lebemes uuolaquedemes truhtine fona nu *uncin in* uuerolt.

Ps. CXIV.

1. *Ih minnota*. pidiu kehorta truhtin stimma des kebetes mines.
2. Danta kineicta ora sinaz mir inti in tagon minen kinemmu dih.
3. Umbiseliton mih seher des todes. zaala dera hella funtun mih.
4. Arbeit inti seher fand inti namon truhtines kinamta.
5. Uuolago truhtin. erlosi sela mina kenadiger truhtin inti rehter. inti got unser kenadit.
6. Kehaltanti luzcila truhtin. kedemuoter *pim inti* arlosta mih.
7. Uuerbi sela mina in resti dina. danta truhtin uuolateta dir.
8. danta erlosti sela mina fona tode. ougun miniu fona zaharim. fuozze mine fona slippe.

---

<sup>2</sup> Ergänzungen von Unlesbarem cursiv.

MÜNCHNER FRAGMENT.

Ps. CXXIII.

1. Uzzan daz truhtin uas in uns. *quede nu Israhel*. uzzan daz truhtin uas in uns.
2. Denne arisant in unsih. odouuila lebente farslintant unsih. denne arbolgan ist heizmuoti iro in unsih.
3. Odouuila uazzer pisaufta unsih.
4. Leuinnun durahfuor sela unseriu. odouuila durahfuor sela unseriu uazzer unfardraganlih.
5. Kiuuihter truhtin der ni *kap* unsih in kefangida cenim iro.
6. Sela unseriu soso sparo kecriftiu ist fona seide ueeidenontero. seid farmulitaz ist inti uuer erlostia pirumes.
7. Zuohelpha unseriu in namin truhtines der teta himil inti herda.

Ps. CXXIV.

1. Dia ketrudent in truhtine soso berac Sion. nist eruuegit in euun der buit in hierusalem.
2. *Beraga in* umbinciric sin inti truhtin in umbinciric folkes sines fona *demo nu* inti unzan in uuerolt.
3. danta ni farliez kerta suntigoro uber loz rehtero. daz ni kidennen *rehte* ce unrehte henti sino.
4. Uuolatua truhtin cuatem inti rehtem herzin.
5. *cherante auur* in bintanne zuakeleite truhtin *mit unurchantem* unreht. fridu uber Isrl.

Ps. CXXVII.

7. .... inti puasum sinan der *garba samanota*.
8. Inti ni quatun die furifuorun. uuihi truhtines uber euuuih. uuihitumes euuuih in namin truhtines.

Ps. CXXVIII.

1. Fona tiuffem hereta ce dih truhtin.
2. Truhtin kehorin stimma mina. sin orun diniu anauuartentiu in stimma des kebetes mines.
3. Ubi unreht *phaltis* truhtin. uuer *kestat im?*
4. danta mittih kenada ist. duruh uuizzud tinan fardolata dih truhtin. fardolata sela miniu in uuorte sinemo.
5. Uuanta sela miniu in truhtine.
6. Fona *phaltidu* morganlihero unzin ce naht uuane Isrl in truhtine.
7. danta mit truhtinan kinada inti kinuhtsamtu mit inan erlosida.
8. Inti her erlosit Israhelan fona allen unrehten sinen.

Ps. CXXX.

1. Truhtin nist erhabanaz herza minaz. noh ni erkeillidiu sint ougun miniu.

noh kienc in mihilem noh in uuunteron uber mih.

2. *Ubi ni in deohmuati farstuanti. uzzan arhuobi sela mina. soso int-uuenitaz uber muoter sinero.*

## LACHMANN'S MITTELHOCHDEUTSCHE METRIK.

Obwohl die von Lachmann in seinen Vorlesungen und den Anmerkungen zu den Nibelungen, zum Iwein und Walther aufgestellten metrischen Regeln und Gesetze bereits von Max Rieger in v. Plönies Ausgabe der Kudrun S. 241—303, von O. Schade im Weimarischen Jahrbuch 1, 1—57 und neuerlich von Zarncke in seiner Ausgabe des Nibelungenliedes S. XLI—LXXIV in übersichtlicher Weise zusammengestellt wurden, und statt des frühern Mangels nun beinahe Überfluß herrscht, so dürfte es doch vielleicht manchem erwünscht sein, jene Regeln in der authentischen Fassung kennen zu lernen, die ihnen Lachmann im Jahr 1844 eigenhändig gegeben hat. Zwar bietet diese Übersicht nichts dar, was nicht schon, meist mit größerer Ausführlichkeit, in den genannten Büchern enthalten wäre, ja selbst die Beispiele sind hier wie dort fast genau dieselben; doch ist es von Werth, einmal die Summe der von Lachmann gegebenen metrischen Gesetze in der ihm eigenen knappen gedrängten Form, in nuce gleichsam, beisammen zu haben.

I. In der Regel also wird die Hebung mit der ihr folgenden Senkung verglichen:

1. Einer langsilbigen Hebung mit vollem Vocal oder einer zweisilbigen [aus betontem kurzen Vocal und stummem *e* (*nüwan Sivrīde bekānt*)] oder lang mit auslautendem *e* vor Vocal (*lānte in*) kann folgen:

- 1) Eine minder betonte jeder Art, langsilbig, kurzsilbig, mit unbetontem *e*.
- 2) die Senkung kann ganz fehlen: *verliesen dēn līp. der jūncfrōwen tugende. in Eitzēlen lant.*
- 3) Eine zweisilbige, die einsilbig wird:
  - a) durch Verschmelzung des Aus- und Anlauts auf der Senkung (*sāndeich, dēn si erwārp*), aber in den schwereren Fällen orthographisch zu 'bezeichnen. *ūz dem grabe daer oder dar inne lac; aber deich, swier, gapiu'n.*
  - b) durch Verschleifung zweier unbetonter *e* und des dazwischenstehenden Consonanten, zu Iwein 651. *hellegen, ze der, ware getān, muose verlān, liezen erwerben:* zu Iwein 1159. *mīt rīchome pfēlle.*
  - c) durch Elision der lang- oder kurzsilbigen Senkung in die folgende Hebung: *der mārcgrāve īnderwant. lief abe ēr. wīnderte ūlze sēre. mānegeme īngetriwen. mīneme īngesinde.* meistens nur wo Verkürzung möglich ist bei langsilbigen,

selten Nomina. *dés hât' ér genuoc. wær. wolt. wæn ich.* allenfalls *mêr danne ér*; zu Iwein 866. Einzelne wagen starke Kürzungen. *gnâd unde danc, dés sorgich, mág unde man.* zu Iwein 1223, zumal von *unde*. In den Nib. 1553, 1: *Danc-warten vil vast ân* (so *A*) ist unglaublich.

- d) durch nothwendige Auslassung des Auslauts-*e* der Senkung vor Cons. *ob, od, ab, vom, am. dâz solt dër. ân mîn frôwen*, oder des *e* vor dem Endconsonanten der Senkung vor Vocalen. *viel übr in. sprâch undr in.* In zwei verbundenen Wörtern: *gap erm. wolterz.* Wenige wagen: *reht, vast, sêr, wâr, vierzehn, übr mîch, manc mân.*

2. Einer kurzsilbigen Hebung mit vollem Vocal kann folgen:

- 1) Eine minder betonte *hér úz. mág ich. zwívdlt. gótín. trîrec áne ringe hie. gebrást im an éime.*

Beschränkung: Wenig beliebt auf der Senkung unbetontes *e* vor Vocalanlaut. *vride únde suone* (weil durch die Elision das Maß verringert wird, zu Iwein 2943).

- 2) keine, nur durch eine wenig gebilligte Freiheit. *mît ungefuoge. kóm ér. dâr ân.* Halt zwischen zwei Wörtern. Bei Schwierigkeiten der Betonung im Verse. *diu tiure máníng. si was ein gótínne.* zu Iwein 6444. Nie mitten im Verse bei zweisilbigen, nie *kúnig. zwívdlt.*

- 3) Zweisilbige, die einsilbig wird:

- a) durch Verschmelzung des Aus- und Anlauts auf der Senkung nur bei auslautendem *e*: *habe er. sage iu*; nie kann der Fall b) der langsilbigen Hebung eintreten, nach der Accentregel *mánegen*, nicht *mánegn*.

b) . . . . .

- c) durch Elision des *e* am Ende der Senkung in die folgende Hebung. *an jeneme ábende. getriuwer kúneges pflegare, ir sît hóher mære* Walth. 85, 6.

- d) durch Auslassung des Auslauts-*e* am Ende der Senkung, die aber nie nöthig ist; oder des *e* vor dem Endconsonanten der Senkung, oder in zwei Wörtern nothwendig, doch *gab er im* und *gaberm*.

3. Einer lang- oder kurzsilbigen Hebung mit einem oder zwei unbetonten *e* kann nur eine Senkung mit unbetontem *e* folgen. *wel-nénde. himeleschen. állaé getân. állaé getân. tievel entran. jeneme gevilde. zé gebóte. er múnéte ze sêre. in mîneme gewalte.* zu Iwein 2798. Und zwar darf nach der kurzsilbigen Hebung in der Senkung kein anderer Auslaut sein als *en*, also *andéren*, aber nicht *andére*; nicht *selbeme*, nicht *zéder* (so wenig als *ze dër*): zur Klage S. 318. zu

Nib. 305, 1. zu Iwein 6575 Anm. und Lesarten, kaum *ze den*: zu Nib. 22, 4; nicht *verirreter Tristan, der verwözene nît*.

Nie kann die Senkung betonten Vocal haben, nicht *Hagené von Tronje*; nie kann sie fehlen, nicht *sich wändé ze in, sich wändén zîn, schamélé erklanc* Nib. 1193, 4.

Nach langer Hebung zweisilbige Senkung: *von unserne gesinde*. Elision nach der Art a) *ledegete enzît* oder c) *häméléscheme ingesinde*.

## II. Der Auftakt ist nur vergleichbar mit der ihm folgenden Hebung, die

1. In der Regel höher ist. Doch bei einsilbigen nicht strengste Betonung. Der Auftakt kann ganz fehlen, nicht immer in Liedern. Er kann zweisilbig sein, doch die erste höher. Verschieden in verschiedenen Theilen der Nibelungen. Harte Beispiele zu Nib. 2031, 3. zu Iwein 2170. Zuweilen ist er dreisilbig: zu Iwein 2170. zu Nib. 2116, 1. *ir wider-ságt uns nu ze spâte* 1900, 4. *daz habe dër ze botscheftē*.

2. Zuweilen wird das Verhältniss verkehrt und es ist eine schwebende Betonung nöthig:

1) zweisilbiges Wort, vorn mit betonter Länge, steht auf der Stelle von Auftakt und erster Hebung: zu Nib. 2011, 1. 1634, 3. *I'rine von Ténemarken. míne friunt wízzet daz. swen'ne sich endet der strît*. zu Iwein 1118.

2) (Kreticus für Amphibrachys.) Auf der Stelle der ersten Hebung und ihrer Senkung ein Wort (oder zwei einsilbige) mit Betonung auf der zweiten Silbe: *ez bet'wanc mîn gemüete* zu Iwein 1118, nicht bei Otfried. Nib. 1224, 3. *ez en'uo danne der tót*.

3) (Erster Fuß überladen.) Der erste Fall mit zweisilbigem Auftakt. Statt Auftakts und erster Hebung und Senkung vier Silben mit dem höchsten Ton auf der zweiten. Nib. 1803, 2. *het iem'en geseit Etzeln*. 1811, 2. *den ges'ten zegégene*. 1813, 2. *dó kóm'en von Béchlâren*. Klage 1895. 1553. 2145. Schon Otfried, aber sonst bei wenigen; zu Iwein 309.

## III. Dieselbe Unregelmäßigkeit der Betonung auch in andern Versstellen.

1. In zweisilbigen Wörtern aus zwei Längen, oder doch die erste nothwendig lang. Besonders in Namen und fremden Wörtern. *Gunt'hern. Reim'âr. rávî. der von Ber'ne si fúeret* Nib. 1659, 3. Selbst im letzten Fuße: *herre Iwéin. quot antwürt*. zu Iwein 137. 1918. nie *palás, gotîn*.

2. In dreisilbigen auf zweierlei Art, immer nur wenn die erste lang ist, im zweiten Fall auch die zweite.

a) Nib. 1980, 1 *und lief Gérnóten an*. 2016, 1. *die von Burgonden lant*. zu 1634, 3.

b) Nib. 2019, 1. *do entwúfen'de daz houbet*. zu 2011, 1. zu Iw. 33. 6518.

Fremde Wörter werden auch oft so betont: *pusinen* 1456, 1. *Philippe. túrnieren* und *flóitieren*.

IV. Besondere Schwierigkeiten am Schlusse des stumpfreimigen Verses, welche zu allen früher erwähnten Beschränkungen hinzutreten.

1. Wenn das schließende einsilbige Wort consonantisch anlautet, dürfen in der letzten Senkung nicht zwei Vokale sein, weder wirklich *erwachte sâ, herren erslagn*, noch bei geschehener Kürzung fühlbar bleibend: *erwache! sâ*: zu Iwein 881. 1159. *Amors gér, Gunther riet*: zu Iwein 318. *stimme einn zwîc*: zu Iwein 4644. *ab nam. gunêrt ein*: zu Iwein 838. Also 1141, 3. *Gunthers man* unbetontes *e*.

Ausnahme bei gleichen Cons. im An- und Auslaut: *ân nît* Nib. 850, 4. zu Iwein 5081, bei andern *um mich* (nicht *umb mich*), selbst *um waz*: zu Iwein 2754. *unt dan* Nib. 2229 und oft bei andern, selten *unt* vor andern Consonanten: zu Iwein 4365. Doch *unt man* (falsch *und*) 1793, 1. 1462, 3. Sonst sind die Nibelungen noch strenger als alle anderen Dichter, selten *vil wol dar an*: zu Nib. 307, 1. nicht *hêrlîchem manegem einem* außer wo *m* folgt. zu Nib. 856, 1.: nur ebenso oder nach Präpositionen *dem*: zu 307, 1.

2. Wenn es vocalisch anlautet, darf (alles Unerlaubte ist aufgezählt zu Iwein 318)

- 1) kein zu elidierendes *e* vorhergehn, wohl eines das Hiatus macht: *vrouwe ist, sigte an*: zu Iwein 2943. 7764.
- 2) Consonanten nur liquide oder wenn andere am Schlusse langer Silben, lang durch Consonantzusammenstellung (nicht Doppelconsonanten) oder durch den Vocal, sei das Wort vollständig oder verkürzt, seis Hebung oder Senkung.

Mehr Freiheit hat nur *ez, daz, mit* und unverkürzte Wörter auf *ec, es, et, ez* (*gewaltec ist, quotes abe, sendet in*). Regel zu Iwein 318. 4098. 7438. 7764. Zu erforschen, wie genau jeder Dichter ist, und welche Kürzungen er braucht.

In den Nibelungen sehr wenig. 401, 3. *mît im*. 333, 4. *mît ir*. 1056, 1. *si daz ân* (*stîndez ime, geriet ich irz ie*). 1604, 3. *dô bliete si in an*. 2078, 2. *bliete in an*. 2079, 1. = 1982, 3. *dô lief er in an*. 2153, 1. *den rief er an. alsam' ê. dar an* (nicht *vil vast an* 1553, 1). *liefens' an* 212, 2.

3. Bei zweisilbigen Wörtern sind zweierlei beschränkte Freiheiten zu merken:

- 1) Vorn mit Länge, falsch betont *Artûs giot antwîrt*. s. oben. nie *pâlâs*, nur etwa *owê, nîmê*: zu Iwein 137. 1918.
- 2) Zweisilbige fremde, vorn kurz, unter zwei Hebungen *pâlâs, bîhîrt, sâmît*. Nib. 557, 3. *biz für den pâlâs*; daselbst von größerer Freiheit *zwîvalt, tågalt, hêrinc*.

## LITTERATUR.

## ÜBER DIE SPRACHLICHE BEHANDLUNG NEUHOCHDEUTSCHER TEXTE.

MIT BEZUG AUF DIE SCHRIFT:

**Beiträge zur würdigen Herstellung des Textes der Lutherischen Bibelübersetzung.** Von C. Mönckeberg. Hamburg, Nolte & Köhler, 1855. 162 Seiten. 8°. (18 Ngr.)

Wenn wir die vorliegende Schrift des Hrn. Prediger Mönckeberg in Hamburg in dieser Zeitschrift zur Besprechung bringen, so möchten wir gleich von vorn herein den Gesichtspunkt feststellen, unter dem dies geschehen soll. Wir beschäftigen uns nämlich in der folgenden Beurtheilung nicht mit dem Verhältniss von Luthers Bibelübersetzung zum griechischen und hebräischen Grundtext und mit den Änderungen, die diese Übersetzung theils durch ihren Verfasser, theils von späterer Hand in theologisch exegetischer Hinsicht erfahren hat, sondern wir wollen unser Augenmerk ausschließlich auf die deutsch sprachliche Seite des Werkes richten. Und auch hier wieder sollen es nicht sowohl die sprachlichen Einzelheiten sein, die wir besprechen, als vielmehr die Principien, die bei Herausgabe neuhochdeutscher Schriftwerke zu Grunde zu legen sind. Kein neuhochdeutsches Werk nämlich stellt uns die verschiedenen Arten, auf welche bei Herausgabe neuhochdeutscher Werke verfahren werden kann und je nach den verschiedenen Zwecken, die man verfolgt, verfahren werden muß, so klar vor Augen, wie gerade Luthers Bibelübersetzung.

Zuvörderst aber wollen wir die hier vorliegende Arbeit etwas näher prüfen. Hr. Prediger Mönckeberg hat sich über den vorliegenden Gegenstand schon früher, in der zu Berlin erscheinenden Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben (Jahrgang 1855) ausgesprochen. Was wir sowohl an jener Abhandlung als an vorliegender Schrift lobend hervorheben müssen, ist, daß Hr. Mönckeberg auf das nachdrücklichste darauf dringt, daß jeder, der über solche Fragen ein Urtheil haben wolle, zuvörderst Luthers Sprache gründlich studieren müsse. Es thut wirklich noth, daß tüchtige Theologen dies ihren Fachgenossen recht angelegentlich zu Gemüthe führen. Denn bei der großen Mehrzahl herrscht leider noch ein solcher Grad von Unwissenheit in diesen Dingen, daß sie meinen mit etwas naturalisieren lasse sich schon auskommen. Da erlebt man es denn, daß Leute, die sich herausnehmen über solche Fragen das große Wort führen zu wollen, gelegentlich das schließende *e* in Formen wie *das herze* für einen bloßen Flicklaut erklären, den Paul Gerhardt und seinesgleichen als metrischen Nothbehelf dem Worte *herz* anhängt haben. Hr. Mönckeberg aber gehört zu den Theologen, an denen das Erscheinen von Grimms Grammatik nicht spurlos vorübergegangen ist. Überall merkt man es seiner Schrift an, daß er sich in dies grundlegende Werk hineinzuarbeiten gesucht hat. Doch macht es freilich einen eigenthümlichen Eindruck, daß Hr. Mönckeberg in manchen Dingen bei der ersten Ausgabe des ersten Bandes von Grimms Grammatik stehen geblieben ist; und jüngere Gelehrte werden kaum verstehen, was Hr. Mönckeberg meint, wenn er S. 63 von der zehnten und elften Conjugation

spricht, welche den Singul. Praeter. durch *ei* bilden, oder S. 61 von der dritten und vierten schwachen Conjugation.

Der Hr. Verf. theilt seine Schrift in vier Abschnitte. Im ersten bespricht er die Geschichte des Lutherischen Bibeltextes vom Jahr 1545 bis zur Gegenwart. Im zweiten geht er die grammatischen Formen der lutherischen Bibelübersetzung durch und vergleicht sie mit denen der Gegenwart. Im dritten gibt er Auskunft über die nicht mehr gebräuchlichen Wörter, die sich in Luthers Bibel finden. Endlich im vierten gibt er Beiträge zur Kritik des Textes. Jeder, der nicht Specialstudien über die vorliegenden Fragen gemacht hat, wird dem Hrn. Verf. für mannigfache Belehrung zu danken haben. In dem grammatischen Abschnitt geht Hr. Mönckeberg überall auf Grimm zurück. Geschieht es ihm bei diesem löblichen Bestreben nicht selten, Missgriffe zu machen, so mögen unsere Fachgenossen bedenken, wie gering bis jetzt die Zahl der Theologen, Juristen u. s. w. ist, die auch nur die Elemente der geschichtlichen deutschen Grammatik kennen. Wenn es S. 43 heißt: „Auch u setzt Luther für *a* in den Imperfect: *hulffen*, *entrinnen*,“ so ist dies eine unklare Auffassung. Denn hier steht nicht *u* für *a* in dem Sinn wie *o* für *a* in *Woffen* steht (S. 42), sondern es ist die alte gemeingermanische Form der sechsten Conjugation. Als Beispiel, daß bei Luther auch *u* statt *a* stehe, führt der Hr. Verf. S. 44 das Wort *külde* aus Spr. 25, 13 an. Dies ist aber nicht unser *Kälte*, sondern dasselbe Wort, das im Mittelhochdeutschen *kælde* heißt. Ebenso steht in *tügen* Ps. 14, 1 nicht *u* für *au*, sondern es ist die alte Pluralform des Präteritopräsens. So ist auch (S. 52) an *taug* Jer. 23, 10 etc. kein *t* ausgelassen, so wenig wie an *Obs* Off. 18, 14 (mhd. *obez*). S. 48 sagt der Verf.: „Für *l* steht *n* in *volnbracht* Joh. 19, 28.“ Dies ist hier nicht der Fall, sondern *volnbracht* gehört zur mittelhochdeutschen Nebenform *vollenbringen* (vgl. W. Grimm zu *Athis* und *Prophlias* S. 79). S. 70 heißt es: „In unserer Bibel finden wir intransitive Verba als transitive gebraucht, z. B. Ps. 31, 18: *die Gottlosen müssen geschweigt werden*; 1. Petr. 3, 10: *der schweige seine Zunge*.“ Hier ist nicht ein intransitives Verbum als Transitivum gebraucht, sondern es ist das schwache Factitivum *schweigen* (mhd. *sweigen*), abgeleitet vom starken Verbum *schweigen* (mhd. *swige*, *sweic*). So kann man auch nicht sagen, wie es S. 70 heißt, in Stellen wie Luc. 5, 1: *das volck drang zu jm*, habe ein transitives Verbum starke Flexion. Zu S. 80: „*ein finster wolken* Ex. 14, 20 braucht nicht unter die Femin. zu gehören, die schon im Nomin. *en* annehmen, wie *die hütten*, *die asschen*. Es kann das mhd. Neutr. sein. — Zu S. 82: *schürtze* Gen. 3, 7 ist nicht der Plur. von *schürtze*, sondern von *schurtz* (Joh. 13, 4). — S. 86 heißt es: „Das *en* geht, nach Grimm (Gramm. 2, 540) auch wohl in *el* und *er* über; daraus erklärt sich *das fest der Lauberhütten* 2. Macc. 10, 6, und *Lauberfest* 10, 21.“ Diesen Übergang anzunehmen, hat man hier nicht nöthig. Lauberhütten und Lauberfest sind zusammengesetzt mit dem Plural (mhd. *loup*, pl. *luber*). S. 88 wird gesagt: „Bilden Adjective das Prädikat zu dem Worte seyn, so haben sie gewöhnlich am Ende ein *e*: Gen. 18, 20: *jr sünden sind schwere*; Eph. 2, 12: *das jr waret fremde*; Ap. G. 10, 35: *der ist jm angenehme*; doch kommt auch vor: *jr seid rein* Joh. 13, 9; *desselbigen Sabbaths tag war gros* Joh. 19, 31.“ Hier waren vor allen Dingen die Adjectiva erster und zweiter Declination zu sondern, um dann zu sehen, inwiefern Luthers Bibelsprache von der neuhochdeutschen Hauptregel abweicht, wonach das neuhochdeutsche Adjectiv als Prädikat unflectiert bleibt (Grimm, Gramm. 4, 498). Die vom

Hrn. Verf. angeführten Beispiele *schwere* (mhd. *swaere*), *frembde* (mhd. *vremde*, ahd. *framadi*), *angeneme* (mhd. *genaeme*) sind sämmtlich nur die unfectierte Form der zweiten Declination, wie *gros* die der ersten.

Gehen wir nun zu der Hauptaufgabe des vorliegenden Buches und unserer Erörterung über, zu der Frage: Nach welchen Principien soll man den Text der Lutherschen Bibelübersetzung behandeln? Die Beantwortung dieser Frage hängt, wie wir sehen werden, auf das engste mit der viel weiter reichenden zusammen: In welcher Weise hat überhaupt die grammatische Kritik bei Herausgabe neuhochdeutscher Texte zu verfahren? Die Lutherische Bibel gibt uns für diese Frage die besten Anknüpfungspunkte, nicht nur weil sie unter der protestantischen Hälfte des deutschen Volkes das verbreitetste Buch ist, sondern auch, weil wir genöthigt sind, die Frage hier gleich bei ihren entgegengesetzten Enden anzufassen, nämlich erstens bei dem gelehrten einer treuen Wiedergabe des alten Textes, und zweitens bei dem praktischen einer für die Volksmassen brauchbaren Textrecension. Von diesen beiden Seiten her wird denn auch Hr. Mönckeberg an die Frage herangeführt. Was ihn als Geistlichen natürlich am nächsten berührt, ist ein praktisch brauchbarer Text; zugleich aber knüpft er seine Bemerkungen an das Unternehmen des verewigten Directors H. A. Niemeyer und des Hrn. Bibliothekars Dr. Bindseil in Halle, den Gelehrten eine kritische Ausgabe des ursprünglichen Lutherschen Textes zu liefern. Von dieser kritischen Ausgabe erschien bereits im Jahr 1841 eine vorläufige Ankündigung durch Hrn. Dr. Niemeyer. Im J. 1845 kam die erste Lieferung heraus und im Jahr 1855 war das höchst mühsame Werk vollendet. Auf dem Titel trägt es die Namen der beiden Unternehmer und die Jahrzahlen 1850—1855.<sup>4</sup> Die Arbeit selbst aber rührt ganz von Hrn. Dr. Bindseil her, da der andere der beiden Herausgeber starb, bevor das Werk bis an die von ihm übernommenen Abschnitte gelangte. Das Werk stellt sich die Aufgabe, erstens einen buchstabengetreuen Abdruck der letzten Originalausgabe Luthers vom Jahr 1545 zu liefern und zweitens alle sachlichen oder Interpretations-Varianten der früheren Lutherschen Übersetzungen in möglichster Vollständigkeit unter dem Text zu geben. Daß auch der größten Gewissenhaftigkeit bei einer so umfassenden Arbeit vereinzelt kleine Versehen begegnen, das wissen gerade genaue Arbeiter am besten. Man wird aber nicht anstehen, dem Hrn. Herausgeber für den Fleiß, die Beharrlichkeit und das Geschick, womit er diese sehr wichtige Arbeit vollendet hat, seine Anerkennung auszusprechen.

Gleich nach Veröffentlichung der oben angeführten kurzen Nachricht Niemeyers erschien eine ausführliche Beurtheilung dieser Schrift von Hermann Hupfeld in der Neuen Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung 1842. Auch wenn man den eigentlichen Hauptergebnissen dieser Kritik nicht beistimmen kann, wird man doch die Schärfe und Gründlichkeit, womit der ausgezeichnete Orientalist die vorliegende Frage fasst, anzuerkennen wissen. Diese Hupfeldsche Abhandlung ist Hrn. Mönckeberg bei der Ausarbeitung seiner Schrift entgangen. „Eine andere Arbeit aber, sagt er am Schluß (S. 161), die mir leider zu spät in die Hände gefallen ist, hätte mir, wenn ich sie früher gekannt, viele Mühe erspart, und manches besser

<sup>4</sup> Dr. Martin Luthers Bibelübersetzung nach der letzten Originalausgabe kritisch bearbeitet von Dr. H. E. Bindseil und Dr. H. A. Niemeyer. Erster Theil. Die fünf Bücher Moses. Halle 1850. — Siebenter Theil. Halle 1855.

darzustellen gestattet; es ist dies Hupfelds treffliche Anzeige u. s. w.“ Allerdings hätte dem Hrn. Verf. eine so vorzügliche Arbeit, wie jene Hupfeldsche, nicht entgehen sollen, und gewiss würde er gar manches schärfer und richtiger gefasst haben, wenn er sie gekannt hätte. Wenn er aber glaubt (S. 161 u. 162), mit Hupfeld in der Hauptsache so ziemlich einverstanden zu sein, so erscheint dies fast unbegreiflich, wenn man die beiderseitigen Ansichten miteinander vergleicht. Hupfeld will zwei Ausgaben des Lutherschen Bibeltextes. Erstens eine für die Gelehrten. Sie soll die letzte Ausgabe des Verfassers, also die von 1545, als Text geben und die Abweichungen früherer Ausgaben als Variantenapparat (S. 1041). Was die Recension des Textes betrifft, so erklärt Hupfeld (S. 1089): „Für eine Ausgabe, wie die vorliegende, die eine bestimmte Urausgabe zu Grunde legt und mit einem kritischen Apparat begleitet ist, der die Eigenheiten der übrigen vorzuführen und so diese zu repräsentieren dient, halte auch ich einen sogenannten diplomatisch genauen Abdruck der betreffenden Ausgabe im Ganzen für das Richtige.“ Nur offensbare Druckfehler will Hupfeld gleich im Text berichtet und das so Berichtigte am untern Rande bemerkt. Zweitens will Hupfeld eine kritische Handausgabe, mit bloßem Text, ohne Variantenapparat. „Diese würde sich natürlich in der Form nicht so streng an die Ausgabe von 1545 in allen ihren Zufälligkeiten gebunden achten können, wie die vorliegende Ausgabe, sondern das Bild Lutherscher Sprach- und Schreibweise in einem umfassenden und geläuterten Sinne darzustellen, zum Theil das Gute der verschiedenen Ausgaben zu vereinigen haben. Sie wird sich daher nicht begnügen dürfen, nur die eigentlichen Druck- oder Schreibfehler zu vermeiden, sondern überhaupt die Analogie, d. i. diejenige Schreibung zu befolgen haben, welche in der letzten Periode die herrschende und zugleich die richtige, d. i. in der geschichtlichen Entwicklung der Sprache begründete ist. Auf diese Weise würde ein Bild Lutherscher Schreibweise entstehen, wie sie freilich in keinem einzelnen Drucke vollkommen zur Erscheinung gekommen ist, aber doch durchaus das Luthersche Gepräge an sich trüge: kurz ein rectificirtes Bild, gerade wie wir es in den neuern Ausgaben der mittelhochdeutschen Denkmäler von der damaligen Schreibweise sehen“ (S. 1090). Hupfeld gibt in dieser Abhandlung eine ausführliche Darlegung, nach welchen Grundsätzen man bei dieser Rectificierung verfahren solle. Wie weit man, seiner Ansicht nach, gehen müsse bei diesem „Säubern und Läutern der Analogie, um einen reinen Typus zu gewinnen,“ ergibt sich besonders daraus, daß er nicht nur die verwilderte Orthographie der Drucke aus Luthers früherer Periode beseitigen, auch nicht bloß in den Drucken nach 1530 „noch allerhand Ungleichheiten, Nachlässigkeiten und wirkliche Fehler ausscheiden“ will, sondern daß nach ihm „der Begriff orthographischer Verschiedenheiten nicht auf das nur dem Buchstaben nach Verschiedene, fürs Gehör aber gleichlautende zu beschränken ist, sondern auch Formen umfasst, die auch fürs Gehör verschieden sind, wofern sie zu einer gewissen Zeit als gleichgeltend gebraucht werden und also der willkürlichen Vertauschung anheimfallen; also die Grenze zwischen Sprache und Schreibung nicht durch das Gehör, sondern nur durch Grammatik und Sprachgebrauch bestimmt werden kann“ (S. 1089). Eine solche kritisch hergestellte Textrecension will dann Hupfeld ohne alle weitere Neuerungen unmittelbar in den Gebrauch der Kirche und des Volks einführen. „Eine solche Ausgabe, sagt er (S. 1099), mit echtem, von allen spätern abweichenden und streitigen Zuthaten und Entstellungen gereinigtem Texte müsste aber, dünkt mich,

selbst zum öffentlichen, kirchlichen Gebrauch in der ganzen deutschredenden evangelischen Kirche die geeignetste, und insofern namentlich den Bibelgesellschaften, vermöge ihres Grundsatzes nur das reine Wort Gottes — ohne menschliche und daher dem Parteistreit unterworfenen Zuthat — zu verbreiten, für ihren Zweck am willkommensten sein. Daß ich die Luthersche Bibel in ihrer ursprünglichen Sprach- und Schreibweise auch in die Kirche und das Volk zurückgeführt haben will, wird freilich Vielen als eine Überspannung erscheinen. Man wird einwerfen, daß die echte Luthersche Sprache für den heutigen Gebrauch nicht mehr passe und der Erneuerung, wie sie sie in unsern Ausgaben erfahren, zu diesem Behuf nothwendig bedürfe. Allein das kann ich durchaus nicht zugeben.“

Vergleicht man mit diesen Ansichten die von Hrn. Mönckeberg dargelegten, so wird man finden, daß sie demselben Punkt für Punkt entgegengesetzt sind. Für ein solches Unternehmen, wie das der Herren Niemeyer und Bindseil verlangt auch Hupfeld, wie wir gesehen haben, einen „sogenannten diplomatisch genauen Abdruck der betreffenden Urausgabe.“ Hr. Mönckeberg aber bezieht die Regeln, die Hupfeld für die andere Art der Ausgaben aufstellt, gerade auf das Bindseilsche Unternehmen. Nachdem er Hupfelds für die andere Art von Texten aufgestellte Hauptregel mitgetheilt, fährt er fort (S. 162): „Wäre diese Regel, die zunächst für eine kritische Ausgabe von Luthers Schriften gilt, bei der Herausgabe der Bibel von Bindseil befolgt, welche köstliche Vorarbeit würden wir haben bei der Revision der Bibel für unsere Gemeinden! Allein es ist Schade, daß Hupfelds Vorschlag keine Folgen gehabt hat!“ Was aber vollends Hupfelds Hauptansicht betrifft, „die Luthersche Bibelübersetzung in ihrer ursprünglichen Sprach- und Schreibweise auch in die Kirche und das Volk zurückzuführen,“ so ist der Hauptzweck von Hrn. Mönckebergs Schrift, nach allen Seiten hin zu beweisen, daß eine solche Zurückführung, wie er sich etwas stark ausdrückt, „ein Unsinn“ sein würde.

Wir wollen nun die verschiedenen Hauptarten, nach denen man bei Herausgabe neuhochdeutscher Texte verfahren kann, festzustellen suchen und dabei gelegentlich auch die Ansichten der Hrn. Hupfeld und Mönckeberg einer nähern Prüfung unterwerfen. Bei der Behandlung neuhochdeutscher Texte bietet sich die Wahl zwischen drei verschiedenen Principien dar, und es wird nur darauf ankommen, jedes dieser Principe richtig zu fassen und bei der rechten Gelegenheit anzuwenden. Wir können uns nämlich 1) zum Ziel setzen, ein Schriftwerk der früheren Zeit mit allen Eigenthümlichkeiten sowohl der Sprache als der Rechtschreibung diplomatisch treu wiederzugeben; oder wir können 2) zwar die Sprache festhalten, aber deren graphischen Ausdruck regulieren, oder wir können 3) sowohl die Sprache als die Rechtschreibung ändern.

1) Die erste Art erreicht ihr Ziel am vollkommensten im Facsimile. Ihr Zweck ist, Schriften, welche wegen ihrer Seltenheit unerreichbar sind, einem größeren Kreise von Gelehrten durch erneuten Abdruck zugänglich zu machen. Je treuer dies, nicht nur für das Ohr, sondern auch für das Auge geschieht, um so lieber wird es dem Forscher sein. Daß man in Bezug auf Lettern, Format u. dgl. vom Urdruck abgeht, geschieht, weil ein eigentliches Facsimile zu theuer sein würde. Jedenfalls aber ist die Aufgabe, so weit es irgend sein kann, dem Gelehrten den ihm unzugänglichen Originaldruck buchstabengetreu zu ersetzen.

2) Die zweite Art will die Sprache des Denkmals festhalten, aber die Ortho-

graphie regulieren. Hier wird es nun vor allen Dingen darauf ankommen, festzustellen, was der Sprache und was der Orthographie angehört. Es kann aber bei der Wiederherausgabe von Druckschriften die Grenze dieser beiden Gebiete nur darin liegen, daß der Orthographie nur das angehört, was die Darstellung der ausgesprochenen Laute für das Auge betrifft. Jede Änderung aber, die nicht bloß die Darstellung für das Auge, sondern den gehörten Laut selbst berührt, geht über das Gebiet der Orthographie hinaus und verändert die Sprache des Denkmals. Man hat also auch bei dieser zweiten Art mit Sorgfalt die Urausgabe zu wählen, deren Sprache man wiedergeben will, und dann mit Vermeidung jeder Änderung, die das Ohr berührt, dieselben Laute, die der alte Druck vorführen will, durch zweckmäßiger geregelter Schriftzeichen wiederzugeben. Gegen einen Eingriff auch in die Laute, gegen eine Gleichmachung von „Formen, die auch fürs Gehör verschieden sind, wofern sie zu einer gewissen Zeit als gleichgeltend gebraucht werden und -also der willkürlichen Vertauschung anheimfallen“, müssen wir uns auf das allerentschiedenste erklären. Ausgaben nach solchen Principien wären nicht kritische, sondern unkritische, nicht bloß dem Gelehrten, sondern jedem, der die Sprache früherer Jahrhunderte kennen lernen will, völlig unbrauchbar. Dies unberufene Hinwegschaffen schwankender Formen macht eine richtige Einsicht in den Entwicklungsgang der Schriftsprache geradezu unmöglich. Denn eben an diesem Nebeneinanderherlaufen verschiedener Formen läßt sich das Eindringen, Umsichgreifen und endliche Siegen von Lautverhältnissen beobachten, welche früherhin der Schriftsprache fremd waren. Selbst bei den Umwandlungen der bloß gesprochenen Sprache wird sich die Sache so verhalten, daß durch einen meist durch die leisesten Übergänge vermittelten, bisweilen aber auch sprunghaften Wechsel der Laute Doppelformen entstehen, die in demselben Volksstamm neben einander herlaufen, bis endlich die jüngere über die ältere den Sieg davon trägt. Eine genauere Erforschung der Stummlaute in den althochdeutschen Quellen läßt uns noch aus der Ferne einen Blick in diesen Vorgang thun, und eine unbefangene Beobachtung der lebendigen, „nicht regulierten“ Volksmundarten zeigt uns seine letzten, freilich matten Ausläufer in der Nähe. In der Schriftsprache aber ist der Vorgang in der Regel der, daß neue Formen, die in sie eintreten, mundartlich schon längere Zeit vorhanden waren. Werden diese Formen zum erstenmal in schriftlichen Aufzeichnungen gebraucht, so machen sie zwar damit schon den Anfang, aus der bloß gesprochenen auch in die geschriebene Sprache überzugehen; noch aber sind sie damit nicht nothwendig in die Schriftsprache als über den Mundarten stehende Gemeinsprache aufgenommen. Erst ihr Durchdringen in der Reichssprache der kaiserlichen Kanzlei und der sich an diese Reichssprache anschließenden neuhochdeutschen Litteratur verleiht ihnen den Charakter der schriftlichen Gemeinsprache. Aus diesem Vorgang erklärt sich, daß auch innerhalb der vorhandenen gemeinsamen Schriftsprache sich noch mannigfache mundartliche Einflüsse als Spielarten geltend machen mußten, indem theils ganze Gebiete in Einzelheiten von einander abgehen, theils auch ein und dasselbe Schriftwerk verschiedene Formen neben einander zeigt. Alle diese Eigenheiten soll uns nun die Gleichmacherei einer sogenannten kritischen Behandlung nicht verwischen. Vielmehr wird es die Pflicht einer wirklich kritischen Ausgabe sein, dieselben möglichst klar herauszustellen.

3) Die dritte Art der Textbehandlung endlich will weder die Orthographie

noch die Sprache festhalten, sondern beides ändern und der Sprache der Gegenwart gleich machen oder doch annähern.

Es wird sich nun weiter fragen: In welchen Fällen soll jede dieser drei Arten Anwendung finden? Streng gelehrten Zwecken wird jederzeit nur die erste Art Genüge thun können. Aber auch das größere Publikum, soweit es auf höhere Bildung Anspruch macht, muß sich gewöhnen, die Orthographie des 16. und 17. Jahrhunderts zu lesen. Eine bequeme Verwöhnung in dieser Beziehung ist schon deswegen vom Übel, weil sie vom Lesen wirklicher Originaldrucke jener Jahrhunderte zurückschreckt. Zu einem solchen Lesen aber sollen neue Ausgaben einführen, nicht davon ab. Auch für das größere, höher gebildete Publikum wird man also den buchstabengetreuen Abdruck nicht scheuen dürfen. Doch wird man zu diesem Zweck, da man ja doch ein eigentliches Facsimile nicht geben kann, mit Sicherheit auflösende Abkürzungen in Buchstaben auflösen und offenbare Druckfehler im Text verbessern und das Vorgefundene in der Note anmerken. Für Unternehmungen, wie das sehr erfreuliche Hannoversche, können wir nicht genug empfehlen, sich möglichst dieser ersten Art der Textbehandlung zu befleißigen.

Unsere zweite Art: die kritische Regulierung der Rechtschreibung, nicht der Sprache, wird sich in einem gewissen Bereich empfehlen bei der Ausgabe von Gesamttwerken. Doch wird man hier bald einen wichtigen Unterschied gewahr werden zwischen den beiden Hauptperioden unserer neuhochdeutschen Litteratur. Bei der Litteratur des 16. Jahrhunderts werden sich die Schwierigkeiten einer wirklich sichereren Regulierung der Rechtschreibung und bloß der Rechtschreibung in vielen Fällen so groß zeigen, daß man lieber auch bei Gesamtausgaben zu unserer ersten Art greifen wird und die Ausgabe jeder Schrift, für deren Aufnahme in die Gesamtausgabe man sich entschieden hat, in ihrer eigenen Rechtschreibung wiedergeben. Die Schwierigkeit einer Umschreibung liegt nicht nur in der noch mannigfach schwankenden Sprache, sondern namentlich auch darin, daß die Grammatiker des 16. Jahrhunderts noch keine so allgemein anerkannten Regeln der Rechtschreibung bieten, wie dies zwei Jahrhunderte später der Fall ist. Dazu kommt noch, daß der Gewinn einer solchen Regulierung für den Leser nur ein sehr mäßiger sein würde. Denn wenn man nicht etwa die Schriften des 16. Jahrh. in unsere jetzige Orthographie umschreiben will, so erhält man doch immer eine Rechtschreibung, deren Bedeutung der Leser erst lernen muß. Ist ihm aber diese Mühe des Erlernens nicht zu ersparen, so wird es ihn auch keine viel größere Anstrengung kosten, sich in die Schwankungen des damaligen Schreibgebrauchs gleichfalls hineinzufinden.<sup>1</sup>

Ganz anders steht die Sache bei der zweiten großen Glanzperiode unserer neuhochdeutschen Litteratur, bei den Klassikern des 18. Jahrhunderts. Die Gründe, die uns bei den Schriftstellern des 16. Jahrhunderts bestimmten, für unveränderte Beibehaltung auch der Rechtschreibung zu sprechen, fallen hier weg. Denn erstens ist es seit der Ausbildung und Festsetzung, welche die Grammatik der neuhochdeutschen Schriftsprache im 17. und 18. Jahrhundert fand, in den meisten Fällen gar nicht schwer zu sagen, welcher Regel der Lautbezeichnung ein Buch folgt oder

<sup>1</sup> Eine eigenthümliche Ausnahmstellung nimmt die Behandlung des Volkslieds ein, sobald man sich ein höheres Ziel setzt, als die bloße diplomatische Wiederholung zufälliger Einzeldrucke. Uhland behandelt diese schwierige Frage mit der Feinheit und Umsicht, welche aus der Verbindung von echter Poesie und gründlicher Philologie hervorgehen.

doch folgen will; und zweitens fällt hier das Bedenken weg, daß der Leser die regulierte Rechtschreibung, die wir unserem Autor geben, doch erst besonders lernen müsse. Denn hier würde ja unsere ganze Abänderung darin bestehen, daß wir den Autor in der Rechtschreibung der Gegenwart drucken. Eine Änderung der Sprache enthält diese Umwandlung der Rechtschreibung nicht. Denn wir haben ausdrücklich alles, was den Laut ändert, von der Rechtschreibung ausgeschlossen und deren Befugniß darauf beschränkt, Schriftzeichen durch Schriftzeichen zu ersetzen. Man hat in neuerer Zeit von mehreren Seiten sich gegen jede Veränderung in der Orthographie unserer großen Autoren erhoben. Dieser Widerstand entspringt aus dem ganz richtigen Gefühl, daß die neue Orthographie, die sich die historische nennt, vielmehr ein unberechtigtes und willkürliches Eingreifen in unsere Schriftsprache ist. Ebenso thut man sehr wohl daran, sich durch die im ganzen geregelte Orthographie unserer klassischen Periode zur Behutsamkeit auch bei wirklich wünschenswerthen Verbesserungen unserer Orthographie mahnen zu lassen. Aber der Glaube, als sei es eine allgemein anerkannte heilige Pflicht, unsern Klassikern unverrückt die Orthographie zu belassen, in welcher sie selbst ihre Werke herausgegeben haben, beruht auf einer Täuschung. Ändern wir unsere eigene Orthographie, so können wir auch ganz unbedenklich, zumal in Ausgaben für das große Publikum, unsere Klassiker des 18. Jahrhunderts in die neue Orthographie umschreiben. Das wird gegenwärtig schon immer so gehalten und es ist eine bloße Selbsttäuschung, wenn die Besitzer der neuesten Cottaschen (und Göschenschen) Klassikerausgaben glauben, sie läsen Lessings Werke in der streng festgehaltenen Orthographie der Originalausgaben. Man braucht nur einen vergleichenden Blick in die Originaldrucke oder in deren Wiederholung bei Lachmann zu werfen, um sich sofort zu überzeugen, daß sich die Sache wirklich so verhält, wie ich sage. Zum Beleg nur Einiges aus den ersten zwei Scenen der Minna von Barnhelm. Bei Lachmann (2, 510 fg.): „Er hohlt aus“; bei Göschen (Leipzig 1853; 2, 149 fg.): „Er holt aus“. Bei Lachmann: „das vermaledeyte“; bei Göschen: „das vermaledeite“. Bei Lachmann: „Zweyter Auftritt“; bei Göschen: „Zweiter Auftritt“. Bei Lachmann: „Ey, Herr Just“; bei Göschen: „Ei, Herr Just“. Bei Lachmann: „Pfu“; bei Göschen: „Pfui“. Bei Lachmann: „Gläßchen“; bei Göschen: „Gläschen“. Bei Lachmann: „Glaß“; bei Göschen: „Glas“. Bei Lachmann: „echter“; bei Göschen: „ächter“. Bei Lachmann: „drey“; bei Göschen: „drei“. Bei Lachmann: „bey“; bei Göschen: „bei“. Bei Lachmann: „ein Paar Monate“; bei Göschen: „ein paar Monate“. Bei Lachmann: „oben drein“; bei Göschen: „obendrein“. Bei Lachmann: „Ich macht ihn warm? der Danziger thut's“; bei Göschen: „Ich macht' ihn warm? Der Danziger thut's“. Bei Lachmann: „das Bißchen“; bei Göschen: „das bißchen“. Bei Lachmann: „ereyfert“; bei Göschen: „ereifert“. Diese Varianten auf wenigen Seiten genügen wohl zu dem Beweis, daß wir, ohne allen Dazwischentritt professionierter Neuerer, die Orthographie der Gegenwart auf die Texte unserer Klassiker anwenden. Nur dies sollen sie darthun. Sie sollen nichts beweisen für die in Betracht kommenden Änderungen der Orthographie, sondern sie sollen nur zeigen, daß wir diese Änderungen, wenn sie einmal in der Orthographie der Gegenwart Platz gegriffen haben, auch ganz unbedenklich auf die Klassiker des 18. Jahrhunderts anwenden. Dagegen wird es erst noch eindringender Erörterungen bedürfen, ob und inwieweit

es gestattet ist, die Sprache unserer Klassiker selbst zu ändern und so allmählich in die dritte Art der Textbehandlung hinüberzulenken. Daß dies gegenwärtig thatsächlich schon geschieht, dafür wähle ich meine Belege aus denselben beiden ersten Aufritten der Minna von Barnhelm. Bei Lachmann heißt es: „Just sitzt in einem Winkel“; bei Göschen (1853): „sitzt“. Bei Lachmann: „da ich voraus sahe“; bei Göschen: „sah“. Bei Lachmann: „itzt“; bei Göschen: „jetzt“. Bei Lachmann: „Feuermauren“; bei Göschen: „Feuermauern“. Bei Lachmann: „das Bischen Friede“; bei Göschen: „das bischen Frieden.“ Bei Lachmann: „Ein Junge kömmt“; bei Göschen: „kommt“. Die letzte Änderung ist besonders kühn, weil Lessing selbst sich ausdrücklich darüber erklärt hat, daß er in vertraulicher Schreibart absichtlich: „er kömmt“ schreibe.<sup>1</sup>

Gehen wir nun über zur dritten Art der Textbehandlung. Sie ändert nicht bloß die Orthographie; sondern auch die Sprache. Sprachforscher von Fach werden immer geneigt sein, über diese Art der Behandlung ihr Verdammungsurtheil auszusprechen, so wie andererseits die großen wissenschaftlich ungebildeten Massen gewiss wenig Geschmack an unserer ersten Art von Ausgaben finden werden. Am eingreifendsten kommt diese Frage zur Sprache bei der Textbehandlung von Luthers Bibelübersetzung. Ich habe mich darüber schon ausgesprochen, daß die diplomatische Wiederherausgabe des authentischen Textes, wie sie Bindseil ausgeführt hat, für Gelehrte, sowohl Sprachforscher als Theologen, ein höchst dankenswerthes, ja unentbehrliches Werk ist. Wie aber steht es mit der großen Gemeinde der nicht-gelehrten Bibelleser in Stadt und Land? Sollen wir ihr wirklich „die Luthersche Bibel in ihrer ursprünglichen Sprach- und Schreibweise“ bieten, wie Hupfeld verlangt? Oder sollen wir Luthers Sprache ganz und gar der Alltagssprache des heutigen Tages gleich machen, so daß zwischen der plattesten Gewöhnlichkeit und der Sprache der Bibel kein Unterschied mehr wahrzunehmen ist? Ich glaube, wir müssen vor allen Dingen die Frage richtig theilen. Was die Orthographie betrifft, so muß die deutsche Bibel für Schule und Haus unbedingt dieselbe Orthographie haben, die auch sonst für die Schriftsprache der Gegenwart gilt. Denn man wird doch unsern Bauern und Handwerkern nicht zumuthen, eine doppelte Orthographie zu lernen. Das muß man aber, wenn man die Bibel in einer anderen Orthographie druckt, als die man in der Schule für den Gebrauch des Lebens lehrt. Denn Lesen ist die Hauptstütze für die eigene Anwendung der Orthographie. Wenn man also will, daß die Bibel das Hauptlesebuch unseres Volkes sein soll, so darf man ihm nicht zumuthen, täglich eine andere Orthographie zu lesen, als die man es zu schreiben lehrt. Die zweite Frage aber ist: Wie soll es mit der Sprache in Luthers Bibel gehalten werden? Die gänzlich aus unserer Sprache verschwundenen Wörter bilden bei dieser Frage bei weitem nicht die Hauptschwierigkeit. Es sind ihrer nicht einmal so gar viele. Hr. Mönckeberg zählt 85, und von diesen 85 kommen 46 nur ein einziges Mal in Luthers Bibel vor.<sup>2</sup> Es wird also bei dem größten Theil dieser Wörter nicht so gar viel verschlagen, wenn man sie beibehält und unter der Seite oder in einem angehängten kleinen Glossar erklärt. Es würde aber auch keine so gar große Änderung sein, wenn man bekanntere an ihre Stelle setzte. Weit schwieriger und viel eingreifender ist die Frage, wie es mit den Sprachformen gehalten werden soll. Hier können wir uns nun unmöglich mit

<sup>1</sup> Anti-Göze. Zehnter. Werke (Lachmann) 10, 225. — <sup>2</sup> Mönckeberg S. 129.

Hupfeld einverstanden erklären, welcher Luthers ursprüngliche Sprachweise unverändert beibehalten wissen will. Das Volk lernt in den Schulen die gegenwärtige Schriftsprache und es muß diese Schriftsprache lernen, so weit es sich überhaupt noch einer zweiten Sprachform neben seiner Mundart bemächtigen kann. Durch diese Erlernung der Schriftsprache soll ihm aber auch der Zugang zu den Büchern eröffnet werden, die für die Bildung seines Herzens und Geistes bestimmt sind. Geben wir ihm nun die Bibel in Luthers ursprünglichen Formen, so wird es dieselbe entweder nicht verstehen oder es muß noch eine dritte Sprachform zu den beiden anderen hinzulernen. Man denke doch nur an Luthers Präterita auf *ei* (*beis, steig, kreig* u. s. w.), an seine nicht mehr vorhandenen Präteritopräsentia (*taug, tigen*) und so vieles andere und man wird zugeben, daß die Kenntniß der gegenwärtigen Schriftsprache bei weitem nicht genügt, um Luthers ursprüngliche Bibelsprache zu verstehen. Andererseits aber wird der Forderung durchaus nicht stattzugeben sein, daß Luthers Sprache in der Weise der heutigen gleich zu machen sei, daß die Bibel nicht mehr anders redet, als der neueste Zeitungsartikel. Ich glaube vielmehr, daß man sich schon seit anderthalb Jahrhunderten in der Hauptsache auf dem rechten Wege befindet, wenn man die Sprache der Lutherschen Bibel der veränderten Schriftsprache anzunähern sucht, ohne sie doch der Sprache der Alltagsprosa gleich zu machen. Die richtige Entscheidung über das Mehr oder Weniger wird freilich immer eine Verbindung gründlicher Kenntnisse und des feinsten Taktes verlangen. Im ganzen wird man die Verbannung überflüssiger Neuerungen und die Rückkehr zu den älteren Lesarten, die man in neuerer Zeit erstrebt, billigen, wenn sie sich in den praktisch gebotenen Grenzen hält. Diese praktisch gebotenen Grenzen aber liegen nicht bloß in der nothwendigen Verständlichkeit der Bibel, sondern auch darin, daß die Bibel das hauptsächlichste praktische Lehrbuch des Volkes für die Erlernung der gemeinsamen Schriftsprache bildet.

Wir haben uns an Luthers Bibel überzeugt, daß sprachliche Erneuerungen unumgänglich nothwendig sind bei Schriften des 16. Jahrhunderts, wenn sie wirklich ein lebendiges Gemeingut der Massen bleiben sollen. Wie steht es aber mit unsern großen Klassikern des 18. Jahrhunderts? Darf auch an deren Sprache geändert werden? Wir haben oben an einem der größten, an Lessing, gesehen, daß es bereits in zahlreichen Fällen geschieht. Ich glaube, daß sich in einzelnen Fällen und unter bestimmten Verhältnissen selbst für ein solches Ändern der Sprache manches sagen läßt, ohne daß ich deshalb die Art, wie es bisher geschehen ist, durchweg billigen will. Ein Schriftsteller, wie Lessing, hat ein doppeltes Publikum: ein philologisch gebildetes und ein allgemeines. Ersteres wird sich jeden Eingriff in die Sprache des Schriftstellers mit Recht verbitten. Letzteres will seine Klassiker in der Sprache lesen, die ihm selbst als gegenwärtig zu Recht bestehende Schriftsprache eingeprägt worden ist. Da kann man unmöglich in Abrede stellen, daß: „Just sitzt in einem Winkel“ gegenwärtig, zumal in einem Lustspiel, altmodisch klingt. Da man aber auch schwerlich daran denkt, diese Formen wieder in Umlauf zu setzen, so wird sich manches dafür vorbringen lassen, wenn man sie für das große Publikum ebenso druckt, wie wir alle sie, wenn wir die *Minna von Barnhelm* vorlesen, sprechen. Aber darauf ist allerdings mit weit mehr Strenge als bisher zu halten, daß man diese Änderungen möglichst beschränkt, daß man nicht willkürlich darauf los ändert, sondern mit Einsicht in sein Thun, daß man nicht

beliebige grammatische Vorurtheile, sondern den wirklich veränderten Gebrauch der gebildeten Gemeinsprache entscheiden lässt. Man wird dann finden, was Lachmanns treffliche Ausgabe so klar herausstellt, daß Lessings meisterhafte Sprache allerdings in einzelnen kleinen Äußerlichkeiten bereits antiquirt ist und daß daher neben den kritischen Ausgaben solche, die sich der Gegenwart mehr anschließen, wohl nicht unbedingt zu verwerfen sein werden. Ist aber schon bei Lessing eine solche Annäherung nur mit der größten Vorsicht und Beschränkung zu gestatten, so werden wir um so mehr darauf halten müssen, daß die Sprache des gigantischen Nachwuchses, der eben Lessing überholt hat, daß namentlich die Sprache Göthes rein erhalten und nicht der Woge des Tages preisgegeben werde. An die Rechtschreibung jener Heroen sind wir nicht gebunden, aber ihre Sprache darf durch die veränderte Rechtschreibung nicht angetastet werden.

RUDOLF VON RAUMER.

---

**Woden**, ein Beitrag zur deutschen Mythologie von Director F. Wilh. Schuster (Programm des evang. Untergymnasiums in Mühlbach zum Schlusse des Schuljahrs 1855—56). Hermannstadt, Buchdruckerei von Josef Drotleff, 1856. 55 Seiten. 4.<sup>1</sup>

Seit wenigen Jahren ist unter den Siebenbürger Sachsen ein lebhafter Sinn für das Studium ihrer deutschen Alterthümer erwacht und ein „kleines, aber thätiges“ Häuflein von jungen Gelehrten hat auch den reichen Stoff der Volkssage dort zu heben angefangen, Haltrich schon eine große Sammlung deutscher Märchen herausgegeben.

In dem vorliegenden Programm hebt Director Schuster hervor, was in der Volkssage der Siebenbürger noch erhalten ist von Woden, dem Nationalgott der alten Deutschen, von dessen Verehrung unter den Sachsen, besonders auch von der untern Elbe und Weser, wie in England, zahlreiche Beweise vorliegen. Vom Namen des alten Gottes zwar haben sich nur wenige Spuren in Siebenbürgen erhalten, desto mehr aber Erinnerungen an sein Wesen. In vielen Sagen gibt sich der einäugige Alte mit dem breiten Hut, in den Mantel gehüllt, mit dem achtbeinigen Roß, mit dem alltödenden Schwerte etc. deutlich als Gott Woden zu erkennen. In einigen Sagen der Siebenbürger sind sogar echte Eddamythen erhalten, z. B. in der S. 29 des Programms mitgetheilten Sage von der „Königstochter aus der Flammenburg“, ein Stück vom Mythos der Brynhildur, und in der S. 16 ff. mitgetheilten Sage vom „Zauberroß“ eine sehr interessante Ergänzung zu dem bekannten Mythos vom Rosse Sleipnir. Ein Junge heilt das Auge des einäugigen Alten (das ist Woden) und bekommt von ihm zum Dank das achtfüßige Ross (das ist Sleipnir). Mit Hülfe desselben entführt er eine schöne Meerjungfrau für den König, diese will aber den König nicht heirathen, wenn er sich nicht zuvor in der Milch der „vierhundert Stuten“ gebadet habe. Der König traut nicht und lässt den Jungen zuerst ins Bad steigen, da bläst sein achtfüßiges Ross aus dem linken Nasenloch und die Milch kühlt sich ab; als aber der König ins Bad steigt, bläst das Ross aus dem rechten Nasenloch, die Milch wird dadurch wieder heiß, und der König muß sterben. Der Junge aber heirathet dessen Schwester und sein Ross holt ihm auch noch den großen

<sup>1</sup> Ich glaube bemerken zu müssen, daß die Anzeigen von Menzel und Zingerle schon im August 1856, also vor dem Erscheinen des vierten Heftes, in meinen Händen waren.

DER HERAUSGEBER.

Schatz im Walde, worauf er wieder verschwindet. Dieser Mythos vom einäugigen Alten, vom achtfüßigen Ross, von der spröden Meerjungfrau, vom Blasen aus den Nasenlöchern etc. hat einen echt nordischen Charakter. Zu den sehr alterthümlichen Zügen gehört auch, daß der Junge, nachdem er den drei-, den sechs- und den zwölfköpfigen Drachen erlegt hat, die Köpfe aller dieser Ungeheuer auf die Pfähle steckt, welche die Wohnung des einäugigen Alten umgeben.

Ohne Zweifel wird sich in Siebenbürgen noch manche andere Erinnerung an das altsächsische Heidenthum und in derselben Frische vorfinden, und wir erfüllen nur eine angenehme Pflicht, wenn wir Herrn Schuster und seinen Freunden für das bisher Geleistete danken und für ihre ferneren Bestrebungen ein fröhliches Glückauf zurufen.

W. MENZEL.

**Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen gesammelt von Joseph Haltrich, Professor am evang. Gymnasium zu Schässburg. Berlin, Verlag von Julius Springer 1856. 8. XX, 337 Seiten. (1 Thr. 14 Ngr.)**

Jeweniger ein Land den Einflüssen von Außen ausgesetzt ist, desto reiner und ursprünglicher werden die alten Volksüberlieferungen bewahrt. Dies beweist uns vorliegende Sammlung, die Haltrich, durch Grimms Märchen angeregt, mit einigen gleichstrebenden Freunden unternommen hat und die als erster Band eines vielversprechenden Sammelwerkes mit Freuden begrüßt werden muß. Das Buch enthält nicht weniger als acht und siebenzig Märchen, die alle auf mehr als zwei Erzählungen beruhen. Nach einigen — höchstens drei Jahren — wird eine neue Ausbeutung von Volksmärchen mit einer wissenschaftlichen Abhandlung über den gesammten Inhalt, mit Anmerkungen und Erläuterungen zu allen gelieferten einzelnen Stücken folgen. Bei den hier gebotenen Märchen sind die mit mythischem Gehalte vorangestellt, dann folgen schwankhafte, endlich einige Kleinkindermärchen. Sind auch nicht alle Märchen neu, sondern oft nur Varianten schon bekannter, so bieten doch auch diese neue Züge und Bezüge, die zur Deutung nicht ohne Werth sind. Es haben sich gerade in vorliegenden Märchen noch uralte Elemente erhalten, die in bekannten analogen sehr abgeschwächt oder geradezu verblasst sind.

Gleich im ersten Märchen, das reich an tiefpoetischen Zügen ist, tritt uns der alte Glaube an die Seelenwanderung entgegen. Denn aus den beiden Kinderleichen wuchsen zwei Tannenbäume, als diese verbrannt wurden, sprangen zwei Funken in die Gerste und wurden von einem Mutterschafe mitgegessen, das in Folge dessen zwei Lämmlein mit goldener Wolle zur Welt brachte. Aus den Gedärmen dieser geschlachteten Thiere wurden wieder die zwei Kinder mit den goldenen Haaren. Im zweiten Märchen begegnen uns drei Teufel als Rothbärte und unser Herr Gott als Mann im grauen Mantel. Dieser Graumantel, der in vielen folgenden Nummern auftritt, ist zweifelsohne Wuotan, denn er besitzt nicht nur den Mantel und den Schlapput, sondern gebietet auch über Wunschdinge, und die in Verbindung stehenden sechs- oder achtfüßigen Pferde, mahnen unbestreitbar an den achtfüßigen Sleipnir. Im zehnten Märchen ist der alte Mann an einem Auge blind, ist demnach einäugig, wie Wuotan. Neben ihm finden wir nebst andern unzähligen mythischen Zügen (Nr. 5) die in einem Zimmer des alten Mannes im einsamen Waldschlosse wohnenden Schwanfrauen, die uns in Nr. 6 in den drei Schwestern, die fliegen

und heilen können, wieder begegnen. Das neunte Märchen ist eine interessante Bereicherung zur Gruppe, die Simrock in „Die dankbaren Todten“ (Bonn 1856) mittheilt. Das zehnte ist eines der merkwürdigsten Märchen, in dem Wuotan offenbar hervortritt. Neben ihm ist eine alte Frau, „die Buschmutter“. Eine Meeresjungfrau kommt ans Gestade, isst vom Brote, trinkt vom Weine, und wird deshalb mit dem Rufe „gesehen, gefangen“ gebannt. — Beinahe ebenso wichtig ist Goldhaar Nr. 11, in welchem ein rührendes Beispiel deutscher Frauentreue, das an Gudrun erinnert, sich findet. Im Federkönig möchte ich statt „der Katze“ den alten Mann im grauen Mantel beibehalten; denn das Märchen hat auf Wuotan entschiedenen Bezug. Spuren des Weltbaumes bieten die Nummern 15 und 17. — Der Zigeuner und die drei Teufel erinnern an die Legende vom hl. Dunstan. Der alte Teufel mit den zwei jungen bildet eine Parallele zu dem wilden Manne, der auch mit zwei Jungen zu erscheinen pflegt. Der tausendfleckige, starke Wila ist schon durch seinen Namen bedeutungsvoll. In den folgenden Numern begegnen uns das weiße Sonnenross mit acht Füßen, eine goldborstige Sau mit sieben Ferkeln, eine Prinzess in der Flammenburg, drei Hunde und zahlreiche Drachen. In Nr. 26 verleiht der Oberste der Teufel Sieg und die Teufelstochter entführt als weißes Pferd den Königssohn. Der Teufel erscheint einäugig (Nr. 30). — Sehr merkwürdig ist Nr. 31: „die dunkle Welt“. Zahlreich treten uns Wunschdinge entgegen. In Nr. 40 taucht die uralte heidnische Sage auf, daß ein König seine schöne Tochter so liebt, daß er sie jedem Freier missgönnt. In Nr. 43 wird ein Königskind in ein Schwein verwandelt und muß, weil ihm die Braut Nachts das Borstenkleid wegnahm und verbrannte, ans Weltende wandern. Da begibt sich das treue Weib bis dorthin, um den verlorenen Gemahl zu suchen. Die Reise machen ihr die freundlichgesinnten Wind, Mond, Sonne und Sterne möglich. Die drei bedeutsamen Kleider fehlen nicht. — In Nr. 46 wird der Aschenputtel König. Mit Nr. 48 beginnen die Schwänke, die derben Humor und treffenden Volkswitz verrathen und in ähnlicher Weise in ganz Deutschland erzählt werden. Sehr lustig sind die Lügenmärchen 55 und 56. — Die Schwänke 57, 58 und 59 erinnern an heitere Erzählungen des Mittelalters. Nr. 60 ist eine Variante des bekannten Unibos. „Die thörichte Liese“ (Nr. 63) und „der thörichte Hans“ (Nr. 64) bilden ein ebenbürtig Paar. Nr. 71 „Vom alten Bauer, der hinter den Ofen ackern fuhr“ ist kein Kindermärchen, sondern eine naiv dargestellte Zote. Der Ausdruck: „es bricht der Ofen ein“ (=die Frau gebiert) und die in Schnaderhüpfeln nicht so seltene Bezeichnung Ofen in obscöner Sinne beweisen dies. Den Schluß bilden sehr sinnige Thiermärchen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß Haltrichs Buch zu den interessantesten Märchensammlungen gehört und dem Sagenforscher wie dem Mythologen eine reiche Fundgrube für seine Zwecke bietet. Die Darstellung verräth größtentheils sehr viel Geschick und eignet sich dem Geiste des Märchens. Möchten die hier angekündigten siebenbürgischen Sagen von Fried. Müller und die sächsischen Volkslieder von Wilhelm Schuster bald nachfolgen und ebenso dankenswerthe Beiträge bringen.

I. V. ZINGERLE.

**Pamphilus Gengenbach**, herausgegeben von Karl Gödeke. Hanover, 1856. 8. XXVIII und 699 Seiten. (5 Thlr.)

Der Mangel künstlerischen Werthes, durch welchen die große Mehrzahl unserer Dichtungen des 15. und 16. Jahrhunderts so bedeutend hinter denen der Blütezeit des Mittelalters zurücksteht, ist es wohl vornehmlich, was bisher den ersteren so wenige Forscher zugewendet hat. Anders scheint die geringe Theilnahme für jene Periode der deutschen Litteratur nicht gut zu erklären: vermag sie doch, neben dem Vortheile leichteren Verständnisses, nach verschiedenen Seiten hin den reichsten Ertrag zu bieten. Wem wären, um nur Einiges anzuführen, die Ausgaben des Narrenschiffes, des Simplicissimus und der Fastnachtspiele nicht höchlich willkommen gewesen? Welcher Gewinn ist z. B. aus den letzteren dem Grimmischen Wörterbuche erwachsen! An die ebengenannte Sammlung der Anfänge des deutschen Theaters schließt sich nun das Buch Gödekes in der erwünschtesten Weise an. Den Inhalt bilden eingehende Untersuchungen über den Dichter, sodann erhalten wir Ausgaben folgender Stücke: 1. Der welsch fuß. 2. Der alt eydgnuß. 3. Der bundschuh. 4. Tod, teufel und engel. 5. Von fünf juden. 6. Die X alter. 7. Der Nollhart. 8. Die gouchmat. 9. Die totenfreßer. 10. Practica. 11. Der pfaffen Spiegel. 12. Der leien Spiegel s. Pauli. 13. Der ewangelisch burger. 14. Von drien christen. 15. Die Jacobsbrüder. 16. Novella. 17. Ein frischer combist. 18. Der neue deutsche Bileamsesel. 19. Liber vagatorum, bettlerorden. 20. Himmliche zeichen. 21. Rebhänslin. 22. Lied von der schlacht an der Adda. 23. Der gulden paradeß öpfel. 24. Lied von der schlacht bei Terwan. Als Zugabe erscheinen: 'B. Klingler vom spiel. Zwei lieder. Clag etlicher ständ. Lied von der narrenkappen. Fischarts und Nasus monate. Nasus jahreszeiten. Der pfründenfreßer.' Die sorgfältigen bibliographischen Nachweisungen, welche jedem einzelnen Stücke beigegeben sind, sowie der, eine überraschende Kenntniss der theilweise nur sehr mühsam zu erlangenden zeitgenössischen Litteratur beurkundende Commentar dürfen wohl als ein Muster eifrigen Studiums jener seither so wenig beachteten Epoche bezeichnet werden. Um so mehr muß aber auch die Bescheidenheit anerkannt den, mit welcher der Herausgeber sagt: „Der Schweizer Dichter, dessen halb erstorbenes Andenken dieses Buch beleben will, hätte längst hingebende Aufmerksamkeit und ausdauernden Fleiß seiner Landsleute erwecken sollen. Sie scheinen jedoch wenig Gewicht auf ihn zu legen und die Bedeutung, die er in der deutschen Litteratur hat, nicht hoch anzuschlagen. Wenn ich, dem Schweizerboden fernab wohnend und der mannigfachen Hilfsmittel entbehrend, welche die Heimat eines Dichters für die Aufstellung seines Bildes ungesucht gewährt, dem Leben und Wirken des Pamphilus Gengenbach nachzugehen versuche, um ihm wo möglich den Platz, den er in der Litteratur verdient, wiederzugewinnen, so geschieht es nicht, weil ich mich vor Andern dazu befähigt hielte, nur weil die Andern schweigen.“

TÜBINGEN.

WILHELM LUDWIG HOLLAND.

**Über die Nibelungenhandschrift C.** Sendschreiben an Herrn Geh. Hofrath Prof. Dr. Göttling in Jena, von R. von Liliencron. Weimar, Hermann Böhlau, 1856. 191 Seiten 8°. (1 Thlr.)

Eine neue Widerlegung des ersten Theils meiner Untersuchungen, die dritte. Es war mir überraschend, daß ein Freund des Herrn Müllenhoff nach Jahresfrist

noch einmal zu thun für nöthig fand, was Müllenhoff schon so vollständig gethan hatte. Aber Hr. von Liliencron gibt Aufschluß. Er fand, daß trotz der unendlich lehrreichen Schrift seines Freundes, die leider nur diejenigen überzeuge, welche „innerhalb der Frage und der dafür in Betracht kommenden Anschauungen stehen“, das größere wissenschaftliche Publikum noch im Zweifel blieb, und daß sich sogar die Meinung der Gegner einniste und schädlich einwirke. Es war daher nöthig, mit einer neuen Schrift auf größere Kreise zu wirken. Hr. von Liliencron hätte sich zwar lieber in ein „vornehmes Schweigen“ gehüllt, denn die Gegner von ihrem Irrthum zu überzeugen hofft er nicht, aber geschehen mußte etwas, um dem Übel zu steuern, und wer wäre da berufener gewesen als Hr. von Liliencron, der (S. 95) „die Stichworte gelernt hat, denen weder die Schärfe einer critischen Methode, noch auch gelegentlich die verwundende Schneidigkeit fehlt“? Er wendet sich also, um an das größere Publikum zu gelangen, zunächst an Götting, woraus ich fast vermuthen möchte, daß sogar die thüringischen Philologen, die näheren Freunde Lachmanns, bedenklich zu werden anfiengen und einer freundschaftlichen Nachhülfe bedurften. Wenn der Zweck erreicht, und die Welt von einem schädlichen Irrthum bewahrt wird, so will ich armer „Kritiker am Neckar“ gern das Blut vergießen, das ich durch „die verwundende Schneidigkeit“ des Hrn. von Liliencron verliere; zumal ich auch den Vortheil habe, die Schärfe der Methode kennen zu lernen. Es ist daher sehr löblich, daß Hr. von Liliencron nicht das vornehme Schweigen vorgezogen hat, das wir vielleicht nicht einmal zu würdigen gewusst hätten.

Wenn doch Hr. von Liliencron die Stelle anführen wollte, wo ich nach S. 4 Lachmann einen unklaren Gefühlsmenschen gescholten habe. Lachmann beruft sich auf sein feingebildetes Gefühl, und denen, die seine Ansichten nicht theilen, spricht er dieses Gefühl ab. Aber daraus habe ich wenigstens nirgends die Folgerung gezogen, daß Lachmann ein unklarer Gefühlsmensch gewesen sei.

Hr. von Liliencron hat ferner entdeckt, daß ich die Anmerkungen Lachmanns nicht einmal gelesen habe. Er sagt nämlich S. 34: „Ich muß Ihnen gestehen, ich zweifle noch immer daran, daß er das Buch gelesen habe — in seinem eigenen Interesse. Denn es gelesen zu haben, ohne zu bemerken, daß Lachmann die Lesarten mit der ihm eigenen bewunderungswürdigsten Schärfe und Genauigkeit zusammengestellt und verglichen hat, dies von einem Gegner vorauszusetzen, halte ich mich trotz der Hitze der Schlacht denn doch nicht für berechtigt.“ Dies bezieht sich darauf, daß ich im „Kampf“ an einigen Beispielen nachgewiesen habe, daß die Anmerkungen nicht überall fehlerfrei und zuverlässig sind. Jeder kann die Stellen nachschlagen und sich überzeugen, daß die Sache sich wirklich so verhält. Hr. v. L. aber schlägt nicht nach, sondern ist zum Voraus überzeugt, daß alles in den Anmerkungen bewundernswürdig ist, und findet also in meinen Nachweisungen den Beweis, daß ich das Buch nicht gelesen habe. Vielleicht fühlt Hr. v. L., daß er sich vor Götting durch dieses Auftreten im höchsten Grad lächerlich gemacht hat, wenn jene meine Nachweisungen wirklich richtig sind. Er zeige also, daß sie nicht richtig sind; ohne Zweifel wird ihm dazu der Herausgeber der Germania bereitwillig diese Blätter eröffnen. Zeigt er es nicht, so weiß ich nicht, wie er künftig noch Beachtung seiner Worte verlangen kann.

Ich muß mir ferner verbitten, daß Hr. v. L. mir, um mich desto besser widerlegen zu können, wie er S. 91 thut, allerlei Reden in den Mund legt, die ich in

einem gegebenen Fall vorbringen würde. Er halte sich an meine Bücher, wenn er mich widerlegen will. Auch Lachmann würde sich vermuthlich die Ehre verbitten, die ihm hier wiederfährt, daß von ihm behauptet wird, er würde in einem gegebenen Fall fast so gescheidt und geistreich, wie Hr. v. L. selbst, gesprochen haben.

Hr. v. L. läßt auch einige Worte darüber fallen, daß der Kritiker am Neckar erst nach Lachmanns Tod aufzutreten gewagt habe. Meint er etwa, weil Lachmann todt sei, müße nun seine Lehre für alle Zeiten gültig bleiben? Oder meint er, es sei eine Feigheit von mir gewesen, so lange zu warten? Aber wusste ich denn nicht, daß die Schüler da sind, die jedenfalls an Ingrimms nichts zu wünschen übrig lassen? Alles habe ich freilich nicht vorausgesehen; ich gestehe es, daß ich an die verwundende Schneidigkeit des Hr. v. L. nicht gedacht habe; vielleicht hätte ich mich sonst noch besonnen. Übrigens konnte ich den Kampf nicht früher beginnen aus allerlei guten Gründen, worunter der eine schon genügen mag, daß ich bei Lachmanns Lebzeiten seine Nibelungenlehre noch nicht einer ernstlichen Prüfung unterzogen hatte.

Gehen wir nun in die Sache selbst ein, so wird es genügen, das Verfahren Liliencrons darzulegen. Er zeigt mit unermüdlichem Fleiß, daß der Text von Cuntadelhaft, der gemeine dagegen mit allen denkbaren Schäden des Stils und des Sinnes behaftet ist. Daraus zieht er dann in jedem einzelnen Fall den Schluß, daß der untadelhafte Text nicht könne dem schlechten gemeinen zu Grunde liegen, weil sich kein Grund denken lasse, wesshalb ein Überarbeiter absichtlich das Gute schlecht mache. Seine Worte sind S. 174: „Wenn nicht der gemeine Text zu C umgearbeitet wurde, wo sind dann die Gründe und Anlässe, durch die bewogen der Überarbeiter seinen Text verließ? um derentwillen er zufälliger Weise in einer Masse von Fällen den Ausdruck um einen Theil seiner Correctheit oder Schärfe oder Bestimmtheit brachte? was zog ihn an einzelnen Worten so an, daß er sie statt mannichfacher anderer Ausdrücke dutzendweise in das Gedicht hineinänderte? Was veranlasste ihn, Wiederholungen derselben Wörter zu suchen? Was trieb ihn zu den schwerfälligen tautologischen Wendungen? Welcher Dämon plagte ihn, an die Stelle schlichter Sätze syntaktisch ungenaue oder verwickelte zu setzen?“ Es ist das noch nicht genug, sondern Hr. v. L. zeigt uns, daß der gemeine Text oft wirklich albern ist und widersinnig, wo an C nichts zu tadeln ist. Wir geben alles das dem Hr. v. L. zu, nur folgern wir gerade das umgekehrte daraus: daß der gemeine Text aus C entstanden ist, in seltenen Fällen durch absichtliche, bewusste Änderung, meistens durch Nachlässigkeit und Gedankenlosigkeit der Abschreiber. Es wird nun darauf ankommen, wie die klassischen Philologen, an die sich Hr. v. L. wendet, die Sache aufnehmen. Wenn sie sich von ihm überzeugen lassen, so bleibt ihnen nichts übrig, als künftighin bei ihren Ausgaben der Klassiker überall die matteste und sinnloseste Lesart in den Text aufzunehmen, um dem ursprünglichen am nächsten zu kommen, an dem die Schreiber und Überarbeiter fortwährend gebessert haben. Wir erhalten auch durch die Theorie des Hr. v. L. wichtige Aufschlüsse über das Entstehen mancher neuen Gedichte. Z. B. den treuen Kameraden hat Uhland nicht selbst gedichtet, sondern aus dem Volksgesang genommen. Denn in Stuttgart kann man die Soldaten singen hören:

„ihm hat sie weggerissen  
all seine zwei beiden Füße  
und noch ein Stück von mir.“

Da nun ein Soldat, so gut wie ein Überarbeiter nach der Versicherung des Hrn. v. L., immerhin ein mit einem menschlichen Hirn begabtes Wesen ist, so ist es rein unmöglich, daß er die Verse Uhlands, die einen erträglichen Reim und Sinn haben, in seine sinnlosen Worte umdichtete: also muß umgekehrt Uhland das Gedicht der Soldaten gehört und mit Verbesserung des Reims und des Sinnes in sein Gedicht aufgenommen haben. Wer hätte das von Uhland gedacht?

Die Schrift des Hrn. v. L. wird hoffentlich von Philologen fleißig gelesen um des Namens willen, der auf dem Titel steht. Haben sie noch nicht gezweifelt, so werden sie zu zweifeln beginnen, und haben sie schon gezweifelt, so werden sie zu zweifeln aufhören. Nur noch ein oder zwei solcher Widerlegungen meines Buches, und meine Ansichten werden allgemein gelten, mit Ausnahme der drei oder vier Personen, welche „innerhalb der Frage stehen“.

Einige Bemerkungen mögen doch gestattet sein. Hr. v. L. sagt unaufhörlich: der gemeine Text ist albern, *C* ist vortrefflich, folglich ist *C* eine Bearbeitung des gemeinen Textes. Es genügt das eigentlich schon; betrachtet man aber die Lesarten genauer, so sieht man deutlich, wie eine aus der andern entstand: und zwar, daß aus *C* der gemeine Text und aus diesem der sogenannte alte wurde, und nicht umgekehrt. Das hat sogar Hr. Rieger in seiner fleißigen Schrift für mehrere, freilich ganz schlagende Beispiele ehrlich eingestanden, obgleich er nichts destoweniger behauptet, *A* sei der älteste Text. Ich greife ein Beispiel heraus. Beim ersten feierlichen Begegnen Etzels und der Kriemhilde heißt es 1290 in *C*: *zwéne fürsten rîche bî der frouwen giengen unt habten ir diu kleit*. Bei dieser festlichen Gelegenheit hielten zwei Fürsten den Saum des Kleides der hohen Braut. Zuerst macht *J* aus *habten truogen*, wodurch der Sinn noch nicht geändert ward. Nun aber schreibt *B iriu* für *ir diu*, und ändert zugleich *giende* (*gênde*) mit Unterdrückung von *unt*. Jetzt war die Stelle kaum anders zu verstehen, als daß zwei reiche Fürsten in ihren Kleidern neben der Braut gegangen seien. Das schien dem Bearbeiter von *A* mit Recht nichtssagend, und er setzt *schoenu* für *iriu*, sie hätten wenigstens schöne Kleider getragen, als sie neben Kriemhilde einher giengen. In solchen Fällen nun behauptet Hr. v. L., daß der alte *und* der gemeine Text eigentlich dasselbe sagen wollen, wie *C*, nur ist es eben ohne *C* kaum möglich, diesen Sinn zu errathen. Wer könnte in dem gegebenen Fall aus *A* errathen, daß die schönen Kleider nicht die der Fürsten, sondern der Kriemhilde sind? Und gewiss hat das der Schreiber von *A* selbst nicht geahnt.

So kann auch, wie Hr. v. L. selbst zugibt, in 1817 der Sinn der Zeile *die künigin ez gerne durh leit der Burgunde sach* kein andrer sein, als der in *C* ausgedrückte. Aber schwerlich würde Jemand im Stande sein, diesen Sinn zu finden, ohne *C* zu lesen. Ebendarum aber ist *C* der Text, der dem ursprünglichen am nächsten kommt.

Ich enthalte mich weitere Beispiele zu geben, da in kurzem meine Ausgabe erscheinen wird, in welcher man mit aller Bequemlichkeit den Text von *C* mit dem gemeinen und dem von *A* vergleichen kann, und zwar nicht in einzelnen ausgewählten Beispielen, bei denen immer eine Parteilichkeit möglich wäre, sondern in größter Vollständigkeit. Ich denke, daß über das Verhältniss der Handschriften durch diese Ausgabe alle Zweifel niedergeschlagen werden.

Im Einzelnen ist Hr. v. L. unermüdlich fleißig, zeigt recht gut die Fehler des gemeinen Textes und macht oft recht glücklich den Vorzug von *C* bemerklich. Einigemal begeht er wunderliche Fehlschlüsse, z. B. S. 112. Es ist von der be-

kannten Stelle 1849 die Rede, daß Kriemhilde absichtlich ihr Kind habe rufen lassen, damit Hagen Gelegenheit finde, es zu ermorden. Vergleicht man *J* und *C*, so findet sich, daß dieses Ungeheure in *C* noch gar nicht, in *J* nur undeutlich, aber erst in *B* und *A* unverhüllt hervortritt. Hr. v. L. fragt nun, wie es möglich sei, daß ein Überarbeiter, wenn ihm *C* zu Grund lag, in *J* zu Ungunsten der Kriemhilde ändern konnte, da doch *J* immer zu Gunsten der Kriemhilde ändere? Freilich wenn *B* in *J* überarbeitet würde, so änderte *J* zu Gunsten der Kriemhilde, aber nicht wenn *C* die Grundlage war. Hr. v. L. wendet einen Satz, der für *J* zu *B* wahr ist, auf das Verhältniß von *J* zu *C* an, für welches er nicht wahr ist, und seine ganze Schlußfolgerung ist darum ohne allen Werth.

Übrigens fühlt es Hr. v. L. recht wohl, daß er eigentlich für mich plaidiert. Er gibt daher seinen Beweisgründen einen besondern Nachdruck, indem er den Freunden Lachmanns vorstellt, daß Lachmann doch „kein Faselhans“ gewesen sein könne. Das muß freilich durchschlagen. Wenn der Kritiker am Neckar recht hat, so ist Lachmann ein Faselhans gewesen. Nun aber ist Lachmann kein Faselhans gewesen, folglich hat der Kritiker Unrecht. Es haben mir wirklich berühmte Gelehrte in diesem Sinne geschrieben, sie lassen sich auf meine Beweise nicht ein, sondern beruhigen sich dabei, daß Lachmann ein Meister in der Kritik war.

Hr. v. L. fühlt aber doch, daß es der Welt, zumal der philologischen, nicht eingehen wird, daß der schlechte, sinnlose, alberne, geschmacklose Text den Vorzug verdienen soll vor dem guten, untadelhaften. Er behauptet daher an mehreren Stellen, daß sich das alles nur auf das Einzelne beziehe; im Ganzen aber sei nichtsdestoweniger der gemeine Text viel schöner als *C*, und es sei unbegreiflich, daß das die Gegner nicht einsehen, obgleich wir im 19. Jahrhundert leben! Ja freilich; das ist erschrecklich, daß wir im 19. Jahrhundert noch so weit zurück sind. Es ist aber wieder das feine ästhetische Gefühl, das der Schule Lachmanns angeerbt ist, das allein in den Stand setzt, den Vorzug aller dieser Albernheiten und Geschmacklosigkeiten, wenn man sie im Ganzen betrachtet, empfinden zu lassen. Je alberner, desto ursprünglicher; und je mehr Albernheiten im Einzelnen, desto vortrefflicher im Ganzen. Das sind die Lehrsätze, die der Kritik und Ästhetik der Schule Lachmanns einen bleibenden Ruhm verschaffen werden.

So ganz sicher ist doch auch Hr. v. L. seiner Sache nicht. In einzelnen Fällen möchte er doch zeigen, daß *C*, indem es bessern wollte, nur eine Albernheit zu Stand brachte. Dann aber darf man nicht in dem gewöhnlichen Ton des Verfassers fortfahrend sagen, *C* ist alberner als der gemeine Text, folglich ist der gemeine Text aus *C* entstanden, sondern dann behauptet der Verfasser gerade wie wir andern Menschen auch, daß der alberne Text der abgeleitete sei. Nur wie er das Alberne von *C* nachweist, ist etwas wunderlich. Z. B. daß in *C* das Nibelungenland nicht in Norwegen, sondern nur zwölf Tagereisen von Worms entfernt liegt, das ist eine große Albernheit; denn Günther kann doch bei einer Entfernung von bloß zwölf Tagereisen nicht sagen, er könne Siegfried nicht einladen wegen der Entfernung. Nun zwölf Tagereisen, das ist doch immer keine Kleinigkeit.

Besonders schön zeigt sich der feine poetische Sinn des Verfassers in folgender Stelle. Prünhilde sieht Kriemhilde bei Siegfried sitzen, den sie für einen Eigennann hält; da weint sie über das Schicksal ihrer Schwägerin. Nun lautet Strophe 573 in *C*:

*dō sprach der wirt des landes: 'was ist iu, frouwe mīn,  
das ir sō lāzet truoben liechter ougen schōn?  
ir mōhtet sanfter lachen, wan iu ist undertān  
mīn lant unt rīche būrge, unt manic waellteher man.'*

Darauf antwortet Prünhilde:

*'Ich mac wol balde weinen,  
umbe dīne swester ist mir sō grimme leit,  
dī sich ich sitzen nāhen dem eigenholden dīn;  
das muoz mich immer riuwen, sol si alsō verstōzen sīn.'*

Das ist alles sehr natürlich und schön, und Niemand wird etwas daran auszusetzen haben. Ich bemerke nur, daß *balde*, wie in vielen ähnlichen Sätzen, sich nicht auf die Zeit bezieht. *ich mac wol weinen balde* heißt nicht, ich werde bald weinen, sondern ich habe alle Ursache zu weinen. Nun aber lautet im gemeinen Text 573, 2: *ir mūget iuch vrōm balde*; und die Antwort: *ich mac wol weinen balde*. Hr. v. L. findet in *ir mūget iuch vrōm balde* eine scherzende Beziehung auf die noch nicht geschehene Vermählung, also deutlicher gesagt, auf die Freuden der Brautnacht. Und Prünhild mit dem Worte spielend antwortet: *ich mac wol weinen balde*. Und diese Feinheit des Wortspiels hat *C* verdorben! Da kann man wieder einmal lernen, wie man unsere Dichter behandeln muß. Wie tief geht die Ironie dieses Wortspiels. Günther mit lächelndem Munde tröstet seine Braut mit der Aussicht auf die Freuden der bevorstehenden Brautnacht; und in dieser Brautnacht hängt er am Nagel an der Wand. Ist das nicht erhaben? Und wer hätte diese Schönheit des Volksdichters entdeckt als Hr. v. L., dem es allerdings gelungen ist, ein Gegenstück zu liefern zu dem berühmten spottenden Übermuth der Poesie eines freieren Zeitalters!

In den letzten Abschnitten zeigt der Verfasser mit großem Fleiß, daß für eine Menge abwechselnder, angemessener Wörter in *C* der gemeine Text nur ein Wort brauche, z. B. *edel* oder *tuon*. Und endlich behandelt er noch den Versbau. Hier möchte er gerne zeigen, daß *C* in den fehlenden Senkungen jünger als die Noth sei; aber er kann doch nicht umhin, einzugestehen, daß *C* alle Arten von fehlenden Senkungen hat, und zwar auch in den Strophen, die ihm eigen sind. Es ist also vergeblich, eine Reihe von Wörtern und Versen aufzuführen, in welchen die Noth eine fehlende Senkung voraus hat. Gibt doch Hr. v. L. selbst zu, daß der Grund der Besserung, im Fall *C* besserte, fast immer ein anderer, als die fehlende Senkung gewesen sein müsse; und daß eine Reihe anderer Stellen und Wörter gegenüber gestellt werden kann, in welchen *C* eine fehlende Senkung voraus hat. Vielmehr verhält sich die Sache so. In *C* ist der Versbau im Ganzen genommen vortrefflich; einzelne Härten und Fehler, die allerdings vorkommen, zeigen, daß auch *C* schon ein abgeleiteter und zuweilen verdorbener Text ist, was auch auf andere Weise bewiesen werden kann. Dagegen die Noth ist wie in allen andern Stücken so auch im Versbau schlechter als das Lied, und am schlechtesten ist der sogenannte alte Text, der jüngste von allen, der Text von *A*. Diese stufenweise Verschlechterung ist größtentheils durch Umstellung und Auslassung von Wörtern, besonders der einsilbigen Partikeln, die für den Sinn nicht durchaus nöthig waren, herbeigeführt, und dabei mußte natürlich zuweilen der Schein entstehen, als ob die jüngern Abschriften nicht schlechtere, sondern alterthümlichere Verse lieferten. Wenn man bloß auf die

fehlenden Senkungen sieht, so müssen freilich manche der Versungeheuer von *A* die alterthümlichsten sein. Denn wenn ohne alle Rücksicht auf Sinn und Rythmus mehrere Wörter ausgelassen werden, so müssen natürlich die übriggebliebenen sich gewaltig strecken, um den Vers noch auszufüllen. So kommt es, daß bei Lachmann, Präpositionen wie *in*, *an* Stellen, wo sie ohne allen Nachdruck stehen, ganze Versfüße bilden müssen. Es ist aber noch nicht hervorgehoben worden, daß die ganze Lachmann'sche Metrik, dieser Stolz der Schule, durch die neue Lehre von den Nibelungen bedroht ist. Denn sicher ist doch, daß hauptsächlich die Nibelungen die Grundlage bildeten, auf welcher Lachmann sein metrisches System aufführte. Wenn sieh nun zeigt, daß die Verse, aus denen Lachmann seine Regeln abstrahierte, keine Verse des Volksgesangs sind, sondern durch die Nachlässigkeit und Roheit eines für alle Rythmik gänzlich unempfindlichen Abschreibers entstanden sind, dann werden wohl jene Regeln nicht mehr ungeprüft hingenommen und sogar zur Herstellung der Verse sorgfältiger Dichter angewandt werden dürfen. Also nicht nur die zwanzig Lieder und ihre Volksdichter und die Heiligkeit der Siebenzahl stehen in Gefahr, sondern sogar, was noch viel ärger ist, das Heiligthum der Metrik.

Zum Schluß kann ich nicht umhin, noch ein Wort zu erwidern auf eine Stelle des Eingangs. Hr. v. L. schreibt: „daß in solchen Fragen ein eigenes Urtheil der großen Menge irgend eine Geltung und Berechtigung habe, ist eine verruchte Theorie, vor der der Himmel nicht nur die Nibelungen, sondern die ganze Wissenschaft behüten möge.“ In Sachen der Wissenschaft wird sich die große Menge nie ein Urtheil anmaßen; wenn von mathematischen, physikalischen, astronomischen Sätzen die Rede ist, oder auch von historischen, philologischen, da wird die Menge immer die Entscheidung den Männern des Faches überlassen. Wo es sich aber um den Geschmack, um das Gefühl handelt, da ist jeder zwar kein verruchter Mensch, aber ein erbärmlicher Tropf, der einen andern Geschmack bekennt, als seinen eigenen, ein anderes Gefühl befolgt, als sein eigenes. In der Nibelungenfrage nun hat Lachmann eine Lehre aufgestellt, von der er selbst sagt, daß er sie nicht beweisen könne. Vorgelegte Beweise zu prüfen, wäre Sache der Gelehrten von Fach. Er beruft sich aber aufs Gefühl. Wenn es nun aufs Gefühl ankommt, so müssen die Herren zugeben, daß jeder sein eigenes Gefühl befragt. Dies aber wollen sie doch wieder nicht erlauben, denn das sei sogar verrucht. Sie verlangen, alle Welt solle sich nach dem ästhetischen Gefühl Lachmanns und der Erben seiner Gefühle richten. Ich bezweifle sehr, ob die Welt dazu Lust hat. Es hilft alles nicht, und selbst Kraftwörter wie „Faselhans“ und „verrucht“ werden nicht mehr wirken. Die Welt wird alle Tage schlechter.

Wir wollten den Herrn von Liliencron nicht auf einen Bescheid warten lassen; auf die schwebende Nibelungenfrage selbst ausführlicher einzugehen, werden wir nächstens Veranlassung haben.

A. HOLTZMANN.

# ÜBER BERNHARD FREIDANK.

VON

FRANZ PFEIFFER.

Als ich vor zwei Jahren meine gegen W. Grimms Hypothese gerichtete Untersuchung über Freidank (zur deutschen Litteraturgeschichte. Stuttgart 1855, S. 37—87) veröffentlichte, gieng meine Absicht dahin, die zwar allwärts bezweifelte, doch nirgends ernstlich bekämpfte Annahme von der Identität Freidanks mit Walther von der Vogelweide durch eine eingehende, der Hypothese Schritt für Schritt folgende Prüfung zu widerlegen und damit den Zweifeln und Bedenken Grund und Halt zu geben. Der Hoffnung, auch den Urheber der Hypothese von deren Grundlosigkeit zu überzeugen, durfte ich mich dabei kaum hingeben: ich verkenne nicht, wie schwer es sein mag, sich von einer Ansicht, auf deren Begründung man so viel Müh und Arbeit verwendet, loszuringen. Eine Erwiderung konnte mir daher nicht unerwartet sein: sie erfolgte schon wenige Monate nach Erscheinen meiner Schrift. (Über Freidank, zweiter Nachtrag. Göttingen bei Dietrich 1855. 4°.) Da sie sich zum größten Theile in Wiederholungen von schon früher Gesagtem ergeht (denn was für die Hypothese vorgebracht werden kann, dürfte längst so ziemlich erschöpft sein), so hätte die Sache auf sich beruhen und die Entscheidung dieser Streitfrage der Zeit anheim gegeben werden können. Es enthält jedoch die Schrift meines Gegners mehrere neue, wie ich glaube, irrige Behauptungen, die nicht unwiderlegt bleiben durften, und zudem konnte mir die Gelegenheit zur Beleuchtung einiger Punkte, die ich in meinem vorzugsweise gegen die Hauptsätze der Hypothese gerichteten Angriff übergangen hatte, nur erwünscht sein. Ich war daher rasch zur Antwort entschlossen. Daß sie nicht früher erfolgt ist, geschah hauptsächlich desshalb, weil ich erst die versprochene neue Ausgabe der Bescheidenheit abwarten und meine Entgegnung dann in Form einer Recension erscheinen lassen wollte. Da diese Ausgabe in die Ferne gerückt scheint, und W. Grimm selbst mich brieflich ermahnt hat, nicht bis dorthin zu warten, so will ich nicht länger zögern, mit meiner längst fertigen Antwort hervortreten. Hoffentlich ist, trotz aller Schärfe und Entschiedenheit, womit ich die Hypothese bekämpfe, in meiner Entgegnung nichts enthalten, was mit der

Verehrung, die ich der Person meines Gegners und seinen ungemeinen Verdiensten um unsere alte Litteratur zolle, im Widerspruch stände.

Meine frühere Untersuchung zerfiel in drei Abschnitte. Der erste suchte die Bescheidenheit als Sammelwerk, als Sammlung von eigenen und fremden Sprüchen zu characterisieren; der zweite suchte aus äußern und innern Gründen die Unmöglichkeit einer Identität des Freidank mit Walther darzutun; der dritte beschäftigte sich mit den historischen Zeugnissen, die im Gegensatz zu Walthers adlicher Abkunft Freidanks bürgerlichen Stand beweisen. Mein Gegner hat in seiner Erwiderung eine andere Ordnung befolgt; ihr werde ich mich hier zur Bequemlichkeit der Leser anschließen, mit Übergehung aller derjenigen Punkte, die ich in meiner Schrift schon hinreichend ins Licht gestellt zu haben glaube.

Ich beginne mit der Grabschrift zu Treviso. Ich hatte deren Echtheit behauptet und S. 68—70 allseitig zu begründen gesucht. W. Grimm, dem Alles daran gelegen sein muß, sie zu einem Machwerk des 15. Jahrh. zu stempeln, hat gegen meine Beweisführung neue Bedenken erhoben; sie lassen sich schlagend widerlegen. Ich hatte gesagt, daß gleich die erste Zeile mit den fehlenden Senkungen für das Alter und die Echtheit der Grabschrift zeugen. Dagegen bemerkt nun Grimm, doch ohne gerade das Gegentheil zu sagen: *hie lit Frídanc* sei Rohheit, nicht alte Kunst, solche Verse seien schon im Anfang des (13.) Jahrh. nicht häufig gewesen und kämen um 1240, wo die Grabschrift soll verfasst sein, nicht mehr vor. Ich habe nicht nur aus Lachmanns Metrik, sondern auch durch eigene Beobachtung gelernt, daß nach jeder Hebung, wenn sie langsilbig ist oder einen betonten Vocal hat, die Senkung fehlen dürfe, und daß somit Verse, wie *wér dér wáeré, báz dér gró-tén* Nib. 14, 2. *swárz, wíz, wéitín* Erec 8215. *lánc, schárf, gróz, bréit* Iwein 459. *mín hér Gáwéin* ebd. 915. vgl. 4717 und andere mehr, wie sie z. B. der Vater der höfischen Poesie Heinrich von Veldeke in seiner Eneit in Fülle darbietet (s. O. Schade im Weimarischen Jahrbuch 1, 19), vollkommen wohlgebaute, untadelhafte Verse seien, und in diesem guten Glauben, und weil ich nicht einsehe, inwiefern sich der erste Vers der Grabschrift zu seinem Nachtheil von den ebenangeführten unterscheiden soll, hatte ich behauptet, *hie lit Frídanc* sei ein tadelloser, das Alter der Grabschrift geradezu beweisender Vers. Hier werde ich nun freilich eines Andern belehrt; soll ich deshalb meinen Glauben aufgeben? Ich habe doch ein Bedenken dabei: wenn solche Verse schon um die Mitte des 13. Jahrh. eine Seltenheit sind, so werden sie, denk' ich, zwei Jahrhunderte später noch viel weniger vorkommen; mein Gegner möge sie nachweisen, wenn er kann, mir sind keine Beispiele bekannt.

Sollten sich aber viersilbige Verse, Verse, denen alle Senkungen fehlen, in der That um 1240 nicht mehr nachweisen lassen? Ihr Vorkommen ist natürlich zu keiner Zeit ein allzuhäufiges, dennoch finden sich in Freidanks

Bescheidenheit selbst, in meines Gegners eigener Ausgabe, nicht weniger als drei solcher Verse, also fast eben so viel als in Hartmanns sämtlichen Werken zusammen.

vroelich armuot 43, 20.

unreht hirât 75, 7.

valschiu vriuntschaft 45, 8.

Also auch hier diese Rohheit! Ist das nach den obigen Versicherungen meines Gegners nicht höchst wunderbar? W. Grimm wird zwar, ich möchte darauf wetten, in der neuen Ausgabe die beiden ersten Zeilen, falls sie überhaupt noch Gnade vor seinen Augen finden und nicht als beschwerlicher Ballast über Bord geworfen werden, in *vroelichiu armuot*<sup>1</sup> und *unrehtiu hirât* ändern und damit die 'Rohheit' zur höfischen Kunst erheben. Schwieriger dürfte dem dritten Vers zu helfen sein, doch lässt sich auch hiefür Rath schaffen: man braucht nur *valschiu friwenschaft* zu lesen. Zwar ist *friwent* für *friunt* keine gewöhnliche mhd. Form, doch findet sie sich bei Wolfram: was bei diesem erlaubt ist, muß es auch bei einem Andern sein, und um den Vers zu einem kunstgerechten zu machen, darf man nicht zu bedenklich sein. Ich für meinen Theil habe gegen solche Änderungen nicht das Geringste einzuwenden, nur muß mir dann gestattet werden, ebenfalls zu ändern und statt *Frîdanc* — *Frîgedanc* zu schreiben, wie der Name in der ältesten Hs., in A, wirklich lautet: *hie lit Frîgedanc*. Dann stehen wir wieder auf dem alten Flecke und ohne Furcht vor gegründetem Widerspruch darf ich behaupten, daß die erste Zeile der Grabschrift, weit entfernt von alter oder später Rohheit, vielmehr aufs deutlichste die unmittelbaren Einflüsse freidankischer Verskunst verrathe.

Besonders unzufrieden ist W. Grimm mit der zweiten Zeile: *gar an allen sînen danc*: Freidank liege hier gegen seinen Willen. Das sei ein kläglicher Zusatz — wie viel zierlicher und gottergebener hätten sich nicht

<sup>1</sup> Bezüglich dieses Verses irre ich mich, aber meine Wette hätte ich darum doch nicht verloren; ich sehe nämlich so eben, daß dieser Vers in der Abhandlung über Freidank S. 21 und zweiter Nachtrag S. 11 schon nach der neuen Ausgabe angeführt ist in folgender Gestalt:

swâ ist froelich armuot  
dâ ist rîcheit ane guot.

In Grimms erster Ausgabe bieten die sieben Handschriften, welche diesen Spruch überliefern (*ABCacba*), zur ersten Zeile keine Variante, lesen also sämtlich *vroelich armuot*, in der zweiten lesen zwei Hss. (*AB*) *deist*, fünf *ist*; *swâ ist* und *dâ ist* ist also eine Erfindung des Herausgebers. Habe ich zu viel behauptet, wenn ich S. 61. 62 sagte: eine Verbesserung der freidankischen Verse könne nur im Widerspruch mit der Überlieferung, d. i. der Handschriften, und mit gewaltsamen Mitteln hergestellt werden? Es ändert nichts an der Sache, sollte auch eine etwa neu aufgefundene, jedenfalls junge Hs. im Widerspruch mit den übrigen obige Lesart darbieten. Auch zu den beiden andern Versen gewähren 75, 7 sechs und 45, 8 sieben Hss. keine Varianten.

Heinrich von Veldeke und Rudolf v. Ems auszudrücken gewusst! — und man begreife nicht, wie Jemand, der nur einiges Gefühl fürs Schickliche habe, diese zweite Zeile in einer Grabschrift anbringen könne (üb. Freid. S. 4 und zweiter Nachtr. S. 4). Welchen Grad von Bildung dasjenige Mitglied der Kaufmannsgilde zu Treviso, welches diesen Spruch verfasst hat, besaß, können wir freilich nicht beurtheilen; aber sonderbar ist es und nur aus übertriebener Zweifelsucht zu erklären, wenn man von einfachen Kaufleuten poetisches Talent verlangt und die heutigen Begriffe von Schicklichkeit und Unschicklichkeit auf Leute bürgerlichen Standes im 13. Jahrh. überträgt. Überdies soll diese Zeile eine alberne Anwendung eines Spruches aus der Bescheidenheit sein. Das passte ja ganz vortrefflich, denn es bewiese, daß Freidanks Freunde mit seinem Spruchgedicht wohlvertraut waren; und ob er, der heitere, lebenslustige Mann, gern oder ungern gestorben war, werden sie jedenfalls besser gewusst haben als wir.

Gegen die dritte Zeile weiß W. Grimm diesmal nichts erhebliches einzuwenden, es scheint also, daß er mit meiner, der seinigen entgegengesetzten Erklärung von *sprechen* und *singen* einverstanden ist und sich in diesem Punkt zu meiner Ansicht bekehrt hat.

Aber noch etwas anderes bezweifelt mein Gegner, nämlich daß irgendwo deutsche Inschriften aus dieser Zeit in Kirchen vorkommen: „sie mußten in der Kirchensprache, d. i. lateinisch abgefasst sein.“ Von einer solchen Vorschrift ist mir nichts bekannt und mein Gegner wäre ohne Zweifel in Verlegenheit, sollte er mir sie nachweisen. Übrigens war in Treviso das Bild Freidanks und die Grabschrift ausdrücklich nicht in, sondern wie häufig außerhalb der Mauer (*in muro primariae ecclesiae ab extra*) angebracht, und dann darf man nicht vergessen, daß es Deutsche und Kaufleute, nicht Gelehrte oder Geistliche waren, die dem Freidank das Grabmal gestiftet haben. Grabschriften und Grabdenkmäler mit Inschriften und Malereien aus dieser Zeit sind, da die Mehrzahl der erhaltenen Kirchen erst spätern Perioden angehören und im Laufe der Jahrhunderte vielfache Veränderungen und Restaurationen erlitten haben, wie überall so auch in Deutschland natürlich selten genug. Wie richtig indess auch in dieser Beziehung die Einwendungen meines Gegners sind, möge die Grabschrift zeigen, die der Minnesänger Walther von Klingen seiner Tochter Klara im Kloster Klingen gesetzt hat (W. Wackernagel, Walther von Klingen. Basel 1845. 4<sup>o</sup>. S. 22):

Von Badin margravinne  
Vrowa Clara rowit hinne.  
Von Klingen ist ir vater ginant,  
nu breche got ir selin bant.

Diese deutsche Grabschrift ist aus den siebziger Jahren des 13. Jahrh. und befindet sich in der Kirche des Frauenklosters Klingenthal. Ebenfalls deutsch, aber noch einfacher, oder um mit W. Grimm zu reden, ärmlicher (*Zeitschr.* 1,

31, vgl. zweiter Nachtr. 4), ist die früher ebenfalls in diesem Kloster vorhanden gewesene Grabschrift auf Walthers zweite Tochter, die Gräfin Verena von Veringen, da hieß es bloß: *hie lît des geslechtes von Tyerstein unde von Klingen* (Wackernagel a. a. O.).

Erklärt man die Grabschrift für unecht, für eine Erfindung des 15. Jhd., so muß auch erklärt werden, wie man 150—200 Jahre nach dem Tode des Dichters auf den Gedanken verfallen konnte, ihm dort, wo seine irdische Hülle nicht lag, ein Grabmal zu setzen. Mein Gegner hat uns die Wahl gelassen zwischen nicht weniger als drei Erklärungen, wovon die eine ungefähr eben so viel werth ist als die andere. Entweder galt die Grabschrift einem, sich ebenfalls Freidank nennenden Witzbold des 15. Jahrh., oder sie hat einer bloßen Volkssage ihre Entstehung zu verdanken, oder endlich dem wohlgemeinten Einfall eines deutschen Malers, der aus dem Gedichte von Freidanks Aufenthalt in Italien wusste. An eine vierte Möglichkeit (so fruchtbar ist die Phantasie meines Gegners) hat W. Grimm zwar gedacht, ihr aber keine Folge gegeben: nämlich die ganze Erzählung mitsammt der Grabschrift dem Hartmann Schedel und seinem Begleiter Georg Pfintzing als fromme Täuschung in die Schuhe zu schieben. Das wäre gewiß die allereinfachste Erklärung. In meiner Schrift S. 69 hatte ich bloß auf die erste dieser Erklärungen Rücksicht genommen; sie scheint aufgegeben, denn nun ist von ihr nicht mehr die Rede und es wird bloß noch auf die dritte, das Märchen vom deutschen Maler, Gewicht gelegt. Ich kenne die Statuten, ich kenne die Städteordnungen nicht, die im 15. Jahrh. in den oberitalischen Städten in Geltung waren, aber immerhin wird man mit Recht bezweifeln dürfen, daß der Magistrat der Stadt Treviso, oder daß die Geistlichkeit der dortigen Hauptkirche einem fremden durchreisenden Maler gestattet haben werden, das Gotteshaus durch Schrift und Bild mit einer offenbaren Lüge zu entweihen.

Das Einzige, was man an der Grabschrift mit einigem Schein anfechten kann, ist die Orthographie, in der sie uns durch H. Schedel überliefert wurde. Diese trägt allerdings den Charakter des 15., nicht den des 13. Jahrhunderts. Ich hatte erklärt, daß dieser Umstand ein ganz natürlicher, alltäglicher, nichts weniger als auffallender sei. Mein Gegner bemerkt dagegen, ein gelehrter Mann werde doch im Stande gewesen sein, drei Zeilen genau und unverändert abzuschreiben. Ich läugne aber aufs bestimmteste, daß selbst ein Gelehrter nur wenige ältere deutsche Worte, wenn diese zu seiner Zeit in der Schreibweise und Aussprache Veränderungen erlitten hatten, im 15. Jahrh. buchstäblich abzuschreiben im Stande war, und läugne nicht minder, daß man (wie mein Gegner behauptet) in deutschen Werken die alte Sprache desshalb geändert habe, weil es nothwendig war und um sie der Gegenwart genießbar zu machen. Im Gegentheil war die Veränderung der Orthographie allgemein Sitte und Gebrauch, sie geschah unwillkürlich,

unabsichtlich, die Schreiber, gelehrt oder ungelehrt, wussten und konnten es nicht anders. Ich stütze mich hiebei auf vieljährige Erfahrung und auf die eigene Einsicht von hunderten von Handschriften, und jeder, der hier mitzusprechen berufen ist, wird mir darin beistimmen, daß die in der Abschrift des H. Schedels erscheinenden jungen Sprachformen gegen das Alter des Grabes nicht das Geringste beweisen.

Ich fahre daher fort, die Echtheit der Grabschrift zu behaupten, deren Form, Inhalt und Versbau alle Merkmale des für sie beanspruchten Alters in sich tragen. Walther liegt zu Würzburg begraben, Freidank in Treviso, wir haben keinen triftigen Grund, den alten Nachrichten, die uns darüber erhalten sind, den Glauben zu verweigern.

Gestützt auf die Zeugnisse Rudolfs, der Kolmarer Annalen und der Grabschrift, so wie auf Gründe, die sich aus dem Character der Bescheidenheit und dem Namen des Dichters gewinnen lassen, hatte ich S. 66 ff. Freidanks bürgerlichen Stand behauptet. Mein Gegner vermisst den entscheidenden Beweis. Den werde ich ihm schwerlich liefern können, da ich leider außer Stande bin, die Geburts- und Todesscheine Walthers und Freidanks, die einzige Beweismstücke, denen mein Gegner vielleicht Glauben schenken würde, beizubringen. Wir Andern sind nicht so anspruchsvoll, wir glauben an die Richtigkeit von einer Menge Angaben in unserer ältern Litteraturgeschichte, für welche nicht die Hälfte der oben genannten Belege aufzuweisen ist, warum sollten wir hier uns bedenken, die an und für sich unverdächtigen Zeugnisse auf Treu und Glauben hinzunehmen? Die historische Kritik pflegt Männern, die den Ereignissen, welche sie schildern, gleichzeitig, und die zugleich in der Lage sind, die Wahrheit wissen zu können, und wahrheitsliebend genug sind, sie zu sagen, unter den Zeugen die erste Stelle einzuräumen, und schenkt ihren Aussagen, sofern sie nicht einer auf andern Wegen erkannten Wahrheit widersprechen, vor andern Glauben. Ein solcher Zeuge ist Rudolf von Ems. Erstens war er ein Zeitgenosse Freidanks, zweitens besaß er eine ausgebreitete Kenntniss nicht bloß der Dichtungen seiner Zeit, sondern der Dichter selbst, mit deren Manchem er befreundet war, ihres Standes und ihrer persönlichen Verhältnisse. Das beweisen seine Dichterverzeichnisse, auf welche ein gutes Stück unserer Litteraturgeschichte gebaut ist. An seiner Ehrlichkeit und Glaubwürdigkeit zu zweifeln, ist bisher noch niemand eingefallen. Er vereinigt also alle Erfordernisse in sich, die der strengste Kritiker von einem Zeugen nur verlangen kann. Rudolf nun nennt den Freidank dreimal. Einmal in Alexander ohne weitere Bezeichnung seines Standes *den sinnreichen Fridanc*, wie er auch eben da den Heinrich von Veldeke und den Auer ohne andern Beisatz *künsterich* nennt (v. d. Hagen MS. 4, 866. 867); zweimal dagegen gibt er ihm den Titel *meister*, das dem adelichen *her* entgegengesetzte bürgerliche Prädicat. Rudolf weiß immer ganz genau, was er sagen will, wenn er einem der von ihm gepriesenen Dichter den Titel *her* oder

*meister* beilegt. Rudolfs Zeugniß ist das einzig zuverlässige, es ist das entscheidende für Freidanks bürgerlichen Stand. Alle Andern, die ihn bald *her*, bald *meister* nennen, fallen später, nach Rudolfs und Freidanks Zeit, und haben für Entscheidung dieser Frage, dem bestimmten Zeugniß Rudolfs gegenüber, keine Bedeutung. Nichts hat es dagegen auf sich, wenn Rudolf den Walther von der Vogelweide einmal *meister* nennt, indem *meister* hier nicht als *magister*, sondern als *meisterlicher* Dichter (vgl. Walther 18, 2), als *sangesmeister* zu nehmen ist. Seinen Zeitgenossen war Walther der *meister* κατ' ἐξοχήν, keinem andern Dichter wurde so oft das Prädicat *meister* gegeben als ihm: *des sanges meister* nennt ihn der v. Singenberg, *meister her Walther* der Marner (v. d. Hagen MS. 4, 871), *minen meister von der Vogelweide* Reinmar von Brennenberg (ebd. 872); und in dem nämlichen Sinn ist es aufzufassen, wenn Heinrich von dem Türlin den von Aue *meister Hartman* nennt (ebd. 870).

Der Name Freidank ist, wie ich nunmehr mit Bestimmtheit glaube, kein vom Dichter der Bescheidenheit selbstgewählter, erfundener, sondern ein gegebener, ein ihm um seiner freien Denkungsart willen von Andern beigelegter. Es gilt für ausgemacht, daß auf diese und keine andere Weise die ritterlichen Zunamen sowohl als die bürgerlichen Geschlechtsnamen entstanden sind (vgl. L. Uhland Germ. 1, 309 ff.). Wenn wir in den Urkunden vom 12. Jahrh. an Namen finden wie *Wildeman* (s. Germ. 1, 225), *Hermannus Überkuone* 1257 (Mones Zeitschrift 4, 438), *Gunthalm Falsus* 1050 (Mon. Boica 6, 33), *Johan Freudenrich* (ebd. 6, 340), *Frîhart* (ebd. 10, 150), *Sifrit Frumesel* 1237 (ebd. 3, 135. 139), *Heinricus Geuder*, d. i. *Giuder* 1263 (ebd. 11, 67), *Bernhardus Gir* 1190 (ebd. 8, 480), *Albertus Nôthast* 1182 (Ried, cod. dipl. Nr. 280), *Berhtolt Ungesit* 1240 (ebd. 386), *Wicbot Roubar* 1210 (ebd. 299), *Brunsten Sconekint* 1170 (Lacomblet, niederrh. Urk. Buch Nr. 536), *Heinricus Seligkint* 1189 (Meiller, Reg. 66), *Rapoto Ungesmach* (ebd. 78), *der Dumme* (Guden, Sylloge S. 219) u. s. w. (ich wähle bloß analoge Beispiele), wenn wir ferner auf Dichternamen stoßen, wie *der Unverzagte*, *der Freudenlöse* (so heißt der Dichter der Wienermeerfahrt, dem sich der eben genannte *Freudenrich* gegenüber stellt), so darf man sich nicht wundern, auch einem *Frîdanc* zu begegnen, und außer meinem Gegner wird Niemand glauben, all diese Leute hätten sich ihre Namen selbst beigelegt; wenigstens wäre das ein sonderbarer Geschmack, sich selbst einen Verschwender (*Giuder*), einen Räuber, falsch, dumm und ungesittet zu heißen. Sämmtliche oben angeführte Namen sind bürgerliche, auch Freidank ist ein bürgerlicher Name. Sein Vorkommen als Familienname von der Mitte des 14. Jahrh. bis zur Gegenwart<sup>1</sup> hat W. Grimm (Bescheidenheit S. XLI.) nachgewiesen. Der Name erscheint als solcher

<sup>1</sup> Die Wildbader Kurliste vom 13. Juli 1855 (Schwäb. Chronik Nr. 167) führt unter den Gästen R. Freydank, Inspector von Köln, auf.

schon im 13. Jahrh. Nach einer am 9. Febr. 1287 zu Stuttgart ausgestellten Urkunde verkauft Wolfram von Bernhausen den seiner Ehefrau, einer geb. von Werstein (bei Haigerloch), als Heirathsgut zugewiesenen Hof, genannt der Freidankshof (*curiam sitam in Blieningen* [bei Stuttgart] *dictam Fridangshof*) an das Kloster Bebenhausen, und gibt am 22. Februar desselben Jahres wegen dieses Hofes (*dictam Fridangshove*) sich und seine Söhne dem Kloster zu Bürgen (Mone, Zeitschrift für die Gesch. des Oberrheins 4, 102. 106). Der Hof hat seinen Namen von einem frühern Besitzer oder vielmehr Bebauer, Freidank geheißen, erhalten; das Vorkommen dieses Namens als Geschlechtsname ist damit urkundlich erwiesen.

Auch daß Freidank mit seinem Vornamen Bernhard geheißen habe, ist mir nun nicht mehr zweifelhaft.

Meine gelegentliche Erwähnung dieses Namens, den mein Gegner „für immer beseitigt hielt“, erregt seine hohe Verwunderung: da ich jedoch dem Zeugniß Helbelings keinen unbedingten Glauben geschenkt habe und er nicht wisse, wie weit mein Glaube oder Unglaube reiche, so wolle er über diesen Punct hinweggehen. Das gibt mir Veranlassung diesmal um so länger dabei zu verweilen. Der Grund, warum ich das litterarische Zeugniß des Seifried Helbeling nur flüchtig berührt habe, liegt einzig und allein in meiner Consequenz: da ich ihm, als einem verhältnismäßig spätem Zeugen, in Bezug auf den Titel *her*, den er dem Freidank beilegt, keine Beweiskraft zugestand, so nahm ich Anstand, ihm hinsichtlich des Vornamens unbedingten Glauben zu schenken. Dieser Umstand allein, nicht aber die Behauptungen meines Gegners und seine Erfindung eines Bernhard Freidank aus dem Ende des 13. Jahrh. hat mich abgehalten, diese Frage anders als leichthin zu berühren: daß ich von seiner ganzen Beweisführung kein Wort glaube, hätte ich damals schon sagen können. Jetzt will ich das dort Unterlassene nachholen und meine Zweifel mit Gründen unterstützen.

Für Jeden, dem der Name Bernhard nicht schon von vornherein ein Stein des Anstoßes ist, den er um jeden Preis aus dem Wege zu räumen trachten muß, kann weder die ins Schlimme veränderte Form, in welcher Helbeling die freidankischen Sprüche überliefert, noch die Anführung eines dem Freidank nicht angehörigen Spruches unter dessen Namen etwas Auffallendes haben. Ersteres, die Veränderung und Verschlechterung der Form, ist eine vom Ausgang des 13. bis ins 15. Jahrh. so gewöhnliche und natürliche Erscheinung, nicht nur bei Freidank, daß man darüber keine Worte verlieren sollte. Die meisten Sprüche Freidanks, die in Gedichte aus genannter Zeit Eingang gefunden haben, zeigen mehr oder weniger solcher Veränderungen: entweder sind sie schon verderbten Hss. entnommen (wie groß die Verderbnisse in den Hss. der Bescheidenheit oft sind, läßt ein Blick in die Lesarten hinter Grimms Ausgabe erkennen), oder die Dichter waren aus äußeren Gründen, des Reimes wegen u. s. w. zu Änderungen veranlasst, noch

häufiger wurden die Sprüche aus dem Gedächtnisse citiert, wie z. B. bei folgender Stelle, deren Mittheilung ich der zuvorkommenden Güte des Dr. L. Rockinger in München zu danken habe.<sup>1</sup> *Qui suis majoribus vel superioribus temere se opponit, raro vel nunquam victoria potietur, testante Vridanko in veris proverbiiis suis dicente*

Swer uber hapt vicht  
und in dem wazzer drischt  
und der welibt (= welbet = zimbert) auf den regenbogen,  
der wirt vil dicke betrogen.

Der erste dieser Verse steht 126, 22., der dritte und vierte (in veränderter Gestalt) 1, 9. 10., der zweite findet sich bei Freidank gar nicht.

Die Verschlechterung der Form darf lediglich dem Helbeling selbst in Rechnung gesetzt werden: er ist es, der Freidanks Verse vergrößert und die Rohheit, die in seinen eigenen Gedichten herrscht, auf jene Sprüche übertragen hat.

Eine eben so einfache Erklärung lässt sich für die Aufnahme des (VI, 186 ff.) fälschlich dem Bernhard Freidank zugeschriebenen Spruches finden. Hat man dem Wolfram umfangreiche Dichtungen, dem Konrad von Würzburg Erzählungen und Schwänke, dem Neithart eine Reihe von Liedern und Andern Anderes unterschoben und angedichtet, um wie viel leichter konnte solches Unterschoben fremder Sprüche bei Freidank statt finden. In der That finden sich in Gedichten und in Hss. des 13. bis 15. Jahrh. da und dort dem Freidank zugeschriebene Sprüche, ja sogar größere Werke, die mit Freidank nichts als den Namen gemein haben. Einige Werke dieser Art hat W. Grimm über Freidank S. 22 nachgewiesen. Auch der Spruch, den Heinzelein von Konstanz in der Minnelehre 2019 ff. mit Freidanks Namen anführt, hat gewiss nie in der Bescheidenheit gestanden; schon das Versmaß mit den in allen vier Zeilen zwischen der zweiten und dritten Hebung gleichmäßig fehlenden Senkungen verbietet, ihn dem Freidank zuzuschreiben; noch mehr der Inhalt des Spruchs, der in den Rahmen der Bescheidenheit gar nicht passt und desshalb auch von W. Grimm in seiner Ausgabe nirgends untergebracht werden konnte. Solcher Sprüche finden sich noch manche. In andern, ebenfalls dem Freidank zugeschriebenen Sprüchen, z. B. in dem zweiten der von Ettmüller herausgegebenen Briefe 32 ff., waltet mehr ein minnigliches Element, das dem Character der Bescheidenheit fast eben so sehr widerstrebt, als der höchst realistische Spruch vom Schultheißen und seinem Mist, wesshalb W. Wackernagel (Litt.-Gesch. 280) Theile eines uns verlorenen Werks von Freidank darin erblickt, das „mit hereinbrechenden Tönen lyrischer Empfindung von der Liebe gehandelt“ habe. Zu dieser

<sup>1</sup> Aus Cod. lat. Monac. 2649. Bl. 44<sup>b</sup> einem Formelbuch aus dem Ende des 13. Jahrh. Die späteste Andeutung, die darin vorkommt, ist, daß *Adolfus de Nassau*, der sich unknöniglich benommen, abgesetzt sei, und zwar *nostris temporibus*.

Annahme sind wir durch nichts berechtigt, sondern diese und ähnliche Sprüche sind dem Freidank eben so gewiss untergeschoben, als es bei demjenigen der Fall ist, der sich in einer Straßburger Hs. vom Jahr 1384 (vgl. Graffs Diutiska 1, 323—326) neben einer Anzahl von überall her zusammengesetzten Sprüchen und Priameln, worunter auch echte aus der Bescheidenheit, unter Freidanks Namen findet. Es ist eine gemeine Zote, die ihm ebensogewiss aufgelogen wurde, als dem Konrad von Würzburg die schamlose Erzählung von der Birne. Diesem völlig analog stellt sich der von Helb. VI, 186 unter Freidanks Namen eingerückte Spruch: er ist ihm aufgelogen, ob von dem Verfasser des Lucidarius selbst oder einem Andern ist gleichgültig.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Die Hss. der Bescheidenheit selbst weisen eine Menge unterschobener Sprüche auf, und mir scheint es unzweifelhaft, daß manche der in Grimms Ausgabe enthaltenen Sprüche gar nicht von Freidank herrühren, sondern erst später von den Schreibern u. s. w. dem ursprünglichen Werke zugefügt wurden. Namentlich hat man allen Grund, gegen diejenigen Sprüche, die entweder bloß von einer spätern, oder auch von mehreren Hss. dargeboten werden, welche das Werk schon in verkürzter Gestalt oder in aufgelöster Ordnung enthalten, mißtrauisch zu sein. Nichts war leichter, als ein Werk von so losem Gefüge auf der einen Seite zu verkürzen, auf der andern mit neuen Sprüchen zu vermehren. Solche Vermehrungen haben gewiss in reichem Maße stattgefunden, und zwar schon in früher Zeit, noch im 13. Jahrh. Das Vorkommen eines Spruches im Renner z. B. unter Freidanks Namen (43, 8. 9. Bescheidenheit S. XXV) beweist in meinen Augen nichts für die Echtheit, indem es ohne Zweifel schon zu Hugos Zeit interpolierte Hss. gegeben hat. Wie wäre es auch möglich, solchen nur einmal oder in wenigen spätern Hss. überlieferten Sprüchen die Echtheit 'anzufühlen'? Ein sinnreicher Gedanke, prägnanter Ausdruck und reiner Reim, all das gibt nicht die geringste Gewähr, daß ein Spruch, der nicht durch die ältern und bessern Hss. Beglaubigung erhält, wirklich dem echten Werke angehöre; man müßte denn behaupten, daß die Bescheidenheit die Summe aller mittelalterlichen Sprüche und Sprichwörter enthalten habe, und zugleich läugnen, daß in der zweiten Hälfte des 13. und im 14. Jahrh. Jemand eines guten Gedankens mächtig und denselben in erträglichen Vers und Reim zu bringen fähig gewesen sei. Die bezüglich der nur einmal oder auch in mehreren aber spätern Hss. überlieferten Sprüche zur Anwendung kommenden Kriterien sind daher lediglich negativer, nie positiver Art, d. h. man kann wohl mit Bestimmtheit nachweisen, was nicht von Freidank berührt, schwer oder unmöglich wird es sein zu sagen, daß ein solcher Spruch wirklich dem ursprünglichen Werk, wie es aus Freidanks Hand hervorgegangen, angehöre. Eine vorsichtige Kritik sollte daher eher auf eine Verminderung als Vermehrung der Sprüche ausgehen. Ich will hier einige der Sprüche namhaft machen, die mir erst später in die Bescheidenheit eingefügt scheinen:

Ein ieglich priester miden sol

wip in der messe; daz stät wol 15, 7. 8.

Nicht bloß während, sondern vor und nach der Messe, zu aller Zeit hat der Priester die Weiber zu meiden. Der Spruch steht in *ŒB* und Brant.

swenne zorn, haz unde nit

in allen kloestern gelit

unt hinderrede, verkërtiu wort,

sô ist aller ding ein ort 60, 9—12.

aus *d.* Dieser Spruch (sowie 133, 15. 16) gehört einer Zeit an, wo die Polemik gegen die gesunkene Klosterzucht schon in voller Blüte stand, also dem 14. Jahrh.

Diese auf vielfache Erfahrung gegründete Erklärungsweise der von Helbeling theils veränderten theils untergeschobenen Sprüche ist jedoch viel zu einfach und phantasielos, als daß sie Demjenigen genügen könnte, dem der Name Bernhard ein Dorn im Auge ist. Man mußte daher auf eine andere Erklärungsweise bedacht sein, und diese gab zum Glück der Herausgeber des Lucidarius selbst an die Hand, indem er sich über die Erscheinung des Bernhard Freidank höchst sinnreich folgendermaßen äußerte: der II, 147. VI, 47. 186. VIII, 488 angeführte Bernhard Freidank schein ihm ein Zeitgenosse und Landsmann Seifrieds zu sein; daß er mit dem bisher bekannten Freidank nichts gemein habe, brauche demnach wohl kaum erwähnt zu werden, um so weniger, als die von Seifried angeführten Stellen allein schon sich des ältern Freidanks unwürdig zeigen (Haupts Zeitschr. 4, 246). Das war doch ein Einfall, der Hand und Fuß hatte: er schien meinem Gegner so einleuchtend und überzeugend, daß er keinen Augenblick Anstand nahm, der Vermuthung, die sich in éinem Athemzug mit kühnem Sprung vom Schein zur festen Gewissheit erhob, von Herzen beizustimmen, und ihr sogleich eine noch bestimmtere und schärfere Fassung dadurch zu geben, daß er beifügte: „wie es scheint kannte Seifried das Spruchgedicht nur aus der Überarbeitung Bernhards, die des alten Gedichtes edle Haltung herabgewürdigt und den Ausdruck vergrößert, zugleich aber dem überlieferten Namen den eigenen zur Unterscheidung beigesetzt hatte.“ Damit war die drohende Gefahr in erwünschter Weise beseitigt und die Hypothese ruhte fortan auf so festen Grundlagen als zuvor.

swer unreht wil se rehte hân,  
der muoz vor got ze rehte stân  
an dem jungsten tage  
mit klegelicher klage 50, 18. 19.

Die beiden letzten Zeilen sind aus Brant aufgenommen, sie sind ja um eine Hebung zu kurz und enthalten überdies einen kläglichen Zusatz.

swen gnüegēt des in gnüegen sol,  
dem ist mit siner habe wol 43, 8. 9.

Aus  $\beta$ , eine matte Variation des unmittelbar folgenden echten Spruches. Dasselbe gilt von dem aus *Bbd* entnommenen Spruch 55, 11. 12, der ebenfalls nur eine Wiederholung von 55, 9. 10. ist.

swer vorschet nâch dem schaden min  
ich vrâge ouch lihte nâch dem sin 122, 1. 2.

Aus *C* (am Schlusse)  $\alpha\beta$ ; die Verkürzung *sin* für *sinen* verrâth deutlich den spätern Ursprung, abgesehen von dem Gemeinplatz, den der Spruch enthält: er wird vom Schreiber der *H. C* herrühren.

dehein sûnder den andern troesten sol:  
'ich gewünne dir gotes hulde wol' 129, 15. 16.

Aus *Bb*, schlechtgebauter Vers und nichtsasagender, nicht spruchmäßiger Inhalt. Vgl. ferner 12. 9. 10. aus *de*; 12, 11. 12. aus *e*; 45, 27. 28. aus Brant; 81, 19. 20. aus *d*; 81, 21. 22. aus  $\alpha\beta$ ; 171, 19. 20. aus  $\mathfrak{A}\mathfrak{B}$ ; 175, 16. 17. aus  $\alpha\mathfrak{A}$  Brant; 175, 20. 21 aus *d*.

Was aber die Sache vollends über allen Zweifel erheben mußte: die Überarbeitung des alten Freidank, Bernhards Werk, hat sich gefunden und W. Grimm war so glücklich nach einer Innsbrucker und Wiener Hs. (über Freid. S. 23. 24) einige Sprüche daraus mittheilen zu können. Zwar hat der Sammler („man könne nicht wissen, aus welchem Grunde, aber mit richtigem Gefühl“: üb. Freid. 24) die beiden Namen getrennt, zwar gehören von den sieben mitgetheilten Sprüchen nur vier dem Freidank an und zeigen diese keine größern Veränderungen, als die meisten Handschriften des 15. Jahrh., dem auch jene beiden angehören, zu zeigen pflegen; das Alles verdient jedoch keine Beachtung, vielmehr ist für jeden, der Sinn für höhere Kritik hat, der entscheidende Beweis geliefert, daß noch im 13. Jahrh. Einer Namens Bernhard die Bescheidenheit umgearbeitet oder vergrößert und seinem wahren Namen den des alten Freidank beigefügt hat.

Dieses angebliche Werk ist mir zufällig anderswoher ebenfalls bekannt und ich vermag weit genauere Auskunft darüber zu geben als W. Grimm. Da es mit der Bescheidenheit viel mehr Berührungspunkte darbietet, als mein Gegner, dem es offenbar nur um die mit den Namen Bernhard und Freidank versehenen Sprüche zu thun war, zu wissen scheint, und da ein vollständiger Abdruck für die endgültige Entscheidung der vorliegenden Frage von Wichtigkeit sein dürfte, so will ich das Werk hier ganz mittheilen. Ich entnehme es einer Hs. der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München, Cod. germ. 523. Papier, 15. Jhd. fol, Bl. 130<sup>a</sup> — 132<sup>b</sup>.

HIE NACH FOLGENT ETLICHER MAISTER UND LERER SPRÜCH, WER DEN  
NACH VOLGT DER TUOT RECHT.

1. PAULUS.

Das best gut ist got  
und ðch behalten seine gebot.

2. AUGUSTINUS.

Got ist in drei ain ainigkait  
und in ain ain dreivalentigkait.

3. AMBROSIIUS.

Was ie was oder werden sol,  
Daz sicht got allez samet wol.

4. GREGORIUS.

Got ist ain strenge gerechtigkait  
die kain übel lang vertrait.

5. JERONIMUS.

Darumb ker deinen sin  
von der werlt zu got hin.

6. JSALIAS.

Ain maget schier swanger wirt  
die got von himel gebirt.

7. JEREMIAS.

Der hailig gaist wirket das,  
so die sunn schein durch daz glas.

8. JOHEL.

Es hat niemant guoten muot  
wan der gotes willen tuot. (Freid. 78, 9.)

9. ANSSHELMUS.

Der got dienet one wank  
daz ist der selden anfang. (Freid. 1, 5.)

10. THOMAS.

Es sol ein iedlich weiser man  
got ze allen zeiten vor augen han.

11. DAVID.

Bei guoten leuten wirt man guot  
auch böß da man bößlich tuot.

11, 2. tün Hs.

12. AMON.  
Arme hoffart ist ain spot  
reich diemuot minnet got. (Freid. 29, 6.)

13. BAPPIAS.  
Ains meisters werk in loben sol  
lobt er sich selb, daz stat nit wol.

14. MAISTER CHONRAT.  
Vil manige schoene bluum stat  
die doch ain bitter wurzen hat. (Fr. 129, 25.)

15. BEDA.  
Daz recht durch got man behuten sol  
daz zimt allen leuten wol.

16. DOMETRICUS.  
Stand unrechtes niemant bei  
wie lieb dir dein fründ sei.

17. ALFONCIUS.  
Sprich rechte urtail.  
dein zung sei dir nimmer vil.

18. BARUCH.  
Daz wirst gelid daz iemant trait  
daz ist die zung als man uns sait.  
(Freid. 164, 2.)

19. DAMASCENUS.  
Nit boesers ist dann ungerechtigkait  
Deine grosse gab und falschait.

20. ZEPHELA.  
Wer gaben gern wil enphan  
der muoz dick daz recht lan.

21. HUGWICIO.  
Die werlt sich wandelt alle stunt  
ir leben toet siech und gesunt.

22. DEMESCND.  
Der werlt dienet manig man  
dem sie gar kranklich lonen kan.

23. AUKROES.  
Bewerter fründ und gestandenew swert  
die zwai sind großes guotes wort.  
(Freid. 95, 18. Wackern. Baalcr Hss. S. 66.)

24. ABAKUK.  
Der reich hat fründ vil  
den armen niemand ze fründe wil.

25. DANIEL.  
Guot minnet man mer  
denn got leib sel und er. (Freid. 147, 1.)

18, 1. niemant *Hs.* — 22, 2. si] sich. loben  
*Hs.* — 23. Auerors *Hs.*

26. JOSUE.  
Wer sein buoß ins alter spart  
der hat sein sel nit wol bewart.  
(Freid. 33, 22.)

27. ALBUSONOR.  
Wer ist der dem es nie miß gie?  
der nie verlör der gewan auch nie.

28. H.  
Hab unmuot kurz frist  
ob ez dir missegangen ist.  
wer merket seine missetat  
ain andern er ungemeldet lat. (Freid. 34, 1.)

29. MESAHEL.  
Sich recht wem du borgest  
daz du dar nach icht sorgest.  
wan wer verleüret seine hab  
dem gand auch bald sein fründ ab.

30. ALKINDUS.  
Wer sweiget und vertragen kan  
den haiß ich wol ain weisen man.  
(Vgl. Freid. 89, 10.)

31. ALMOAS.  
Er ist dump der richt den zorn,  
dar von er selber wirt verlorn.  
(Freid. 64, 21.)

32. BRITTO.  
Manger lacht den andern an  
dem er doch wenig guotes gan.

33. BOPPO.  
Hüet dich vor ainem man  
der in zorn smieren kan.

34. KRÜCZNER.  
Du solt daz weib erkennen wol  
die dir zu der ee werden sol.  
(Wackernagel 36.)

35. FRAWENLOB.  
Wie mag der freuden haben mer  
dem ain raines weib wirt zuo der ee. (obd.)

36. MYSENKERE.  
Übrig armuot und übrig guot  
vil selten immer guot tuot. (obd.)  
vil dick ein armer man tugend hat  
so er wirt reich die er denn lat.  
(Freid. 43, 12.)

37. GISTOLARIUS.  
Du solt versweigen tag und nacht  
deins fründes laster wa du macht.  
(Wackern. 34.)  
29, 1. wenn *Hs.*

## 38. OMERUS.

Wann on gebresten mag niemant sein  
daz ist an all der werlt schein.  
(vgl. Freid. 120, 19.)

## 39. FRIDANK.

Wer umb dise kurze zeit  
die ewigen fröde geit  
der hat sich selber gar betrogen  
und zimmert auf den regenbogen. (1, 7-10)

## 40. MACER.

Ich rat dir daz du schier last  
den krieg des du nit recht hast.

## 41. YPOCRAS.

Daz swert hat nie so manigen man  
erlagen, so frazhait hat getan.  
(Wackern. 86.)

## 42. GALIENUS.

Vnmaezigkait ist all tag  
des leibs und der sele slag.

## 43. RUOBENSCHAFT.

Niemant nit verliesen sol  
vil vinden stat auch nit wol.

## 44. SALOMON.

Weip zerung und ouch spil  
machtet tummer leute vil. (Freid. 43, 9.)  
Ach got wie wol ze fürchten ist der man  
der untrew ist und wol reden kan.  
auf rom und auf gewin  
stat aller der werlt sin. (Freid. 55, 19.)  
wer mer verzert  
wann im got hat beschert  
es ist nit wunder  
gat er in boesem blunder.  
Vil dick man suochet weisen rat  
zuo einem dem ez eben gat.  
Wie weisen rat der arm kan  
so volgt im doch nit iederman.  
Aller weishait fundament  
ist daz man got minnet und erkennt  
und ane bettet ainen got  
und darzuo behelt sein gebot.

## 45. JERONIMUS.

Wer nach der werlt guot und ere stet  
wems wol in seinen sünden get  
daz ist ein zeichen gewiß  
der ewigen verdampniß.

## 46. GREGORIUS.

Was sol reichumb und guot  
seit ez mich vor dem tod nit fruoet.  
zitlich guot kumpt und vert,  
die ewig frewde immer wert.

## 47. DAVID.

Wer sein hoffen an daz irdisch setzet  
der wirt am end übel geletzet.  
die greber sint sein umbklait  
und wirt in hellisch pein geleit.

## 48. ARISTOTILES.

Aber über al süllent ir kern  
an miltigkait zuo gotes ern  
da von künit hin iversal  
der ewigklich beleiben sol.

## 49. FREIDANK.

Ich han guot daz ist nit mein  
o herre got wes mag es sein  
es stat nit mer in meinem gebot  
wenn daz ich verzert und gib durch got.

## 50. JOHANNES.

Wer die werlt erkeuwset  
und der si auch verlewset  
wenn ez denn gat an ain schaiden  
so ist er quit von in baiden.

## 51. BERNHARDUS.

Seit der tod niemands schonet  
wer sol denn die werlt minnen  
die werlt iemand selten lonet.  
ob du es recht wilt besinnen.

## 52. SALOMON.

Aller werlt weishait leit an sinnen  
daz wir uns kern an ewigkait  
wann wir müeßen doch von hinnen.  
alle kunst an uns verget.

## 53. AMBROSIVS.

O edle creatur  
wilt du mit got verainet sein  
so toette dein boß natur  
sich an den adel der sele dein.

## 54. BERNHARDUS.

Der nit erhört die stimm der armen  
und lat sich ir gebresten nit erbarmen  
den sol got hoeren nit me  
so wann ich her kum in groß we.

55. JERONIMUS.

Seit alle werk enpfahen lon  
wol dem der guot und recht tuot schon  
daz leit dar an wie du lebst auf erden  
daz du ewiglich sällig müeßest werden.

56. AUGUSTINUS.

Gedenk an den jüngsten tag ee.  
so maniger schreit owe owe  
so iedlich mensch red muoß geben  
wie er begangen hab sein leben.

57. JERONIMUS.

Fluch und haß das lob diser welt.  
für die warhait nim kain gelt.  
mit kurzen worten sag war  
wan klaffen nit hilft umb ain har  
die guot getät hand begangen  
die gand in die ewigkait  
die bösen müeßen gan gefangen  
in daz fewr daz nit zergat.

58. ICH'USS.

Also sol ich gericht dir geben  
als du tuost in deinem leben  
ain anbegin aller sälligkait  
ist die vorcht gotes ewig weishait.

59. PETRUS.

Wilt du behalten daz ewig leben  
so fleuch übel und halt dich in guotem  
leben.

wann gewonheit tugentlicher sachen  
mag die natur nicht anders machen.

60. KATTO.

Bedenk waz du bist und muost werden  
du seiest jung oder alt auf erden  
und setz daz in deinen sin  
du tuost der sünden vil dest min.

61. SENECA.

Daz sünd nit sünde wär  
noch so wär mir unmär  
umb ir groß unftättigkait  
das weiset mich mein bescheidenhait.

62. BERNHARDUS.

Es ist ain hailiger veirtag  
so man vor sünden veiren mag  
(Freid. 26, 23.)

60, 4. dest' mynnder *Hs.*

die tugent über all tugent gat  
der bösem willen widerstat.

63. SALOMON.

Salomon spricht der weiß her  
kain ding hasset got so ser  
als hochfart daz verstat  
wann sie über all sünd get.

64. OLISES.

Wer dise kurze zeit bestellet  
und für die ewigen frewd erwelet  
der hat sich selber ser betrogen  
und zimmert auf den regenbogen.  
(Freid. 1, 7—10.)

65. THOMAS.

Wir sind hie frömd gest  
und zimmern hie groß vest  
mich nimpt wunder daz wir nit mauren  
da wir ewig müßen dauren.

66. PAULUS.

Wer nach dem geist der warhait lebt  
der mag nit verderben.  
der nit wider daz flaisch strebt  
der muoß ewigklichen sterben.

67. JERONIMUS.

Ditz spricht got der her  
der diemüetig und gedultig wär  
und sich selber wol erkant  
den menschen man wol sällig nant.

68. JEREMIAS.

Biß gern allain  
und halt dein gedenk rain  
hab vor augen gotes gebot  
über alle ding so minne got.

69. AUGUSTINUS.

Mir ward nie besser werk bechant  
als ich mich kan versinnen  
wann gehorsamkait in ordens bant  
und der das tuot in rechter minnen.  
wer da tregt in buoßes schein  
von gepfrengetes orden  
der trag in dem herzen sein  
er wil sein sel ermorden.  
wie darstu dorinne geleben  
da du ungern inne woltest sterben

66, 4. verderben *Hs.*

in allen deinen werken  
solt du das ende merken.

70. JERONIMUS.

Also solt du streben dan  
solt wissen daz du hast getan  
du bist gesund weib oder man

daz du solt in der zeit bestan.  
Seit recht und beschaidenhait  
aller tugend kron trait (Freid. 1, 1.)  
so han ich nit bessers gelesen  
der wol tuot mag frölich wesen.

Das wäre nun das 'Werk des Bernhard Freidank', des Zeitgenossen von Seifried Helbeling, wenn nicht das ganze, so doch einige Fetzen davon. Wo aber, werden die Leser verwundert fragen, steht denn hier der Name Bernhard Freidank? Wir sehen hier wohl Sprüche mit der Überschrift *Bernhardus*, wir sehen auch Sprüche unter dem Namen *Freidank*: wo aber bleibt der Bernhard Freidank? Leider muß ich auf diese Frage die Antwort schuldig bleiben, indem ich in meiner Kurzsichtigkeit den Bernhard Freidank hier ebensowenig zu entdecken vermag, als meine Leser. Ich vermuthe, daß man, um in diesen Sprüchen das von Bernhard vergrößerte Werk des alten Freidank zu erkennen, Anhänger der Freidank-Walther Hypothese sein müsse, und daß hier der Spruch gelte: glaubet, so werdet ihr sehen.

Wir Andern, die zu diesen Gläubigen nicht gehören, erblicken hier nur ein ungeordnetes Sammelsurium von allerlei alten und neuen Sprüchen, Gedankenversen und Lebensregeln vorwiegend geistlichen Inhalts, welche da und dort aufgelesen, zur Verstärkung des Eindrucks berühmten Männern alter und mittlerer Zeit in den Mund gelegt sind. In dem hier mitten unter Propheten, Aposteln, Kirchenvätern und Philosophen des Alterthums wie des Mittelalters erscheinenden Bernhardus sind wir weit entfernt, einen Bernhard Freidank aus dem Ende des 13. Jahrh. zu erblicken, sondern erkennen in ihm niemand anders als den hl. Bernhard, dem wir neben Salomon, Jeremias, Thomas, Paulus, Petrus und dem hl. Augustinus mit einigen ihm wie diesen untergelegten frommen Sprüchen zu begegnen nicht im geringsten erstaunt sind.

Das ist der einfache Sachverhalt, und jener Doppelgänger des alten Freidank nichts als ein Phantasiegebild meines Gegners. In der That gehört diese Geschichte zum wunderlichsten und abenteuerlichsten, was man sich denken kann: der Eine hat den Faden angezettelt, der Andere den Einschlag dazu gethan und das Ganze zu einem Gewebe verarbeitet, das bei aller Kunstfertigkeit doch jeder Dauerhaftigkeit entbehrt und bei der ersten ernstlichen Berührung im Winde zerflattert. Und alle diese verlorne Arbeit nur um einen Namen zu beseitigen, der einer vorgefassten Meinung unbecquem und überlästig war!

Seifried Helbeling wird den Vornamen nicht aus der Luft gegriffen haben, er konnte ihn aus dem verlorenen Gedichte Freidanks von Kaiser

Friedrichs Meerfahrt und Tod wissen, dessen Existenz ich in Übereinstimmung mit W. Grimm annehme. Sein Zeugniß bleibt jedenfalls, unberührt von dem Widerspruch meines Gegners, in voller Kraft und Geltung, und jeder, der einen Zeugen nicht bloß deshalb verwirft, weil er nicht gleichzeitig ist, darf in Bernhard den Vornamen des alten echten Freidanks und einen Beweis für seinen bürgerlichen Stand erblicken.

Außer diesen theils directen, theils aus dem Geschlechts- und Vornamen hergeleiteten Beweisen gibt die Bescheidenheit selbst, ihre Form, ihre Tendenz und ihr Character Beweise für den bürgerlichen Stand ihres Verfassers an die Hand. Der eigentlichen Didactik haben sich die ritterlichen Dichter während des 13. und der folgenden Jahrhunderte fern gehalten und die Pflege dieser Zwittergattung in der Poesie dem Bürgerthum und der Geistlichkeit überlassen. Hauptrepräsentanten sind darum im 13. Jahrh., außer Freidank, der Stricker, Seifried Helbling und Hugo von Trimberg, im 14. Jahrh. Heinrich der Teichner und Ulrich Boner, die vier ersten dem bürgerlichen Stande angehörig, der letztere ein Predigermönch. Streiften die adelichen Poeten je in das Gebiet der lehrhaften und Spruchdichtung hinüber, so wählten sie dazu ausschließlich die eine freie, reiche Bewegung gestattende lyrische Form, die Strophe. So die Verfasser des Königs Tirol, des Winsbecken und viele Andere.

Die Bescheidenheit steht daher, um mich der Worte Wackernagels zu bedienen (Litt.-Gesch. S. 281) „dem Inhalt wie der Gestaltung nach im Gegensatze zugleich gegen die geistliche und gegen die Art der höfischen Dichter“: das Element, das den beiden andern als drittes gegenübersteht, kann hier kein anderes als das bürgerliche sein. Diese schlichten, kunstlosen Lehrdistichen, mit dem oft derben Inhalt, die practische Tendenz, kurz der ganze Anstrich des Werkes mußten der Bescheidenheit vorzugsweise in bürgerlichen Kreisen Eingang verschaffen, und in der That hat sie dort bis ins 16. Jahrh. den nachhaltigsten Beifall gefunden. Im ganzen Gedichte findet sich nichts, was des Verfassers bürgerlichem Stande widerspräche; wenn daher mein Gegner, das Gegentheil behauptend (Bescheidenheit S. CXXIX. und zweiter Nachtrag S. 5), auf Stellen hinweist, worin — was auf adeliche Abkunft schließen lasse — über Zurücksetzung und Herabwürdigung des Adels geklagt werde, so heißt das einem Sand in die Augen streuen. Ich muß, damit man mir glaube, die berufenen Stellen hersetzen.

1. diu werlt ist leider sô gemuot,  
si nimt für edele kleine guot 32, 11.
2. man sol sich gerne erbarmen  
über die edelen armen 40, 15.
3. swâ schalke magezogen sint  
dâ verderbent edeliu kint 49, 17.

4. swer tugende hât derst wol geborn,  
ân tugent ist edele gar verlorn 54, 6. vgl. 64, 13.  
5. edele zuht schœn unde jugent,  
witze richeit êre unt tugent  
die wil der tût niht stæte lân 176, 16.

Der zweite dieser Sprüche ist aus Hartmanns Erec 431, der vierte aus dem Winsbecke 28, 5 entlehnt, die übrigen könnten aus unbekanntem Quellen entnommen sein. Aber auch zugegeben, sie seien alle Freidanks Eigentum: wo zeigt sich darin nur die Spur einer Klage über Zurücksetzung oder Herabwürdigung des Adels? In Nr. 1 ist vom geistigen, vom Seelenadel die Rede, und in Nr. 4 wird geradezu gesagt: nur der Tugendhafte sei edelgeboren, und ohne Tugend sei der Geburtsadel nichts werth. Das verrieth doch wohl eher bürgerliche als ritterliche Abkunft. —

Soviel über Freidanks bürgerlichen Namen und Stand. Da Walthers adeliche Abstammung unbestritten ist, so ergibt sich mit Nothwendigkeit, daß beide Persönlichkeiten nichts mit einander gemein haben können. Eine Vergleichung von Walthers Liedern mit der Bescheidenheit in poetischer, künstlerischer und sprachlicher Beziehung führt zum nämlichen Ergebniss.

Im Widerspruch mit W. Grimm hatte ich behauptet, daß die in meiner Schrift S. 73—87 abgedruckten Strophen eine der Quellen Freidanks seien, und diese Behauptung S. 51—53 durch eingehende Vergleichung zweier Strophen mit den entsprechenden Sprüchen in der Bescheidenheit zu begründen gesucht. Mein Gegner macht keinen Versuch, den von mir geführten Beweis von der Vorzüglichkeit der beiden Strophen umzustoßen, dehnt aber, um darzuthun, daß sich bei Freidank dennoch die bessere Fassung finde, die Vergleichung auf einige weitere Sprüche aus (S. 11—13). Es ist nicht schwer, diese Behauptung zu Gunsten der Strophen vollständig zu widerlegen.

Die Verse Freidanks 94, 5

swâ trunkene liute und tobende sint,  
swer die niht fürhtet, derst ein kint.

seien in den Strophen 3, 4

swer dâ drôuwet, dâ man in niht vürhtet, derst ein kint,  
swer gît sô vil, daz er sich êren roubet,  
der ist an guoten sinnen worden blint

ungeschickt verändert und erweitert, und das sei wohl die einzige Stelle, worin behauptet werde, große Freigebigkeit könne der Ehre Schaden bringen. So verkehrt ist aber der Sinn hier wohl nicht, wenn man *êre* in der ihm zukommenden Bedeutung von Ansehn und Ruhm auffasst, deren man durch übertriebene Freigebigkeit zugleich mit dem Gute doch wohl verlustig gehen

kann. Ich glaube aber in der That, daß das hier nicht gesagt werden soll; mein Gegner möge mir erlauben, durch Hinzufügung eines einzigen Buchstabens seine Freude zu stören und Verstand in den angeblichen Unsinn zu bringen, indem ich für *gît* — *gîht* lese. Also: wer Drohungen ausstößt, wo man ihn nicht fürchtet, der benimmt sich wie ein Kind, und wer so viel schwätzt, daß es seiner Ehre Nachtheil bringt, der ist ein Thor. Ich finde die Strophe in Sinn und Ausdruck vortrefflich. Betrunkenen Leuten dagegen und tobsüchtigen geht man aus dem Wege, man *mîdet* sie; daß es aber sogar **Männer** gibt, die sie nicht fürchten, kann man in jedem Wirths- und Irrenhaus noch täglich sehen.

Statt des Distichons

swer schiltet wider schelten,  
der wil mit schanden gelten Freid. 63, 2. 3.

haben die Strophen 5, 11 bloß eine Zeile:

swer schiltet wider schelten derst niht wol gezogen,

d. h. wer Schmähungen mit Schmähungen erwidert, der verräth Mangel an Erziehung oder Bildung. Ist dieser Spruch wirklich 'ein Gemeinplatz' (mir scheint er das Gegentheil), so stehen dem zum Troste des Verfassers der Strophe in der Bescheidenheit eine Menge von Binsenwahrheiten gegenüber, z. B. *ein heimlicher vîent tuot dicke schaden und selten guot*; dort, wo Freidank diesen Spruch sich geholt hat, wird gestanden haben: ein heimlicher Feind sei gefährlicher als ein offener. Ferner *die wîsen kunnent manegen list, der vremede tumben liuten ist*: ein Kluger ist gescheiter als ein Dummkopf, wie neu und tief!

Statt *derst ez ouch* des folgenden sonst wörtlich stimmenden Spruches

swer blinden winket, derst ein gouch,  
mit stummen rûnet, derst ez ouch

hat die Strophe 9, 2 *deist verlorn*. Das soll nach Grimm eine Verachlechtung sein. Ich dagegen erblicke in der Wiederholung *derst ein gouch* und *derst ez ouch* bei Freidank nichts als eine elende, durch den nothwendigen Reim veranlasste Flickerei. Was alles verlorne Arbeit ist, sagt Freidank selbst an verschiedenen Stellen (77, 16. 126, 9), derber und kräftiger eine Priamel, die sich mit dem obigen und einem andern Spruche berührt und die ich hier mitzuthemen keinen Anstand nehme. Sie steht in einer Münchener Hs. Cod. germ. 270. Bl. 203<sup>b</sup> unter der Aufschrift: DAS SINT DES SULTZERS SPRÜCH:

Wer saltz seet  
und chisling mæet  
und drest in den bach  
und vischet an der prach  
und auß lerem becher trinket

und ainem plinden winket  
und in dem sack chaufet  
und sich mit dem chalen rauft  
und auf dem eis bauet  
und bösen huoren trawet

und das fewr mit swebel leschet  
 und den ars mit häffen wischet  
 und in der müle leiert<sup>1</sup>

und auf der huoren feiert  
 und einen toten scheissen treit  
 das sint all verloren arbeit.<sup>2</sup>

Der Spruch bei Freidank 83, 4.

swer dem tören (so ist mit *ABC* zu lesen) flêhen muoz,  
 dem wirt selten sorgen buoz

habe nicht durch diesen eine Veränderung erfahren, sondern in den Strophen 9, 7, wo es nach der ersten Zeile heißt: *ze allen zîten umbe gruoz*, einen unverständigen Zusatz erhalten: man könne in die Lage gerathen von einem Thoren etwas erbitten zu müssen, aber um einen Gruß werde niemand ihn anfehen. Ich fürchte dies Beispiel ist übel gewählt, denn die gedankenlose Kürzung oder Auslassung, die der Spruch bei Freidank erfahren, läßt sich schlagend nachweisen. Übler noch als die Wahl dieses Beispiels scheint die beigefügte Erklärung. Erstens bedeutet *flêhen* keineswegs einfach erbitten, sondern demüthig und dringlich bitten, adulari, blandiri (vgl. *flêhjan*, *flêhari*, *flêhunga* bei Graff 3, 755), und *einen* (oder *einem*) *umbe gruoz flêhen* heißt ebenfalls nicht einfach: um einen Gruß anfehen, sondern der Sinn der ganzen Stelle, wie sie die Strophe darbietet, ist: wer in der Lage ist, sich beständig (*ze allen zîten*) demüthig und unterthänig um eines Thoren Gunst, Huld oder freundliches Begegnen (das ist hier die Bedeutung von *gruoz*) bemühen zu müssen, der hat nie (= *selten*) eine ruhige Stunde, ist allezeit in Sorgen. Daß Einer in Verhältnisse kommen kann, dies thun zu müssen (es ist ausdrücklich vom *Muß* die Rede, nicht von Liebhaberei), wird selbst mein Gegner nicht läugnien wollen. In der Strophe steht *selten* dem *ze allen zîten* gegenüber: nicht wer vorübergehend, einmal oder zweimal, nur wer allzeit einem Dummkopf den Hof machen muß, schwebt in beständigen Sorgen. Das ist gewiss ein treffend ausgedrückter Gedanke. Ohne *ze allen zîten*, wie die Stelle bei Freidank erscheint, ist *selten*, d. h. selten oder nie, völlig bedeutungslos.

Swâ ich erkenne den wolves zant  
 in mînes friundes munde,  
 dâ wil ich hûeten mîner hant,

<sup>1</sup> Vgl. Freidank 126, 27. 127, 1.

mich dunket niht daz ieman stûle  
 ze lange harpfen in der müle.

und die Parallelstellen Bescheid. XCVI. XCVII.

<sup>2</sup> Vgl. Graffs Diutiska 1, 325.

Wer kisling meget  
 und stupflon seget  
 und in dem sack koffet

und sich mit dem toren reffet  
 daz sint vier ding  
 die torlich sint.

daz er mich iht verwunde :

sîn bîzen swirt von grunde. Str. 11, 9.

Bei Freidank 137, 23 fehlt begrifflich der zweite Vers, den er zu seinen kurzen Reimpaaren nicht brauchen konnte. W. Grimm erklärt ihn für einen missglückten Zusatz und behauptet, die beiden ersten Zeilen heißen: 'man flieht den Wolfszahn, wo man ihn erblickt'. Hier erfährt man, wenn ich den Satz anders recht verstehe, zwei Neuigkeiten auf einmal: erstens daß *erkennen* (bei Freid. *ich weiz*) erblicken bedeutet, und zweitens *sîner hant hüteten* fliehen. Eine überraschende Erklärung! Ich verstehe diese Stelle anders: wo ich bei einem Freunde den Zahn der Bosheit oder Verläumdung (vgl. Bescheidenheit zu diesem Spruch S. 379) wahrnehme, bemerke, da will ich meine Hand in Acht nehmen, sie meinem Freunde nicht zu rückhaltslos darbieten, den Freundschaftsbund nicht zu eng schließen, daß er mich nicht verwunde, denn die Verläumdung von Seiten eines Freundes schlägt die allergefährlichsten Wunden. Sollte die zweite Zeile wirklich nur ein verunglückter Zusatz sein?

Ich bedaure, daß mein Gegner seine Vergleichung nicht weiter ausdehnt und mich dadurch des Vergnügens beraubt hat, auch bei den übrigen Sprüchen die Strophen gegen Freidank zu vertheidigen. Doch kann ich mir nicht versagen, die Aufmerksamkeit noch auf einen Spruch hinzulenken, den W. Grimm zu Gunsten Freidanks hervorzuheben auffallender Weise unterlassen hat. In den Strophen 5, 3—6 heißt es:

unt der sîn leit sô richet,  
daz erz dâ nâch beweinet,  
den muoz riuwen, daz ers ie gewuoc.

Dieser Spruch hat in der Bescheidenheit folgende kostbare Fassung erhalten:

swer sîn leit sô richet,  
daz er sich selbe erstichet,  
der hât sich tûbele gerochen,  
daz er sich selben hât erstochen.

Es schiene mir eine Beleidigung der Leser, die Strophe gegen Freidanks geistlose Ummodelung und Reimerei in Schutz zu nehmen. Kann da irgend ein Zweifel sein, auf welcher Seite die Entlehnung ist?

Aus den vorstehenden Erörterungen ergibt sich, daß die Strophen eine eingehendere Betrachtung durchaus nicht zu scheuen haben. Ob sie in der That, wie mir bei den meisten derselben wahrscheinlich, vom jüngern Spervogel herrühren, ist für die vorstehende Frage ohne alle Bedeutung, und noch viel gleichgültiger ist es, ob Haupt sie in seine Sammlung aufnehmen wird oder nicht: hier handelt es sich bloß um den Beweis, daß sie eine der Quellen bilden, aus denen Freidank Sprüche für seine Sammlung geschöpft hat, und dieser Beweis ist, denk ich, geführt. Ich kann daher für die mir

dargebotene Gelegenheit, die Vorzüglichkeit der Strophen in noch helleres Licht zu setzen, nur dankbar sein. Über eines hab' ich mich gewundert: die Kunst feiner, scharfer und bündiger Auslegung, worin sonst W. Grimm ein unübertroffener Meister ist, scheint hier auf einmal abhanden gekommen zu sein.<sup>1</sup>

Wie bei diesen Strophen, so lässt sich auch in den übrigen Sprüchen, welche die Bescheidenheit mit Dichtern aus den beiden ersten Jahrzehnten des 13. Jahrh. gemein hat, eine Abschwächung in Form und Gedanken nicht verkennen. Ich habe die Beweise schon S. 43—47 meiner Schrift geführt und will, da W. Grimm nichts dagegen vorgebracht hat, mich hier nicht wiederholen. Nur in einem Punkte kann ich meinem Gegner Recht geben: dem Thomasin gegenüber ist Freidank allerdings im Vortheil (zweiter Nachtrag S. 10). Dennoch ist nicht Thomasin, sondern Freidank der Entlehner. Wie gering auch die Kunst ist, die sich in Freidanks Versen offenbart, den italienischen Dichter, der von deutscher Sprache und Metrik, wie der Augenschein lehrt, nur die alleroberflächlichste Kenntniss hatte, überragt er weit an künstlerischer Ausbildung, und es konnte ihm nicht schwer fallen, den Versen Thomasins, die überall gegen den Geist und die Gesetze der deutschen Sprache verstoßen, eine ansprechendere Form zu geben. Gleich den von W. Grimm S. 11 angeführten Spruch mit dem verkürzten Dativ *guot* statt *guote* konnte Freidank, der solche Kürzungen meidet, in dieser Form nicht gebrauchen.

Ich gebe also zu, daß Freidank die aus dem W. Gast entlehnten Sprüche ausnahmsweise verbessert und ihnen eine correctere Gestalt gegeben hat. Überall sonst, wo man auch vergleichen mag, bleibt Freidank gegen Hartmann, Bliker, Wolfram, dem Winsbecken, dem Verfasser der Strophen u. s. w. im Nachtheil. Nicht ohne Geschick weiß er die da und dort aufgelesenen Sprüche für seine Zwecke zu verändern und in den engen Rahmen kurzer Reimpaare zu zwängen; doch versteht er es daneben meisterhaft das Besondere verallgemeinern, das Ausdrucksvolle zu schwächen und dem Scharfen, Bestimmten die Spitze abzubrechen. Beispiele davon haben wir eben gehabt, ich will hier noch ein weiteres anführen. In einem seiner Lieder (Lachmann 5, 20) singt Wolfram (von dem W. Grimm ohne Grund behauptet, er zeige keine Berührungspunkte mit Freidank: über Freid. 10 und zweiter Nachtrag S. 15) von seiner Geliebten:

ich ger (mir wart ouch nie diu gir  
verhabet) mîn ougen swingen dar.  
wie bin ich sus iuwelnslaht?  
si siht mîn herze in vinsterr naht.

<sup>1</sup> Dieser Ansicht ist auch Zarncke, der die Strophen nicht nur nicht schlecht findet, sondern „auch nach W. Grimms Replik eine Entlehnung von Seite Freidanks nicht anders als für das Wahrscheinlichere halten kann“ (lit. Centralblatt 1855. Nr. 26. S. 416).

Gewiss ein schönes, echtpoetisches Bild. Was macht Freidank daraus?

mich dunket, er si iuwelnslaht

swer für den tac nimt die naht 145, 19.

Das Adjectiv *iuwelnslaht*, eulenartig, ist nirgends sonst nachgewiesen und ohne Zweifel, wie so viele andere Composita, von Wolfram selbst gebildet. Die Entlehnung Freidanks liegt hier ebenso auf der Hand, als die Verflachung, die der Spruch, den er eigentlich erst dazu gemacht, unter seinen Händen erfahren hat.

Schon im Jahr 1834 war es meines Gegners eifrigstes Bestreben, jede Entlehnung von Sprüchen aus ältern und gleichzeitigen Gedichten von Freidank fern zu halten. Damals war es bei diesen gemeinsamen Sprüchen „meist deutlich, immer mindestens wahrscheinlich, daß kein äußerer Zusammenhang wirkte: weder hat Freidank die frühern entlehnt, noch ist er Quelle der spätern gewesen“ (Bescheidenheit S. XC). Da sich jedoch bei näherer Betrachtung in jenen Sprüchen so viel Übereinstimmung in Gedanken und Ausdruck zeigte, daß sich ein unmittelbarer äußerer Zusammenhang nicht länger läugnen ließ, so trug mein Gegner kein Bedenken, die Bescheidenheit, die im Jahr 1834 „nichts jugendliches mehr verrieth“ (Bescheidenheit S. CXXIX), nach glücklicher Beseitigung des fatalen Jahrs 1228, mit einem Satz in das Ende des 12. Jahrh., in die Jugendjahre Walthers, hinaufzurücken. Nun ist es wunderbarer Weise eben so deutlich als früher unwahrscheinlich, daß jene gemeinsamen Sprüche mit der Bescheidenheit im genauesten Zusammenhang stehen, ja geradezu daraus entlehnt sind.

Das ist denn doch fast mehr, als man dem gläubigsten Verehrer zumuthen darf. W. Grimm hat durch diese neue Wendung seiner Hypothese eine festere Grundlage zu geben vermeint, in Wahrheit hat er ihr damit den schlimmsten Dienst erwiesen und die ganze gezwungene Künstlichkeit seiner Beweisführung bloßgestellt. Hat er doch (und das ist gewiss für die Beschaffenheit der ganzen Frage ungemein bezeichnend) nicht einmal seinen einzigen Anhänger zu überzeugen vermocht: W. Wackernagel glaubt, wie wir, weder daß „Hartmann und die übrigen von Freidank entlehnt, noch daß die Bescheidenheit älter sei als 1229“ (Litt.-Gesch. S. 280. 281. Anmerk. 38 und 44). Also auch diesem gilt das Abborgen von Sprüchen aus ältern Dichtern für ausgemacht, nur scheint es diesem Umstand keine Bedeutung zuzuerkennen. W. Grimm weiß das besser, er weiß ganz genau, welche Tragweite darin liegt. Woher sonst, falls die Sache gleichgültig wäre, diese Widersprüche mit eigenen frühern Behauptungen, dieses Verfallen von einem Extrem ins andere, diese ängstliche Abwehr einer Aneignung fremdes Eigenthums, wenn nicht aus dem ganz richtigen Gefühl, daß durch den Beweis einer Entlehnung fremder Sprüche der Hypothese die erste und wesentlichste Stütze entzogen werde? Die Hypothese hat von der vielfachen Übereinstimmung zwischen der Bescheidenheit und Walthers Liedern

ihren Ausgang genommen, und alle übrigen Beweismittel, positive wie negative, sind erst hintennach, wohl oder übel, zur Unterstiefelung herbeigezogen worden. Gelingt nun der Beweis (und ich denke, er ist in den Augen eines Jeden, der sehen will, gelungen), daß Freidank Sprüche, die Andre schon vor ihm in Vers und Reim gebracht, in sein Werk aufgenommen hat, so sinkt die Bescheidenheit, die man uns als das selbständige dichterische Erzeugniß eines unserer größten Dichter aufreden will, zu einer bloßen Spruchsammlung herab, und wir sind berechtigt, nicht nur die mit Walther gemeinsamen Sprüche aus diesem Gesichtspunkte, nämlich ebenfalls als Entlehnungen zu betrachten, sondern wir dürfen die merkwürdige Übereinstimmung in Wort und Ausdruck aus einer ganz besonders genauen Bekanntschaft mit Walthers Liedern herleiten.

Allerdings ist diese Übereinstimmung merkwürdig genug: man kann das zugeben, ohne damit der Hypothese das geringste Zugeständniß zu machen. Um eine Frage über die Identität zweier Dichter und ihrer Werke mit Sicherheit zu entscheiden, genügt es nicht die Übereinstimmung nachzuweisen, sondern man muß auch nachweisen, daß keine erhebliche Verschiedenheit zwischen ihnen besteht. Diese Gegenprobe hat mein Gegner nicht geliefert; vielmehr zeigen Walther und Freidank in einem der wichtigsten Dinge, in Reim und Versbau, so beträchtliche Verschiedenheiten, daß es unmöglich scheint, beide mit einander zu identifizieren. Auf mehreres der Art habe ich S. 59. 60 kurz hingedeutet, ich will es nun weiter ausführen und ergänzen, und zugleich auf einige andere von W. Grimm geltend gemachte Punkte näher eingehen.

Mein Gegner macht es mir zum Vorwurf, daß ich auf die von ihm behauptete Übereinstimmung Beider in der Behandlung des rührenden Reims, im Gebrauch von *-lich*, des Doppelreims, der Anhäufung desselben Reims, ferner auf seine Bemerkung, daß Freidank eine Hebung ohne Senkung nur einmal in der Zeile zulasse, und endlich auf die von ihm nachgewiesene Übereinstimmung mit Walther im Gebrauch des in der letzten Senkung vor dem stumpfen Reim stehenden *unt* keine Rücksicht genommen habe. Ich unterließ das mit gutem Bedacht und will nun meine Gründe dafür angeben. Entweder ist diese Übereinstimmung nur eine zufällige, die Beide auch mit Andern gemein haben (ich rechne dahin den rührenden Reim, den Walther, wie z. B. auch Rudolf — der Vers über Freid. S. 8 ist nach den Hss. in: *daz ir durch den willen sîn iuch ruochet underwinden mîn* zu bessern — ganz meidet, und Freidank wie auch Wolfram sich nur einmal gestattet), oder eine bloß scheinbare, oder was noch schlimmer, ist diese Übereinstimmung erst später, als die Hypothese noch besserer Stützen bedurfte, gewaltsam zu Wege gebracht worden. Ich werde das Alles beweisen.

Unrichtig und auf mangelhafter Beobachtung beruhend<sup>1</sup> ist die Behauptung, Freidank lasse gleich Walther die Kürzung des in der letzten Senkung vor dem stumpfen Reim stehenden *unde*, also *unt*, vor *aj t* und *l* zu. Von einer Kürzung des Wortes vor *j* gewährt die Bescheidenheit kein Beispiel: 176, 16 ist zu lesen *edele, zuht, schoen unde jugent*; vor *t* und *l* schwankt Freidank zwischen *unt* und *unde*; *unt: zuht unt tugent* 52, 21. *dre unt tugent* 176, 17. *unde: 154, 15. rouben, steln naht unde tac.* 75, 13. *liute, schatz, bîrg unde lant.* 152, 20. *silber, golt, bîrg unde lant.* 155, 17. *spise, luft, liut unde lant.* Freidank hat, wie man sieht, für Anwendung dieser Kürzung, wie noch viele andere Dichter (mir scheint überhaupt, als lege man auf diesen Punkt viel zu großes Gewicht), gar keine bestimmte Regel und ist also darin Walthern keineswegs ähnlich.

Eben so unrichtig ist die Behauptung, bei Freidank komme wie bei Walther kein Reim auf *-lich*, sondern nur auf *-lich* vor. Bei Walther trifft das zu, nicht aber bei Freidank, der neben zwölf Reimen auf *-lich* nicht weniger als vier auf *-lich* zeigt: 109, 16. 137, 7. 142, 5. 141, 7. Diese Verse stehen zwar alle schon in der ältesten Hs., gegen die man am wenigsten misstrauisch zu sein Ursache hätte. Sie widersprechen aber der Hypothese, darum werden sie für unecht erklärt und ausgeschieden. Der Grund für dieses Verfahren wird zu 141, 7. 8. (über Freid. S. 80) mit lobenswerther Offenheit wörtlich also angegeben: „die Stelle, die nur in *Aa* vorkommt, ist unecht, schon weil Freidank wie Walther im Reim nicht *-lich* mit kurzem Vocal braucht.“

Ferner soll sich, wie es bei Walther wirklich der Fall, Freidank keinen rührenden Reim auf *-lich: -lich* gestatten. Ein solcher Reim kommt aber dennoch vor:

wart ie edel kint gelich  
dem stiefvater, daz ist wunderlich 126, 7.

und zwar steht der Spruch gleichlautend in nicht weniger als sieben Hss., darunter in den ältesten *ABC*. Er passt aber nicht zu der Hypothese, außerdem sei die Kürzung *vater* in der Senkung bei Freidank ganz unzulässig, darum fort mit ihm! Zwar wäre nichts leichter und erlaubter, als durch Veränderung von *daz ist* in *deist* (eine bei Freidank ohnehin sehr häufige Zusammenziehung) *vater* in die Hebung zu bringen (*stiefväter*) und dadurch den Vers zu einem metrisch richtigen zu machen. Dann könnte man aber dem Spruche nichts anhaben und die Behauptung wäre gefährdet.

<sup>1</sup> Dasselbe ist bei Rudolf der Fall, der vor *g* und *w* keine Kürzung des *unde* zulässt. Gerh. ist mit *B* zu lesen: *er gap dir lip, er unde guot*, und im Wilhelm 6234: *tugendortek guot unde wis.* 12996. *der wilden isels ordowasen*, wie Barlaam 117, 4: *ordowase: grase*. Auch vor *m* ist sie zweifelhaft und im Barlaam 218, 21 wird man mit *C* lesen können *des soelt die goto unde wîch*.

Also viel einfacher, man erklärt den Spruch der Hypothese zu lieb und den Handschriften zum Trotz für unecht.

Warum ich an die Bemerkung erinnert werde, daß Freidank nur einmal in der Zeile sich eine Hebung ohne Senkung gestatte (üb. Freid. S. 42), das bekenne ich offen, nicht zu verstehen. Mit Walther steht diese Eigenthümlichkeit in keiner Beziehung, da in seinen „Liedern eine solche Unterdrückung der Senkung niemand suchen wird“ (üb. Freid. S. 43). Nur dem Dichter des Athis stelle sich Freidank damit zur Seite; aber was Der in dieser Frage entscheiden soll, das begreife ich, wie gesagt, nicht. Dennoch will ich auch hierüber Rede stehen, indem ich zeige, daß auch diese Behauptung falsch ist. Außer den drei vorn S. 131 angeführten Versen, wo nicht nur zwei, sondern alle Senkungen fehlen, habe ich mir noch folgende aus der Bescheidenheit angemerkt: *gel, grüene, weitin* 60, 5. *deist verlörn árbéit* 77, 17. *boésiu gewónhéit* 108, 9. Wenn man auch *verlorniu* statt *verlorn* und mit drei spätem Hss. gegen fünf alten *unde weitin* liest, so bleibt doch immer noch eine Anzahl Verse übrig, die sich nur vermöge gewaltsamer Mittel mit obiger Behauptung in Einklang bringen lassen.

Damit sind die wesentlichsten der oben berührten Punkte (auf den Doppelreim und die Anhäufung desselben Reims, was sich auch bei andern Dichtern findet, legt W. Grimm selbst kein Gewicht) hinreichend beleuchtet und widerlegt. Es bestehen aber zwischen Beiden noch weitere, wichtige und bedeutsame Verschiedenheiten im Versbau und Reim, Verschiedenheiten, die eine Identificierung Beider geradezu verbieten. Ich habe S. 59 nachgewiesen, daß die bei Freidank im Reim erscheinenden Kürzungen des Part. Præt. und der 3. Pers. Sing. Præs. *beriht* (70, 20), *geriht* (72, 5), *ungeriht* (46, 13), *vih* (140, 11), *brist* (108, 1), *geleist* (38, 17) für *berihet, vihet, bristet, geleistet* in Walthers Liedern weder vorkommen, noch diesem sich durch die größte Correctheit auszeichnenden Dichter zugetraut werden dürfen. In seiner Erwiderung hat sich W. Grimm wohl gehütet, dieses Argument zu bestreiten, sondern es vorgezogen, mit Stillschweigen darüber hinweg zu gehen. Ferner habe ich zwei für Walther nicht minder unmögliche Reime *vát: gát* 73, 17. *vervát: rát* 78, 13, wozu noch *hán: empfán* 175, 10 kommt, ans Licht gezogen. Was war die Antwort meines Gegners? Diese Sprüche würden in der neuen Ausgabe nicht mehr erscheinen; mit andern Worten also: ich hätte ganz recht, es seien in der That unwaltherische Reime (zweiter Nachtrag S. 17). Der zweite Spruch ist durch sechs, der dritte durch neun, der erste durch nicht weniger als zehn Hss. beglaubigt und gesichert, und noch im Jahr 1849 (über Freidank S. 41) galten sie meinem Gegner für echt. Sie widersprechen aber, wie ich gezeigt habe, seinen Behauptungen, also fort mit ihnen!

Um kein Haar besser als seine Reime ist Freidanks Versbau. Das war früher auch meines Gegners Ansicht, indem er in voller Übereinstimmung

mit mir an Freidanks Versen „schweren Auftact, nachlässige Behandlung der Senkungen und andere Verstöße gegen die kunstgerechte Form“ wahrgenommen hatte (üb. Freid. S. 39). Von diesem „Vorurtheil“ ist er zurückgekommen und hofft durch die neue Ausgabe überzeugend darzuthun, daß Freidank „den besten Dichtern in dieser Beziehung nicht nachstehe“ (a. a. O.). In Erwartung dieser neuen Ausgabe enthalte ich mich auch jetzt noch, hier schon den Gegenbeweis zu führen; es wird mir später Gelegenheit werden, darauf zurück zu kommen und die vortrefflichen neuen Verse mit den schlechten alten zu vergleichen. Einstweilen will ich aber doch eine Probe mittheilen, die von Freidanks Verskunst einen hinreichenden Begriff zu geben um so eher im Stande sein dürfte, als die Stelle in der neuen Ausgabe kaum eine wesentliche Veränderung erfahren wird (vgl. üb. Freidank S. 41).

mich hungerte, mich <sup>1</sup> durste, ich was gast,  
iur helfe mir dá zuo gebrast.  
ich was weise unt nacket gar,  
míner armuot námt ir kleine war.  
in dem kerker ich gevangen lac,  
irn tróst mich wede naht noch tac.  
moht ir der werke niht begân,  
ir solt doch guoten willen hân 178, 16—23.

Auf die beiden sich unmittelbar folgenden zweisilbigen Auftacte *míner* und *in dem* will ich kein Gewicht legen, eben so wenig auf die Kürzung *ndmt* für *ndmet* und die nachlässige Behandlung der Senkung *híngerte mich*, obschon das alles weit entfernt ist, die Verse zu wohlklingenden zu machen; aber unerhört sind, auch bei mittelmäßigen Dichtern, die drei aufeinanderfolgenden Kürzungen: *tróst*, *moht*, *solt* für *tróstet*, *mohtet*, *soltet*. Ähnliche Kürzungen mögen, mit Ausnahme Gottfrieds, der trotz dem Bannspruch Lachmanns auch durch vollendeten Verabau alle seine Zeitgenossen weit überragt, vereinzelt noch bei andern Dichtern, den epischen wenigstens, vorkommen; in einen Knäuel vereinigt, wie hier, müssen die Verse jedem gebildeten Ohre barbarisch klingen. Wir haben oben durch den Reim bestätigt gefunden, daß die Unterdrückung der Endung *et* bei Verben zu Freidanks Spracheigenthümlichkeiten gehört; aus obiger Stelle und den nachfolgenden Beispielen ersehen wir, daß er auch innerhalb des Verses davon nur zu häufigen Gebrauch macht: *schilt*, *brist*, *geræt*, *fúrht*, *schilt*, *verleit*, *bríut*, *tríut* statt *schillet*, *bristet*, *gerætet* u. s. w. (vgl. üb. Freid. S. 41). Angesichts solcher Verse zu behaupten: „der Bau von Freidanks Versen sei strenger, als das Volk und selbst die höfischen Epiker und sonst Didactiker ihn geübt, sei

<sup>1</sup> So lese ich mit *ABCEabcd* gegen *U D*, welche *und* statt *mich* haben. Vgl. Matth. 28. 42. 43. *courivi, citivi, hocpes oram.*

beinah ganz so streng als in der Lyrik geregelt“, dazu gehört ein Muth, den man bewundern darf. Es bedarf nicht erst der Versicherung, daß sich von derlei Licenzen in Walthers Liedern keine Spur findet. Das von meinem Gegner angeführte einzige *tróst* 85, 7 steht, wofern nicht der ganze Vers verderbt ist, für *tróste* und gewährt für vorliegenden Fall keine Analogie.

Es ist oben eine Reihe von Entlehnungen, die Aufnahme von Sprüchen und Sprüchwörtern, „wie sie schon Andere von Freidank in Vers und Reim gebracht“ (Wackernagel Litt.-Gesch. S. 280), nachgewiesen worden. Die Bescheidenheit ist also im Sammelwerk. W. Grimm meint zwar, wenn man auch die Entlehnungen, die im Ganzen etwa 300 Zeilen ausmachen, abrechne, so bleiben für die Bescheidenheit immer noch über 4000 Verse, die ihr allein angehören (zweiter Nachtrag S. 14). Das ist sehr zweifelhaft; denn obschon es sich von selbst versteht und von mir nie geläugnet wurde, daß Freidank einen großen Theil der Sprüche und Sprichwörter selbst zuerst in Vers und Reim gebracht haben werde, so wird man doch aus den uns bekannten Entlehnungen auf weitere unbekannte schließen dürfen, auf Entlehnungen, die wir bei dem Verlust so vieler Dichtungen des Mittelalters nicht mehr nachzuweisen im Stande sind; hat doch gleich das kleine Bruchstück aus Blikers Umhang einen entlehnten Spruch gewährt. Man ist daher bei Freidank nie sicher, ob man ihn selbst reden hört oder seine Quelle. Dieser Meinung scheint auch W. Grimm zu sein, wenn er (zweiter Nachtrag S. 14) sagt: „was von ihm selbst herrühre, lasse sich im einzelnen nicht bestimmen, aber er finde es sinnreich gedacht und trefflich ausgedrückt“.

In der That kann man bei Freidank, mit Ausnahme etwa der Abschnitte von Rom und Akers, nie mit Bestimmtheit wissen, was von ihm ist, was nicht. Wie man daher in Sprüchen, von denen man nicht weiß, ob sie von Freidank sind oder nicht, Freidanks Geist und Eigenthümlichkeit herauszufühlen vermag (zweiter Nachtrag S. 14), begreife ein Anderer. Viel leichter scheint es mir zu sagen, was nicht sein Eigenthum, sondern von Andern abgeborgt ist. Ich habe gezeigt, wie er fremde Sprüche zu verderben und abzuschwächen versteht. Bei allen Sprüchen, welche durch den Reim oder das Metrum hervorgerufene Flickwörter aufweisen, liegt die Vermuthung nahe, daß er sie entlehnt hat. Von dieser Art ist das von mir S. 44. 45. 54. meiner Schrift besprochene *merket*. W. Grimm (S. 10) begreift nicht; wie ich dieses Wort ein Flickwort nennen könne, und verweist mich auf Walther, der den Ausdruck ebenfalls öfters gebrauche. Es ist mir nie eingefallen, diese Bezeichnung irgend einem Worte zu geben, sobald dasselbe nicht bloß als müßiges Ausfüllsel dient, sondern an seinem rechten Platze steht. Bei Walther ist das der Fall, nicht bei Freidank, wo nach Grimms Ansicht, daß das Wort *merket* besonders den Sprichwörtern angemessen sei, eigentlich jeder Spruch mit *merket* beginnen könnte. Walther sowohl als der Verfasser des Winsbecken reden, wo sie dieses Wort gebrauchen, zu ihren

Hörern und ermahnen sie damit zur Aufmerksamkeit; bei Freidank dagegen hat man nie das Gefühl, als ob er sich zu seinen Hörern oder Lesern wende: es wird vielmehr in ermüdender Einförmigkeit Spruch um Spruch mechanisch aneinander gereiht. Ich habe ihn daher im Verdacht, daß das Wort überall, wo es in der Bescheidenheit vorkommt, nur zur Ausfüllung in einem entlehnten Spruche diene. Dieser Meinung scheint trotz seines Tadels auch W. Grimm zu sein, in dem er *merket* an der einen der von mir angefochtenen Stellen 39, 18 richtig in: *man seit* ändert, wohlgemerkt ohne Handschrift. Ist das nicht wunderbar?

Weil ich gerade dieses Wort gebrauche: *daz ist wunderlich* 109, 16. 126, 8. 137, 8. 142, 5. erklärt er (über Freid. zu 126, 7) selbst für eine Flickerei, und mit Recht. Es ist ihm aber dabei bloß um Beseitigung der lästigen Reime auf *-lich* zu thun, darum müssen die durch zahlreiche Hss. beglaubigten Sprüche unecht sein. Das Flickwort an sich würde ihn so wenig stören, als bei andern Sprüchen, die um nichts besser zusammengeflocht sind. Als solche Flickwörter erscheinen mir:

1. nemt es war :  
 neheiner hande grüene ist gar  
 der andern glich; nemt es war 12, 7.  
 waz tuot diu werlt gemeine gar?  
 si altet, bæset; nemt es war 30, 23.  
 sist (diu trunkenheit) ein roup der tugende gar:  
 sist tôdes bilde; nemt es war 94, 3.
2. der ez merken wil :  
 er (der wuocher) gewinnet nahtes alsô vil  
 sô tages, der ez merken wil 27, 17.  
 genuoc ist bezzer dan ze vil,  
 dâ manz ze rehte merken wil 61, 21.
3. derz merken kan :  
 ez vint an im ein ieslich man  
 ze schelten gnuoc, derz merken kan 62, 12.
4. wizzet daz :  
 ir komt her zuo uns baz  
 dan wir zuoziu; wizzet daz 22, 21.  
 geben tuot dem milten baz  
 dan verzihen; wizzet daz 86, 12.  
 noch bezzer ist der bæsen haz  
 dan ir vriuntschaft; wizzet daz 97, 22.

(Vgl. 90, 19. wo derselbe Spruch, nur mit der Variante: *merket das*, wiederholt ist.)

5. kumt ez sô:  
 man sol bî vrôuden wesen vrô,  
 bî trûren trûren, kumt ez sô 117, 21.  
 swâ viur ist bî den strô,  
 daz brinnet lîhte, kumt ez sô 121, 3. (Aus Morolf 1, 434.)

6. swie man tuot:  
 lip sêle êre unde guot  
 deist allez lêhen, swie man tuot 74, 21.

(Aus einem Liede Dietmars des Sezzers MS. 2, 120<sup>a</sup>: *lîp unde guot daz tât von gote ein lêhen* verändert.)

7. daz stât wol:  
 ein ieglich priester mîden sol  
 wîp in der messe; daz stât wol 15, 7.  
 sîn lant niemen schelten sol  
 noch sînen herren; daz stât wol 63, 6.  
 ein man den riemen snîden sol  
 nâch der hiute; daz stât wol 114, 19.

Das ist eine hübsche Anzahl von Flickwörtern, die jenem *daz ist wunderlich* ebenbürtig zur Seite stehen. Ihr Vorkommen in einem Gedichte Walthers von der Vogelweide wäre gewiss sehr verwunderlich; in einem Werke von der von mir behaupteten Entstehung und Beschaffenheit, in einem Sammelwerk, kann dergleichen nicht auffallen.

Die Bescheidenheit ist ein Sammelwerk; das beweist unter anderm auch der Mangel eines rechten einheitlichen Plans. Die Anordnung der Sprüche ist eine äußerliche, mechanische, es fehlt ihr die innere, künstlerische Nothwendigkeit. Das ist für Jeden, der das Werk mit einiger Aufmerksamkeit liest und betrachtet, mit Händen zu greifen. Ich fahre daher trotz der Überraschung meines Gegners fort, den der Bescheidenheit zu Grunde liegenden Plan seinen dürftigen zu nennen, und zu läugnen, daß er in dem Kopfe eines Mannes von so eminenten Dichtergabe wie Walther entstanden sein könne. Über die nichts weniger als geschickte Anordnung hatte übrigens W. Grimm früher so ziemlich dieselbe Ansicht wie ich und Andere, und erst durch den erfahrenen Widerspruch hat er sich allmählich zu der Überzeugung beredet, dem Gedichte liege ein tiefdurchdachter, vortrefflicher Plan zu Grunde.

Freidank, sagt er Bescheidenheit S. XXVII, habe nicht daran gedacht, das lebendig überlieferte Wort, die Weisheit des Volkes, nach einem ausgenommenen System in Reihe und Glied zu stellen, aber eine gewisse Ordnung und Verbindung habe sich von selbst eingefunden; eine Nebenidee, ein überraschender Gegensatz könne mitunter die Folge der Gedanken bestimmen haben; ein plötzlicher Sprung zu dem ganz fern liegenden sei aber gestattet und ein innerer Zusammenhang müsse doch das Ganze gebunden und den

Ursprung aus Einem Geiste bewährt haben; die Anordnung in *Aa* (gerade diejenige, welcher die Ausgabe folgt) entspreche dem (vorausgesetzten) Zusammenhang nur zum Theil, er sei nicht aller Orten der wahre, sondern verbinde auf pedantische Weise die Gedanken mehr äußerlich als innerlich; und während in dem Hinübereilen zu dem Entgegengesetzten, in der scheinbaren Unordnung ein natürlicher Reiz liege, wirke ein bloßes Aneinanderschoben (wie es in der Bescheidenheit zum großen Theil wirklich der Fall ist) gerade umgekehrt, ermüde und mindere den Werth des Einzelnen. So weit W. Grimm. Ich frage, ob man nach dieser Auseinandersetzung nicht das Recht hat, Grimms Worte in Einen Ausdruck zusammenfassend den Plan einen dürftigen zu nennen? Das Gesagte gilt von den Hss. erster Ordnung (*Aa*), die der zweiten (*Bb*), in welcher ich mit Zarncke (d. deutsche Cato. S. 121. Centralblatt 1855. Nr. 26. S. 417) die ursprüngliche Anordnung erblicke, enthält nach Grimm „eine unregelmäßige Anhäufung des Stoffes, die jeden Gedanken an eine natürliche Folge der Sprüche aufgegeben hat, und aus Bequemlichkeit, Mangel an Gedächtniss oder irgend einer andern Veranlassung entstanden sein mag“ (Bescheidenheit S. XXXI). Also hier wie dort fehlt ein rechter durchdachter Plan und es ist unbegründet, die Bescheidenheit „ein planmäßig wohlgeordnetes Werk“ zu nennen. Es ist vielmehr ein Sammelwerk, in welchem das gleichartige in ungefähre Gruppen nothdürftig vereinigt und zusammengefasst wurde. Aufs deutlichste kann man dies aus dem Abschnitt von den Thieren ersehen, wo die überall her, auch aus lat. Quellen, aus Isidor und dem Physiologus, zusammengelesenen Sprüche ohne allen Zusammenhang aneinander gereiht sind. W. Grimm bezeigt zwar große Lust, einen Theil dieses Abschnitts für unecht zu erklären; er ist aber durch eine große Anzahl der besten und vollständigeren Hss. gegen alle Anfechtung gesichert und gewiss so echt als irgend ein Spruch in der Bescheidenheit.

In dem Abschnitt: *von den pfaffen* 69—71 handeln unter zwanzig Sprüchen höchstens drei bis vier von der Geistlichkeit, die übrigen könnten ebensogut fast an jedem andern Orte stehen als hier, wo ihnen alle Beziehung zu der Überschrift und jeglicher Zusammenhang sowohl unter sich als mit den vorhergehenden und nachfolgenden Abschnitten gänzlich abgeht. Die drei Sprüche z. B. 70, 22—24. 71, 11—16 würden nur im 19. Abschnitt: *von den blinden* 54, 55 am rechten Platze sein, der Spruch 71, 19. 20. im 29. Abschnitt: *von dem himelrîche* u. s. w.

Zur Kennzeichnung ihres Charakters als Sammelwerk dienen nicht minder folgende Parallelstellen (vgl. Bescheidenheit S. CXXI.)

1. Al diu werlt lôn enphât  
von got als sie gedienet hât 2, 12.  
= ein iegelicher lôn enphât  
dar nâch als im sîn herze stât 3, 11.

2. der werlde ist niht mēre  
wan liute, guot und ēre 31, 12.  
= der werlt ist niht mēre  
wan strît umbe ēre 92, 3.
3. swer tugende hât, derst wol geborn 54, 6.  
= swer rehte tuot, derst wol geborn 64, 13.
4. ich weiz wol, daz ein wiser man  
wol im selben guotes gan 85, 25.  
= ich merke wol daz ieglich man  
im selben wol des besten gan 97, 18.
5. swer sîn laster erkennen kan  
und zorn, der ist ein wîse man 92, 17.  
= swer sich selbe erkennen kan  
ze rehte, derst ein wîse man 106, 16.
6. manege riuwe der gewinnet  
der sînen vîent minnet 96, 21.  
= vil lihte er schaden gewinnet  
der hazzet daz in minnet 100, 10.
7. diu wîp man immer biten sol,  
ouch stât in reht verzîhen wol 100, 20.  
= verzîhen ist der wîbe site,  
doch ist in liep daz man si bite 100, 24.
8. swer mir ze leide schendet sich,  
daz geriuwet in ê danne mich 65, 12.  
= ez dunket mich ein tumber muot  
swer im selber schaden tuot  
sîme nâchgebûr ze leide:  
ez geriuwet lihte beide 65, 22.
9. ez enist dekein rîche man,  
er enmûeze an sînen kinden hân  
einen vîent über zwelf jâr,  
ez sî stille od offenbâr 42, 3.  
= ich weiz wol daz der fûrsten kint  
den alten erben vîent sint 73, 6.
10. ein man sol guoten willen hân,  
mag er der werke niht begân 110, 25.  
= moht ir der werke niht begân,  
ir solt doch guoten willen hân 178, 22. vgl. 3, 13.
11. erbermde unde gnâden rât  
von helle uns alle erlœset hât 10, 5.  
= got sînen sun gesendet hât  
durch erbermde unde gnâden rât 20, 18.

- = vergip mir mîne missetât  
durch erbernde unde gnâden rât 180, 14.
12. got kan uns gerihte geben  
als wir tuon und als wir leben 3, 7.  
= got niht unvergolten lât  
swaz ieman guotes begât:  
neheiner slahte missetât  
ungerochen ouch bestât 5, 7—10.
13. ez ist nieman rîche ân argen list  
niuwan der gerne arm ist 40, 11.  
= vrœlich armuot  
deist grôz rîcheit âne guot 43, 20.
14. swer wistuom, êre, grôz rîcheit  
mêrt, der mêrt sîn arbeit 41, 16.  
= nieman hât ân arbeit  
wistuom, êre, grôz rîcheit 92, 7.
15. Ez sî ûbel oder guot,  
swaz ieman aller gernest tuot,  
twinget man in daz erz tuo,  
er kumt dar niemer gerne zuo 107, 14.  
= ein iegelîchen dunket guot  
swaz er aller gernest tuot 108, 19.

Wir sehen hier eine ganze Reihe von Sprüchen, in denen, häufig mit nur geringen Änderungen des Ausdrucks, ein und derselbe Gedanke wiederholt wird. Wie wären solche Wiederholungen in einem „planmäßig wohlgeordneten“ Werke möglich, in einem Werke zumal, von dem behauptet wird, daß ihm Walther von der Vogelweide den Stempel seines Geistes aufgedrückt habe? Er müßte tief von seiner einstigen Höhe gesunken sein! In einem Sammelwerk lassen sie sich leicht erklären, obschon der Sammler dadurch keinen Beweis von großer Achtsamkeit an den Tag gelegt hat.

Ich habe dem Vorstehenden wenig mehr beizufügen; denn die Schlüsse, die sich für unsere Frage daraus ziehen lassen, ergeben sich von selbst: sie zeigen uns, daß die Identität Walthers und Freidanks, die man uns mit einem Aufwand von Geist und Gelehrsamkeit, der eines bessern Gegenstandes würdig wäre, aufreden möchte, nichts weiter ist, als eine haltlose Hypothese.

Woher denn aber die noch immer nicht erklärte merkwürdige Übereinstimmung Beider in Gedanke, Wort und Ausdruck? Die Lösung dieses Räthsels ist nicht so schwer als es scheint. Wenn irgend eines Dichters Lieder, so waren es die Walthers, des größten deutschen Lyrikers der mhd. Zeit, die in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. überall in Deutschland von allen gebildeten Kreisen gekannt und gesungen wurden. Freidank hat

Walthers Lieder auswendig gewusst: das erklärt alles, die Übereinstimmung im Großen und Kleinen, man braucht nicht weiter zu suchen. Diese Erklärungsweise scheint mir eben so einfach als naheliegend, und ich wundere mich, daß mein Gegner darauf nicht verfallen ist. Bekanntlich waren im Mittelalter, wo die Vielwisserei noch nicht in so hoher Blüthe stand als heute, riesenhafte Gedächtnisse eben so häufig als jetzt selten. Konnte man damals ganze Predigten im Kopfe nach Hause tragen, um wie viel leichter eine mäßige Anzahl beliebter und sangbarer Lieder! Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts waren die Gedichte unserer Dichturfürsten in Aller Munde, und wer sich die Mühe gibt, die Gedichtsammlungen jener Zeit aufzuschlagen, wird den Anklängen und den Reminiscenzen an die Poesien dieser epochemachenden Männer auf jedem Blatte begegnen.

Um ein Beispiel aus der Gegenwart zu wählen: in den dreißiger und vierziger Jahren, als Heines Buch der Lieder Kopf und Phantasie der heranwachsenden Dichtervelt gefangen nahm, erschienen tausende von Gedichten, welche in Gedanken und Wendungen, in Reim, Wort und Ausdruck die Einflüsse heinischer Poesie vielleicht in noch höherem Maße zur Schau trugen, und weit größere Übereinstimmung mit dieser zeigten, als W. Grimm zwischen Walther und Freidank nachgewiesen hat. Was heutzutage noch möglich ist, wird es auch zu Walthers Zeit gewesen sein.

Ich bin weit entfernt, Freidank und sein Werk so tief herabzusetzen als W. Grimm eventuell gethan hat (üb. Freid. S. 36); ich habe das schon S. 58 meiner Schrift bemerkt und wiederhole es hier. Mein Gegner hat ihn über Gebühr erhoben, er muß es sich gefallen lassen, daß man ihm einige Stufen weiter unten seine rechte Stelle anweist. Ohne Zweifel war Freidank ein sinnreicher, gescheiter Kopf, ein freier, unabhängiger Character, ausgerüstet mit Witz, scharfer Beobachtungsgabe und treffendem Urtheil, belesen außerdem in der deutschen Litteratur und im Besitz einer auf seinen Wanderungen als *varender* erworbenen umfassenden Welt- und Menschenkenntniß. Das sind ganz achtbare Eigenschaften, einen Dichter machen sie noch nicht. Sie reichen wohl aus zur Didactik, einer Dichtart, „deren Erwachsen zur Selbständigkeit überall nur für eine Abirrigung gelten darf“ (Wackernagel, Litt.-Gesch. S. 269) und der sich darum stets nur untergeordnetere Geister bemächtigt haben; aber von einem auch noch so tüchtigen Didactiker bis zum Dichter von der Bedeutung eines Walther ist ein ungeheurer Sprung, zwischen der Bescheidenheit und Walthers Liedern besteht ein himmelweiter Unterschied. Walther ist ein Dichter im vollsten Sinn des Wortes, Freidank ein leidendes Talent. Hat auch seine Kraft sich vielleicht zu einem epischen Gedichte erhoben, so will das nicht viel bedeuten und wir werden den Verlust desselben mehr um seines Gegenstandes, als um seines poetischen Gehaltes willen zu bedauern haben. Wohl hat ihm Rudolf Lob gespendet. Das kann für uns nicht maßgebend sein, er hat auch die beiden

Ulriche, den von Zazikhoven und von Türheim, den Heinrich vom Türlein, und Andere mehr gelobt, und wir wissen genau, wie viel oder wie wenig von diesem Lobe zu halten ist.

Die Bescheidenheit ist eine Sammlung, eine Blumenlese von Sprüchen und Sprichwörtern, eigenen und fremden, für mehr gibt sie Freidank selbst nicht aus: er habe sie geordnet (*berichtet*), sagt er. In einem solchen Werke ist eine Entlehnung eben so begreiflich als erlaubt, und es kann mir nicht einfallen, ihm dafür einen Vorwurf zu machen, — sobald man Walther dabei aus dem Spiele läßt. Im Gegentheil, wir wären Freidank für dieses Laienbrevier des Mittelalters zu Dank verpflichtet, wenn auch das Ganze von Anfang bis zu Ende fremden Quellen entnommen wäre. Ich bin nicht so unbillig, als mein Gegner mich erscheinen läßt: seine Hypothese allein ist es, die den richtigen Standpunct, von welchem aus das Werk betrachtet sein will, verrückt hat.

IM SEPTEMBER 1856.

## ZU HARTMANN'S IWEIN.

Die elf ersten Zeilen, welche der Erzählung von Iwein bei Hartmann vorgehen, fehlen bekanntlich dessen Vorbilde Crestien von Troies. Etwas jenem Anfange des deutschen Gedichtes ähnliches finde ich dagegen am Schlusse des auf der Berner Bibliothek handschriftlich erhaltenen altfranzösischen Romans von Durmart li Gallois, der gar wohl einen Herausgeber verdiente. Die Stelle lautet:

Li bons rois Artus est fenis,  
 Mais encore dure ses pris,  
 Et de Charlemaine ensemment  
 Parolent encore la gent,  
 Et d'Alisandre, ce savons,  
 Dure encore li grans renons;  
 De lor pris et de lor valor  
 Chantent et content li plusor,  
 Por ce que de haute onor furent;

Puisque lor non encore durent,  
 Dont vos di je bien sens envie,  
 Qu'il valurent mult en lor vie.  
 Chascuns hanz hom se doit pener,  
 Qu'il puist en tel guise finer,  
 C'om doive son non retenir.  
 Cant il covient l'ome finir,  
 Et ses nons muert ensemble o lui,  
 Je conte por noient celui.

Man vergleiche Achille Jubinal, Rapport à M. le ministre de l'instruction publique, suivi de quelques pièces inédites tirées des manuscrits de la bibliothèque de Berne. Paris, 1838. 8. S. 67.

TÜBINGEN, 6. Januar 1857.

WILHELM LUDWIG HOLLAND.

## NIEDERDEUTSCHE OSTERREIME.

MITGETHEILT

VON

HOFFMANN VON FALLERSLEBEN.

(15\*) JN sacratissima et preclarissima et mellifua et aurifua vigilia pasche. Que est celestis clangor. et iocunditas prelujdissima pascalis leticie. In cuius serenissimo diluculo aurea dona pluunt. aurea uerba fluunt. Que corda audiencium ineffabili dulcedine hylarescunt.

Ik se de lenter tyt upghan.  
myn oghen schowen wnne.  
Dar ik an den blomen gha.  
al myt blidem synne.  
myn herte vrowet sik yeghen der pasche wnne.

Ecce nunc tempus acceptabile ecce nunc dies salutis. In hys ergo diebus exhibeamus nos sicut dei ministros.

Nu wille wy keren ghans al vnse vlyt. <sup>1)</sup>  
An de vyl wnnichliken tyt.  
De dar paschen is ghenant.  
Aller ty-(15<sup>b</sup>) de en ghulden bant.  
Iunch vnd olt de vrowen sik.  
We syn der vroude worden rik.  
Swe nu hadde dusent tunghen.  
De alle engelchen sang sūghen.  
De mochten nicht louen vullē en sam.  
Dat vnse leue here in desser werdighen nacht hat beghan.  
Unde noch alle yarlikes begheit.  
To desser eddelen hochtit werdicheit.  
We seet nū an den creaturen.  
Dat se uan art vnde ok uan naturen.  
Louen got vnse heren.  
Unde syn lof uormeren.  
De sunne keret dar an eren vlit.  
Wo se spele an desser leuen zoten hochtit.  
Se is der paschen speleman. <sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Die Verse von hier bis Bl. 17a in etwas abweichender Fassung hat W. Müller aus einer Hildesheimer Hs. vom J. 1478 mitgeteilt in Haupt's Zeitschrift 1, 546. 47.

<sup>2)</sup> Vgl. Grimm Myth. 703.

De vns dar vrowet allensam.  
 De erde wert (16<sup>a</sup>) yo rechte meyt.  
 Dat se sik antût en nyge grone cleyt.  
 Unde ok up ere houet enen nygen krans.  
 De is uan manneghen blomen ghans.  
 Also quam se to christus houe.  
 Unde to syme paschelken loue.  
 Dat grone lof tziret den walt  
 Dar singhet de uoghele mannichualt  
 Er en iuwelk na syner wys.  
 De nachtegale nympt dar den pris.  
 Dat se singhe alles bouen.  
 Aldus beghint se louen.  
 Unsen heren iesum crist.  
 De alle ere schipper ist.  
 Se sprikt de uoghele an.  
 Dat se wol willen to kure ghan.  
 Uppe dat se vulbringhen cristi lof.  
 Wante an den hemmelschen hof.

(17<sup>a</sup>) Jk grote dessen hilghen sunnaent. de myt sunderliker vnd myt wnderker (so) hillicheit uth deme munde godes is beghauet. dar he sede. gy scollet vyren van allem arbeyde. To ener uorbetekinghe. wente wy komen to dem ewighen pasche daghe dar wy alle syn to laden. So wel he vns to spreken. Uacate et uidete quoniam ego sum deus. Ach der uroliken ere. dar wy ane schowen schollet vnsen heren. van antlate to antlate. alzo he is an synem gotli (17<sup>b</sup>) ken wesende. Des scone sik de sunne vnde mane verwndert. Wente an der beschowinghe synes mynnichliken antlates scolle wy vinden alle dat des wy begheren moghet. vnd bekennen alle dingk de de syn vnd wesen hebbet.

O Minsche vrowe dik.  
 wente id is der vrouden thit.  
 Bedenk de wne vnd de ere.  
 Der dar beyde vnse here.  
 Wo syn march an synem beneten groyede.  
 vnde alle syn lyf bloyede.  
 Aldus beyde he der vro wake.  
 De vyl eddele is ghemaket.  
 Ere morghen rot.  
 bringhet vns den herten leuen paschedach grot.  
 Des uroude vnde wêrdicheit.  
 Mote vns bringhen to der ewighen salicheit amen.  
 (35<sup>a</sup>) O Du dure schat

eddele balsmen uat

Alleluia.

Uthe dy is alle gnade vnde zothicheyt vloten.

Alle wisheit vnde vroude is an dy besloten.

Wente dv bist uth der hilghen dreualdicheyt ghesproten.

Unde se is suluen an dy besloten.

Dyn lof kan nement grunden.

Dyk vul louen konnen nene tunghen.

Vor dem throne der ghotlyken almechticheit.

Wordestu ghevunden.

Dar dik de hemmelschen seyden so suthelken klunghen.

Unde de hilghen enghele so vroliken sun (35<sup>b</sup>) ghen.

Darvmme synghe ik myt herten vnde myt munde.

Nu yn desser vrolyken stunde.

(62<sup>a</sup>) O hilghe got myn sone vnde myn here.

Myn trost vnd al myn ere.

Myn hopene vnd myn heyl.

Myner oghen (62<sup>b</sup>) vyl clar en speyl.

Troste myn bedrouede herte.

Dat dorch dynen willen lydet grote smerte.

Dat dat swert dyner martere wndet heft also zere.

Unde kum vnd wedder kere.

Ik kan nicht lengher lyden dyn scheident.

My wert io to lank dat beydent.

Ik wet dat wol sunder wan.

Dat du yo van dode wlt upstan.

Wente ik yn mynem herten dreghe de vil trostelken wort.

De ik uthe dynem benediden munde hebbe hort.

De du sprekest to dynen iungeren in den tyden.

Do du ghincst to ierusalem dar du de martere woldest lyden.

Unde sedest du woldest des drudden daghes upstan.

Und woldest gyn uore in galileam ghan.

Nu is de drudde dach ghekomen.

Alder werlt to heile vnd to vromen.

Dar vmme stant up herte leue (63<sup>a</sup>) trost.

Wente du hest alde werlt ghelost.

Uan deme ewighen dode.

Mit dynem hilghen duren blode.

Stant up de begrauene myn.

An deme uterwelden daghe dyn.

The an dat cleyt dyner gotliken ere.

Indeme du vndotlik scholt blyuen iummermere.

Unde oft dat in dynen gnaden wesen mach.  
 So uerkorte den drudden dach.  
 Wente myn herte in dyner leue brant.  
 Also dy wol is bekant.

Tunc iesus rex eterne glorie talibus uerbis blande consolatur (63<sup>b</sup>)  
 matrem omnis gracie.

Ik byn de erste vnde de leste.  
 Unde uan naturen de alderbeste.  
 Unde hebbe dot ghewesen.  
 Und byn nu warliken ghenesen.  
 In hemmele unde in ertryke is my de wolt ghegheuen.  
 Und ik scal ewelken und iummer leuen.  
 Dar vmme o bloyde rose uan yericho.  
 Wes nu blide unde vro. cet.  
 (122<sup>a</sup>) Grotet sistu uterwelde osterdach.  
 Deme nen dach liken mach.  
 Du bist wnniclik vnd clar.  
 Du bist zote altomal.  
 Du bist de wolschinende carbunkel  
 Den nen nacht kan verdunckeren.  
 Du bist en wnsam paradys.  
 Und aldes iares ere und pris.  
 Du bist de wolluchtende ametiste.  
 De dar schinet bouen alle lichte.

(123<sup>a</sup>) O here paschedach wes ghegrotet myt hundert dusentuolder grote.  
 Dik en konnet nicht to vullenkomen louen alle tunghen.  
 Wente dyn lof vnd ere is uan gode uthesprunghen.  
 Du bist aller enghete schal.  
 Dyn scedinghe is mynes herten kal.  
 Du bist der ewyghen undotliken eddele dure houet gholt.  
 Unde des hemmeles und der erde ewighe wolt. cet.

Am Ende (Bl. 158<sup>a</sup>):

Expliciunt Oraciones festiue. Necnon gloriose  
 (158<sup>b</sup>) et diuine. De quibus graciaram fiunt uene.  
 Omnium deliciarum habundantijs plene.  
 Tibi decus et imperium. Tibi laus tibi gloria  
 Tibi gratiarum actio. per infinita seculorum secula.

Aus einer Pergamenthandschrift des 15. Jahrhunderts, 217 Blätter in  
 Octav, im Privatbesitze zu Hannover.

## DEUTSCHE NAMEN DES KATERS.

VON

ALBERT HOEFER.

Unter den zahlreichen Benennungen des Katers steht das Wort *Bolze* noch immer unerklärt da; es fragt sich selbst, wie alt es ist und wo es überhaupt vorkommt. Sicher ist es nicht allgemein üblich, sondern landschaftlich. L. Frisch kennt es gar nicht, F. L. K. Weigand in seiner Umarbeitung des Schmitthennerschen kl. D. Wörterbuchs führt es wenigstens nicht auf, die Brüder Grimm verzeichnen es, wol zu allgemein und ohne Angabe irgend einer Quelle 2, 235 als „felis mas, kater“. Schon vor 100 Jahren, ich weiß nicht ob früher, begegnet es im Idiot. Osnabrug. und Bremischen Wörterbuch, dann in F. C. Fuldas Idiotikensammlung „*bolz*, niedersächsisch Kader“, endlich bei Nemnich in seinem Cathol. der Naturgeschichte 1, 1591,<sup>1</sup> und zwar hier mit dem Zusatze: „Westfalen“. Darauf, vielleicht deshalb, gilt es öfters schlechthin als niederdeutsch, so z. B. bei K. Heyse und zur Hälfte bei A. F. Pott die Personennamen S. 177. Allein — wir sind schon daran gewöhnt — niederdeutsch heißt eben noch manches, was man als hochdeutsch nicht begreift. Dieß Wort scheint wenig niederdeutsch, obgleich man es in einigen nd. Wörterbüchern antrifft, in manchen nd. Ländern kennt man es gar nicht. Allgemein üblich ist es schwerlich selbst in Westfalen, in Pommern ist es völlig unbekannt, und doch wird es eben hier wahrscheinlich jedermann sofort verstehen und richtig deuten, sobald er es vernimmt. Denn was heißt *Bolze*? Die Brüder Grimm, die das zunächst liegende hier auf leicht erklärliche Weise übersahen, fügen dem Worte l. c. hinzu: „vielleicht aus *Tibalt*, *Tibert*, mhd. *Diepreht*, *Dietypreht*, wie der Kater in der Fabel heißt, gekürzt, ähnlich dem *Hinze* = *Heinrich*.“ Aber einmal bleibt noch nachzuweisen, wo der Kater wirklich *Tibalt* heißt; sodann, zugegeben, daß er so heiße, ist dessen dem *Hinze* neben *Heinrich* entsprechende Abkürzung bekanntlich nicht *Balze* oder *Bolze*, sondern *Diez*, *Dieze*, wie der Rabe daher *Diezelin* genannt ist. Verkleinernde Abkürzungen mit *z* aus dem zweiten Gliede zusammengesetzter Namen sind mindestens noch sehr zweifelhaft: das ahd. *Balzo*, *Bolzo* schließt sich, wie die Analogie zeigt, an *Balt-*, nicht an *-balt*, eben so sicher wie der Name

<sup>1</sup> Dasselbst stehen noch 13 andere Namen: *Roller*, *Rispiel*, *Rüpel*, *Heins*, *Hiez*, *Kuns*, *Ramm*, *Rammeler*, *Rolling*, *Katz*, *Mins*, *Bisi*, *Mull*, denen sich ferner z. B. *Müuder* und *Maudi* bei Stalder 2, 202, hier *Kätswann*, *Möns* und manche andere hinzufügen laßen.

*Richizo*<sup>1</sup> zu *Rich-*, und nicht etwa zu *Heinrich* gehört. *Friderich* hätte sonst gleichen Anspruch. Damit wäre das Eigentümlichste des Namens, sein Stamm, verwischt, ganz anders als wenn in *Diez* das *-balt*- oder *-bert* des zweiten Gliedes verloren geht. Aber weiter zugegeben, daß *Bolze* nach der Weise der gerade beim Kater sehr üblichen *z*-Namen (*Hinz*, *Hiez*, *Kunz*, *Bizi*, *Mutz*, sogar *Kätz-mann*,<sup>2</sup> offenbar aus *Kater* selbst) unorganisch in neuerer Zeit aus dem zweiten Gliede gebildet wäre, so möchte sich doch ebenso leicht als *Tibalt* der Name *Ribalt* darbieten, denn *Riepel* und *Rüpel* sind als Namen des Katers bezeugt, beide aber scheinen dasselbe zu sein was *Ribalt*, das sich im Italienischen, Französischen, Englischen und sonst als Wort, zum Teil als Adjectiv fortsetzt. Das englische *ribald* eignet sich vortrefflich als Bezeichnung des Katers.<sup>3</sup> Dennoch erklärt sich *Bolze* ungewöner aus dem Verbum *balzen*, welches die Grimm 1, 1094 für den neueren Sprachgebrauch viel zu sehr beschränken. Denn mag es ursprünglich dem Federwildbret zukommen, von dem es der Jäger noch überall gebraucht, so gilt es doch schon sehr allgemein daneben, hier fast nur, wie Heyse weiß auch anderswo, von den Katzen. Schon Scheller stellt *Bolze*, wie ich eben bei Kosegarten sehe, zu *balzen* und führt hieneben auch die Form *bolzen* auf. Es käme darauf an, nachzusehen, ob wo *Bolze* vom Kater gilt, *balzen* immer in diesem Sinne daneben besteht. In Westfalen scheint das der Fall zu sein. Das umgekehrte Verhältnis *balzen* aus *Bolze* ist nicht denkbar, aber *Bolze* zu *balzen* verhält sich ähnlich wie *Relling* und *Roller* zu *rallen*, *rollen*, oder *Ramm*, *Rammeler* zu *rammeln*, letzteres erst vom Bock, *ram*, RV. *rambok*, dann auch von Hasen, Katzen u. a. üblich.

*Heinz*, wie *Hinze* im Reineke und noch jetzt, weist auf *Heinrich* oder doch Stamm *Haim*, ahd. *Heimezo* neben *Haim-*, *Heinrich*. Möglich daß die Grundbedeutung noch spät durchschlug und der Kater so genannt ward als Haustier. *Hiez* daneben ist auffälliger: alle denkbaren Formen jenes Namens kommen noch als Personennamen vor, ein *Hietz* oder *Hiez* ist nirgends zu finden. Indessen sind *Hientzsch* und *Henz* zu erweisen: steht nun von diesem *Hezilo* schon ahd. fest, so schließt sich ebenso *Hiez* an jenes an. Freilich liegen dann auch die Namen *Hitz* und *Heitz* kaum ferner von *Hinz*

<sup>1</sup> Ob dazu *Reitze* der Hilde gehört, ist sehr zweifelhaft, desto sicherer das Fem. *Richisa*, *Richse*, auch *Richinsa*, im 12., 13. u. 14. Jahrh. noch vielfach nachweisbar. Zwar J. Grimm sagt „*Reitze*, d. i. *Rtchart* oder dergl.“

<sup>2</sup> Die Länge ist zu beachten, sie scheidet *Kätzmann* auf das bestimmteste von *Katze*; nicht also: der Mann der Katze, sondern gleich *Katermann*, vgl. *Diersmann*, *Hinsmann*, *Rietsmann* und viele andere. Ebenso wird *Katz* bei Nennich zu beurteilen sein.

<sup>3</sup> J. Grimms Erklärung des *Ribalt* 2, 444 n. die ich zu B. Waldis 205 angenommen, ist freilich nicht sicher, gefällt aber immer noch besser als die neue von Diez 287 versuchte, bei der man Namen und Wort trennen müste. Den Ausgangspunkt jener bildet aber die frühe Form *Rig-* und *Rigo-bald* (Förstemann 1040), die von *Reginbald* kaum ganz zu sondern ist.

und *Heinz*, obschon sie im Ganzen und nach Maßgabe alter Vorbilder so sicher davon zu trennen sind, wie *Hetz* und *Hezilo* ursprünglich von *Henz*. Vgl. ahd. *Hazo*, *Hetzi*; *Hitzo* u. a.

Bei *Minss* (Heyse hat auch *Minze*, *Minzel* für Katze) wird man an *Mieze*, *Miesz*, *Miese* etc. erinnert, ital. *micio* Kater, nach Heyse auch *micia* fem., schwedisch *missa*, s. Schmeller 2, 663 *Mutz*, *Mutzel*. — *Bizi*, bei Nemn. als augsburgisch, daneben fem. *Puse* ib., s. Stalder 1, 248 und Grimm 2, 562. Heyse s. v. *Buse* und Weigand ib. erklären falsch, jene erinnern schon beide richtiger an englisch *puss*, holl. *poes*, dänisch *puns*. In engl. Dialekten ist *puss* u. a. a hare, *pussycats* = catkins. Diese Wörter mit labialem Anlaut sind nach Grimm sicher alt und *b*, *p* ist nicht etwa für *m* bloß eingetauscht; aber ebensowenig scheint in jenen *m*, wie er annimmt, aus dem *b* oder *p* dieser entstanden. Jenes *m* hat zu festen Halt in *miau*, *mauen*, *mauzen*, womit sich wol noch *Maudi*, unser *Mónz*, schweiz. das *Mauzi* die Katze, vielleicht auch *Mulle*, fem. *Mulle*, berühren mögen.

Endlich in der Tierfabel heißt der Kater, wie schon erwähnt, *Dieprecht*, *Tibert*, *Tibiers*, *Tibert*, s. Grimm Einl. zu R. F. p. 223—27. Dazu englisch *Tib-cat* a female cat,<sup>1</sup> und *Tibert* a name for a cat, Halliwell 2, 872, *Sir Tibert the cat* im Reyn. the Fox bei Nares S. 810\*. Merkwürdig, daß in *Romeo and Juliet* 3, 1 nun auch *Tybalt* einmal 'you ratcatcher', dann 'good king of cats' genannt wird. Die neueren Erklärer, Delius nicht ausgenommen, haben es leichtfertig übersehen, Nares aber hatte schon scharfsinnig gefunden: 'Shakespeare considers *Tybalt* as the same', nämlich '*Tibert*, a name for a cat'. Das spricht für Grimm oder — rechtfertigt sich aus seiner obenangeführten Gleichstellung '*Tibalt*, *Tibert*', zu der er wol auch anderen Grund gehabt haben wird. Vergleiche auch *Reinoldus* neben *Reinardus*, *Isenbart* neben *Isengrin* u. a.

Von demselben Namen oder doch von einem Namen desselben Stammes ist, wie oben bemerkt, und einleuchtend, als das kleinere und schwächere, unschuldigere Tier, deminutivisch der Rabe benannt. Er heißt bei Grimm a. a. O. *Diezelin* (*Tiecelins*, zuweilen *Tiercelins*, *Tiesselins*), *Tiecelin*, also *Diez*, das *Tibalt* und *Tibert* so gut vertritt, wie *Dietrich* u. a., ja wenn ich einer flüchtigen Erinnerung trauen darf, noch heute beim Raben nicht ganz vergessen ist.

Welchen Grund mag nun jene Benennung des Katers haben, und welches Anrecht an die gleiche kann dem Raben zugestanden werden? Beider Namen fallen auch ein ander mal zusammen, nämlich *Ramm* der Kater, s. o., und *ram* der Rabe, aber das ist zufällig und erklärt nichts, s. Graff 4, 1146. Grimm konnte Einl. zu R. F. 245 keine unmittelbare entschiedene

<sup>1</sup> „Tib was also a common name for a low or ordinary woman,“ „die Sudelmagd, der Mutz,“ sodann: „a calf; a term of endearment“

Bedeutsamkeit entdecken. *Dielprecht* könnte, sagt er, 'der glänzende, leuchtende' sein, aber das z. B. auf die Nachts elektrisch funkelnden Hare des Katers beziehen wollen, weist er selbst als gesucht zurück. „Richtiger scheint es, jede gezwungene Erklärung zu meiden“ etc. Dennoch ist gerade hier entschieden Bedeutsamkeit vorhanden und die folgende Deutung, wie mich dünkt, so ungezwungen wie ungesucht gefunden. Die bloße Gleichstellung beider schon führte auf das rechte, denn Kater und Rabe haben nichts mit einander so gemein, wie ihr diebisches Wesen. Der Name des Katers beginnt in der Tierfabel stets mit *Dieb-*, *Tib-*; *Diepert*, *Diepret*, *Dibert* u. dgl. finden sich, mit Verlust des ursprünglichen *t*, schon im 8. u. 9. Jhd.; zahlreiche Eigennamen zeigen noch jetzt die Geläufigkeit der Formen *D-p*, *D-b*, z. B. *Diebbalt*, *Diebold*, *Diepolt*, *Dippolt*, *Dibbelt*, *Diebell*; *Dibern*; *Diefert*, auch wol *Diefer*, *Dieber*? und andere; dieselbe Form *D-p*, *D-b* galt ferner ohne allen Zweifel, gleichviel in welcher besonderen Gestaltung, für den Raben ursprünglich neben dem gekürzten *Diez*, *Diezeln* eben so gut, — was liegt da näher als die Annahme, daß eben jener Anlaut *Diep-* oder *Dieb-* Veranlassung geworden, den diebischen Kater *Dieprecht* oder *Diebert*, wie es scheint auch *Tibalt*, *Diebalt* zu benennen, und ebenso den gleich diebischen Raben, oder diesen, als den kleineren, später verkürzt *Diezeln*? Ob dabei Scherz oder Mißverständnis vorgewaltet, ist gleichgiltig. Jedesfalls liegt ein Beweis in mhd. *diebolt* als Bezeichnung eines diebischen Menschen, schwerlich mit Benecke-Müller I, 325\* ein „gemachter“, sondern ein nach dem Klange und der Analogie verwendeter Eigenname; <sup>1</sup> einen anderen Beweis bietet zur Hälfte die Vergleichung des nd. Reineke Voss, wo der Rabe v. 4624 jener Deutung entsprechend *Pluckebuedel* heißt.

Darf man also das Bestehen der Form *Tibalt* als gesichert annehmen, für das Deutsche wie für das Englische, so wird man eben darauf vielleicht das französische *Thibaude* nicht ohne Grund zurückführen. Das Wb. der Akad. vom J. 1835 erklärt es als grobe Fußdecke von Kuhharen, es wäre ursprünglich Katze = Katzenfell, wie wenn man eine Bärendecke *Pez*, oder nicht bloß einen rohen Menschen, sondern auch einen Wolfspelz *Isegrim* nennen wollte. Und an ähnlichen Verwendungen fehlt es nicht. Dagegen wäre es mehr als scharfsinnig, wollte man auch den Jägerruf *tibóh* oder *tibóo* von hier aus deuten. Zwar erklärt ein Jäger, der Hund soll stehen, ein anderer, er soll liegen, still, Kopf zwischen Vorderfüßen, „recht wie ein Kater auf der Lauer“, auch spricht man hier nur *i*, nicht *u*, dennoch gilt französisch im gleichen Falle *tout beau*, unser *tibóo* wird also nur Verderbnis sein.

<sup>1</sup> Vergleiche z. B. den Namen *Roland*, welcher hier im Volk allgemein im Sinne von *Roleder*, *Wüstling* gebraucht wird.

- 'Vrient, des willie di maken vroet.  
 dit lant was utermaten goet,  
 dat hebbic alle so verdervet,  
 daer en es niemen in so wale gheervet,  
 25. mocti des met eren werden quite,  
 hi stonde daer nae met allen vlite.'  
 'Her reigher, voerdi altijt uw valsch ende mede,  
 so radic u, dat ghi dien sede  
 vaste hout dien ghi hebt van beghinne:  
 30. in desen lande en es uws doens niet inne.'  
 Die voghel die sus den reigher keerde,  
 dat woudic dat ieghelijc here leerde,  
 dat si hem niet en lieten ghenaken  
 die so ander lant te schanden maken.  
 35. een verrader es gaerne den anderen hout.  
 als die verrader hier soect onthout,  
 so spreect dees verrader te sinen here:  
 here, ghi behoeft wael goeder lere,  
 ghi sijt een kintsch man van daghen,  
 '40. dees man can wale goet bejaghen,  
 hi es ghecomen up avonture,  
 hi can veel meer dan sine naghebure —  
 hoedu! wat goeder const hi can,  
 hi blijft een verrader ende een valsch man.

## 3.

## VAN DEN LEWEN ENTEN BEREN ENDE VAN REINAERT DEN VOS.

- Mi leerde eens een wise, een oude  
 dat ic noch voor de waerheit honde:  
 dat recht brenct men te hove voort,  
 dattie here gaerne hoort.  
 5. ooc hebbent ettelike wale gheweten,  
 met heren eist quaet kersen eten;  
 si willen dat haer gheselle gripe  
 altijt de harde ende si de ripe.  
 hier up hebbic een bispel vonden,

21. *vroet maken*, belehren. — 24. *wale gheervet*, reichlich mit Erbe, Gütern versehen. —  
 25. *quite werden*, los werden. — 31. *keren*, verhindern, abwehren. — 33. *ghenaken*, nähern.  
 36. *onthout*, Aufenthalt, Unterkommen. — 38. Hs. *ir duorft für ghi behoeft*. — 40. *bejaghen*,  
 gewinnen. — 41. *up avonture*, auf gut Glück.

III. 1. *eens*, früher einmal. — 6. Sprichwort: mit großen Herren ist schlecht Kirschen  
 essen. — 9. *bispel*, mhd. bispel, Gleichnissrede.

- voor dat so ic ken ende mene ;  
 tes ooc vele bet ghedaen,  
 sijt des seker sonder waen.
25. soete meester, hoort nae mi !  
 ic wil u berechten wat diers dat si :  
 het es een wael gheboren man,  
 dien men vercopen niet en can  
 entie groot cracht aen hem selve weet
30. ende in sijnre bester vloghe gheet  
 ende rijc es van groten goede,  
 ende es hi dan van sulken moede,  
 dat hi een verrader wille wesen :  
 bi gode sone can niemen voor hem ghenesen !'

## 2.

## VAN DEN REIGHER.

- Een reigher was in enen woude  
 ende hadde alles des hi hebben soude,  
 daer met en mochte hem niet ghenoeghen.  
 god can alle dinc wale ghevoeghen,
5. want wien men onghievoeghich weet,  
 dien es god ende al die werelt wreet,  
 dats ene gruwelike wrake.  
 van desen reigher liep die sprake,  
 waerwert hi sich hene wende,
10. hem volghet altijt een valsch ende,  
 ende hadde den wout doen verdorren  
 ende met schanden so verworren,  
 dat daer niemen en mochte in gheduren.  
 doe dachtu sijn ghesinde te vuren
15. in een ander conincrike,  
 ende woude ooc daer doen dierghelike.  
 nu es hi uptie vaert comen.  
 een ander voghel heeft dit vernomen,  
 die hem heimeliken vraghede,
20. waer hi sine vloghele hene waghede.

---

23. *tes* für *bet es* — *bet*, mhd. *bag*. *bet ghedaen*, besser beschaffen. — 28. *vercopen*, erkaufen, durch Bestechung gewinnen. Hs. *verkouen*, was kein Wort ist. — 29. *entie* für *onde die*. — 30. *vloghe*, Flug.

II. 5. *onghevoeghich*, der sich ungebührlich betrügt. — 6. *wreet*, böse. — 7. *wrake*, Rache. — 10. *volghet apoc.* für *volghede*. — 17. *uptie vaert comen*, sich auf den Weg machen. — 20. *waghen*, bewegen.

- 'Vrient, des willic di maken vroet.  
 dit lant was utermaten goet,  
 dat hebbic alle so verdervet,  
 daer en es niemen in so wale gheervet,  
 25. mochte des met eren werden quite,  
 hi stonde daer nae met allen vlite.'  
 'Her reigher, voerdi altijt uw valsch ende mede,  
 so radic u, dat ghi dien sede  
 vaste hout dien ghi hebt van beghinne:  
 30. in desen lande en es uws doens niet inne.'  
 Die voghel die sus den reigher keerde,  
 dat woudic dat ieghelijc here leerde,  
 dat si hem niet en lieten ghenaken  
 die so ander lant te schanden maken.  
 35. een verrader es gaerne den anderen hout.  
 als die verrader hier soect onthout,  
 so sprect dees verrader te sinen here:  
 here, ghi behoeft wael goeder lere,  
 ghi sijt een kintsch man van daghen,  
 40. dees man can wale goet bejaghen,  
 hi es ghecomen up avonture,  
 hi can veel meer dan sine naghebure —  
 hoedu! wat goeder const hi can,  
 hi blijft een verrader ende een valsch man.

## 3.

## VAN DEN LEWEN ENTEN BEREN ENDE VAN REINAERT DEN VOS.

- Mi leerde eens een wise, een oude  
 dat ic noch voor de waerheit honde:  
 dat recht brenct men te hove voort,  
 dattie here gaerne hoort.  
 5. ooc hebbent ettelike wale gheweten,  
 met heren eist quaet kersen eten;  
 si willen dat haer gheselle gripe  
 altijt de harde ende si de ripe.  
 hier up hebbic een bispel vonden,

21. *vroet maken*, belehren. — 24. *wale gheervet*, reichlich mit Erbe, Gütern versehen. —  
 25. *quite werden*, los werden. — 31. *keren*, verhindern, abwehren. — 33. *ghenaken*, nähern.  
 36. *onthout*, Aufenthalt, Unterkommen. — 38. Hs. *ir duorft für ghi behoeft*. — 40. *bejaghen*,  
 gewinnen. — 41. *up avonture*, auf gut Glück.

III. 1. *eens*, früher einmal. — 6. Sprichwort: mit großen Herren ist schlecht Kirchen  
 essen. — 9. *bispel*, mhd. *bispiel*, Gleichnissrede.

10. dat willic minen vrienden conden.  
Die lewe entie bere ghinghen  
ende Reinaert die vos daer si vinghen  
enen vetten os ende ene coe  
ende een somercalf daer toe,
15. dat si verbeten sonder were.  
doe sprac die lewe tot den bere,  
dat hi den roof partierde ;  
hi woude ooc wael dat hi visierde,  
wat ieghelijcs deel nae rechte ware.
20. doe sach die bere harentare  
ende dachte in sinen moet :  
'dees os es utermaten goet,  
dien willic gheven minen here,  
aldus behoudic wael mine ere,
25. ende dese coe sal wesen mine  
voor mine menigherhande pine  
ende voor mine grote aerbeit,  
want icse alle drie verbeit.  
nu hebbic u goet ghedeelt, meer dan half.
30. Reinaerde ghevic dit calf,  
want hi ons den roof hier wisede.'  
des die lewe niet en prisede.  
doe die lewe vernam die tale,  
doe reet hi heme ten selven male
35. van sijn hovet een groot stuc  
te sinen groten ongheluc,  
dattet hem over doghen hinc.  
nochtan was hi vro datti ontghinc,  
ende liep up enen berch staende.
40. anderwerf, seide men, datti vermaende  
Reinaerde te delen dese proye.  
'here', seidi, 'god hoede mi voor vernoye!  
aen desen delen can ic mee no min.  
ic laet u gaerne al mijn ghewin
45. up avonture, dat ghi met mi  
doet wat uwer ghenaden si.'  
hi seide: 'des en willic niet,

14. *somercalf*, Kalb, im Sommer geboren und groß gezogen. — 15. *verbiten*, todt beißen.  
18. *visieren*, wohl überlegen. — 20. *harentare* (Hs. *her in dar* r und da. — 37. *doghen*  
für *de oghen*, — 40. *anderwerf*, abermals. — 41. *proye*,

- doet dat men u ghebiet ;  
des biddic u ende vermane
50. stouteliken nae uwen wane.  
'sint ghi ghebiet dat ic het doe,  
so ghevic dese vette coe  
miere vrouwen uwen wive,  
dattic haer vrient te steder blive.
55. houdu desen os, dien u gaf Brune,  
het stonde mi harde onghesiene,  
dattic mijs anders onderwinde.  
minen jonchere uwen kinde  
ghevic dit calf dat voor ons leit.'
60. 'Reinaert, ghi hebt wale gheseit.  
Reinaert, Reinaert bi der trouwen,  
die ghi sijt schuldech uwer vrouwen  
der coninghinne, minen wive,  
ic uw vrient te steder blive :
65. wie riet u sus wale te doene ?  
'here, die metten roden caproene,  
die up ghenen berghe staet,  
aen hem so vondic desen raet  
ende een deel van der meestrien,
70. hi hiet mi nae der broke lien  
ende meneghen schalc heten here,  
die en heeft doghet no prijs no ere.'

Jac. Grimm hat den niederrheinischen Text seinem Reinhart Fuchs S. 388—390 einverleibt. Es ist dieselbe Geschichte, die im Reinaert (bei Willems 6114 ff.) und Reineke 5412—5478 vorkommt, nur daß dort die Rolle, die hier der Bär spielt, Isegrimen zugetheilt ist. Man sieht schon daraus und aus der ganzen Darstellung, daß unser Gedicht kein Theil des Reinaert ist.

51. *sint*, seit, nachdem. — 54. 64. *te*, desto, um so. — 56. *onghesiene*, *onsiene*, schlecht vgl. Hor. belg. 6, 256. — 64. *caproen*, Schweifkappe, das frz. chaperon. Im Reineke heißt die Stelle so :

— — here, dat heft gedân  
desse deme se rôt is de kop  
unde deme so blodich is de top.

69. *meestrie*, Geschicklichkeit, Meisterschaft. — 70. *hi hiet mi nae der broke lien*, er hieß mich nach der Strafe (die er, Brun, empfangen hatte) reden. Hs. *he heis mig na deme brode lien*, was Grimm erklärt: nach dem Brot gehen, wandern. *lieden*, zsgz. *lien* ist auch confiteri; es handelt sich also nur noch um 'na deme brode'. Meine Lesart *broke* (*mulcta*) führt eher nach dem Ziele als nach dem Brote.

## HERBORT VON FRITSLAR UND BENOIT DE SAINTE-MORE.

VON

G. KARL FROMMANN.

(Fortsetzung.)

<b>39. Herbort V. 2139 ff.</b>		Et ceuz daise tot ausiment	25
Mes ainz nos conuient esgarder (24 <sup>c</sup> )		Cil daise noront cure dal	
Qe en tel sen la començon		Mez touz iors soient a cheual	
Qe traire a boen chief en puisson		Plus uoelent gerre qautre rien	
Molt ont fort gent molt ont aie		Ainc namerent repos ne bien	
Molt dure loing lor seignorie	5	Ice resauons nos de uoir	30
Grant honte aurons au commencier		Qe cil resont a lor uoloir	
Se ne nos en poons uengier		Si gardez bien qe en feroiz	
Qi bien començe qe li uaut		Ja mar por moi le lesseroiz	
Sen la fin pert del tot et faut		Je nen di rien par coardie	
Commencement doit len hair	10	Ensorqetot nauonz nauie	35
Dont len ne puet a chief uenir		Par qoi puissons sor elz passer	
Li uilains dit meus uaut lessier		A ce ne fai conseil doner	
Qe mauueissement comencier		Sanz nes ne saconfaitement	
Bien sauons tuit qen tot le mont		Lor puissonz faire nuisement	
Ns si tres fors gens com il sont	15	Molt i auons poi dapareil (24 <sup>a</sup> )	40
Veez europe qil ont		Sen fait aprendre tel conseil	
Qi la tierce part tient del mont		Dont on puisse a tel fin uenir	
Q son li meillor cheualier.		Com ne sen plaigne au departir	
Et li meuz duit de gueroier		Car lenor des noz ef le bien	
Ainc el ne firent a nul ior	20	En desir ge sor tote rien	45
Ne ne seruient dautre labor		A ce redistrent lor talant	
Ceuz puent bien en ost mener		Li plusor deauz et li auqant	
O elz et par terre et par mer		En plusors sens le loent faire	
Ceuz aurent tot a lor talent		Mes ennuiz est de tot retraire.	

**40. Herb. V. 2254 ff. u. Anm. zu V. 2266.**

Qant elenus ot acheuee	(25 <sup>c</sup> )	Auoiz fait il franc chevalier	
La parole qil ot mostree		Par qoi uos uoi si esmaier	
Tuit furent par la cort taissant		Par la parole dun preuoire	
Ni ot parle ne tant ne qant		Qi mençoigne uos fait acroire	
Ni auoit un sol mot tenti	5	Trop par est fouz qi cuide et croit	15
Qant troillus en piez salli		Qe il sache qauenir soit	
Des filz le roi fu le menor		D ui en troiz anz ie nel cuit mie	
Mes ce trononz bien en lauctor		Ce li fait dire coardie	
Poi ert mainz loez en son endroit		Preuoire sont toz iors coart	(25 <sup>a</sup> )
Ne mainz hardiz qe hector estoit	10	De poi de chose ont grant regart	20

GERMANIA II.

12

Cist ne fait mie a escouter		Et qi par son deuinement	
Dahez ait hui son deuiner		Leira a qerre uengement	
Qe qiert il entre cheualiers		De la grant honte et del grant lait	
Mais aut orer en ces mostiers		Qe li greçois ont nos tant fait	
Et gart qil soit et gros et gras	25	Si soit a toz iors maiz honiz	35
Nos uies ne sacordent pas		Et de trestoz les deus partiz	
Et peust son cors aesier		A cele parole ot grant bruit	
Qil na dautre chose mestier		Molt a bien dit ce dient tuit	
Paine et traual por pris auoir		Chascuns loe chascuns otroie	
Itel uie deuonz auoir	30	Qe paris se mete a la uoie.	40

## 41. Herb. V. 2299 ff.

Trois cens et sexante anz et plus (26 <sup>b</sup> )		A lui oi maintes fois dire	
Ot mes peire euforbius		Qe tote troie et tot lenpire	10
Ainz qil pasast de ceste uie		Empireroit et tot le regne	
Molt grant sens ot et grant mestrie		Se paris de grece uoit feme	
Des ars et del conseil deuin	5	Par ce le di se il i uait	
Ce estoient tuit uers lui aclin		Et de la feme preigne et ait	
Ainc cele chose ne promist		La profecie auoiera (26 <sup>c</sup> )	15
Qi a son terme nauenist		Qe mes peire profecia	

## 42. Herb. V. 2312.

Cassandra fu fille le roi	(26 <sup>c</sup> )	A mal irons et a peril	
Qi molt soit del deuin segroi		Et li plusor a lonc essil	
Respons prenoit et sors getoit	(26 <sup>d</sup> )	Molt lor defent et molt lor uee	15
Cele conut molt bien et soit		Et molt sen fait triste et iree	
Se de grece a feme paris	5	Bien lor anonçioit chose uoire	
Destruite iert troie et le pais		Cui chaut qant ne len uossisent croire	
Mostre lor a et dit t̄res bien		Se cassandra et elenus	
Nel uos penses fait ele en rien		En fossent creu et pantus	20
Car sen grece uait li nauies		Ancor naust troie nul mal	
Poi porons nos proissier nos uies	10	Ne li noble riche uassal	
Troie en reuertira en cendre		Mes fortune nel uoloit mie	
Ne nos en pora rien deffendre		Qi trop lor estoit enemie.	

## 43. Herb. 2349 ff.

El mois qe chantent li oissel	(26 <sup>d</sup> )	Les nes furent apareillies	
Voient la mer et li tens bel		Et de la terre en mer sachies.	

Herbort V. 2377 ff. Fine längere Anrede des Priamus an die Abreisenden gibt Benoît.

## 44. Herb. V. 2391 ff.

Anchois qen grece ariuasent	(27 <sup>b</sup> )	Droit a pyre uoloit sigler	
Ne qil onques a port tornassent		Nestor lauoit mande a soi	5
Ert menelaus entrez en mer		Mes ne sa pasi dire por qoi.	

## 45. Herb. V. 2411 ff. und Anm. zu 2418 u. 2424 ff.

Qant cil des nes sentrechoisirent		Qi avec ses freres estoit	
Es li un dels les autres uirent		Ermiona ert apelee	
Ne sorent dire ne penser		Molt ert des dous oncles amee	
Qel part chascuns uoloit aler		Molt lamoient et charissoient	(27°)
Nes e uousissent tant aprosmer	5	A grant henor la norissoient	20
Qe luns peust lautre aresnier		Citherea ce dit l'auctor	
A la cite destimestree		Auoit non lisle a icel ior	
Qi molt est riche et renomee		O il ariuereit lor nes	
Ert en cel tens castor alez		Molt ert li tens dous et soes	
Et polluz ses frere lainnez	10	Vn temple riche et meruellous	25
A cez dous fu seror elaine		Molt ancien molt precieus	
Dont il orent puis assez paine		Auoit en cel isle a lenor	
Cist menelaus estoit ses sire		Uenus la deesse damor	
Qi par mer sen aloit a pyre		Tuit cil del regne denuiron	
Elaine une fille auoit	15	I uenoient a oroison.	30

## 46. Herb. V. 2489 ff.

Molt fu de grant beaute paris	(27°)	Se nest rendue estre pora	
De cors de façon et de uis		Qe granz damages en uendra	30
Sor les autres fu li plus gens		Molt est isnele renomee	
Si ot molt riches garnimens		Sauoir fist tost par la contree	
Il not si poure compaignon	5	Qe paris ert avec ses nes	
Ne resenblast prince o baron		Iuec en lisle el port remes	
Vn sacrefise apareilla		Elaine en oi la nouele	35
A la desse diana		Qi sor totez dames ert bele	
A la troiene maniere	(27 <sup>d</sup> )	Et riche et sauie et auenant	
O simple uolt et o proiere	10	Ne se prisera tant ne qant	
Molt le fist acceptablement		Sele a la feste ne uait.	
En la presance de la gent		A sez priuez dit et retrait	40
Cil del pais molt demandoient		Qu el a pieça un ueu uoe	
A troiens a cui parloient		Rendre a cel ior determine	
Qil estoient et qil qeroient	15	Sor lautel uelt ses dons offrir	
O aloient et dont uenoient		Et un deuin respons oir	
Et cil respondirent briefment		Son oire fist apareillier	45
Filz ert priant demainement		Puis exploita del cheuaucier	
Qi sire et rois de troie estoit		Au temple en uint a sa masnie	
En cest pais le trametoit	20	Molt par sen fist ioiose et lie	
Por castor et polluz requerre		Qant paris sot qu el ert uenue	
Qi iadis furent en la terre		Il ne lauoit onques ueue	50
Une pucele en amenerent		Molt la conuoita a ueoir	
Qant troie et le pais gasterent		Oi auoit dire de uoir	
Ante est cestui et suer le roi	25	Qe cert la plus tresbele rien	
En li tenir font grant besloi		Qe fust el siegle terien	
Quere la uient se lauion		Tant dist tant fist tant porchaça	55
Volentiers len remeneiron		Et tant reuint et tant ala	

Qe il la uit et ele lui		Naura amors et lui èt li	
Molt ses esgarderent anbedui		Ainz qil se fuissent departi	
Elle ot demande et enqis		Diluec sanz nulle dotance	75
Qi filz ne dont estoit paris	60	A lor forme et a lor senblance	
Fiere beaute en lui miroit		Les a greument saisiz amors	
Molt lama et molt li prioit		Souent lor fait muer colors	
Paris fu sage et anartous		Tant erent bel ne men merueil	
Vistes cortois et scientous		Sil en uoelent ioster pareil	80
Tost seit tost uit et tost connuit	65	Ne peust pas aillor trouver	
Son boen senblant et apercuit		Tel loisir orent de parler	
E qe uer lui a bon corage		Qe auces distrent de lor boens	
Ne li fu mie de sauuage		Paris otot ses troiens	
Anchois sest mis puis atant		Ont pris delaine le congie	85
Quaches li dit de son talant	70	Droit a lor nes sont repaireie	
El ueoir et el parlement		Mes ele sot tres bien de uoir	
Qe il firent assez brefment		Qil la uendroit encor ueoir.	

## 47. Herb. V. 2615 ff. und Anm. zu V. 2619.

La belle la proz dame helaine	(29 <sup>a</sup> )	. . . . .	
I pristrent tote premeraine		Mer sor le port ot un chastel	5
Ne se fist mie trop laidir		Elee ot nom et bon et bel	
Bien fist senblant del consentir			

## 48. Herb. V. 2645 ff. und Anm.

Set iors i furent aconplis	(29 <sup>a</sup> )	A grant ioie les recut lon	
Car toz lor est li uens falis		Tenedon estoit uns chateaus	
Mes tant ourent la semaine		Sor le riuage bons et beaus	
Par mi la mer qi tote ert plaine		De murs de marbre ert clos et ioinz	
Qil pristrent port a tenedon	5	De troie estoit set liues loinz.	10

## 49. Herb. V. 2655 ff.

Dame helaine fesoit senblant	(30 <sup>a</sup> )	Et sa beaute et sa hautece	10
Q ele eust duel et ire grant		Ne la pooit rienz conforter	
Forment ploroit grant duel faisoit		Qant les dames ueoit plorer	
E durement se conplaignoit		Qi estoient o li rauies	
Son seignor regretoit souent	5	Molt amoient petit lor uies	
Ses freres sa file et sa gent		Qant lor seignors ueoient pris	15
Et son lignaje et ses amis		Auqanz naurez plusors ocis	
Et sa contree et ses pais		Par poi li cuer ne lor partoient.	
Sa ioie sanor sa richece			

50. Ausführlicher und in anderem Tone als Herb. (V. 2679—2716) gibt Benoît (Bl. 30<sup>a</sup> unten — Bl. 30<sup>a</sup> oben) das Wechselgespräch zwischen Paris und Helena, welches letztere mit den Worten schliesst:

Sire fait el ne sai qe dire		Mes se ie desden e refus	
Mes assez ai et duel et ire		Vestre plaisir poi me ualdra	5
Nen puet auoir nule rien plus		Por ce sai ie qil mestouura.	

Vuille e non uoille consentir		Se uos me portez honor et foi	
Vostre boen et uostre plaisir		Sauf lauroiz selonc ma ualour	
Qant deffendre ne men poroie		Donc ne se pot tenir de plour	
De droit neant me peneroie	10	Molt la paris reconfortee	15
Ne puis faire ce poisse moi		Et a merueilles honorée.	

## 51. Herb. V. 2740 ff.

Molt fu li rois prianz cortois	(31 <sup>b</sup> )	La nuit furent molt celebre	
Les resnes a noiaus dorfrois		Molt essaucie molt honore	
Prist del palefroi dame helaine		Mes lendemain a grant hautece	
Il toz seulz la conduist et maine		A grant ioie et a grant leece	20
Molt la conforté et molt li prie	5	A paris helaine esposee	
Qe sesioise et ne plurt mie		Li rois prianz li a donee	
Assez li a li rois pramis		Molt li a riches noçes faites	
Qe dame sera del pais		Ja mes si grant n ierent retraites	
Tant cheuanchierent et parlerent		Tuit cil de troie fest erent	(31 <sup>a</sup> ) 25
Qes rues de troie en enterent	10	Huit iors qe onçes ne finerent	
Onçes nuls hom a icel ior		Grant ioie auoient qe paris	
Ce trouons nos bien en lauctor		Auoit laidiz ses enemis	
Nauoit anchoiz oi parler		Por essaucement de la glorie	
De si grant ioie demener		E par honor de la uictorie	30
A nul home qi ainc fust uis	15	Dura la feste huit iors et plus	
Com le ior firent el pais		Si com il auoient en us.	

Zu Herbert Anm. 2839. Benoît nennt (Bl. 32<sup>b</sup>) Patroclus, Achilles, Diomedes, Eurialus und Tolopomenus.

## 52. Anm. zu Herb. 2875 ff.

Dedenz le iors de la quinqene	(32 <sup>a</sup> )	Qi legier croient maintes riens	15
Qe paris ot rauie heleine		Qe il cuident qe soit granz biens	
Entgerent si dui frere en mer		Par icelz fu dit et noncie	
Por lui rascoure et ramener		Qe il nerent mie noie	
Mais a mal ore se meurent	5	Ne pooient mie morir	
Qant au port de lesbio furent		Nen mer ne enterre perir	20
Si tost norent terre perdue		Ensi li dit la gent uilaine	(32 <sup>a</sup> )
Qe tormente lor fu meue		A grant trauaille et a grant paine	
Toz les trois iors uenta si fort		Les quistrent puiz de ci qa troie	
Cainc nes nosa uenir a port	10	Mes qi qen feist duel ne ioie	
Molt fu la mers fiere et orible		Ne puet estre por rien seu	25
Onçes duit iors ne fu pasible		Sauoir qil erent deuenu	
Ne puest estre nouele oie		Ensi fenirent nen sai plus	
Mes la fole gens esbahie		Castor et sez freres polus	

## 53. Herb. V. 2889—2930 und Anm. zu 2916.

Beneoiz dit qi rien ni lait	(32 <sup>a</sup> )	Et les senblances raconter	
De qant qe daires li retrait		Et la forme qanoit chascuns	5
Ici endroit uoil demostre		Qa ses eulz les uit uns et uns	

Quant cil de troie et li greçois		Qil furent andui dun grant	
Auoient trieues par dous mois		Et dune groisse et dun senblant	
O par moins o par plus despace		Cheuoilz auoient lonc et bloiz	
Es tres en loges et en place	10	Sor lor espaules per lonctroiz	20
Les aloit daïres esgarder		Anbedui auoient groz euls	
Por lor senblances regarder		Plains de fierte et plainz dorguels	
Sestoïre uoloit faire plaine		Molt auoient les faces beles	
Por ce se mist en molt grant paine		Et nes et boïches et maïsseles	
Des dous qi sont retrait en mer	15	Lonc cors auoient et bien fait	25
Oï retraire et raconter		Si com lestoïre le retrait	

## 54. Herb. V. 2931—46 und Anmerk.

De Helene qi ert lor seror		Tote rien qi nasqi humeine	
Et de tote beaute la flor		Ce disoient bien li auquant	
De totez damez mireor		Qa ses freres ert resenblant	
De totez lautrez la gençor		Et enmi leu des dous sorcils	15
De trestotez la soueraine	5	Qi dougie erent et sotils	
Ansi come colors de graine		Auoit un seing en tel endroit	
Est plus hele qe dautre chose		Qa merueille li auenoit	
Et tot ensi come la rose		Li cors de lui ert blanz et gras	
Sormonte colors de beutez	(33*)	Molt se uestoit bien de ses dras	20
Trestot ensi et plus assez	10	Simples estoit et de bonaire	
Sormonta la beautez heleine		Tant come len poroit retraire.	

Benoît preist hier Helenens körperliche Vorzüge, wie Herbort oben (V. 2489 ff.); von ihren geistigen Eigenschaften redet Benoît an dieser Stelle nicht und Herbort scheint (V. 2934) wegen dieser Abweichung von seinem Original sich zu entschuldigen. Vers 2945 f. klingt aus Herborts Munde wie Ironie (vgl. V. 109 ff.).

## 55. Herb. V. 2947—66.

Agamenon qi estoit rois		Sa chars et sa chiere dougie	
Et dautre et mastre de greçois		Ert plus blanche qe noif negie	
Fu grant a merueille et menbrus		Ja de parler ne fust atainz	
Molt ot grant force et grant uertus		Sage ert et cointes et machainz	10
A merueille estoit hairous	5	Nobles et glorieus estoit	
Et penibles et traueïlous		Et dauoir grant plante auoit	

## 56. Herb. V. 2967 ff.

Menelaus nert grans ne petiz		Molt estoit proz et acceptables	
Ros ert et beauz proz et hardiz		Et a tote rien aorables.	

## 57. Herb. V. 2977 ff. und Anmerk. zu 2989 ff.

Achiles fu de grant beaute		Crespes cheuoilz ot et abornes	5
Gros ot le piz espes et le		Ne fu mie pensis ne mornes	
Lez eus el chief hardiz et fiers		La chiere auoit lie et ioïuse	
Et les membres gros et pleniars		Et uers ses enemis irose	

Molt estoit larges despensiers		A poine trouast len son per	
E molt auoit de cheualiers	10	Molt ert hardiz et corageus	(33 <sup>b</sup> )
Grant pris auoit darmes porter		Et de uictorie curieus	

58. Herb. V. 2993 ff. und Anmerk. zu 2999.

Patroclus ot le cors molt gent	(33 <sup>b</sup> )	Les culz ot uairs not pas grant ire	
Et molt fu de grant escient		Leauz fu molt uerte uelt dire	
Blanz fu et blois et droiz et granz		Larges doneres meruellous	
Et cheualiers molt auenanz		Mes molt par estoit uergoineus.	

59. Herb. V. 3001—8.

Ayaus fu gros et qairez	(33 <sup>b</sup> )	Toz iors fu richement uestus	
Le piz lez braz et les costez		Molt estoit fors molt estoit durs	
Auges ert granz et espalus		Mes nestoit mie molt seurs.	

60. Herb. V. 3009—3020.

Vn autre thelamon (lies: ayax) iot	(33 <sup>b</sup> )	Molt estoit de grant sinplite	
Qi telamon en sornom ot		Mes encontre son enemì	
Icist fu molt de grant ualor		Auoit cuer felon et hardi	10
Molt ot en lui boen chanteor		Ja en estoir ne en tornoi	
Molt auoit la uois haute et clere	5	Ne portast a nul home foi	
Et de sonex ert boenz trouere		Sor ciel nauroit tel cheualier	
Noir chief auoit recercele		Ne qi mainz seust losengier.	

61. Herb. V. 3021—40.

De grant beaute ce dit daires	(33 <sup>b</sup> )	Mes en dis milie cheualiers	
Les sormontoit toz ulixes		Ne nauoit un plus trecheor	
Ne nert trop granz ne trop petiz		Ja uoir ne deist a nul ior	
Molt estoit de grant senz garniz		De sa boiche cissi mainz gabois	
A merueille estoit beaus parliers	5	Molt par ert sages et cortois.	10

62. Herb. V. 3041—58.

Fors refu molt diomedes		Et molt fu darmes redoutez	
Gros et qairez et granz ades		A grant paine pooit trouer	
La chiere auoit molt feleneisse	(33 <sup>c</sup> )	Qi auec lui uousist ester	10
Cist fist mainte fause promesse		Rienz ne peust en pais tenir	
Molt fu hardiz molt fu ueisous	5	Trop par estoit maus aseruir	
Et molt fu darmes engignous		Mais por amer traist maintes foiz	
Molt fu estouz et sorparlez		Maintes paines et mainz destroiz.	

63. Herb. V. 3059—74.

Nestor fu granz et lonz et lez	(33 <sup>c</sup> )	Noif nert plus blanche qil ert toz	
Force deuoit auoir asoz		Molt ert hardiz molt ert proz	
Le nes ot corbe et de parler		Or ne restoit de rien itaus	
Ne peust len trouer son per		De fenblance prothessilaus	10
Mes qant ire le sorprendoit	5	Car a merueille estoit isnaus	
Nule mesure en soi nauoit		Et gens et proz et fors et beaus.	

64. Herb. V. 3075—84 und Anmerk. zu 3081.
- |                               |       |                                 |    |
|-------------------------------|-------|---------------------------------|----|
| Neptolemus fu granz et lons   | (33°) | Les euz auoit groz et reons     |    |
| Gros par le uentre come trons |       | Noir chief auoit nert mie blons |    |
| A merueille estoit uertuous   |       | Les sorcilles grosses et lees   | 10 |
| Et de mainte chose engigneous |       | Come sil les eust enfrees       |    |
| Beaute auoit et boene chiere  | 5     | De plait sauoit trop et de lois |    |
| Si babet (?) de grant maniere |       | A merueille par ert cortois.    |    |
65. Herb. V. 3085—90.
- |                                 |       |                                    |   |
|---------------------------------|-------|------------------------------------|---|
| Palamedes nel senbloit pas      | (33°) | De bonaire gentilz et frans        |   |
| Gent cors auoit nert mie gras   |       | Hauz fu et blois et beaus et drois | 5 |
| Grailes estoit par mi les flans |       | Et les mainz blances et les dois.  |   |
66. Herb. V. 3091—98.
- |                                |       |                                    |   |
|--------------------------------|-------|------------------------------------|---|
| Polidarius ert si gras         | (33°) | Mes toz iors ert triste et ploranz |   |
| Qe apaines aloit le pas        |       | On le cerchaist en mainte terre    | 5 |
| En plusors choses ert uaillanz |       | Qi plus orgoillos uousist qerre    |   |
67. Herb. V. 3099—3106 und Anmerk. zu 3099 u. 3116.
- |                                |       |                                   |    |
|--------------------------------|-------|-----------------------------------|----|
| Machion fu amerueille rous     | (33°) | Nert pas trop grant ne trop petiz |    |
| Mes molt par estoit corageus   |       | Toz iors sendormoit a enuiz       |    |
| Le cors auoit trestot reont    |       | Li rois de perse fu molt granz    |    |
| Et poi cheuoliz en mi le front |       | Et molt riches et molt puissanz   | 10 |
| Molt par menaçoit richement    | 5     | Le uis ot gras et lentillous      |    |
| Et molt ert fel a tote gent    |       | De barbe et de cheuoliz fu rous.  |    |
68. Herb. V. 3107—22.
- |  |       |                                |    |
|--|-------|--------------------------------|----|
| Briseida fu auenans                    | (33°) | Molt fu amee et molt amoit     |    |
| Ne fu trop petite ne grans             |       | Mes ses corages li chanoit     |    |
| Plus estoit belle et blonde et blanche |       | Et si estoit molt uergondose   |    |
| Qe flor de liz ne noif sor brance      |       | Et simple almosniere et pitose |    |
| Mes les sorcilles li ioignoient        | 5     | De celz de grece uos ai dit    | 15 |
| Qe auques li mesauenoient              |       | Lor senblances selonc lescrit  |    |
| Beaus euz auoit a grant maniere        |       | De tant com ie en ai troue     |    |
| Et molt estoit belle parliere          |       | Vos ai tot dit et raconte      |    |
| Molt fu de bel afaitement              |       | Ni ai apost ne plus ne mains   |    |
| Et de sage contement                   | 10    | Or redlronz des troians        | 20 |
69. Herb. V. 3123—54.
- |                                  |         |                                   |    |
|----------------------------------|---------|-----------------------------------|----|
| Molt par fu beaus li rois prianz |         | Ne onques losengier nama          | 10 |
| Ce dit lescriz et lons et granz  |         | De sa parole ert ueritiers        |    |
| Le nes et la boche et le uis     |         | Et de iustise droituriers         |    |
| Ot bien estant et bien assis     |         | Contes et fables et chançons      |    |
| La parole auoit auques basse     | (34°) 5 | Sauoit assez et noueaus sons      |    |
| Soene uois et douce et qasse     |         | Ooit souent si delitoit           | 15 |
| Molt par estoit beaus cheualiers |         | Et cheualiers molt henoroit       |    |
| Et matin manioit uolentiers      |         | Onques nuls rois plus riches dons |    |
| Onques nul ior ne sesmaia        |         | Ne sot doner a sez barons.        |    |

## 70. Herb. V. 3155—74 und Anmerk. zu V. 3160.

<b>Des troiens li plus ardis</b>	(34 <sup>a</sup> )	<b>Trop estoit proz et de grant cuer</b>	
<b>Etoit sainz faille hector sez fiz</b>		<b>Si ne deist a nesun fuer</b>	
<b>De pris toz homes sormontoit</b>		<b>Parole laide ne uilaine</b>	
<b>Mes un sol petit balbeoit</b>		<b>Ainc nus ne fu de si grant paino</b>	<b>20</b>
<b>D anbesdous oilz borgnes estoit</b>	<b>5</b>	<b>Ne onqes por ioie ne por iro</b>	
<b>Mes point ne li mesauenoit</b>		<b>Ne fu menez iusqa mesdire</b>	
<b>Le chief ot crespes et blanche char</b>		<b>Darmez porter ne del tenir</b>	
<b>Et si nauoit cure des char</b>		<b>Ne del faire tot son plesir</b>	
<b>Granz et pesans auoit les membres</b>		<b>Ne puet len mais trouer meillor</b>	<b>25</b>
<b>Mes il nes auoit mie tendres</b>	<b>10</b>	<b>Molt par amoit pris et honor</b>	
<b>Ainc plus batailler ne plus dur</b>		<b>Onqes nul hom de mere nez</b>	
<b>Not a troie ne plus seur</b>		<b>Ne fu en uile tant amez</b>	
<b>Barbe auoit assez el menton</b>		<b>Com cil de troie tuit lamoient</b>	(34 <sup>b</sup> )
<b>Mais molt ert de gente façon</b>		<b>Petit et grant qi i estoient</b>	<b>30</b>
<b>Bruns cheualiers ert el uisage</b>	<b>15</b>	<b>Dous et pius contre citoians</b>	
<b>Le cuer ot franc et dolz et sage</b>		<b>Et contre amor nert pas uilains.</b>	

## 71. Herb. V. 3175—84 und Anmerk.

<b>Tot autreteus ert helenus</b>		<b>En formes erent molt senblant</b>	
<b>Et ses freres deifebus</b>		<b>Mes diuers erent de talant</b>	
<b>Come prianz lor peire estoit</b>		<b>Fors estoit molt deifebus</b>	
<b>Antrelz de sanblance auoit</b>		<b>Et de grant sen ert helenus</b>	<b>10</b>
<b>De cors de forme fors d eage</b>	<b>5</b>	<b>Sages poetes boens deuins</b>	
<b>Et fort de cuer et de corage</b>		<b>Des choses disoit bien les fins.</b>	

## 72. Herb. V. 3185—3200.

<b>Troillus fu a merueille granz</b>		<b>Danour qerre de pris auoir</b>	
<b>Et molt fu beaus proz et prisanz</b>		<b>Sentremetoit a son pooir</b>	
<b>Joies larges et enuoissiez</b>		<b>Couoitous ert molt de uictorio</b>	
<b>Et douz et franz et enseigniez</b>		<b>Il nert desiranz dautre glorie</b>	<b>10</b>
<b>Ainc ne fu nus mainz sorcuidiez</b>	<b>5</b>	<b>De son ae not si uaillant</b>	
<b>Ne des puceles plus amez</b>		<b>En la terre le roi priant.</b>	

## 73. Herb. V. 3201—3208.

<b>Paris estoit lons et dougiez</b>	(34 <sup>b</sup> )	<b>Seignorie molt desiroit</b>	
<b>Et molt estoit isnaus de piez</b>		<b>Traire sot a merueille bien</b>	
<b>Les cheuoilz auoit blois et sors</b>		<b>Si sot de bois sor tote rien</b>	<b>10</b>
<b>Plus reluisans qe nest fins ors</b>		<b>Hardiz et proz et combatant</b>	
<b>Sages ert fort et uertuous</b>	<b>5</b>	<b>Fu de ses armes aidant</b>	
<b>Et denpire molt couoitous</b>		<b>Molt ert en lui bel cheualier</b>	
<b>Bien faite chiere et beaus oilz ot</b>		<b>Et se sot darc molt bien aidier.</b>	

## 74. Herb. V. 3209—20 und Anmerk. zu 3214.

<b>Encas fu gros et petiz</b>	(34 <sup>c</sup> )	<b>Et son preu faire et porchacier</b>	
<b>Sages enfais et endiz</b>		<b>A merueille estoit beaus parliers</b>	<b>5</b>
<b>Molt nauoit bien genz arensier</b>		<b>Et en chouses bons conselliers</b>	

- Molt auoit en lui sapieçe  
Force uertu et reuerençe  
Les eulz oit uairs le uis ioious
- De barbe et de cheuoilz fu rous 10  
Molt ot enging molt ot uoisdie  
E molt couoita manentie.
75. Herb. V. 3221—27.
- Anthenor fu grailles et lons (34°) Sages estoit et enparlez 5  
Molt ot paroles et sermons  
Del roi de troie molt amez  
Si ot cointe home et uegie  
Souent gaboit ses compaignons  
Viste a cheual. uiste a pie  
Qant il i trouoit ochaisons.
76. Herb. V. 3228—34 und Anmerk.
- Vn fil auoit polidamas (34°) Fors et hardiz et deffensables  
Dont li liures ne se taist pas  
Et en toz esteurs metables  
Car a merueille estoit prisiez  
Nus de son cors meus ne ualoit  
Et beaus et gens et enseigniez  
Larges et dous et franz estoit 10  
Graisles et drois et bruns el uis 5  
Point nestoit faiaz poi ere irous  
De buens afaitemenz apris  
A armes estoit uertuous
77. Herb. V. 3235—42.
- Li Rois menon fu genz et grans (34°) Poi enuosiez poi enparlez  
Et cheualiers fu auenans  
Et as armes desmesurez 10  
Si ert ce conte li escriz  
Rien ne dotoit rien ne cremoit (34°)  
Par les espales toz forniz  
Et par tot bien len auenoit  
O un gros piz o uns durs braz 5  
Maint dur estor sofri et prist  
O un chief cresphe et abornas  
Merueilles en sa uie fist  
A un blanc uis lonc et traitiz  
Sa grant proece et sifait 15  
O douz oilz rous et trop hardiz  
Seront a toz iorz mais retrait.
78. Herb. V. 3243—50.
- DEcuba ne uoil mie taire (34°) De cuer senbloit home a bien pres  
Ce qe daire en uelt retraire  
Nauoit pas femenil talant  
Ensi auoit nom la roine  
Ne corage ne tant ne qant  
Molt estoit de bone doctrine  
Piue ert et de bone maniere  
Granz fu assez et belle ades 5  
Sage dame ert et almosniere. 10
79. Anmerk. zu Herb. V. 3251.
- Andromaca fu belle et gente (34°) En li not rien qi gent nestace  
Et plus blanche qe nest flors dente  
En son cors ne en sa senblance  
Blois fu ses chiez et uair si oill  
Nauoit un point de mesestance  
Franche simple senz nul orgoill  
Legierete ne fol senblant  
Le col auoit de lonc espace 5  
Nauoit en li ne tant ne qant. 10
80. Herb. V. 3261—76.
- Cassandra fu de tel grandor (34°) Des ars et des segreis deuin 5  
Qainc ne puet estre de meillor  
Sauoit les somes et les fins  
Rosse ot la chiere et lentillouse  
De la chose qi auendroit  
Mes merueilles fu scientouse  
Disoit tot qant qe en seroit

Les eulz ot elers et reluisanz Toz ert diuers li suens talanz	10	Et ses estrez et ses pensees Ert dautrez femes deuizez.	
81. Herb. V. 3277—89.			
De la-beaute polixenain Vos poroit len parler enuain Ne poroit mie estre descrite Ne por moi ne por autre dite Haute ert et granz et graisle et droite 5 Par les flanz dougie et estroite (35 <sup>a</sup> ) Le chief ot bloi les cheuoilz lonz Qi li passioient les talons Les eulz clers uairs et amorous Les sorcilz dougiez anbesdous 10 La face blanche et eler le uis Plus qe rose ne fior de lis Molt auoit de gente façon Le nes la boche et le menton Le col auoit auques longuel 15 Gent safubloit de son mantel Not pas espauls encruees Nerent trop corbes ne trop lees Plus li blancheoit la peitrine Qe fors de liz ne fors despine 20 Lons braz auoit et blanches mains	(34 <sup>d</sup> )	Les doiz èurez dougiez et plains Ainc pucele ne fu mainz fole Le cuer ot dolz et la parole Et beau semblant et boen corage 25 Ainc fle a roi ne fu plus sage Ne plus large ne plus cortoise De faitement et de proise Ne de beaute ne de ualor Ne nasqi ainc riens en lenor 30 Se la beaute de lautre gent Fust tote en un dels solement Sen somes nos trestot certain Qe plus en ot polixenain. Plus belo est et meus enseignie 35 Et de totes le meuz proisie Autrez genz ot a troie asses Riches sages et renomez Dont nest ci faite mencion Ne recontes lor façon 40 En liure nen truis plus escrit Ne de nul daire plus en dit.	
82. Herb. V. 3304--26.			
De miecine i fist uenir Agamenon cent nes garnies Demes et darmes replenies De parthe en ot menelaus Sesainte plaines de uassaus 5 Et de boece et de lanor Entre archelans et prothenor An iorent cinqante beles	5	Trestotes fresches et noueles Escalophus et alignus 10 Li uns ert cuens li autre dus En orent trente en lor partie De la terre dorcominie. Epistrophus et celidus En orent cinqante et non plus 15 De la cite de focidis.	
Auch hier wieder, wie oben bei Nr. 28, bekundet sich unser Herbort als wirklicher, und zwar als ungeschickter Übersetzer seines wälschen Buches, indem er das französische <i>lanor</i> , <i>lenor</i> das, wie gleich nachher in Nr. 86 im Sinne von <i>fief</i> , <i>domaine</i> steht (Roquefort, I, 69 <sup>b</sup> ) irrig für den Eigennamen eines Landes nimmt. Hierin findet die Anmerkung zu Herbort V. 3313 ff. ihre Berichtigung. In V. 3325 ist die Lesart der Hs. (s. Anm.): <i>her Zeclius</i> , d. i. <i>Celidus</i> bei Benoit, wiederherzustellen.			
83. 3335—38 und Anmerk.			
Teucer ot a compaignon Et andamac et dorion		Polisonart et theseus Le plus poures ert cuens o dus	



88. Auch bei Benoît erscheint die Sage von Agamemnon's Frevelthat (s. Anmerk. zu Herb. V. 3599 ff.) nur unklar :

Droit a troie uoillent sigler	(37 <sup>b</sup> )	Qe li orez senefoit	
Mes ne puet estre cunz orages		Qi de passer les destorboit	
Lor a deffendus les passages		Les barons a mandez a soi	
Vne tormente merueillose		Seignor fait il bien sai et uoi	15
Laide et obscure et tenebrose	5	Par qoi tel tens auons eu	
Lor a ne sai qanz iors dure		Par poi ne somes deceu	
Molt en furent desconforte		Molt est diana coroucie	
Par poi qe tuit ne sont noie		Et molt par est uer nos irie	
Molt en furent desconseillie		De ce qe ne lauons reqise	20
Calcas fist ses esperimens	(37 <sup>c</sup> ) 10	Et qe na eu sacrefise.	
Tost set par ses aguremens			

89. Herb. V. 3611.

En la grant selue renomee (37<sup>c</sup>) Qi aulide est apelee.

Auch an dieser Stelle hat Herbort (V. 3610 f. und Anmerk.) Anstoß gefunden, indem er *la selue aulide* (Aulis) für a l'ide nimmt und durch „*der walt zyda*“, d. i. *ze yda*, übersetzt.

90. Herb. V. 3629 ff.

Philoteres uns uassaux proz	(37 <sup>d</sup> )	Cil les conduit qi bien sauoit	5
Mes ueilz estoit et molt de iorz		Par ont li cors plus droiz estoit	
Cil ot este primerement		A un chastel sont ariue	
Au premerain destruiement		Qe troie auoit en poeste.	

Anmerk. zu Herb. V. 3662: bei Benoît nur:

Clostrent les portes del chastel (37<sup>d</sup>)

91. Agamemnon's Rede (Herb. V. 3700—3726) gibt Benoît (Bl. 38<sup>b</sup>—39<sup>b</sup>) viel ausführlicher; ebenso später (Bl. 39<sup>b</sup>—39<sup>c</sup>) die Erzählung von dem Schmucke der beiden Gesandten (Herb. 3733 ff.), wobei er sich ausdrücklich auf seine Quelle („li autors“) beruft.

92. Herb. V. 3811 und Anmerk.

Et se ne fuissiez messagiers	(40 <sup>b</sup> )	Car ia tant com ie uos uerai	
Ja uos esteust malement		Hore senz ire ne serai.	5
Tornes uos en hastiement			

Herb. 3816 und 3790. Die Vergleichung mit Hunden findet sich nicht bei Benoît.

93. Herb. 3839 ff.

Ja li eussent toz detrenchiez.

94. Herb. 3861 ff.

Uos me ferois ocire (40<sup>d</sup>) O pendre o en feu ardoir.

95. Herb. V. 3896 ff. und Anmerk.
- |                                |   |                               |    |
|--------------------------------|---|-------------------------------|----|
| Con faitement danz achilles    |   | A messe alerent ce mest uis   | 10 |
| Ala en messe porchacier        |   | Ou molt auoit riche pais      |    |
| Qe lor host eust a mangier     |   | Et plenteif et asaçe          |    |
| Ja lont li prince tramis       |   | De bataille tuit conree       |    |
| Il nen sen fist de rien eschis | 5 | Il la trouerent dure et fort  |    |
| O lui ala dus thelefus         |   | Maint cheualier i reciut mort | 15 |
| Et cheualier dis mil et plus   |   | Car theutrans qi en ert rois. |    |
| Ce dit et raconte dares        |   | Se combati o les greçois      |    |
| Thelefus fu filz hercules      |   |                               |    |
96. Anmerk. zu Herb. V. 3939 ff.
- |                             |  |                         |  |
|-----------------------------|--|-------------------------|--|
| Vn rois fait il me guereoit |  | Qi deseriter me uoloit. |  |
|-----------------------------|--|-------------------------|--|
97. Herb. V. 3973 ff.
- |                                 |                    |                                |   |
|---------------------------------|--------------------|--------------------------------|---|
| Ici me conuient a retraire      | (42 <sup>d</sup> ) | Qes aides ot priamus           |   |
| Anchois qe uoise plus a mont    |                    | Qes rois qes contes et qes dus | 5 |
| Est bien drois qe ie uos racont |                    | Et qes princes et qes barons.  |   |
98. Anmerk. zu Herb. V. 4005—12.
- |                                |   |                                 |    |
|--------------------------------|---|---------------------------------|----|
| Li rois remus de yfonie        |   | Armes ont fresces et noueles    |    |
| I uint o gente compaignie      |   | Eaumes aubers escuz et seles    | 10 |
| Set contes ot et qatre dus     |   | Toutez dun taint dune color     |    |
| Et cheualiers set mile et plus |   | Car ensi plot a lor seignor     |    |
| Si home lige natural           | 5 | Por ce qe il sentreconneussent  |    |
| Ni ot un sol naust cheual      |   | Es granz batailles o il fussent |    |
| O dous o trois a qatre o sis   |   | Et qe bien fust dit et retrait  | 15 |
| Tuit milsoudor et tuit de pris |   | Sauoir com il lauoiert fait.    |    |
99. Anmerk. zu Herb. V. 4019—22.
- |                                  |                    |                                 |    |
|----------------------------------|--------------------|---------------------------------|----|
| De frise i reuint setypus        | (42 <sup>d</sup> ) | Cist amenerent telz mesnies     |    |
| Et miceres et calamus            |                    | Qi bien furent aparellies       |    |
| Cist nerent mie chastelain       |                    | Chascuns en a en sa compaignie  |    |
| Ne uauasor de basse main         |                    | Cinc cens nia cil nait ensaigne | 10 |
| Ainz erent roi riche et puissant | 5                  | Eaume dacier resplendissant     |    |
| Fort et ardi e combatant         |                    | Et espee bone et trenchant.     |    |
100. Herb. V. 4049—62 und Anmerk.
- |                         |  |                            |  |
|-------------------------|--|----------------------------|--|
| Ni reuint trop de pres  |  | Ne menon li filz sa seror. |  |
| Dethiope li rois perses |  |                            |  |
101. Herb. V. 4080—88.
- |                               |                    |                              |   |
|-------------------------------|--------------------|------------------------------|---|
| Tuit cil qe j ai ici nome     |                    | Se mistrent dedenz li plusor |   |
| Vindrent a troie la cite      |                    | Et li pluisor par segnorage  | 5 |
| Por los por pris et por honor | (43 <sup>d</sup> ) | Et li autre par parentage.   |   |
102. Herb. V. 4115 ff. und Anmerk.
- |                            |                    |                            |  |
|----------------------------|--------------------|----------------------------|--|
| Li greu ensi com nos lison | (44 <sup>a</sup> ) | Ainz fu palamedes uenus    |  |
| Erent encor a thenedon     |                    | Qe nus se fust diluec meus |  |

<b>Trente nes amena chargies</b>	5	Ne puet a athenes uenir	15
<b>De cheualiers et de meynes</b>		Mes si tost com il puet garir	
<b>Entre tot lost de greçois</b>		Ensi tost nuit a son pooir	
<b>Ne nauoit mie meillors trois</b>		Ne len doit len maugre sauoir	
<b>Plus sages ne plus engignous</b>		Molt ot grant ioie et molt li plot	
<b>Plus ardiz ne plus corageous</b>	10	Qant fu gariz et uenir pot	20
<b>Blasme auoit grant qil nert uenus</b>		De sa uenue furent lie	
<b>Mes il sen est bien deffendus</b>		Et si len ont tuit mercie	
<b>Dist qil auoit grant mal eu</b>		Vient qil soit a lor segrez	
<b>Dont il auoit long tenz geu</b>		Et as haus conseillz apelez.	

Herbort 4178—4200: von dieser Schilderung findet sich nichts bei Benoit.

## 103. Herb. V. 4491—92.

**Cheuaus de pris ont arabois** Et sagetes et ars turquois.

## 104. Herb. V. 4640 ff.

**Li iors et li matin fu beaus** (48\*) Flageaus floutes estuieaus  
**Li orent molt cors et fresteaus** Sor murs en haut et sor toreaus.

Für Herb. 4634 findet sich nichts bei Benoît.

## 105. Herb. Anmerk. zu V. 4650—4730. Auch bei Benoît findet sich die Aufzählung von neun Heereshaufen. Beim achten heißt es:

**Paris sen ist o le rois serse** Ce ert li sires a ceaus de perse.  
wobei der Name *serses* die zu V. 4051—53 gegebene Erklärung unterstützt.

## 106. Herb. V. 4775—85 und Anmerk.

<b>Dis de ses freres ot o soi</b>	(50*)	Rodomonis ot nom li sepmes	
<b>Qi fil erent priant li roi</b>		Mes molt estoit cruelz et pesmes	
<b>De damoiseles de parages</b>		Nert'esuosiez ne desduisous	15
<b>Et des dames de hauz linages</b>		Mes molt estoit cheualerous	
<b>Cheualiers iot proz et beauz</b>	5	Casimilan luitesme ot nom	
<b>Li uns ot nom odameaus</b>		Et li noesmes dinas darion	
<b>Atonius fu li secons</b>		Doroscalus li fils mahez	
<b>Li tierç edrom. li qars delons</b>		Estoit li dismes apelez	20
<b>Li qinz ot nom sysiliens</b>		Mahez si fu une pucele	
<b>Et li sixtes quintiliens</b>	10	Qi de molt grant beaute fu bele	
<b>Cest uns des plus amez de toz</b>		Mais morte en fu de liureure	
<b>Car molt estoit ad armez proz</b>		Ce fu molt grant mesauenture.	

Durch „Doroscalus li fils mahez“ u. s. w. wird die zu Herb. V. 4820, 3 gegebene Vermuthung widerlegt.

## 107. Vgl. Herb. 4791 ff. und Anmerk.

**Hector monta sor Galettee** (51\*) Qi molt lama et molt lot chier  
**Qe li tramist orains la fee** Mes ne la uousist o soi chouchier

Et por la honte qele en oit	5	Li plus ardir li plus corans	
Len hai si qe plus ne poit.		Et li meudres et li plus grans	10
Ce fu li tres plus beaus cheuaus		Si bele riens ainc ne fu nee.	

Qe ainc cheuaucaust nus hom carnaus

Herb. 4805. Bei Benoît (51<sup>a</sup>) hält Hector eine längere Anrede an seinen Vater Priamus.

108. Herb. V. 4820 und Anmerk.

Trente fils ot li rois prians		Fille dun roi qi molt fu gente	
De sa moiller et de soignans		Li noesmes ot nom fanoel	
Les treçe uos en ai nomez		Et li dismes bruns de gimel	
Les dis e set oir poez		Li onçesmes ot nom mahan	
Qilluec o soi ot retenus	5	Li doçesmes amadian	
Et il en sont molt irascus		Gilor daglus fu li treçesmes	25
Lor uoeil fuissent il premerain	(51 <sup>c</sup> )	Hugodelez li qatorçesmes	
Plus uolentiers qe deraain		Li qinçesmes ot nom doglas	
Mes ce lor conuint obeir		Nuls hom ne sauoit plus deschas	
Qe a lor peire uint a plesir	10	Li seçesme fu cardoiz de liz	
Dicels ot nom luns menelus		Mes asalon le filz dauid	30
Li autre hidor. li tierç chirus		Noit ainc plus bel chief qil auoit	
Li qars ot nom cherredamas		Fors et hardiz et proz estoit	
Li qinz aprez enmagaras		Li autre dui furent nome	
Et li sixtes madanz clareaux	15	Li uns damoires li autre thare	
Li setmes sardes qi fu beaux		Cels uolt prianz auoir o soi	35
Margariton ot nom luitoimes		Qar cil laiment par bone foi	
Et si fu achilles molt proismes		Soit a pie o soit a cheual	
Deuers une soie parente		Cist li seront ami loial.	

109. Gegen die Anmerk. zu V. 5016 bei Herbort vergleiche:

Lances leuees escuz pris	(53 <sup>b</sup> )	Loin as plainz chanz fors de la lice.
Sont alencontre ceux de fice		

Und weiter unten:

Icil de crete icil de lice	Se combatent a cels de fice.
----------------------------	------------------------------

110. Herb. V. 5083 ff. und Anmerk.

Mes la bataille sen passerent		Rois alcamus de ual escles	
A cels de frise rasenblerent		Et troillus li proz li genz	5
Rois santipus rois misceres		Orent a conduire ces genz.	

Zu Alcamus de ual escles („von falede alcamus“ bei Herbort) ist zu vergleichen bei Benoît (Bl. 56<sup>a</sup>): „Rois celydis de plain esles“ und Roquefort, supplém. unter esles.

111. Herb. V. 5252 ff. und Anmerk.

Rois celydis estoit molt beaus		Auoit este lonc tans samie	
Grailes et droiz ioenes toseaus		Par li estoit molt essauciez	5
La roine de femenie		Molt coneus et molt prisiez	

Ses armes et son milsoldor		Riens qi soit nee tesmoing daire (56°)	
Li ot tramis par fine amor		Nen sauroit la façon retraire	
Et qant il nestoit armez		Tels armes ne ueres iames.	
Plus souent estoit regardez	10		

## 112. Herb. V. 5371 ff. und Anmerk.

Ne refali mie dolon	(57°)	Le destrier prent qe uant cent liures	5
Qe lamiraut polisenon		Isnels est et fors et deliures	
A si feru qen mi cent gres		A hector uient si li baille	
Est mors a la terre remes		Qi molt tost i monta senz faille.	

## 113. Herb. V. 5459 ff.

Hector ausi come li lous		Senbat por sa proie sesir	
Qi de longues est famellous		Qe nul ne li poroit tolir.	

Der Inhalt der Verse 5479—5821 bei Herbort fehlt in dem Gedichte des Benoît; ebenso die ausführliche Schilderung V. 5829—81 (vgl. Anm.).

## 114. Herb. V. 5883—5902 und Anmerk.

Hector a choisi merion		Plaie i ot grant et meruellouse	
Qi par deuant un pauillon		Mes ne fu pas si perillouse	
Li ert guenchis et coruz sore		Se trauers doi entrast plus enz	
La auendra fait il uostre ore		Toz mors cheist illuec adenz	
As mors uoil qe soiez compainz	5	Li dus ne s i uolt arester	15
Q irie me feistes des ainz		Bien tost le peust comparer	
De patroclus qe mescouistes		Vne enseigne de paille frois	
Onques si mal saut ne feistes		A faite hector ploier en trois	
Lia lauberc si desmaille		Sa plaie li ont estanchie	
Vn alne passe oltre l'apie	10	Et bien estroitement liee.	20

## 115. Herb. V. 5910 ff.

Ce dit listorie de uerte		Del recourer estoit neens	15
Qe apres ce qen lot naure		Gaaingnient i cil de dens	
En ocist il plus qe deuant		Qe plus de trois cens pauillons	
Miliers si com ie truis lisant		Toz plainz de riches garnisons	
En a le ior mort a sez mainz	5	En ont porte et gaaingnie	(58°)
Et si nert il pas del tot sainz		Molt en furent greu doumagie	20
Car molt lauoiert debatu		Le ior fust faiz de la bataille	
Et en maint leu del sanc tolu		A ce ne puet i auoir falle	
Trop i perdirent greu le ior		Qant destinee ne lessa	
Desconfit furent senz retor	10	Qi ceaus de troie gueroia	25
Agamenon not pas lessir		Sauetz porqoi remest le ior	
C unques el chanp peust uenir		Prianz auoit une seror	
Ne des autres molt grant partie		Esiona fu apelee	
Si est lor gens apaorie		Adonc qant troie fu gastee.	

(Herb. V. 5927 ff.)

116. Herb. V. 5999 ff. und Anmerk. zu 5910.

Ensi departent de lestor		En aut sescrient li plusor	
Ensi remest nen fu plus fait		Vez ci de toz uaillanz la flor	
Si com lestorie me retrait		Li souerainz et li plus proz	
Les nes uoloient alumer		Ce est cil qi nos uengera toz	
Qant il en fist le feu torner	5	De toz les lais qe fais nos ont	50
Et cil qi ardoir les uoloient		Cil qi sire est de tot le mont	
Tote ese et loisir en auoient		Le nos deffende denconbrier	(59 <sup>b</sup> )
Arses fuissent maintenant		Si com nos en auonz mestier	
Si nen seront iames atant		Onqes ici ne li failli	
Nauront ne force ne pooir	(59 <sup>a</sup> ) 10	Jusqe au palais condescendi	55
Qe iames les puissent ardoir		Sa mere l prist entre ses braz	
Se fortune uolsist le ior		Et ses serors ostent les laz	
La grant paine et la grant dolor		Del chief li ont son aume oste	
Fust si fiere qe plus nen fust		Del sanc de lui ensanglente	
Ne autre domage ni eust	15	Lauberc li traient de son dos	60
Hai las com lor en fust bien pris		La nuit not gaire de repos	
Mes aenture ce mest uis		Ses genoillieres li osterent	
Nen uoloit rien pas nel doton		Celes qi de boen cuer lamerent	
Car par si petite ocasion		Remez est en un auqeton	
Remeist ansi lor deliurance	20	Porpoint dun mout chier siglaton	65
Et la rescouse et lacointance		Le sans de lui glaciez et pers	
Si ert la chose a auenir		Le li a si au dos aers	
Qe riens nel pooit detolir		Ca grant paine li ont oste	
Hector a fait sa gent remaindre		La ot molt tendrement plore	
Dont toz iors mes se pora plaindre	25	Dame andromaca sa moiller	70
A molt grant force et a trauaille		Qi sor toz autres lauoit chier	
Parti sa gent de la bataille		Plora des oilz molt tendrement	
En la cite son repairie		Et entor lui puceles cent	
Lun sont dolant lautre irie		La not esqerng ne gab ne ris	
Qi pert ami ne chier parent	30	En un chier lit de ciparis	75
Souent en a le cuer dolent		A entaille saraçinor	
Pou en i a qi perdu nait		Dor et de pieres fait entor	
Tels dont il a honte et dehait		Couert dun paile chier et frois	
Par les ostex sont departi		Dun drap plus blanc qe fiors ne nois	
Molt furent bien la nuit serui	35	Estele dor menuement	80
Li sain furent bien ostele		Le chouchierent deliurement	
Et angoissous sont li naure.		Li boens mires Goz li senez	
Hector deriers entre en la uile		Qi de uers orient fu nez	
Encontre i uienent tel uint mile		Ne moins ne le prisoit on pas	
Ni a un sol ne plor de ioie	40	Qe galien et ypocras	85
Qant le uoient rentrer en troie.		Cist a ses plaies regardees	
Ni remest dame ne pucele		Et essuees et lauees	
Ne borioise ne damoisele		Boiure li fist une poisson	
Qil nel uenissent escarder		Qi tost lot trait a garison	
Mil en i ueist len plorer	45	Li cors li est asoagiez	90

Ne pot mes estre trop gregiez		Qi en deuoit auoir le pris	
Vn poi la fait desgeuner		Après hector cui len donroient	
Puis fist la chanbre deliurer		Mes certainement le sauoient	
Ainz qil se dormist uint li rois	(59 <sup>e</sup> )	Qe troillus la molt bien fait	
Prianz li sages li cortois	95	Car bien dit chascuns et retrait	125
Demanda li coment li uait		Et si ni ra ne haut ne bas	
Si respont sire bien mestait		Pris nen doinst a polidamas	
Demain senz autre demorance		Ne niot nul plus i sofrist	
O mespee et o ma lance		Nen tot lestor plus se meist	
Lor monstrerai si ie sui sainz	100	Telz la oi cui pas rien poise	130
Dice soies nos toz certainz		Qi nest uilaine ne borioise	
La nuit ne dist len pas prian		Qi bien le fist nest pas teu	
La mort son fil casabilan		Ainchoiz est bien dit et seu	
Celerent li si firent bien		Ni abaissent paris de rien	
Car il lamoit sor tote rien	105	Ainz dient qil la fait molt bien	135
La nuit en fust plus deshaitiez		Li bastart iront bien lor leu	(59 <sup>e</sup> )
Et plus dolans et plus iriez		Car tuit dient qe molt sont preu	
En la sale sont li mangier		Et de lor armes bien ardant	
Apareillie grant et plenier		En paroles dit el senblant.	
Qi mangier uolt sen ot ades	110	Passent la nuit de ci qau main	140
Serui furent bien et en pes		Qe cil qi sont entier et sain	
Après alerent as ostez		Reuoelent adober lor cors	
Et si ni ot la nuit de tez		Por els aler combatre fors	
Qi noirent gaires de repos		Ja sesmueuent par les ostaus	
Ca si lor duellent pis et dos	115	Monter uoloient es cheuaus	145
A poines se puent uirer		Quant cil de fors triues reqisent	
Nont mal apri aendurer		Mes cels des lor qil i tramisent	
Or laprendront mais bien lor poist		Nel sai nomer nel truis escrit	
Car lor granz damages lor croist		Ne lestorie pas ne mel dit.	
Les dames ont assez enqis	120		
117. Herb.- V. 6096 ff.			
Vn sarqeu fist faire achilles	(60 <sup>b</sup> )	Et a la mort et a la uie	15
Et grant et bel et riche ades		Li fu amis sanz tricherie	
Dun uert marbre fu toz ourez		Agamenon qe refaisoit	
La fu li cors bien saelez		Molt richement en son endroit	
La tonbe fu entiere et plaine	5	Fu seueliz prothesilaus	
Et si soldee la plataine		Et merions li boens uassaus	20
Qe riens ni conoissoit iointure		Onqes plus honoreement	
Molt li fist riche sepulture		Noront dui roi entierement	
Si lauoit a sa uie ame		Li greçois ont le chanp chercie	
Bien li a a la mort mostre	10	En dis iors ont tant exploitie	
Li uilains dist mais li menti		Qe tuit li lor sont seueli	25
Qe ia mors hom naura ami		Troien firent autresi	
Joi lot mout chier patroclus		Molt en ont bien portez le' lor	
Qe tant en fist qe ne puet plus		Et seuelis a grant honor	

De lez le tenple ueneris  
En un sarque de marbre bis  
Ont casibilan enterre

30 Grant duel a prianz demene  
Si frere lont plaint et plore  
Atoz lor riche parente.  
(Vgl. Herb. 6125 Anm.)

## 118. Herb. 6188 Anmerk.

Encor deist elle autre chose  
Mes il lont en tel leu escluse  
O asez fu pui longement

Nen issoit mie asson talent  
Par ces dis fu mains en esrance 5  
Et en paor et en doutance.

Herb. 6220. Viel ausführlicher gibt Benoît (Bl. 60<sup>a</sup> u. 61<sup>a</sup>) die aufwieglerische Rede des Palamedes, der seine eignen Vorzüge preist, die ihn zur Feldherrnstelle befähigen.

## 119. Herb. V. 6221 ff.

A ce qe dit palamedes  
Ot dit et respondu ades  
De uer lui li plusior se tientent  
Car il laiment dotent et criement  
Ne puis toz lor respons retraire 5  
Qe asez ai autre chose a faire  
Ansi remest niot plus ore (61<sup>b</sup>)

Mes uos orez assez encore  
A qe la chose torna puis 10  
Ensi com ge el liure truis  
Les triues furent aconplies  
Et trepaisees et faillies  
Des or uos en dirons sanz faille  
Qe fu de la tierçe bataille.

## 120. Herb. V. 6245—66.

Les dames sont parmi les estres  
Et es entalles des fenestres  
Dame helaine i fu paourose  
(Herb. 6264.)

Et molt pensieue et molt doutose  
Entor li respandist la place (61<sup>c</sup>) 5  
De la grant beaute de sa face.

Chascune uers deu sumelie  
Qe la lor gent i gart et tiegne

Qe mescheance ne lor uiegne.

Anmerk. zu Herb. 6290—95. Diese Andeutungen finden sich auch bei Benoît nicht.

## 121. Herb. V. 6302 f.

Sor un cheual sist *de nubie* (61<sup>d</sup>) Fort et isnel o molt se fie.

Bei diesen Worten Benoîts denkt unser deutscher Dichter statt an die nubischen Rosse an das lat. *nubes* und übersetzt:

Daz ros da er vffe saz Daz hete der wolken snelheit.

Herb. V. 6390—6434 (Anmerk.) steht auch nicht bei Benoît.

Herb. V. 6444 f. Hier und später nennt Benoît immer Archelaus.

122. Herb. 6655 und Anmerk. Bei Benoît ist der neue Abschnitt durch eine verzierte Initiale hervorgehoben. Er beginnt mit den Worten:

Cil de troie sont assure  
Sor les portes et sor le mur  
Sont les gaites qi chalemelent  
Et qi cornent et qi frestelent  
Icelz de lost dient folie

Et quant laube fu esclarie  
Si se lieuent par les ostex  
As temples uont des damedex  
Sacremens faire et oroisons  
5 Puis uont uestir les auquetons. 10

## 123. Herb. V. 6827—42 und Anmerk.

Rois menelaus et vlixes	Menesteus li proz li sage	
Et uns autres polibetes	Et li riches rois de cartage	10
Li fors li granz neptolemus	Et li beaus eurlialus	
Palamedes et stelenus	Filitoas et theseus	
Rois polidarius li gras	Et tel sixante autre creçois	5
Nestor li ueils. li rois toas	Dont li plus poure ert dus o rois	
Ascalafus et arcelaus	Tuit cist uindrent a la meslee	15
Et thelamonius aiaus	De la ot grant gent auee.	

124. Herb. 6926 und Anmerk. Meine Vermuthung über das an dieser Stelle befindliche, noch unerklärte *daz grach* (Ben. Mllr. I, 563) wird durch die Worte Benoits zu großer Wahrscheinlichkeit erhoben: „Et sabatirent en laraine (= sable, gravier, arène).

## 125. Herb. V. 6941—48.

Puis li a dit sire uassal	Poi len chaudra qe gele en oie	10
Molt estez proz mais por ma foi	Autrez cheualiers a en troie	
Je ne me pris mainz endroit moi	Plus proz et plus uaillans de uos	
Des or en uendrons a lessai	Trop uos faites cheualerous	
Ja mes en leu ne uos uerai	De grant nient entre en barate	5
Qe mes escuz uos soit genchis	Qi ce bargoigne qil nachate	15
Ainchoiz poez bien estre fis	Car de son gre ne a enuis	
Qe ie en ferai oir nouele	Ne serois ia de li saisis.	
A tel dame qi molt est bele		

126. Herb. V. 7157—7225 (Anmerk.) wird von Benoît noch ausführlicher erzählt als bei Herbort.

## 127. Herb. V. 7241 ff.

Por ce uos uoil mostrer et dire	Qe cil qi ça nos ont reqis	
Sauoir qel conseil enprendrons	Soient seur certain et fis	
Sera raienz o le pendrons	Dauoir un autre tel mestier	
O membre a membre soit deffaiz	Ses poons prendre ne baillier	
O uilment a cheuaus detraiz	Mainz en seront hardiz et proz. (68 <sup>d</sup> )	10

Herb. 7329. Ausführlicher gibt die Antwort Benoît (69<sup>a</sup>).

Herb. 7345—62 (Anmerk.). Ausführlicher erzählt diese Stelle Benoît.

Herb. 7377. Eine verzierte Initiale bezeichnet hier bei Benoît (Bl. 70<sup>a</sup>) einen neuen Abschnitt.

## 128. Herb. 7452 f. und Anmerk.

Hector ne muet ne ne chancele	Ca la terre est mors crauantez	
Ainz li a si lescu percie	Et del cheual ius enuersez etc.	5
Et lauberc a si desmallie		

129. Herb. 7474 und Anmerk. Wohl findet sich die entsprechende Stelle bei Benoit.

Palamenis ert riches dus	Doutre le flum de Jotharus etc.
--------------------------	---------------------------------

130. Herb. 7500—7502.  
Rois epistros un gleiue tint  
Cler et trenchant plus qe rasor.
131. Herb. 7523 ff.  
Puis li a dit au reprouier  
As mors dites qe trouerez  
Ja mai por moi lor celerez  
Qe apres aus uos ai tramis  
Car nestiez pas mes amis. 5
132. Herb. V. 7574 f.  
Ce est li senglers il sont li chien  
Qil ne sentrespargnent de rien.
133. Herb. 7585 Anmerk.  
Vn autre coup li a asis  
Sor le nasel enmi le uis
134. Herb. 7661—76 und Anmerk. zu V. 7680. Diese Aufzählung findet sich bei Benoît eben so wenig als bei Guido. Er sagt nur: „Molt par ert beaus des ars fondez.“ Bei Herbort lässt sich dieser Zusatz als Parenthese fassen und 7660 mit 7677 verbinden.
135. Herb. V. 7685—7704.  
Il ot o lui un saigetaire  
Qi molt fu fel et de put aire  
Des le nonbril tot contre ual  
Ot cors et forme de cheual  
Il neast riens nule sil uossist 5  
Qe disnelece natainssist  
Cors. bras. et chiere a nos senblanz  
Auoit. mes nert pas auenanz  
Il ne fust ia de draps uestus  
Car come beste estoit pelus 10  
La chiere auoit de tel façon (72<sup>a</sup>)  
Plus ert uermeille dun charbon  
Li oil el chief si reluisoient  
Par nuit obscure li ardoient  
De trois granz liues sanz mentir 15  
Le puissiez tres bien choisir  
Tant par ert fiers et tant orible  
Qel mont na nulle rien si terrible  
Qi de lui nen preist fiaor  
Vn arc portoit non pas daubor 20  
Ainz est de glai de cuir boillie  
Soudez par estrange meistrie  
Cent saietes de fin acier  
Portoit en un coiure dormier  
Dalerion bien enpenees 25  
Es granz terres desabitees  
Sont et conuersent uers midi  
Si faitement con ie uos di.  
Se issirent fors au besoing  
Ne qistrent pas greçoiz trop loing. 30
- Herb. 7718 Anmerk.  
Vns dus cortois de salemine (72<sup>a</sup>)  
Polixenars de la gaudine  
Parens thelamon ayaus  
Boens cheualier. proz et leaus  
Celui a hector si feru 5  
Qe la teste de sor le bu  
Li fist el canp bien loing uoler.
136. Herb. 7727—29. Davon findet sich nichts bei Benoît, vgl. Anmerk.
137. Herb. V. 7768 ff. und Anmerk.  
Phileus estoit apelez (72<sup>d</sup>)  
Noriz estoit et engendrez  
Del grant regne de palatine.

## 138. Herb. V. 7810—12.

Tote la terre en crosle et tranble (73<sup>a</sup>) Par la rescouse del cheual

139. Herb. 7834—82 und Anmerk. Diess und noch mehr erzählt auch Benoît (Bl. 73<sup>a</sup>—74<sup>a</sup>), der zugleich auf den Tod der bedeutenden Helden im vergangenen und auf den zukünftigen Verlust des dritten Treffens hinweist.

140. Herb. V. 7884 ff. Hier beginnt bei Benoît ein neuer Abschnitt (vgl. Anmerk. zu Herb. 7656).

La nuiz passa li iors repaire	(74 <sup>a</sup> )	Q i a osee loscurte	
Qe lucifer a laube esclaire		Sor la fresche erbe uert et lee	
Vn poi fu oscurs li matins		Chai des arbres la rosee	
Rosee fu par les iardins		Beaus fu li tens cler fist le ior.	
Mes li soleil rent grant clarte	5		

## 141. Herb. V. 8105 ff. und Anmerk.

Et qant li iors fu esclaries	(67 <sup>a</sup> )	Ni a nul dels qi soit si os	15
Comunelment les cors amassent		Tant com il art qi si ost traire	
A cent a miliers les entassent		Tant forment. oelt. et put et flaire	
Par leus en font grant aunees		Qinze ior <sup>a</sup> a entrels dure	
Granz morceaux et granz asamblees	5	La grant arson et li grant re	
Les bois atraient des montaignes		Molt iont trauailliez lor cors	20
Molt iuaît des granz compaignes		Et cil de denz et cil de fors	
Mol en soufrent grant labor		Les rois les dux qi sont ocis	
Ardent les cors et nuit et ior		Plaignent et plurent lor amis	
Li re . ardent par plusor <sup>a</sup> leus	10	Es sarqueus riches de liois	
Molt est noirs et lais li feus		Et de fin marbre inde et blois	25
Cil de troie les lor calument		Jaunes et pers menu gote	
Tote la terre et li canp fument		Sont seueli et entere.	
Contre le feu croistrent li os			

Der formelhafte Ausdruck: cil de denz et cil de fors, den Benoît oft gebraucht, kehrt auch bei Herbort als „dise dar inne die da vor“ häufig wieder (V. 3643 Anmerk. 8138. 11,006).

## 142. Herb. 8149—69 und Anmerk.

Calcas la dit agamenon	(76 <sup>a</sup> )	Calcas blasmerent troien	
As autres rois a thelamon		Dien qe plus sont uilz de chien	
Qi la (la file) demandassent priant		De toz hontoz et de toz uis	
Car il ne uelt dor enauant		Est il curaille li chaitis	
Qele soit plus en lor comune	(77 <sup>a</sup> ) 5	Car haut et riche ere entre nos	15
Car trop les heit ce dit fortune		Puis nos leissa sala a uos	
Ouec lui uelt qen lost sen isse		Li rois prianz iure et afe	
Ne ueaut la ens entraus perisse		Sauoir le puet en sa bailie	
Ceste reqeste fu bien faite		Qil le fera male fin faire	
Mainte parole i ont retraite.	10	Cert a cheuaus ronpre et detraire	20

Se non por tant qe la pucele		Aler sen puet tiegne sa uoie	
Est tant cortoise et sage et bele		Car rienz ce dit ne heit il tant	
Par lui fust arse et desmembree		Come le fel le sosduiant	
Ni qiert plus faire demoree		Ne uelt qe riens qa lui ataigne	
Li rois prianz ainz lor otroie	20	En sa cite soit ne remaigne.	25

## 143. Herb. V. 8189—93.

Toz li paiz en renflanboie	(77 <sup>b</sup> )	Ne lez peust toz esligier	5
Tant iot uestimens de soie		Sanz terre uendre o engagier	
Ne senbla pas gent a poure home		Ce dit daire qi pas ne ment.	
Car romolus qi funda rome			

## 144. Herb. V. 8451 ff.

A lendemain qant fu cler ior	(79 <sup>b</sup> )	Ses chiers auoirs fist emmaler	
Fist la pucele son ator		Ses dras et sa robe trosser.	

Nun folgt eine sehr ausführliche Schilderung der prächtigen Kleider und anderer Kostbarkeiten der Briseis, die sie mit sich wegnimmt.

Herb. 8433—50 steht nicht bei Benoît.

## 145. Herb. V. 8469 ff.

En inde la superior	(79 <sup>b</sup> )	Ainc hom nel uit neust merueille	
Firent un drap enchanteor		Qi est qi tel chose apareille	
Par nigromance et per meruelle		Car a si grant oeuvre bastir	
Nest pas la rose si uermeille		Conuient grant senz et grant auoir	20
Com le ior est cinc fois o sis	5	Del mantel fu la pene chiere	
Ne si blanche la flors de lis		Molt auenans et tote entiere	
Le ior est bien de set colors		Ni ot ne pece ne costure	
Si na soz ciel beste ne flors		Ce trueuent cler en escriture	
Dont len ni uoie portraitures		Qe bestes deuers orient	25
Formes senblances et figures	10	Qi ne sont oisel ne serpent	
Toz iors est frez toz iors est beaus		Com les clame dyndialos	
De cel drap fu fais li manteaus		Molt uaut la peaus et plus li os	
Vn sage poete indien		Ainc deus ne fist cele color	(79 <sup>c</sup> )
Qi o calcas le troien		En tainte en erbe ne en flor	30
Ot este longement apris	15	Dont la peaus ne soit coloree	
Li enuoia de son pais.			

## 146. Herb. 8519 ff. und Anmerk.

Troillus a sa resne prise	(79 <sup>d</sup> )	Se la ot duel el raura ioie	10
Qi molt lama destrange ghise		De tel qi ainc ne la uit ior	
Mes or faura des or remaint		Tost iaura torne samor	
Par quoi chascuns sospire et plaint		Tost resera reconfortee	
Mes se la pucele est irie	5	Feme niert ia si esgaree	
Par tens resera apaie		Par ce qele truiet a choisir	15
Son duel aura tost oblie		Poi duren puis li suen sospir	
Et son corage remue		A feme dure duel petit	
Qe poi li ert de ceaus de troie		De lun oil plore de lautre rit	

Molt muent tost li lor corage		Senz mal senz ire et senz tristete	45
Assez est fole la plus sage	20	Puissiez anoir ioie et leape.	
Quant ele a en set ans ame		Salemon dit en son escrit	
A ele en un ior oblie		Cil qi tant ot sage esprit	
Ainc nulle nen soit duel anoir		Qi fort feme poroit troner	
Molt lor pert bien le lor saoir		Le criator poroit loer	50
Ja naura tant nul ior mesfait	25	Fort lapele por les fiebers	
Chose ne rien qi li soit lait		Qil seit et connit en plusors	
Ce lor est uis qe qe len oie		Fors est cele qi se desfont	
Qe len ia blasmer les en doie		Qe folz corages ne lesprent	
Ja nul ior ne cuident mesfaire	(80 <sup>r</sup> )	Beautex et chasteex ensamble	55
Des folies es ce la maire	30	Est molt gries chose ce me saable	
Qi si atent et qi si croit		Soz ciel na rien qi tant bien sie	
Soi meesme uent et depoit		Assez auient mainte foie	
De cest mot criem estre blasmez		Qe par la main des prieors	
De celi qi a tant bontex		En sont conqies les plusors	60
Qi autece a pris et unlor	35	Grief est con nule se desfont	
Honeste et senz et honor		A cui on puet parler souent	
Bien et mesure et sante		Qi la troeus bele et lial	
Noblece largece et beaute		Vns des angles esperital	
Et li mesfait de dames maint		Ne doit plus estre chiers tenus	65
Sont par les bien deles estaint	40	Chieres pieres ne ors molus	
En cui tote science abonde		Nest a cel tresor comparez	
Et a cui nest nule segonde		Jen poroie ore dire assez	
Qi el mont soit de nulle loi		Mes nest pas leus retorneron	
Riche dame de riche roi		A ce qe propuse auon.	70

Für die Verse Herborts 8554—88 findet sich nichts bei Benoît.

147. Herb. 8593—8642 und Anmerk. Ausführlicher bei Benoît; doch, wie alle Reden, von Herborts Darstellung abweichend. Ebenao auch die Antwort Brisis (Bl. 81<sup>r</sup>—81<sup>v</sup>), auf welche Diomedes neue Versicherung für aufrichtige Liebe gibt und zu ihrem Dienste sich bereit erklärt:

Molt deist plus diomedes	(81 <sup>v</sup> )	Vn de ses gans li a toloit.	
Mes ia erent des tentes pres		Qe nus nel soit ne aperpoit	
Ne pooit plus a li parler		Molt sen fait liez naperpoit mie	
Ainz qil uenist al deseurer		Qe elle en soit de rien irie	10
Li a crie cent fois merci	5	A tant i est calcas uenus.	
Qe de lui face son ami			

Auch die Anrede der Briseis an ihren Vater (Herb. V. 8670 ff.) gibt Benoît (Bl. 81<sup>r-v</sup>) ausführlicher; desgleichen die Antwort des Vaters und fügt dann (Herb. 8692) noch hinzu:

Molt fu la doncele esgardee	(82 <sup>v</sup> )	Diomedes tant la conduit	
Molt lont li greu entrans loee		Qil la descent el paucillon	5
Molt est bele ce dient tait		Qi fu al riche faroen	

Cil qi noia en la mer roje		Ne furent flaistres ne masties	30
Danz calcas lot dun suen serroje		Molt oloient boen et soef	
Por aprendre li la mesure		Qant la pucele fu el tref	
Come li monz est lez. ne dure.	10	O ses conduis lot descendue	
Ne combien la terre est parfonde		Qi por li souent color mue	35
Ne qi sostient la mer ne londe		Congie a pris de li a paine	
Ce li apris et fist sauoir		Mes li haut prince et li demaine	
Assez len dona grant auoir		I sont uenu li remirer	
Qant il le pauellon en ot (82 <sup>b</sup> )	15	Et les noueles demander	
Onqes nesun clers tant ne sot		Cortoisement et a bries mox	
Qi la façon et la merueille		Et sagement respont a toz	40
Ne ce qe li tref apareille		Molt lont ioie et honoree	
Peust escrire en parchemin		Et molt lont tuit reconfortee	
Ne en romanz ne en latin.	20	Or li uait meus qe ne cuidoit	
Taire men uoil a ceste fois		Car souent uoit ce qe li ploit	
Si fust il bien raison et drois		Ainçoi qe ueigne al quart soir	45
Qe ie de la façon parlasse		Naura corage ne uoloir	
Mes longement i demorasse		De retourner en la cite	
Molt ai a dire e molt a faire	25	Ot son corage tost mue	
Por ce nen uoil or plus retraire		Poi ueritable et poi estable	
Molt fu riches et beaux et gens		Molt son li cuer uain et muable	50
Toz fu ionchies derbe dedens		Por ce conperent li leal	
Qi o lor flors furent coillies		Souent en traient paine et mal.	

148. Herb. V. 8784 Anmerk. Benoît s'agt :

Promerains uint li roi felis.

Und dann (Herb. 8814 f.) :

Rois xantipus fu en lestor (83<sup>a</sup>) Nies ert felis de sa seror.

Ferner :

Son oncle uenge ;

und (Herb. 8828 f.) :

Bien fust uengez li roi felis etc.

Endlich (Herb. 8839—40) :

Mort a loncle et le neuu.

149. Herb. V. 8883—84. Auch Benoît s'agt :

Meriones uns riches roiz Del roiaume des indians.  
Cosins ert achilles germainz (84<sup>b</sup>) etc.

150. Herb. V. 8948 ff.

Le destrier sesist par la resne	(85 <sup>a</sup> )	Qe ie li enuoi un destrier	
Vn damoiseil molt tost arezne		Gaaigne lai dun cheualier	
Apele la se le li tient		Qi molt sest hui penez par li	
Va tost fait il isnelement		Et si li di qe ie li pri	10
A la tende calcas de troie	5	Qe ne siraisse de mes diz	
Et di me a sa file la bloie		Qen li est toz mes esperiz etc.	

Und später (Bl. 85<sup>b</sup>; vergl. Herb. 8959—82):

Li fils carus de pierre lee		Par moi en iert meaus a ma gent	30
A la pucele saluee		Porter lor doit a toz menaie	
De par son natural seignor	15	Mes sil est qi me le retraie	
Dame fait il cest milsoldor		Assez orai ainz le qint ior	
Vos enuoie par druerie		Qe il en aura tel retor	
Cil qi ne uos oblie mie		O par sa lance o par sespee	35
. . . . .		Qe la perte iert bien restoree	
Par lanelet dor a cristal		Nest pas uilains a domagier	
Prent la pucele le cheual	20	Car soz oiel na tel cheualier	
Di moi fait ele ton seignor		Bien cuit qil secorra sa proie	
Qe ci me porte male honor		Si ne li caudra qi le uoie	40
Car se riens se fait bien de moi		Tels la li cuidera ueer	
Par mon gre ne per mon otroi		Qi tost le pora conparer	
Ne se aucun est mes bienuoillanz	25	Va ariere torne en lestor	
Tant comer moi est derianz		Si me salue ton seignor	
Ne doit laider ne domagier		Et si li dit qe tort feroie.	(85 <sup>a</sup> ) 45
Ce qiert de moi ainçoiz lait chier		Si il maime se ge lanoie.	
Bien sai sil maime de nient			

Zu Herb. V. 9010 Anmerk. Auch Benoît nennt Agamemnon nicht.

151. Herbolt, Anmerk. zu V. 9036. Auch Benoît (Bl. 85<sup>a</sup>) erzählt:

Mes li cheuau diomedes		Et celz qi ne le heent mie	10
Torna de soz lui tot a fes		La luns a lautre au doi mostre	
Sor lui chai molt fu bleciez		Assez en ont ris et parle	
Ainz qil refust sailliz en piez		Et molt grant bien retrait et dit	
Ot polidamas le destrier	5	Quant troillus le destrier uit	
Lire a un suen escuier		Grant gre li seit del don si riche	15
A troillus en fist present		Enz en son cuer iure et aache	
La ioste uirent plus de cent		Qil en fera cheualerie	
Qi molt en orent grant enuie		Si qen ora parler samie.	

152. Herb. V. 9231—35.

Saphir et sardina		Jaspe. rubis. chier sardoine	
Topasce. prasme. grisolite.		Carboncle cler et calcedoine.	5
Smaraude. beril. amerite.			

153. Herb. 9299—9360 und Anmerk. Benoît's sehr umständliche Beschreibung lassen wir hier folgen:

Des dous puceles la menor		San deceuoir ueraieement	
Tenoit toz tenz un mireor		Li mireors nert mie faus	
En or assiz cler et uermeil		A toz ices est comunaus	10
Raiz de lune ne de soleil		Qi onques en la chanbre entroient	
Ne respent si com il faisoit (87 <sup>a</sup> )	5	Lor semblances i regardoient	
Qi onches en la chanbre entroit		Bien conoisoient maintenant	
Si se uoioit certainement		Ce qe sor els ert auenant	

Senpres lauioient afaitie	15	Et qi limage apareilla	
Et gentement apareille		Qi lesgarde illa grant merueille	
Apertement sanz deceuoir		Qi est qi tel chose apareille	60
Pooient conoistre et ueoir		Merueille soi qe ce puet estre	
Les donceles qant lor mantel		Car ainc ne fist deus home nestre	
Lor sient bien et lor chapel	20	Sil lesgarde ne sentroblit	
Plus seurement en estoient		De son penser et de son dit	
Et molt mainz assez en dotoient		Et cui a pensier ni conuiegne	65
Ni estoit hom gaire surpris		Et cui limage ne detiengne	
De fol senblant ne entrepris		A paine sen puet riens partir	
Tot demostroit li mireors	25	Ne de la chambre fors eisir	
Contenances senblant ators		Tant com limage ses geus fait	
Tel et chascuns auoit ensoi		Qi de sus le piler sestait.	70
Del seruoient li autre troi.		Lvns des donçels de lautre part	
Lautre doncele est molt cortoise		Fu tresgitez par grant esgart	
Car tote ior ioe et enuoise	30	Sor le piller se fu asis	
Baule et tresgete et tonbe <sup>1</sup> et saut		Sor un fauestoil de grand pris	
De sus le piler si en aut		Dun oface bien ourez	75
Qe cest merueille qe ne chiet		Cest une pierre chiere assez	
Et par mainte fois se rasiet		Cil qi lauoit auques souent	
Lance et reçoit quatre corteaus	35	Ce dit li liures qi ne ment	
Cent ieus diuers riches et beaus		En refreschist et renouele	
I fait le ior set foiz o huit		Et la colors en est plus bele	80
Sor une table dor recuit		Ne grant ire le ior naura	
Qi deuant li est lee et granz		Qe il une fois la uera	
Fait merueilles ditelz senblanz	40	Limage ot son chief corone	
Qe nus ne poroit raconter		Dun cercle dor molt bien oure	
Bataille dours ne de sangler		O esmeraudes o rubis	85
Ne de tigres ne de lion		Qi molt li esclairent le uis.	
Ne uol dostor ne de faucon		Estrumenz tient granz et petiz	
Ne despreuier ne dautre oisel	45	Et si nen sot ainc tant dauiz	
Ne ieu de dame o de doncel		Qi les fist et apareilla	(88 <sup>a</sup> )
Ne grant serpent uolant hisdous	(87 <sup>a</sup> )	Ne si doucement les sona	90
Nuiton ne monstre perillous		Com fist limage sanz desdiz	
Qe ni face le ior ioer		Iluec paroît si granz deliz	
Et les senblances demonstrer	50	Qil gigue. et harpe. et sifonie	
Conoistre fait bien en apert		Rote. uiele et harmonie	
De qui chascune uit et sert		Sautiers. cimbales tinpanon	95
Merueille sanble a esgarder		Manacorde. lire choron	
Car hom ne sauroit porpensser		Ice sont li doçe estrument	
Qe deuient apres lor geus	55	Tant par les sone doucement	
Des ars et des secrez des ceus		Qe larmonie espiritaus	
Sot cil assez qi tresgita		Ne la cite celistiaus	100

<sup>1</sup> Dieses *tonber* (*tumber* = sauter; Roquefort II, 668<sup>a</sup>) erinnert an die *tumerschin* (= tumberesse) bei Herbot an dieser Stelle (vgl. Anmerk. zu V. 9303).

Nest a oir si delitable		La pelote a tost recoillie	
Tote sanble chose esperitable		Li sautirans nel laisse mie	
Qant cil de la chanbre conseillent		Car il ne poroit pas faillir	145
A lendormir et qant il ueillent		Al relancier nal recoillir	
Sone et note tant doucement	105	Mes tant com a dure li lanz	
Ne trait dolor ne mal ne sent		Fuit li aigleaus et est uolanz	
Qi puet oir ne escolter		De se' eles et de sa plume	
Fous corages ne mal penser		Ist uens car droiz est et costume	150
Ni prent a genz ni mautalanz		Si tost con il uient sor les flors	
Ce fait molt bien a escoutanz	110	Par lartimage des auctors	
Qanqe uoelent puent parler		Sont si seches et esnelees	
Ne puet len pas si escouter		Ainz qe de rien soient fertees	
Ce agree molt as plusors		Qe riens ne seit qeles deuient	155
Qi souent parolent damors		Après celes autres reuient	
Et des segrez et dautres diz	115	Belles fresches dautre color	
Qi pas ne uoelent estre oiz		Ensi auient dous foiz le ior	
Li damesiaus qi tant est genz		Si tost con sasiet li aigleaus	
Après le son des estrumenz		Et sa masse a li sautireaus	160
Prent flors de mainz diuers senblanz		Si respant limage ses flors	
Beles fresches et bien olanz	120	Molt bien olans. et molt meillors	
Adonc les gite a tel plante		Ions ne glageaus nerbe menue	
De sus le pauement liste		Niaura ia autre espandue	
Qe trestoz est de flors couers		Des flors tienent a grant noblece	165
Et par estez et par iuers		Dient qe molt est grant richeçe.	
Ce fait limage assez souent	125	La qarte ymage resenbloit	
Si ne seit len confaitement		Dune chose qi molt ualoit	
O tant en a o tant en prent		Car cèaus de la chanbre esgarδοit	
Ne durent mie longement		Et par signe lor demostroit	170
De sus limage a un aiglel		Qe cert qe il deuoient faire	
Dor tresgite sor un arcel	130	Ne qi plus lor ert necessaire	
Qi molt par est bien faiz et beaux (88 <sup>b</sup> )		A conoistre le lor faisoit	(88 <sup>a</sup> )
Oiez de qoi sert li oiseaus		Si qaltres ne laperceuoit	
A senestre de lautre part		Sen la chanbre fuissent set cent	175
A tresgite par grant esgart		Seust chascuns certainement	
Vn sautirel hisdous cornu	135	Car limage li demostrast	
En piez desus un arc uolu		Ice qe plus li besoignast	
Vne mace dor en sa main		Limage sauoit bien mostrer	
Tenoit reonde com un pain		Qant estoit termes de laler	180
Toit droit a laigle esme a giter		Et qant trop tost et qant trop tart	
Et qant il lait la masse aler	140	Souent se prent dice regart	
Volez sen est tost et foiz		Car limage par grant maistrise	
Tant qe li cous est resortiz		Les gardoit toz de uilanie.	

Die diesen Versen folgende theologische Wendung bei Herbort (V. 9365 bis 9373) ist eine Zugabe des deutschen Dichters, denn Benoit hat nichts dergleichen; dagegen finden wir bei ihm was Herb. in V. 9374—89 erzählt. (Vgl. Anmerk. zu Herb.)

154. Herb. V. 9410 ff. Ganz verschieden lautet bei Benoît (Bl. 89<sup>a-b</sup>) die Liebesklage des Diomedes, wie auch die Rede der Briseis. Jener fehlt jedoch nicht was Herb. in V. 9508—20 (vgl. Anm.) enthält; sie schließt nämlich:

Des or uoi et conois et sai		Tornez uer moi uotre corage	
Qe la grant paine qe ie trai		Tant estez proz et bele et sage	
Par uos omes cuers tent et tire		Ge ne puis mes gente façon	
Senz auoir ioie et reuire		A rien entendre s a uos non	
Me tornera a ioie entiere	5	Je ne puis prendre autre conroi	25
Tant uos ferai longe proiere		Mes a uos me rend et otroi	
Qe uos aurois merci de moi		La damoisele est molt haitie	
Ice atent ice soploi		Et molt se fait ioiose et lie	
Ice couoit ice desir		De ce qil est si en ses laz	
Ice feniront mei sospir	10	La destre manche de son braz	30
Del tot remaingne en uotre esgart		Belle et fresche de siglaton	
Douce amie ne uiegnne a tart		Li baille en leu de gonfanon	
Votre socors greument mestait		Joie a cil qi par li se paine	
Se uos ne prenes autre plait		Ja est tochie de la uaine	
Sen uos nestoit si mesperance	15	Dont les autres font li forfait	35
Ja mes ne cuit qescuz ne lance		Qi souent sont dit et retraiz	
Fust por moi portez ne saisiz		Des or puet sauoir troillus	
Meus me uendroit estre feniz		Qe ia mar si atendra plus	
Qe uiure plus la moie uie		Deuers li est amors qassee	
Seroit molt griez la moie amie	20	Qi molt fu puis chier comparee.	40

Die Stelle bei Herb. V. 9580—9609 (vgl. Anmerk.) findet sich zwar nicht bei Guido, wohl aber bei Benoît.

155. Benoît sagt von Andromache:

Court por son fil asternaten		Sui assenbles a ceuz de la	
Des euz plorant molt tendrement		Hui est ta mors hui est ta finz	
Entre sez braz len charge et prent		Se te remandra orfeninz	15
Vint o pales o tot arieres		Cruelz de cuer lous enragiez	
O il chauçoit ses genoillieres	5	Par qoi ne uos en prent pitiez	
As piez li met et si dit		Par qoi uolez si tost morir	(92 <sup>a</sup> )
Sire por cet enfant petit		Par qoi uolez si tost guerpir	
Qe tu engendas de ta char		Et moi et lui et uotre peire	20
Te pri nel tiegnes a eschar		Et uos serors et uotre meire	
Ce qe ie tai dit et nuncie	10	Par qoi no laisserez perir	
Aies de cest enfant pitie		Com porons sen uos garir	
Ja mes des euz ne te uera		Lasse et male destinee.	

156. Herb. V. 9780—85. Wie ganz anders redet die Andromache des Benoît den Priamus an (vgl. Anmerk. zu Herb. 9783):

(Andromaca.) Vint andous ses mains		Si grant duel a qe mot ne sone	
detorquant		A chief de pieçe la raisone	
Tot droitement au roi priant		Di ua fait elle es tu desuez	5



Par la uentaille le tenoit	5	Nel puet garir lauberc doblier	10
Fors de la presse le traoit		Qe tot le foie o le poumon	
De son escu ert descouers		Ne li espande sor larçon	
Et qant laperçoit li cuuers		Mort le trebuche tot enuers	
Droit uers lui broiche le destrier		En poi dore est et paille et pers.	

165. Herb. 10411—28 steht nicht bei Benoît, der dagegen, wie Guido (s. Anmerk. zu Herbort), diesem Schlusse eine weitere ausführliche Erzählung und zwar mit dem richtigen Namen des Menon anreihet:

Mes si come reconte daire	(97 <sup>a</sup> )	Sor un fautre de singlaton	
Menon gancist contre achilles		Le choucierent sil desarmerent	30
Si le feri de plain esles		Et ses plaies regarderent	
Qe del cheual le desensele		Cuiderent larme sen alast	
Et cil qi les geus renouele	5	Ja mes sa boiche ne parlast	
L a referu parmi lescu		Ne fust uns mires dorient	
C a la terre l a abatu		Qi de mecine sauoit tent	35
Puis trait lespee si l asaut		Qe neuls hom ne peust morir	
Et rois menon ne li refaut		O il peust a tanz uenir	
Si li done dous cous o trois	10	Cil la si fait asoagier	
Qil ne li rende demanois		Qeneslepas le fist mangier	
Parmi leaume de desus		Dun chaudel preciaus et sain	40
Si qe del chief li abat ius		Or sont si ami tuit certain	
Le sanc li fait uoler del uis	(97 <sup>b</sup> )	Qil est a garison tornez	
Menon l a fierement reqis	15	Tost iert gariz et repassez	
Fiere escremie sont rendue		Ainz qe trepasast gaires ior	
De lor sanc la terre enpalue		Grant ioie en menerent li lor	45
Chascunz daus i est si gregiez		Tote la perte qil ont faite	
Ca paine puet ester en piez		Qi daus est faite et retraite	
Plaie se sont et si naure	20	Ne present il un sol denier	
Qe del champ en furent porte		Qant uengie sont de lor guerier	
Seust menon un poi daüe		Et de lor enemï mortal	50
Si granz paine li fust creüe		Ja nauront mes paine ne mal	
A achilles qe ia mes ior		Ce lor est uis por nule rien	
Ne portast armes en estor	25	Mes une chose sai ie bien	
Sor son escu en fu portez		Ancor aurent de teus iornaux	
Cent foiz se fu ainçoiz pasmez		O morront mil de lor uassaux.	55
Qil fust dedenz son paueillon		Ge uos dirai de ceaus de troie, etc.	

(Herb. 10,477; Benoît Bl. 97<sup>c</sup>.)

Herb. 10488 Anmerk. Bei Benoît hier und sonst häufiger (Ben. 114<sup>c</sup>, 115<sup>a</sup>) *ha*, *halas* und *hailas* als Ausruf des Schmerzes. — Herb. 10489 bis 10504 steht nicht bei Benoît, eben so wenig Herb. 10526—32, 10534—44. Auch von den folgenden Brüdern sagt er bloß:

Molt le regrete trouillus (98<sup>a</sup>) Car rien soz ciel namoit il plus

Et si refait polidamas  
Et anthenor et enear

Tuit si ami et tuit si frere  
A dont i uint ecuba sa mere.

(Herb. 10571).

Herb. 10,594. Diese echt deutsche Schilderung (s. Anmerk. zu Herb. V. 1587) kennt Benoît nicht.

(Schluß folgt.)

## DER BUKARESTER RUNENRING.

Julius Zacher beachtete und besprach zuerst in seiner Schrift „das gothische Alphabet Vulfilas und das Runenalphabet (Leipz. 1855) einen Goldring von Pietraossa am Bugeu- oder Isturitza-Gebirge der Walachei, mit Runenschrift, welchen Arneth in seinen mit ganz anderen Schriftzeichen versehenen „Antiken Gold- und Silbermonumenten des K. K. Münz- und Antiken-Cabinets in Wien“ (1850. Fol. S. 86) abgebildet hatte. Aber weder des Letzteren zwei, noch eine dritte Abbildung in der Leipziger Illustrierten Zeitung konnten die Mitte und auch die ganze erste Hälfte der Inschrift klar stellen, während Zacher die zweite Hälfte derselben zu schönen Schlüssen *háilag* las. Schon der dritte Buchstabe bei Arneth, beide Male  $\text{ſ}$ , mußte stutzig machen, nicht minder Neigebauers Abbildung in der Illustrierten Zeitung (Nr. 212)  $\text{ſ}$ , was ein sehr willkommenes, aber kaum denkbare vorulfilanisches  $\psi$  (statt  $\text{þ}$  oder  $\text{þ}$ ) ergeben haben würde (vgl. m. Ulfilas S. 67). Zacher bemühte sich weiter um getreuere Abbildung und, wie es im gedruckten Auszuge aus dem Monatsberichte der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom 4. Dezember 1856 lautet, ist nunmehr auf Befehl Sr. M. des Königs der K. Akademie der W. eine galvanoplastische Nachbildung jenes Bukarester Ringes zur Beurtheilung übergeben und in Holzschnitt dargestellt worden. Wilhelm Grimm legte in jener Sitzung folgende Erklärung vor, der Haupt und Jacob Grimm beitraten.

„Die Inschrift, sagt jeder Bericht selbstredend, enthält 15 Zeichen; das am Anfang und Ende stehende, etwas abgerückte Kreuz sei kein Buchstabe, sondern ward christlicher Sitte gemäß zugefügt. In den übrigen 13 Zeichen erkennt W. Grimm Runen und zwar nicht nordische, sondern deutsche und angelsächsische. Der Beweis liege in dem diesem Runenalphabet allein eigenthümlichen sechsten Zeichen  $\text{ð}$  ( $\text{ð}$ ), das sich deutlich zeigt. Der fünfte Buchstabe ist der einzige nicht ganz sichere, doch läßt sich ein Querstrich in der Mitte noch erkennen, der in dem vorangehenden

gleichbedeutenden bestimmt zu sehen ist: man muß darin ein N, nicht ein I erblicken.

„Es ergeben sich, heißt es weiter, mithin folgende Worte UTAN NOÞI HAILA. Etwas Gothisches ist hier nicht zu finden, vielmehr sind es ganz entschieden altdeutsche Worte. *Ūtan* ist die altsächsische und angelsächsische Form für das althochdeutsche *ūzan* mit dem Dativ *nóþi*. Die Form *heila* merkt Graff (Sprachschatz 4, 863)<sup>1</sup> neben der gewöhnlichen *haili* an. „Glück, frei von Bedrängniß“ ist also die Inschrift zu übersetzen, die für einen Goldring, vielleicht ein werthvolles Geschenk, gewiss ein passender Spruch war. Ähnliche Wünsche finden sich bei den Dichtern des 13. Jahrhunderts: *got füege iu heil und ere* (Iwein 1991), *gelücke iu heil gebe* (Parzival 450, 25), *got gebe dir heil* (Gottfrieds Tristan 63, 38).

„Die Inschrift fällt in die älteste Zeit der deutschen Sprache, eine nähere Bestimmung gestatten die wenigen Worte nicht. Da ihre frühesten, mit lateinischen Buchstaben geschriebenen Denkmäler in das 7. Jahrhundert gehören, so könnte man geneigt sein, die Inschrift in das sechste zu setzen, zumal die bekannte Stelle bei Venantius Fortunatus den Gebrauch der Runen in dieser Zeit außer Zweifel stellt. Allein die Runen haben sich neben den lateinischen Buchstaben erhalten, wie die runischen Alphabete aus dem 9. Jahrh. und das Zeugniß des Hrabanus beweisen. Wahrscheinlich ist die Inschrift des Goldrings in Mitteldeutschland, wo sich niederdeutsche Sprachformen mit oberdeutschen mischten, eingegraben worden, und von dort ist er, wie der ganze große Schatz von goldenen Geräthen, zwischen welchen er gefunden ward, vielleicht als Beute, in die Walachei gekommen.“

Diesem Urtheile W. Grimms fügte Haupt noch einige Bemerkungen hinzu: die beiden Kreuze deuteten nicht nothwendig auf die christliche Zeit und könnten bloße Zierraten sein. Althochdeutsch könne die Inschrift nicht sein wegen des T für Z und des P für T in *nóþi*, was auch als Genitiv betrachtet werden dürfe. Das Altsächsische und Angelsächsische ergeben kein *haila*, da diese Mundarten den Diphthong *ai* oder *ei* in lange Vocale zusammen drängen. Die drei Worte bildeten einen richtig gemessenen altdeutschen Vers *útan nóþi háilá*.



<sup>1</sup> Aber nur an Einer Stelle, so wie *hail* nur drei Mal.

Ist es erlaubt, über die Nachbildung der wichtigen Inschrift in Kupferniederschlag, der vor uns liegt, auch ein Urtheil abzugeben, so sei ergänzend zuerst bemerkt, daß die Runenschrift in das Gold nicht eingegraben, sondern mit Grabsticheln, vielmehr Stemmeisen (Punzen) eingehauen erscheint: ein Umstand, der nicht unwesentlich sein dürfte, um dadurch die Abstände, Ausbleiber oder Lücken, so wie auch Übergriffe oder Kreuzungen der Striche zu erklären und, was wirklich zu den betreffenden Buchstaben gehört, von den zufälligen Eindrücken der Zeit, der Erde etc., deren sich viele auf der Oberfläche befinden (namentlich vor dem vermeinten  $\text{P}$ ), sicher zu scheiden. Sämmtliche schrägen Querstriche oder Einhiebe von links oben nach rechts unten gehen geschickt gleichlaufend, namentlich die von  $t$  oben herab durch  $a. n. n.$  in Einer Richt sich herabsenkenden Linien, daher das letzte  $n$  (durch die Haltung des Eisens) etwas zu kurz kam. Der milde Glanz, welchen die leise eingedrückten Grundflächen der Einhiebe zeigen, läßt sich wie gesagt wohl von einer Anzahl kleiner sonstiger Eindrücke und Risse unterscheiden, welche im Ablaufe der Zeit auf die eine oder andre Weise an die Oberfläche gekommen. Demgemäß erscheint auch ein, darum in allen bisherigen Abbildungen mitgegebener Punkt nach dem letzten Buchstaben oder Zeichen für ursprünglich und beabsichtigt. Freilich ist dieses letztere gleich dem ersten für das Zeichen des Kreuzes oder bloße Zierrat erklärt worden, vermuthlich weil derselbe Buchstabe vorn und hinten etwas abgewendet erscheint; würde aber dieser Umstand festgehalten und geltend gemacht, so dürften auch die beiden mittleren Buchstaben der Inschrift, die für  $hi$  erklärt worden sind, nicht zum Worte gerechnet, sondern müßten wegen fast gleich weiten Abstandes nach vorn und hinten für selbständig erachtet werden. Jene mittleren Zeichen scheinen aber gar kein Buchstabenpaar (kein  $hi$ ) zu bilden, denn für  $\text{P}$  steht das Dreieck viel zu hoch nach oben; eher könnte es  $\text{P}$ , d. i.  $w$  sein, wofür es Zacher S. 47 zuerst auch angesehen. Aber der von links oben nach rechts unten gehende Quertrich oder Querhieb am vermeinten  $\text{P}$  oder  $\text{P}$  reicht beinahe bis zum vermeinten  $i$  heran und der von links unten nach rechts oben gehende Gegenstrich zeigt seine beabsichtigte Ausgangspur deutlich, wenn schon nur zart angedeutet hoch oben rechts am vermeinten  $i$ , so daß wir wohl eben so wenig wie bei jenem zweiten  $n$  irren, wenn wir die beiden vermeinten  $h i$  zu Einem Buchstaben, zu  $\text{M}$  u. i.  $m$  vereinen, wofür ihre Absonderung rechts und links und ihre Zuneigung zu einander, so wie das Tieferstehen des gesammten folgenden Wortes auch wohl spricht. Die Nichtvollendung des sich kreuzenden Striches erscheint noch einmal und noch auffallender am senkrechten Striche des zweiten  $a$  (des ersten in *haila*-). Eben so ist die von rechts oben nach links unten sich herabsenkende untere Querlinie des  $\text{X}$ , ferner die von rechts oben nach links unten herabgehende Linie des ersten

„Kreuzes“ unterbrochen, dagegen durchkreuzen sich die beiden Dachlinien des  $\uparrow$  oben fein als  $\uparrow$ , was ihre sonst unerklärliche Zeichnung bei Arneth (und selbst Neigebauers Umgestaltung) begreiflich macht.

Der Punkt nach dem letzten Zeichen, von links oben nach rechts unten scharf eingehauen, daß eine kleine Grundglanzfläche zu Tage tritt, nöthigt also zur Anerkennung nicht nur für sich, sondern auch des letzten Zeichens (des „Kreuzes“) als Buchstaben, wodurch aber natürlich auch der erste vorn als solcher wieder gewonnen wird. Wir erhalten somit vorn statt *utan* ein *Gutan*; aber nicht Lauths („das germanische Runenfudark.“ München, 1857. S. 78) *Gutani ód*, sondern ein durch die Buchstaben vollkommen berechtigtes *Gutanóm* und dazu Zacher's *hailag*.

Der reiche Fund von Pietraossa (8000 Dukaten an Werth), hoch oben auf der Spitze eines Berges in einem Ringwalle von 20 Fuß Durchmesser (die goldene Scheuer genannt) als Gipfelwall eines tiefer gelegenen Erdwalles von 715 Fuß im Geviert, nebst Spuren von Steinpflaster, Ziegeln und Gebäuden, sammt einer Quelle (der Adler geheißten), lassen sie nicht auf eine lang gehegte und gehütete heilige Stätte, auf ein *gudhús*, ein *fulkveih*, der *Gutané* oder *ana Gutthiudái*, mit verschütteten Tempelschätzen, „ornamentis diversis“ (Gregor. Turon. Vitae 6) schließen, die aus freiwilligen Opfergaben („opima libamina“: Gregor T. a. a. O.), oder aus gesetzlichen Abgaben (*gafolgild*, *gafaræden*), vorzüglich aber aus den Jahrgeldern der Griechen, aus *ansóm* (Luc. 3, 54. 1. Cor. 9, 7) an die Gothen, also *Gut-ansóm* geflossen, die ihnen wohl am Ehrendsten stets als *arambougd* oder *earmbeúgas*, als *gold velan vunden*, als *wuntané bougd* — *cheisuringú gítán* dargereicht wurden? Als solcher Armband aber erscheint der Bukarester Runenring (Arneth VI, 3), in sich vollrund, von 5 Zoll Durchmesser, gewiss ein „werthvolles Geschenk“, würdig den Göttern daheim (an der Donau), vielleicht von den in der Schlacht Gefallenen, geweiht zu werden.

Solchen Opfer- oder Pflichtgaben mag ihre Herstammung (*Gutanóm*), dazu die Wahrung, daß sie unverletzt, d. i. *gaháil* (*geheel*), oder *háilag*, *hailag*, *hélag* erhalten werden, in heiligen Runen aufgeprägt worden sein; gleichsam als Hofmarke. Daß die heidnischen deutschen Tempelwälle, die „fana“ und „delubra“ in den heiligen Hainen des „auri et argenti plurimum“ (des *gudgild*, *cynegild*, den *beáhhord* im *beáhsele*) in sich schlossen, davon zeugt allein schon die Vita Ludgeri I, 8, wo Albericus und auch Karl der Große ihrer genug fanden und entnahmen; davon zeugten am Bodensee und in Upsala die „deauratæ figuræ“, an letzterm Orte auch die goldenen Ketten u. s. w.

Möge diese Erklärung sich Beifall gewinnen. Sie bewegt sich nicht fort von dem bedeutsamen Boden des Fundortes, um nach und wieder von

Mittel-Deutschland an die Donau zu gelangen; sie schwankt nicht umher auf dem schlüpfrigen Gebiete des Alt- und Mitteldeutschen; sie wird der Widersprüche zwischen *haila* und *nóþf* los und ledig; sie büßt Zachers sinnig aus *hailag* geschlossenes *au* nicht wieder ein; sie gewinnt *háilags* zu *veih*s; sie gewönne endlich noch ein drittes Mal *Gut-* gegen das einmalige und verdächtige *god-þiol* oder *gof-þiod*. Wem aber die *Gutans*, so wie der nackte Dativ (oder Ablativ) nicht behagen sollte, könnte auch vorn die Zierrat (das Kreuz) annehmen und *ut annóm* lesen; das Neutrum *háilag* (*armagulth*) bliebe allzeit bestehen. Gegen die Zusammensetzung *gut-annó* aber als Zusammensetzung wird Niemand etwas einwenden können, so wenig wie gegen *gut-þiuda*, *gud-hús*, *guf-blóstreis*, *bruf-fafs*, *man-leika*, *vein-drugkja*, *vein-nas*, *sla-hals*, *all-valdands*.

H. F. MASSMANN.

---

 R U N Z E.
 

---

Im Eckenliede kommt neben andern Riesinnen eine Namens Rütze oder Rütze vor. So heißt es (Ausg. von O. Schade, Hannover 1854):

*Sein base, die da Rütze hiess  
Vnd Ecken muom auch wore  
Keyn weib ward nie von leng so hoch  
Wam sye zwen starken Rysen  
In einem walde ersoch. Str. 185.*

*Do sagt er jm gar rechte  
Vnd wie das sye Rütze hiess. Str. 186.*

*Das ist noch nit gar langen  
Das Rützen Bruoder Nettinger  
Kam in den wald gegangen. Str. 187.*

Im Anhang zum Heldenbuche (Frkf. 1560. Fol. Bl. 185<sup>o</sup>) wird dieselbe Riesin *Runtze* genannt. „*Runtze die was Ecken Vaters Schwester, vnd Mentiger was jr Bruder, die selbe Runtze hat zwen sūen, der ein hiess Zorre, der ander hiess Welderich. Runtzen Bruder, Mentiger hatt auch zwen Sōne, der eine hiess Eckwit, der ander Ecknat.*“ Diesen Namen finden wir noch im Munde des Tiroler Volkes. Im Pitzthal, einem Nebenthale des Inns, wird Runze oder Runse geradezu als Bezeichnung riesiger Waldweiber gebraucht. Die Runzen wohnen, der dortigen Volkssage gemäß, in sehr abgelegenen Waldgegenden oder in unzugänglichen Felsen. Nur selten werden sie gesehen. Sie erscheinen als wilde Weiber

von sehr hoher Gestalt und hässlichem Aussehen. Struppiges, langes Haar flattert um das Haupt. Ihre Augen sind groß und rötlich. — Der in der Heldensage vorkommende Eigenname ist somit in Pitzthal als Gattungsnamen gebraucht. Wenn wir auf die Treue der Volkstradition uns verlassen dürfen, so müßte der Name Runze dem Rütze oder Rutze vorgezogen werden.

I. V. ZINGERLE.

---

## Z U R U N D S U.

VON

ADOLF HOLTZMANN.

---

Im Sanskrit stehen sich als erstes Glied zusammengesetzter Wörter *du* und *su* gegenüber; *du* (*dur*) tadelt, *su* lobt. *krta*, gemacht; *dushkrta* schlechtgemacht, *sukrta* wohlgemacht. *mukha*, Gesicht; *dur-mukha* hässlich, *sumukha* lieblich. *mati*, Gesinnung; *dur-mati*, übelwollend, *su-mati*, wohlwollend. *manas*, Herz; *durmanas*, übelgesinnt, *sumanas*, wohlgesinnt. *duhkha*, Unglück; *sukha*, Glück. *duśprāpja*, schwer zu erlangen, *suprāpja*, leicht zu erlangen u. s. w. Derselbe Gegensatz findet sich in der Zendsprache zwischen *dush* und *hu*: *dush-dāo*, *hu-dāo*, *dush-mata*, *humata* u. s. w. Auch in der Sprache der Keilschriften bilden *dur* oder *dush* und *u* einen Gegensatz. Die griechischen *δύς* und *εὖ* bedürfen keiner weiteren Erwähnung. Im Lateinischen fehlen beide Wörtchen. Dagegen ist der Gegensatz sehr schön im Irischen erhalten: *sualehe*, benefacta, *dualche*, male facta; *sochumact*, potentia, *dochumact*, impotentia; *soire*, nobilitas, *doire*, ignobilitas; *sochruth*, honestus, *dochruth*, turpis. Siehe Zeuß 17, 832, 866.

Es fragt sich nun, ob diese beiden Wörtchen, die in den alten verwandten Sprachen des Orients und Occidents eine so reichliche Anwendung gefunden haben, in den deutschen Sprachen gänzlich verschollen sind. Keinem Zweifel kann es unterworfen sein, und ist auch schon längst anerkannt, daß das eine Glied des Gegensatzes in der deutschen Sprache üblich war, nämlich *du*, *dur*, gothisch *tuz*, ahd. *zur*.

Die gothischen Sprachreste gewähren nur ein Beispiel: *tuzvērjan*, zweifeln, *δισαξιέσθαι*; zahlreich aber sind die Beispiele im Altnordischen: *torbæn*, schwer erbittlich; *torfyndr*, schwer zu finden, *tormiðlaðr*, schwer zu erhalten, *torvellr*, schwer zu bewältigen, *torsóttir*, schwer zu besuchen, *tortryggr*, misstrauisch u. s. w., Gramm. 2, 769. Im Angelsächsischen und Altsächsischen ist dieses *tur* noch nicht gefunden; dagegen ist *zur* im Alt-

hochdeutschen nicht selten. *zuruuān*, suspicio, *zuruuānenti*, desperantes, *zuruuāni*, suspiciosus, *zuruuārer*, scandalizatus, suspectus; *zuruuāri*, superstitio, suspicio; *zuruuārida*, suspicio, scandalum; *zurlust*, fastidium; *zurluston*, tædere; *zurlustig* und *zurlustlih*, fastidiosus, aber in *zurlustig* bei Notker in *tero zurlustigun Veneris*, voluptariæ, und *der grimmo unde der zurlustigo Nero*, sævientis luxuriæ und in *zuorlusto*, corporeis voluptatis ist ein anderes *zur*, *zir* oder *zuor*, das mit *zuordon* libidinum bei Notker zusammenhängt. *zurgist*, deditio, proditio; *zurheilenti*, debilitatus; *zurtriuasi*, perfidus, suspectus; *zurtriuāida*, diffidentia, suspicio. In *zurgang*, *zurruerf*, *zursliz* könnte *zur* auch als stärkere Form von *zer*, gothisch *dis* aufgefasst werden, was durch den Wechsel von *zursliz* und *zisliz* wahrscheinlich wird.

Da nun nicht bezweifelt werden kann, daß die deutschen Sprachen das eine Glied des Gegensatzes kannten, so muß es höchst wahrscheinlich sein, daß ihnen auch das andere Glied nicht gänzlich unbekannt war. Es muß in früherer Zeit dem *tus* ein *su* entgegengesetzt worden sein. Und es fragt sich nur, ob nicht von diesem *su* noch Spuren in unsern ältesten Denkmälern zu finden sind.

In einem Wort scheint mir die Zusammensetzung mit *su* unverkennbar, nämlich in unserm schwer, goth. *svērs*. Es ist zuerst zu beachten, daß das Wort seine Bedeutung geändert hat; goth. *svērs* ist *Ἐπιμωσ*, honoratus, nobilis; dagegen ahd. *suudri*, das ohne Zweifel dasselbe Wort ist, bedeutet schon gravis, onerosus, molestus. Wir müssen bei der ältesten Bedeutung stehen bleiben. Nun ist doch unverkennbar, daß ahd. *zuruuāri*, scandalizatus, suspiciosus, suspectus den Gegensatz bildet von *suuāri*, *suudri*, honoratus; und *zuruuārida*, suspicio, scandalum von *suuārida*, wie sie gothisch *svēriþa* zu erwarten ist, honor, oder in gothischer Gestalt *tuzvērþa* und *svērþa*. Es ist Zufall, daß *tuzvērþa* gothisch und *suuārida* ahd. fehlen. Im Verbum gibt gothisch *tuzvērjan*, dubitare und *svētran*, honorare keinen reinen Gegensatz: es müßte *svērjan* sein, wie *tuzvērjan*.

Zu *zuruuān*, suspicio, *zuruuānenti*, desperans stellt sich als Gegensatz schwanen, es schwant mir nichts Gutes u. s. w., das ich aber in der alten Sprache nicht nachweisen kann. Es müßte eigentlich schwanen nur in gutem Sinne, vom Vorgefühl des Glücklichen gesagt werden; denn wenn *uān* Erwartung ist, so ist *zuruuān* Erwartung des Unglücks, *suuān* Erwartung des Glückes.

Ist *sch* in schwer ein Rest des alten *su*, so mögen andere *s* und *sch* im Anfang der Wörter ebenso zu erklären sein. Doch wende ich mich lieber zu einigen alten Namen, in welchen das volle Wort *su* erhalten ist.

*Sugambri* ist deutlich *gambar*, strenuus mit dem verstärkenden *su*, wie schon Graff vermuthete. Es ist ganz unnöthig, andere Etklärungen zu suchen, da diese einfache Auffassung völlig genügend ist.

Dasselbe *su* erscheint in der Silbe *si* in dem Namen *si-cobotes* bei Ca-

pitolinus oder *Sigipedes* bei Trebellius Pollio; und in dem Namen *Σοβάρριοι* bei Strabo, wenn dieser nicht verschrieben ist.

Dies *su* glaube ich wieder zu finden in dem Namen der *Suessiones* und der gallischen *Minerva Sulivia*, und der *matres Suleviae*.

Zuletzt will ich mit Hilfe dieses *su* eine neue Erklärung des Namens der *Suevi* vorschlagen oder eine auch schon dagewesene besser begründen. Bekanntlich sagt Tacitus Germ. 38, daß die Sueven nicht ein Volk wären, sondern ein Bund verschiedener Völkerschaften, die sogar verschiedenen Nationen angehörten: *nationibus discreti*, wo man *nationes* nicht, wie einige wollen, als die Unterabtheilungen, in welche die *gens* zerfällt, verstehen darf. Die weitere Ausführung zeigt deutlich, daß zur *Suevia* Völker gehörten, die keine Germanen waren. Aber alle die Völkerschaften, die zum Bund der *Suevia* vereinigt waren, hatten ein Kennzeichen am Haarbusch, *insigne gentis obliquare crinem, nodoque substringere*. Das Gemeinsame ist also die Art, die Haare zu tragen, und alle, die dieses Kennzeichen haben, heißen *Suevi*. Nichts ist gewiss natürlicher, als in dem Namen jenes Kennzeichen ausgedrückt zu finden. Wir wissen zudem, daß sich noch später die deutschen Völker durch die Haartracht von einander unterschieden; und wir wissen, daß von Alters her außer der Bewaffnung nichts ein deutlicheres Unterscheidungszeichen der indogermanischen Völkerschaften war, als die verschiedenen Arten die Haare zu scheeren und zu tragen; schon in den Wedahymnen unterscheiden und nennen sich die Stämme nach ihrer Haartracht.

Suchen wir nun in diesem Sinn eine Erklärung des Namens *Suevi*, so ist gothisch *vaiþs*, der Kranz, die Krone, *vaiþjan*, binden. Ohne Zweifel ist *vaiþs* die deutsche Benennung jenes *nodus*. Damit verbindet sich *su*, und *suvaipos* sind also diejenigen, die einen schönen Haarbusch tragen. In Beziehung auf die Laute ist *p* in *vaiþs* richtig für älteres *b* in *Suebi*. Aber daß lateinisch *l* für gothisch *ai* stehe, wird bestritten werden. Allerdings haben wir *Inguiomérus*, *Catumérus* u. s. w. für gothisch *mérs*, ahd. *már*. Aber in *Boihémum* steht wirklich lateinisch *l* für gothisch *ai* in *haims*. Wenn aber das Lateinische auf diese Weise kein Bedenken erregt, so ist dagegen unser heutiges Schwaben nicht zurückzuführen auf altes *Suvaip*. Dies ist richtig: wie jenes *haims* lateinisch *hémum*, jetzt *heim* lautet, so müßte jenes *suvaip*, *Suþbi* jetzt *Schweif* lauten. Da jetzt der Name die Schwaben lautet, und nicht die Schweifen, so scheint die gegebene Erklärung verworfen werden zu müßen.

Aber man beachte folgendes. Die Alemannen hießen von Anfang nie Sueven: erst der gelehrte Dichter Ausonius im vierten Jahrhundert nennt sie so; gerade wie man in der nämlichen Zeit die längst erloschenen Namen *Sigambri*, *Cherusci* u. s. w. wieder auffrischte. Allmählich drang es durch, daß die Alemannen Sueven genannt wurden, obgleich es sehr zweifelhaft ist,

ob sie die Nachkommen jener alten *Suevi* sind. Es ist also der Name Schwaben nicht durch lebendige Tradition aus dem ersten Jahrhundert herab vererbt; sondern er ist durch die Gelehrsamkeit aus den Klassikern wahrscheinlich mit falscher Anwendung ins Leben geführt; und so ist es ganz natürlich, daß jetzt der Name nach dem Lateinischen *Suebi* oder *Suabi* Schwaben lautet. Wären die Schwaben wirklich die Nachkommen der *Suebi* des Tacitus, und hätten sie ihren Namen durch alle Zeiten von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, so würden sie jetzt nicht die Schwaben, sondern die Schweifen heißen.

Auch die angelsächsische Form des Namens *Svæfas*, *Svæfe* wird schwerlich als Gegenbeweis geltend gemacht werden können. Allerdings ist diese Form unvereinbar mit gothischem *svaipos*. Der Vocal zwar ist nicht schwierig; denn angelsächsisch *æ* ist ebensowohl gothisch *ai* als *é*; aber aus *p* könnte nicht *f* geworden sein. Gothisch *svaipos* müßte angels. *svæpas* lauten. Wenn wir annehmen dürfen, daß sich der alte Volksname in lebendiger Überlieferung erhalten hat, so ist allerdings meine Erklärung umgestoßen. Aber wahrscheinlich ist auch hier der Name auf gelehrtem Wege aus dem Lateinischen genommen. Die alte *Suevia* war schon im zweiten Jahrhundert aufgelöst; aber den berühmten Namen eigneten sich zu verschiedenen Zeiten verschiedene Völker an; so haben wir die *Suevi* in Spanien, die Schwaben in Süddeutschland, die Nordschwaben an der Elbe; aber überall ist der Name nicht aus der lebendigen Überlieferung, sondern aus Cäsar und Tacitus genommen.

Ich führe noch an, daß die eigentliche Bedeutung des Wortes *Suevus* den Römern nicht unbekannt war. Silius Italicus (zur Zeit des Domitian), sagt Punica 5, 132 von dem Consul Flaminius, er habe einen Helm getragen, den er von einem König der Boier erbeutet habe:

*ære atque æquorei tergo flavente iuveni  
cassis erat munita viro, cui vertice surgens  
triplex crista iubas effundit crine suevo;  
Scylla super, fracti contorgens pondera remi  
instabat savosque canum pandebat hiatus.  
Nobile Gargeni spolium, quod rege superbus  
Boiorum cæso capiti inlacerabile victor  
aptarat, pugnasque decus portabat in omnes.*

Silius hat wohl nicht den Anachronismus begangen in der Zeit des zweiten punischen Krieges von Haaren eines Sueven zu sprechen; sondern *crinis suevus* ist das in einen Knoten gebundene Haar, von welchem die Sueven den Namen erhielten.

## ZWEI GESPIELEN.

AUS EINER ABHANDLUNG ÜBER DIE DEUTSCHEN VOLKSLIEDER

VON

LUDWIG UHLAND.

Bleich und roth verkündet in altdeutscher Dichtersprache den inneren Wechsel, die schwankende Bewegung von Leid und Freude, Furcht und Hoffnung, und auch gesondert sind die beiderlei Färbungen naturgetreuer Ausdruck der entsprechenden Gemüthszustände. Selbst das Lied der Nibelunge spielt diese Farben durch alle Töne, vom Anhauch der schüchternen Liebe bis zum Erglühen des Zornes und dem Schrecken, der auch Helden entfärbt; und nun bei den Minnesängern, wie im verwandten Volksgesange, lassen Röthe und Blässe, das Mädchen unterm Rosenkranz und das blasse, trauernde, an ganzen Liederbildungen sich aufweisen. Treten sie beide zusammen, so ist es erst vollständig die jugendliche Liebe, Lust und Leid, Sonnenschein und Wolkenschatten.

Ein verbreitetes Geschlecht sind die Lieder von zwei Gespielen. Schon Neidhart gibt ein solches: zwei Gespielen beginnen einander Kunde zu sagen, die Herzensnoth zu klagen; Eine spricht, wie sie von Trauer und Unruhe verzehrt werde, weil ein lieber Freund ihr fremd bleibe, die Andre räth ihr, Geduld zu haben und die Liebe sorgfältig zu hehlen, wozu sie selbst mithelfen wolle; noch gesteht die Erste, dass es ein Ritter von Reuenthal (Neidhart) sei, dessen Sang ihr Herz bezwungen. Diese Wechselrede ist in eine Maiklage des Dichters eingefasst, der um ein Heimwesen Sorge trägt, die Schwalbe kleb' ihr Häuslein von Leim, worin sie kurze Sommerfrist weile, Gott mög' ihm Haus und Obdach bei dem Lengebache verleihen (Benecke 446 ff.). Dasselbe Gesprächlied steht auch unter Waltram von Gresten, doch nicht mit dem ganzen Rahmen und statt der Beziehung auf Neidhart mit einer Strophe, worin die berathende Gespiele noch entschiedener auffordert, Maß in der Trauer zu halten, wohlgemuth und unverzagt zu sein (MS. 2, 160, vgl. 4, 690). Durchgreifend umgearbeitet, mit etwas erweitertem Strophenbau, findet das Lied sich unter dem Namen des von Scharpfenberg. Dem Bearbeiter scheint der Gegensatz von Trauer und Frohsinn nicht genügend hervorgetreten zu sein, er lässt, ohne alles Nebenwerk, die Wechselrede fast wörtlich wie bei Neidhart beginnen, aber die zwei Gespielen klagen beide, die Eine, dass sie den Liebsten zu lange nicht gesehen, die Andre, dass sie den Erkornen gänzlich verloren, und nun setzt sich eine Dritte zu ihnen, die nicht wohl empfangen wird, sie heißen dieselbe dahin gehen, wo

Freude sei, habe doch ihr Lieb sie nicht verlassen; die Dritte gibt sich dann gänzlich der Freude hin über die Lieb' und Treue des Mannes, der ihr lieber sei denn Gold (MS. 1, 350). Anders wieder stellt sich der Gegensatz in einem Ernteliede Burkarts von Hohenvels: ein Mädchen will reigen (im Erntetanz), im Maien war ihr Freude gar versagt, nun hat ihr Jahr (Dienstjahr) ein Ende, des ist sie froh und hochgemuth, wie der Kehrreim lautet:

mir ist von Stroh ein Schapel (Kränzlein) und mein freier Muth  
lieber, denn ein Rosenkranz, so ich bin behut (gehütet).

Da jammert ihre Gespiele, daß Gott sie nicht arm sondern reich geschaffen, wäre sie arm, so wollte sie mit zu Freuden fahren, ihr habe die Muhme das lichte Gewand eingeschlossen, traure sie oder freue sie sich, so werd' es der Minne schuld gegeben. Die Fröhliche spricht ihr zu, mit in die Ernte zu gehn und das Trauern von sich zu treiben:

ich will dich lehren schneiden,  
sei freudenvoll!

Zuletzt denkt die Reiche sich aus, wie sie sich rächen möge, darf sie nicht lachen gegen einen Vornehmen, so will sie einen Geringen nehmen, der Muhme zu leid (MS. 1, 204 f.). Die Lieder dieser beliebten Weise knüpfen sich bei Neidhart und Burkart an die Lust des Volkes, Maientanz und Erntefeier, in allen stützt sich die Strophe, wenn auch kunstmäßig zugebildet, doch sichtlich auf den epischen Vers, der im älteren, volksmäßiger Minnesange sowohl, als dem eigentlichen Volksliede, gangbar ist. Dem Heldenliede selbst mangelt die Gruppe der beiden Gespielen nicht; Hugdietrich, der, vermöge seiner Jugend als Mädchen verkleidet, der Königstochter Hildeburg zur Gespielen gegeben war, will dieselbe verlassen, um von seinem väterlichen Reiche als Brautwerber wiederzukehren, noch einmal sind die Liebenden zusammen beim Morgenmahle:

Da saßen bei einander die zwo Gespielen do,  
die eine war traurig, die andre die war froh,  
Hildeburg die schöne weinte klägelich,  
da freute sich in dem Herzen der König Hugdietrich.

(Hugd. Str. 128, bei Öchsle, Frankf. Hds. Bl. 49<sup>b</sup>.)

Der Wechselrede bedarf es hier nicht, schweigend bilden sie den typischen Gegensatz: Lust und Trauer des liebenden Herzens in zwei schönen, jugendlichen Gesichtern sich spiegelnd und abhebend.

Zum Volksgesang übergehend, vernimmt man im Frankfurter Liederbüchlein von 1582 und 1584, wie schon im Antwerpener von 1544, den

bekanntem Anlaut von 'zwo Gespielen'. Sie gehen über eine grüne Wiese, die Eine führt einen frischen Muth, die Andre trauert sehr; auf die Frage Jener sagt sie den Grund ihrer Trauer: sie beide haben einen Knaben lieb und damit können sie sich nicht theilen; kann das nicht geschehen, meint die Erste, so wolle sie ihres Vaters Gut und ihren Bruder dazu der Gespielen zu eigen geben, Diese hat aber ihren Freund viel lieber, denn Silber oder rothes Gold; der Knabe steht unter einer Linde und hört das Gespräch, hilf Christ vom Himmel! zu welcher soll er sich wenden? wendet er sich zur Reichen, so trauert die Hübsche, die Reiche will er fahren lassen und die Hübsche behalten, wenn die Reiche das Gut verzehrt, so hat die Lieb' ein Ende: 'wir zwei sind noch jung und stark, groß Gut wollen wir erwerben' (m. Volksl. Nr. 115). Der Gegensatz froh und traurig geht hier mit dem von Reichthum und Armut zusammen, wie bei Burkart von Hohenvels, nur dass bei Diesem, feiner ausgesonnen, die Arme fröhlich und die Reiche trauernd anhebt. Der nüchterne, wenn gleich ehrbare Bedacht auf Gut und Erwerb hat aber auch beim Volke nicht zur Grundform dieser Liederweise gehört. Viel anders lautet, nothdürftig berichtet, ein Bruchstück unter den Liedern des mährisch-schlesischen Kuhländchens (Meinert 124):

Es giengen zwei Gespielen  
bis für den grünen Wald,  
die eine die war barfuß,  
die andre sagt, 's wär kalt.

'Gespiele, liebe Gespiele mein!  
was will ich dir nun sagen?  
's hat mir ein Baum mit Rosen  
mein schönes Lieb erschlagen.'

'Hat dir ein Baum mit Rosen  
dein schönes Lieb erschlagen,  
so soll der selbige Rosenbaum  
keine rothe Rosen mehr tragen!'

Vollständiger und klarer ist die niederländische Fassung im Antwerpener Liederbuche (Nr. 80):

Es giengen drei Gespielen gut  
spazieren in den Wald,  
sie waren alle drei barfuß,  
der Hagel und Schnee war kalt.

Die Eine die weinte sehre,  
die Andre war wohlgemuth,

die Dritte begann zu fragen:  
was heimliche Liebe thut?

'Was habt ihr mich zu fragen,  
was heimliche Liebe thut?  
es haben drei Reitersknechte  
geschlagen mein Lieb zutod.'

'Haben drei Reitersknechte  
geschlagen dein Lieb zutod,  
ein andres sollt du dir kiesen  
und tragen frischen Muth!'

'Sollt ich einen Andern kiesen,  
das thut meinem Herzen so weh;  
ade, mein Vater und Mutter!  
ihr seht mich nimmermehr.

Ade, mein Vater und Mutter  
und mein jüngstes Schwesterlein!  
will gehn zur grünen Linde,  
dort liegt der Liebste mein.'

Dass ein solches Lied vielgesungen war, lassen zwei Anfänge vermuthen, die zu Bezeichnung der Tonweise geistlichen Liedern vorgesetzt sind, niederländisch schon in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts:

Es ritten zwei Gespielen gut  
zur Heide pflücken Blumen,  
die Eine die ritt all lachend aus,  
die Andre die war traurig.

(Hoffmann, *Horæ belg.* 1, 112. 2, 2. Ausg., XXVI); hochdeutsch in einem Gesangbüchlein aus dem 16. Jahrh.:

Es giengen drei Jungfrauen  
durch einen grünen Wald

(Ebd. d. Kirchenl., 2. Ausg. 413). Ähnliche Eingänge beziehen sich eher auf das nach der Frankfurter Sammlung angeführte Lied ('Es giengen zwö Gespielen gut wol über ein grüne Heide' auf einem deutschen Flugblatt von 1589 und *Hor. belg. an den a. O.*). Die Einzelstrophe aus dem 15. Jahrh. hilft gleichwohl mit dazu, das reine und ganze Gepräge dieser Liederform, zu welchem in der Antwerpener Fassung nur Weniges mangelt oder zuviel ist, der Betrachtung herzustellen. Als überzählig fällt die Dritte hinweg, die schon Scharpfenberg hereingezogen hat, es sind wieder lediglich die zwei Gespielen, fast mit den gleichen Worten wie zuvor im Hugdietrich:

die eine war traurig, die andre die war froh.

Die Jahreszeit erlangt nun erst ihr volles Recht, zum grünen Wald und der grünen Linde kommt das Blumenpflücken, Morgens im Wiesenthau mit bloßen Füßen zu gehen galt für gesund, zugleich aber ziehen die Frühlingschauer mit Hagel und Schnee, das deutsche Bruchstück lässt die Eine sommerlich barfuß sein, während die Andre den Frost empfindet, die Eine geht nach Blumen, die Andre nach der Linde, doch nicht zum Reigen oder zu traulicher Zusammenkunft, sondern zur Leiche des erschlagenen Liebsten. Diesen zwei Gestalten, dem lachenden Mädchen und dem todtbetäubten, gibt eben das wechselnde Frühlingswetter seine zwiefältige Beleuchtung, Sonnenschein und Schneeschauer zumal streifen über die Landschaft und die hinschreitenden Jungfrau.

Deutsche Liederbücher des 16. Jhd. geben auch ein Gespräch der Mädchen zur Erntezeit, wie bei Burkart von Hohenvels, aber in andrem Sinn, einfacher, inniger (Volksl. Nr. 34):

Ich hört' ein Sichelein rauschen,  
wohl rauschen durch das Korn,  
ich hört' ein Maidlein klagen:  
sie hätt' ihr Lieb verlorn.

'Lass rauschen, Lieb, lass rauschen!  
ich acht' nicht, wie es geh,  
ich hab mir ein' Buhlen erworben  
in Veiel und grünem Klee'.

'Hast du ein' Buhlen erworben  
in Veiel und grünem Klee,  
so steh ich hie alleine,  
thut meinem Herzen weh'.

Dem verlassenen Mädchen ist das Rauschen der Sichel eine Mahnung an geschwundenes Glück, während das liebesfrohe, leichtgemuthe noch unter abgemähtem Korn an Veil und Klee gedenkt, an die Zeit des Frühlings und der zärtlichen Verständnisse.

Französisch findet sich das Lied von den Gespielen in einer gedruckten Sammlung von 1538: Der Dichter, nach einem schönen Gehölze lustwandelnd, begegnet drei Jungfrauen, die von ihren Liebsten sprechen; die Eine weint und klagt, ob sie denn, um zu lieben, sterben müsse? Ihre jüngste Schwester redet ihr zu, sich das aus dem Sinne zu schlagen, es sei Thorheit, so sehr einen Fremden zu lieben, der sie vergesse; Jene dagegen erklärt es für unmöglich, sich Dessen zu entschlagen, der ihr auf dieser Welt am besten gefalle, ihn habe sie geliebt und werd' ihn lieben, sollt' es ihr Leben

kosten (Les chansons nouu. assembl. 1538, f. 34). Reicher und schmuckvoller, obgleich auf Kosten der ursprünglichen Bedeutung, sind die Darstellungen, zu denen schon im 13. Jdh. die erzählende Dichtkunst Nordfrankreichs den Gegensatz der lachenden und trauernden Schönheit, sammt demjenigen des heitern und stürmischen Himmels, verarbeitet hat, aber auch hier bedingt eben die künstliche Aus- und Umdichtung ein um so früheres Vorhandensein der einfachen Anlage.

Das Abenteuer vom Trabe (lais del trot): Lorois, ein Ritter der Tafelrunde, reitet eines Morgens im April von seiner Burg über die Wiese voll weißer, rother und blauer Blumen dem Walde zu und schwört, nicht umzukehren, bis er dort die Nachtigall gehört habe. Nahe schon am Walde, sieht er aus demselben gegen achtzig schöne Fräulein daherreiten, sommerlich gekleidet, das Haupt mit Rosen und Heckdornblüthen bekränzt, Manche der Wärme wegen mit gelöstem Gürtel, die losgebundenen Locken am blühenden Antlitz niederfallend; ihre weißen Zelter gehen sanft und rasch zugleich, Jeder zur Seite reitet ihr Freund, reichgeschmückt, fröhlich und wohltsingend, sie küssen und kosen, sprechen von Minne und Ritterthum; vor solchem Wunder bekreuzt sich Lorois und noch sieht er eine gleiche Schaar der ersten folgend vorbeiziehn. Kaum hernach erhebt sich im Walde großes Getös von schmerzlicher Wehklage, wieder kommen hundert Jungfrauen herausgeritten, auf schwarzen, magern, unerträglich harttrabenden Kleppern, die Zaumriemen von Lindenbast, die Sättel zerbrochen und gefickt, die Reitkissen mit Stroh gefüttert und es verstreud, so dass man zehen Meilen weit der Spur folgen könnte; diese Jungfrauen reiten ohne Stegreif, mit bloßen, schrundigen Füßen, in schwarzer Kutte, die ihnen die Arme nur bis zum Ellenbogen deckt; sie leiden schwere Pein, über ihnen donnert und schniebt es, gewaltiges Sturmwetter tobt; hintennach kommen noch hundert Männer in gleicher Bedrängnis, wie die durchgeschüttelten Jungfrauen; einer nachreitenden, die so hart einhertrabt, daß ihr die Zähne zusammenschlagen, nähert sich Lorois und befragt sie, was dieß für Leute seien? Sie vermag kaum zu sprechen, so heftig stoßt auch das angehaltene Pferd, doch gibt sie seufzend Bescheid: die vordern, fröhlichen Jungfrauen sind solche, die in ihrem Leben der Minne redlich dienten und nun zum Lohne dafür nichts denn Freude haben und selbst im Wintersturme nicht ohne Sommer sind; die Klagenden, Harttrabenden aber, mit trübem, bleichem Angesicht, die ohne Begleiter reiten, sind diejenigen, welche nie etwas für die Liebe thaten, nie zu lieben sich herabließen, jetzt müssen sie ihren Hochmuth entgelten und haben weder Sommer noch Winter Rast und Erleichterung; wenn irgend eine Frau von ihnen und ihrem Leiden reden hört, so hüte sie sich vor allzu später Reue, liebt sie nicht im Leben, so wird sie mit ihnen fahren. Der Ritter kehrt in seine Burg zurück, erzählt, was er erfahren und anbietet den Mädchen, dass sie sich vor dem Traben hüten, da Zelten (Passgang) viel

angenehmer sei. Die Bretonen haben davon ein Lai gemacht, welches man das Lai vom Trabe nennt (Monmerqué et Michel, Lai d'Ignaurès etc. 71—83). Das Lai der erzählenden nordfranzösischen Kunstdichter beruht im Allgemeinen auf dem ältern, singbaren Lai, der bretonischen oder normandischen Volksballade, und auf solchen Vorgang wird auch hier ausdrücklich hingewiesen. Der ritterlichen Kunstdichtung darf man unbedenklich die untergelegte Beziehung und Nutzanwendung auf den höfischen Minnedienst, den schaaenhaften und reichausgemahlten Aufzug der beiden Gegensätze aufrechnen, denkt man sich aber das Ganze vereinfacht und auf volksmäßige Grundzüge zurückgeführt, so bieten sich wieder das rosige und das bleiche, lachende und trauernde Mädchengesicht (V. 95: *la face vermeille*, 262: *taint et pales les vis*), der Frühlingstag mit Blumenglanz und Sonnenwärme, Schnee und Ungewitter, je der entsprechenden Stimmung zugetheilt, also nahezu wieder das prunklose niederländische Volkslied.

Wie glückliche Liebe stets im Sonnenscheine fährt, war auch in einer Stelle des altfranzösischen *Parcival* ausgeführt: ein andrer Held der Tafelrunde, Caradoc, König von Nantes, wird auf der Jagd von einem Ungewitter überfallen und birgt sich vor dem Regen unter einer dichtbelaubten Eiche; dort sitzt er in Gedanken an seine Liebe, als er durch den Wald her eine Helle gegen sich kommen sieht und daraus den süßesten Vogelsang vernimmt, mitten in der Heitre zieht ein großer Ritter (Alardin vom See) mit einer schönen Jungfrau, die auf einem weißen Maulthier sitzt, die kleinen Vögelein, Nachtigallen, Lerchen, Drosseln, fliegen über ihnen fröhlich von Aste zu Aste und singen, dass es durch den Wald erschallt, so ziehen Jene nur auf Schwerteslänge an Caradoc vorüber, der sie grüßt, ohne Antwort zu erhalten, rasch fahren sie dahin und Caradoc spornt sein Ross ihnen nach, vier Meilen weit jagt er in Regen und Wind vergeblich hinterher, während sie in der Heitre und dem hellen Gesange der mitfliegenden Vögel fröhlich voranreiten (deutsche Bearb. in der *Donauesch. Perg. Hds.* Bl. 151<sup>b</sup>).

Zwei Gespielen wieder sind Gegenstand der altfranzösischen Erzählung von *Florance* und *Blancheflor*: eines Sommermorgens gehen zwei Jungfrau, gleich an Schönheit und Geburt, in einen Garten, um sich zu vergnügen, sie tragen Mäntel, die von zwei Feen auf einer Insel gewoben sind, der Zettel von Schwertlilien, der Eintrag von Mairosen, die Säume von Blüten, das Gebräm von Liebe, die Spangen mit Vogelsang befestigt, sie kommen an einen sanftfließenden Bach und spiegeln darin ihre Farbe, die oft von Liebe wechselt, dann setzen sie sich unter einen Ölbaum am Ufer; die Eine spricht: so lange der Baum belaubt sei, werd' er geliebt und werth gehalten, wenn das Laub gefallen, hab' er viel von seinem Reize verloren, so ergeh' es dem Mädchen, das seine Schönheit einbüße; die Andre bemerkt: Ehre sei ihr lieber, als Reichthum; so plaudern sie einträchtig wie Schwestern, bis *Florance* fragt, wem *Blancheflor* ihr Herz geschenkt habe? Diese

wird bleich und roth (pale et vermeille), gesteht aber, dass ein trefflicher Schüler ihr Herz besitze. Darüber wundert sich die Freundin und rühmt sich ihres Geliebten, der ein schöner Ritter sei. Gegenseitig erheben und verkleinern sie nun den Stand des Schulgelehrten und des Ritters in Beziehung auf den Dienst der Minne und zuletzt bescheiden sie sich auf einen bestimmten Tag an den Hof des Liebesgotts, um dort ein Urtheil einzuholen. Als der Tag gekommen, schmücken sie sich köstlich mit Röcken von lauter Rosen, Gürteln von Veilchen, Schuhen von gelben Blumen, Hüten von frischer, duftiger Heckdornblüthe, besteigen zwei Zelter, weißer denn Schnee, die Zäume von Gold, das Gebiss von Bernstein, die Brustriemen mit Glöcklein von Gold und Silber, die durch Zauber eine neue Minneweise tönen, jeder noch so Kranke, der sie hörte, würde alsbald geheilt sein; die Sättel sind von Elfenbein mit zierlichen Stegreifen, die Reitkissen mit Veilchen gefüllt; nach Mittag sehen sie Thurm und Schloss des Gottes der Minne, doch nicht aus Stein gemauert, er ruht auf einem Rosenbette, die Latten mit Gewürznelken festgenagelt, die Sparren von Feigenahorn, die Mauern umher von Bogen, mit denen der Liebesgott schießt; die Mädchen steigen ab und werden von zwei Vögeln zu dem Gotte geführt, der sich erhebt und sie artig begrüßt. Er setzt sie neben sich und lässt sich ihren Handel vortragen. Sofort versammelt er die Barone seines Hofes und verlangt ihren Ausspruch; der Sperber, der Falke, der Häher sprechen zu Gunsten des Ritters, Drossel, Lerche und Nachtigall zum Vorstande des Schülers, ja die Nachtigall er bietet sich zum Zweikampfe, den der Papagei annimmt, und sie reichen dem König ihre Handschuhe, damit er den Kampf bestätige; auf sein Geheiß wappnen sie sich ungesäumt, ihre Helme sind von Klapperrosen, ihre Wämser von Ringelblumen, die Schwerter von Rosen; nach hitzigem Gefechte muss der Papagei sein Schwert übergeben und den Schülern den Vorzug in der Liebe zugestehn; Florance weint, ringt jammern die Hände und sinkt todt nieder; da versammeln sich alle Vögel und bestatten sie mit großem Gepräng, setzen ihr einen Stein, den sie mit Blumen bestreuen, und schreiben darauf: 'hier ist Florance begraben, die des Ritters Freundin war' (Barbazan et Méon, Fabl. 4, 354). Eine zweite Bearbeitung desselben Stoffes, nur als Bruchstück übrig, nennt die beiden Gespielen Eglantine und Hueline, erstere nach der Heckenrose, sie geht ausführlicher auf das verschiedene Leben der beiden Stände ein, weiß dagegen nichts von den feenhaften Blumenkleidern und lässt ungewiss, ob die Vögel zum Gerichte berufen seien, da sie bei der Ankunft am Liebeshofe abbricht (Méon, nouv. réc. de fabl. 1, 353). Auch eine mittellateinische Behandlung, der Streit zwischen Phyllis und Flora, in langzeiligen Reimstrophen, vom Anfang des 13. Jhd., steht zur Vergleichung, sie ist sinnig und gewandt, berührt sich selbst in Einzelnem mit beiden französischen Gedichten, überbietet dieselben in umständlicher Streitrede über Ritter und

Kleriker und ersetzt den Feenzauber durch mythologische Ausstattung (Carm. Burana 155 ff., vgl. Zeitschr. f. d. Alt. 7, 160 ff., bes. V. 39 ff.). Gegen Ende des 13. Jhd. lässt ein deutscher Dichter, Heinzelin von Konstanz, dieselbe Frage verhandeln. Zu Nacht im Winter belauscht er durch ein Wandfenster das Gespräch zweier Gespielen, deren eine dem Ritter, die andre dem Pfaffen den Vorzug in der Liebe zu behaupten sucht; der Pfaffe wird als ein solcher bezeichnet, der zwar so genannt sei, aber noch keine der hohen Weihen habe, zum Unterschied der priesterlichen Pfaffen; die Streitenden vereinigen sich zur Berufung an die Minne, welche billig in diesen Sachen Richterin sei, und es wird 'ein gemeiner Tag' genommen, der gerichtliche Austrag aber ist nicht erzählt und der Dichter spricht nur den Wunsch aus, dass er auch dabei heimlich zugegen sein könnte (Pfeiffer, Heinz. v. Konst. 101 ff.). Dass der Streit hier im Winter vorgeht, von dem eine anmuthende Schilderung vorangeschickt ist, erscheint als ausgedachte Abweichung von dem herkömmlichen Eingange, jedoch nur um mit einer neuen Wendung auf denselben zurückzukommen, indem der Dichter versichert, er habe durch sein geheimes Fenster in ein Paradies gesehen, des lichten Maien volle Blüthe habe sich ihm in der blühenden, vom Wandel der Jahreszeit unberührten Jugend der beiden Gespielen gezeigt. Ein späteres deutsches Streitgespräch zwischen zwei Schwestern, deren jüngere einen Bürgerssohn, die ältere einen Ritter liebt, findet wieder im grünen, blumigen Maien statt und endigt überraschend damit, dass Frau Minne als Schulmeisterin auftritt und der älteren Schwester auf die schneeweiße Hand Streiche gibt (Liederb. d. Häztl. 163 ff.).

In dem hieher bedeutendsten dieser Kampfgespräche, mit dem der Durchgang eröffnet wurde, macht sich auch am stärksten ein Missverhältniss zwischen dem scholastisch verhandelten Gegenstand und der märchenhaften Einrahmung fühlbar. Arabesken aus dem Reiche der Vögel, dem der Liebesgott selbst seiner Flügel wegen zugeordnet ist, eigneten sich gar wohl zu scherzhafter Verwendung, wie auch in Volksliedern derlei mahlrische Aufzüge der Gefiederten sehr beliebt waren (vgl. Volksl. Nr. 10), dagegen weisen die Blumennamen und der etwas überladene Blumenschmuck beider Sprecherinnen darauf, dass dieser Rahmen ursprünglich einem andern, dichterisch besser angemessenen Gegensatze gedient habe, als dem nunmehr eingelegten Rangstreit der verschiedenen Stände. Ein Lied vom elsässischen Bauernkriege hebt, sichtlich nach einem älteren Sommerliede, so an (Volksl. Nr. 185):

Es naht sich der Sommerzeit,  
da hub sich manch seltsamer Streit  
der Blümlein auf grüner Heide,  
das ein ist weiß, das ander roth,  
ihr Farb ist mancherleie.

Auch andre Liederstellen deuten auf hergebrachten Farbenstreit der Blumen (vergl. Volksl. Nr. 38, Str. 3. Nr. 181, Str. 1. Walth. 51, 29 ff. Carm. Bur. 214, 143\*), der sich jedoch in deutscher Dichtung nicht so persönlich gestaltet hat, wie in den altfranzösischen Florance und Blanche flor, Eglantine, und noch in den lateinisch geformten Phyllis und Flora. Aber nicht bloß in den Namen dieser streitenden Schönen treten sich weiße und farbige Blüthe, röthliche und weiße Heckenrose, glänzender Rose und Lilie, gegenüber, Flores (nd. Flos) und Blance flor (Blankflos), Blume und Weißblume, sind auch die Namen jener beiden Kinder, deren Liebessage im Mittelalter so verbreitet war (altfr. von J. Bekker 1844, von du Méril 1856, mhd. Flore von Sommer, mnd. bei Bruns, fom. Ged. etc.). Am gleichen Frühlingstage geboren, werden sie nach dieser wonnigen Zeit mit den Blumennamen ausgestattet. Frühe schon sind sie einander innig zgethan und sollen deshalb, da Blankflos dem Königssohne nicht ebenbürtig ist, getrennt werden. Sie wird in fernes Land verkauft, auf einem Thurm eingeschlossen, trauert sie um ihren Gespielen. Doch dieser erkundet sie und wie er zu ihr in den Thurm gelangt, ist der Mittelpunkt des Gedichts. Am Maitage sollen den Jungfrau Rosen dahin gebracht werden, da wird Flos in rothem, blumengleichem Kleide, mit Rosen bekränzt, in den Korb gelegt und mit den Blumen zudeckt, die beiden Träger finden den Korb ungewöhnlich schwer und meinen, die Rosen seien nass im Thau gelesen worden, denn Blankflos habe sie lieber nass als trocken, wie sehr sie traure, wenn sie diese Rosen sehe, werd' ihr große Freude widerfahren, und so geschieht es auch, als die lebende Blume aus dem Korbe springt (Flore 5843). Die weiße Blume, von der hier nur der Name des trauernden Mädchens zeugt, ist an früherer Stelle wirklich bezeichnet: der für todt ausgegebenen Blankflos hatte man ein Grabmal errichtet mit den Bildern der beiden Kinder, wie Flos der Gespielen eine Rose bietet und sie ihm eine Lilie (ebd. 2002 ff.). Dass neben und wohl auch vor den ausführlichen Erzählungen kürzer und volkmäßiger von den zwei Blumenkindern gesagt und gesungen wurde, bestätigt ein altfranzösisches Wächterlied, worin die Schöne äußert, sie würde dem Freund aus einem süßen Liebesliede von Blanche flor singen, wenn sie nicht Verrath fürchtete (Romancero franç. 66 f.), sodann der Schwank vom Wettstreite zweier Fahrenden, deren einer sich verkehrter Weise rühmt, wie er ebensogut von Blanche flor als von Floire zu erzählen wisse (Roquefort, de l'état etc. 294). Nur noch in der mittelhochdeutschen Bearbeitung findet sich die Sage mit Folgendem eingeleitet: in der Zeit, wann die Blumen entspringen, die Vögel im Walde singen und nach dem April der Mai herannaht, da gesellt sich Alles, was lebt; Ritter und Frauen kamen da in einen Baumgarten, Blumenschein und Vogelsang gibt ihnen Trost, unter hohen Bäumen, bei einem wonniglichen Brunnen, reden sie zwei und zwei von Minne, die zu dieser Zeit Allen den Sinn einnimmt; zwei

Schwestern, lieblichen Angesichts und hoher Geburt, sitzen beisammen und sagen Wunderbares und Sinniges von Minne, der Schall umher wird stille und Alle lauschen, wie die Eine jetzt von zwei Liebenden erzählt, deren Leben durch Minne bedrängnisvoll war und freudereich (Flore 242 ff.). Dieses Vorspiel, eine Brunnenfahrt, statt der nach dem französischen Gedicht im Zimmer auf blumendurchwirktem Seidenteppeich geführten Unterhaltung, zeigt nochmals zwei schwesterliche Freundinnen, von Lieb und Leid der Minne redend, das sich ihnen, im Anblick der aufsprießenden Blumen, zur traurigfrohen Geschichte von Flos und Blankflos entfaltet.

Das sind die reichen Ausbildungen und mannigfachen Verwendungen einer gemeinsamen Grundform. Diese ist so einfach, dass sie ohne Entlehnung an verschiedenen Orten hervortreten konnte, doch lassen sich Zusammenhänge nicht verkennen. An Klarheit des Gedankens, Tiefe der Empfindung und frischer Farbe sind die anspruchlosen Volkslieder nicht übertroffen, besonders das niederländisch-deutsche vom Frühlingstag der zwei Gespielen.

---

## DIE SONNENWENDE IM ALTDEUTSCHEN VOLKSGLAUBEN.

•  
VON

WOLFGANG MENZEL.

---

Der gemeinschaftliche Schlüssel zu vielen deutschen Sagenkreisen liegt in dem Verständniss der beiden großen jährlichen Angelpunkte des Sonnenlaufs, der uralte heiligen Sonnenwenden, d. h. der Mitternachtstunde in der längsten Nacht (Weihnacht) und der Mittagsstunde des längsten Tages (Johanni). Durch spätere astronomische Berechnungen ist der tiefste und höchste Sonnenstand im Jahre um drei Tage vor Weihnachten und Johanni zurückdatiert worden, unsern Vorfahren galten irrthümlich Weihnachten und Johanni für diese Wendetage und nur aus diesem Grunde hielten sie sie so heilig.

In der Mitternachtstunde der dunkelsten Nacht und in der Mittagsstunde des hellsten Tages wendete die Sonne, stand gleichsam still, ehe sie den neuen Lauf begann, und in dieser kurzen Stunde des Stillstands wurde nach der übereinstimmenden Vorstellung der deutschen Stämme die Zeit zur Ewigkeit. Der Unterschied der drei Zeiträume war aufgehoben; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft giengen in einander auf. In diesen zwei heiligen Stunden wurde alles Vergangene wieder gegenwärtig, das Todtenreich

öffnete sich und die ältesten Könige und Helden des Volks zogen mit dem wilden Heere der Todten durch die Luft. Längst versunkene Städte und Wohnungen der Menschen wurden plötzlich wieder sichtbar. Ebenso wurde die Zukunft offenbar. Wer sich auf einen Kreuzweg stellte, konnte alles hören und sehen, was im nächsten Jahre geschehen sollte. Mädchen sahen den Freier im zauberischen Spiegel. Außer dem wilden Heere der Todten erblickte man noch einen andern stillen Zug von Zwergen, Geistern der noch ungeborenen Kinder und Keime der noch ungeborenen Thiere und Pflanzen unter der Führung der guten Göttermutter.

Auch die Unterschiede des Raumes verschwanden. In den zwei heiligsten Stunden des Jahres war das Unterste zu Oberst gekehrt und das tiefste Innere der Erde lag oben zu Tage und offenbarte seine verborgenen Schätze. Es gab keine Ferne mehr; durch plötzlichen Zauber konnte der Mensch durch die Luft weit über Land und Meer, ja in die Heimath der Götter, der Elben oder der Todten entrückt werden.

Auch die Unterschiede in der organischen Natur verschwanden. In der Mitternachtstunde der Weihnacht blühten die Bäume und trugen Früchte mitten im Schnee, redeten die Thiere vernünftig wie Menschen und wurden umgekehrt die Menschen zu Thieren (Männer zu Werwölfen, Weiber zu Katzen). Ebenso hörte der Unterschied des Alters auf, die Kinder durften am Pfeffertage die Erwachsenen sogar schlagen. Weiber erhielten in der Sylvesternacht die Herrschaft über die Männer. Arme wurden zum Schmause geladen, oder konnten durch Auffindung von Schätzen plötzlich reich werden. Die in der Nacht umherfliegenden Feuerdrachen glichen den Unterschied des Eigenthums aus und brachten dem Armen, was sie dem Reichen raubten. Jeder Unterschied des Alters, Geschlechts, Ranges verschwand in den willkürlichen Vermummungen, die sich im christlichen Mittelalter als Narrenfeste und bis auf die neuste Zeit als Maskenbälle erhielten. Die Saturnaliën der Römer hatten bekanntlich einen ähnlichen Sinn.

Endlich verschwanden auch die Unterschiede zwischen den Göttern selbst und den andern Creaturen. An jene zwei heiligen Stunden der Sonnenwende knüpfen sich alle Bezauberungen und Verwandlungen in Thierformen, denen die dem Jahreswechsel vorstehenden Götter sich unterwerfen mußten, sowie deren Erniedrigung zu den schwersten Knechts- und Magddiensten. Auf dieselben heiligen Stunden fallen aber auch die zärtlichen Begegnungen und Ehebündnisse zwischen Göttern, Elben und Zwergen auf der einen, und menschlichen Glückskindern auf der andern Seite. Den wunderbaren Communismus dieser Weihestunden heiligt die Liebe.

In der Weihnacht sollen sich die Steine bewegen, weil in der einzigen Stunde, in welcher die ewig bewegliche Sonne stille steht, umgekehrt das ewig Starre sich bewegen muß. So regt sich zur Weihnacht ein Stein zu Blois: Schreiber, Feen 16. So kehrt sich der Riesenstein bei Lübbow in der

Christnacht um, angeblich aus Unwillen über die Einführung des Christenthums: Harrys I, 34.

Wie nach der Edda der erste Gott durch die Kuh aus dem Stein gelect wurde, wie nach deutscher Sage der erste Mensch aus dem Harzfelsen wuchs, wie überhaupt die ganze organische Natur aus der unorganischen hervorgieng, so wiederholt sich dieser Prozess in jedem Neujahr. Aus der winterlichen Versteinerung und Vereisung keimt und wächst der neue Frühling.

Das Bewegen des Steins kommt dem Erwachen aus dem Schlafe gleich. Der Gott der Ewigkeit schläft, so lange die Zeitlichkeit dauert. Folgerichtig muß dieser schlafende Gott in den heiligen Stunden der Sonnenwende erwachen, weil alsdann die Zeit in ihrem Lauf innehält und ruht. Davon hat sich wirklich eine ausgezeichnete Sage erhalten. Andfind, ein mächtiger Riese in Norwegen, warb um die schöne Riesentochter Guru, die schon 300 Jahr alt, aber erst eine aufblühende Jungfrau war, besiegte alle ihre Freier und erhielt ihre Hand. Da kam Odin mit den Asen ins Land und vertrieb die Riesen. Andfind und Guru flohen auf eine Insel, wo sie glücklich lebten, bis wieder eine neue Religion nach Norwegen kam und Oluf der Heilige die Insel besuchte. Andfind blies mit Macht in die Welle des Meeres, damit Olufs Schiff nicht lande, aber der Heilige fluchte ihm und verwandelte ihn in Stein. Seitdem erwachte er nicht mehr; außer zu Weihnachten. Dann erscheint Guru im blauen Gewande, umarmt ihn, macht ihn dadurch wieder lebendig und feiert mit ihm und zahllosen Geistern die ganze Christnacht hindurch ein Fest. Einmal flohen Orm und Aslog, ein liebendes Paar, weil der harte Vater der letztern ihre Liebe nicht billigte, auf die Insel, wo Guru ihnen ein bequemes Häuschen gab und mütterlich für sie sorgte unter der einzigen Bedingung, daß sie ihr Kind nicht taufen lassen und keine christliche Ceremonie mit ihm vornehmen sollten. Als nun aber wieder einmal zu Weihnachten die Geister ihr großes Fest feierten, und Aslog staunend dem Erwachen des Steinriesen zusah, beschwichtigte sie das Kind in ihren Armen unwillkürlich mit dem Zeichen des Kreuzes und augenblicklich war der Riese wieder Stein und die ganze Geisterwelt verschwunden. Von ihrem Fest aber blieb ein kostbares Trinkhorn zurück, das Orm später nach Norwegen brachte: Keighthley, Feen, übersetzt von Wolff I, 217 f.

Andfind ist wohl kein Riese, sondern ein vorodinischer Gott, und verhält sich zu Odin etwa wie Saturn zu Zeus. Nach Plutarchs Abhandlung vom Mondgesichte schläft Saturn ganz wie Andfind auf einer fernen Insel in der Nordsee und erwacht nur zu Weihnachten, wenn das Fest der Saturnalien gefeiert wird. Ein pierre de minuit, der sich in der Mitternacht der Weihnacht um sich selbst herumdreht, bei Thenay wird erwähnt bei Maury, les fées p. 4.

Während das Ewige sich bewegt, ruht das Zeitliche. Das Symbol aller

Sonnenbewegung ist das Pferd. In Männling Aberggl. Albertäten 205 wird der interessante Volksglaube angeführt, nach welchem sich in den zwölf Nächten der Wintersonnenwende die Sonne in einer Höhle verbirgt, um auszuruhen, und ihre Pferde unterdess auf die Weide gehen lässt. Während dieser Ruhezeit, heißt es dort weiter, lasse man den Pferden zur Ader, am 26. Dezember. Der Stephanstag heißt nach Haltaus Jahrzeitb. 164 der große Pferdstag. An diesem Tage werden zu Backnang in Schwaben die Pferde ausgeritten: E. Meier S. 466. An dem gleichen Tage stellen die Schweden Wettfahrten an: Geijer, Geschichte von Schweden 1, 298.

Die Ewigkeit unterscheidet sich von der Zeit, daß kein Wechsel in ihr unterschieden wird, daß tausend Jahre in ihr wie ein Tag sind. Wer daher zur Zeit der Sonnenwende in das Geisterreich geräth, dem vergeht eine lange Zeit, ohne daß er es merkt. Wenn Menschen am Johannistage in den Berg gerathen und sich zufällig darin verspäten, so kommen sie am nächsten Jahrestage frisch und gesund wieder zum Vorschein, ohne zu wissen, wie lange sie darin verweilt haben. Einige Sagen melden, daß der Eingeschlossene sieben, hundert, ja mehrere hundert Jahre im Berge zugebracht und beim Herauskommen geglaubt habe, er sei nur eine Stunde darin gewesen. Seltsame und schöne Sagen, die einzig darin ihre Erklärung finden, daß nach dem Glauben unserer heidnischen Vorfahren in den Solstitien die Bewegung der Zeit ruht und statt der vergänglichlichen Zeit die immer sich selbst gleiche Ewigkeit eintritt. Am bekanntesten ist die Sage vom Brautpaar zu Tileda, welches in dem Kyffhäuserberg zum schlafenden Kaiser gerieth, und als es wieder herauskam, wähnend, es sei nur eine Stunde lang darin gewesen, die Zeit um 200 Jahre fort gerückt fand: Büschings Volkssagen 1, 332. Ferner das Volkslied von des Sultans Töchterlein. Ich enthalte mich, die zahlreichen Sagen dieser Art hier besonders zu verzeichnen.

Derselbe Grundgedanke kehrt häufig in den Sagen von der wilden Jagd wieder. Da wird z. B. ein neugieriger Bauer von einem der vorüberjagenden Nachtreiter mit einem Beile gehauen, das in ihm stecken bleibt und wovon er einen Buckel bekommt; genau nach einem Jahre in derselben Stunde aber reitet die wilde Jagd wieder vorbei und wird das Beil ihm aus dem Buckel gezogen. Was für den Bauer ein Jahr lang dauerte, war für den Nachtreiter nur ein Moment, denn jener lebte in der Zeit, dieser in der Ewigkeit: Kuhn, norddeutsche Sagen S. 65. Sommer, sächsische Sagen 1, 56.

Den Sagen vom Veitstanz liegt derselbe Gedanke zu Grunde. Die Tänzer tanzen hier nur deshalb das ganze Jahr lang fort, weil sie durch Frevel im Zauberkreise der heiligen Sonnenwendstunde der Weihnacht sind fest gehalten worden.

In der Mitternachtstunde der längsten Nacht und in der Mittagstunde des längsten Tages wird die Vergangenheit zur Gegenwart und vermag man alle Todten wiederzusehen. In der Christnacht war es, in welcher Kaiser

Karl der Dicke, auf wenige Stunden von der Erde entrückt, Himmel und Hölle offen fand und darin seine Vorfahren erblickte: Bouquet VII, 148. Crusius, annales suev. II, 70. Grimm D. S. Nr. 461. In der Christnacht 924 sollen zu Stargard in Pommern die um das Schloß her aufgefanzten Tottenköpfe der ermordeten Christen das gloria in excelsis angestimmt haben: Mikrälius, Pommerland 2, 409. Temme Nr. 32. Zu derselben Zeit öffnet sich der Hörselberg bei Eisenach. Er hat seinen Namen von den Seelen der Verdammten, die in ihn eingeschlossen sein sollen und deren Geheil man zuweilen von außen hören will. Einst kam die fromme Reimschweig, Königin von England, hieher und baute am Fuße des Berges eine Kapelle, um für die Seele ihres Gemahls zu beten, von der sie erfahren hatte, daß sie im Berge schmachte: Kornmann, de miraculis mortuorum 1610. 2, 47. Prätorius, Bloxberg 13. Grimm D. S. Nr. 173. Bechstein Thür. 1, 129 f. Nach v. Steinaus Volkssagen S. 141 fand einmal ein Hirt am Hörselberge die Glücksblume, die ihm den Eingang öffnete, sah darin ein großes Gastmahl der Todten und brachte ein goldenes Trinkhorn mit heraus. Aus demselben Berge und zwar in der Weihnacht kommt Frau Holle mit dem Heere der Todten im feierlichen Zuge: Prätorius, Weihnachtsfratzen S. 55. In derselben Juul- oder Weihnacht zieht in Norwegen die Gurorysse (die an Andfins Gattin Guru mahnt) mit dem Heere der Todten aus: Grimm D. M. 897. In derselben Nacht zieht überall das wilde Heer durch die Luft.

In denselben heiligen Stunden der Sonnenwende zeigen sich die versunkenen Städte unter dem Wasser oder unter der Erde, hört man das Krähen ihrer Hähne und Läuten ihrer Glocken aus der Tiefe, wird alles Vergangene wieder gegenwärtig, nicht bloß der Mensch selbst, auch seine längst zerstörte Wohnstätte. In denselben Zeiten werden nach zahlreichen Volkssagen auch Kirchen um Mitternacht hellerleuchtet gesehen und erscheinen dieselben gefüllt mit längst verstorbenen Personen.

In den zwölf Nächten, namentlich in der Weihnacht und am Neujahr, so wie auch zu Johanni, also in den Solstitien, kann man alle die sehen, die im nächsten Jahre sterben werden, sowie überhaupt alles Wichtige, was sich zutragen soll. Man braucht sich nur auf einen Kreuzweg zu stellen. Die Kreuzwege auf der Erde scheinen den Wendepunkten in der Sonnenbahn am Himmel zu entsprechen. Die Vorschau der Todten auf Kreuzwegen in der Christnacht kennen Burchardi decr. Colon. 1848. 193°. Pachelbl, Fichtelgeb. 155. Schmidt, Reichenfels 122. Grimm, Anh. v. Aberggl. Nr. 854. Panzer 270. Gottfried, zum fröhl. Dorfleben 1852. S. 17. Bei Flums heißen die vorübergehenden Todten „das Nachtvolk“. Einer, der sie beobachtete, sah mit Schrecken sich selber drunter und starb auch wirklich bald darauf: Schweizerblätter 1832. S. 15. Ebenso ein Mädchen in Schwaben: E. Meier Nr. 356. Ein anderes sah ihren Geliebten: Francisci, höll.

Proteus 809. Auch in Schweden sieht man auf Kreuzwegen nach der Jaulnacht bei Sonnenaufgang die künftigen Todten nach dem Kirchhof tragen: Arndt, Reise in Schweden 3, 74. 86. Im Elsaß erblickt man sie, wenn man in der Sylvesternacht durchs Schlüsselloch in die Kirche sieht: Alsatia 1851. S. 178. Wer im nächsten Jahre sterben soll, dessen Schatten an der Wand hat am Christabend keinen Kopf; Rockenphil. 1, 56.

In der Mitternachtstunde der längsten Nacht, in der man gleichsam in die abgründliche Tiefe der Natur blickt, sieht man, was kein sterbliches Auge sonst erblickt. Das Innere des Berges wirft durch die Nacht den Gold- und Silberblick seiner tiefverborgenen Schätze. Eben so entfaltet die Pflanzenwelt noch mitten im Winterschnee das Zauberbild des Sommers. In Schweden sieht man zu Weihnachten auf dem Wintereise Zwerge mit Garben und Sicheln in voller Arbeit und schließt aus der Größe der Garben auf die Ergiebigkeit der künftigen Erndte: Dybek, Runa 4, 82. Haupts Zeitschr. 4, 509. Noch bis tief in die christliche Zeit herrschte die Meinung, daß in der Christnacht die Apfelbäume zugleich Blüten und Früchte trügen, aber nur eine Stunde lang. Einige dieser Bäume sind dadurch berühmt geworden, daß man als geschichtliche Thatsache anführt, es seien wirklich von ihnen reife Aepfel jährlich in der Christnacht gebrochen und dem Landesfürsten übersandt worden. So stand bei Tribur am Rhein ein Apfelbaum, dessen jährlich in der Christnacht reife Früchte dem Landgrafen von Hessen gebracht wurden: Prätorius, Weihnachtsfratzen S. 49. Happel rel. cur. 1, 60. Mone Anz. 8, 180. Zwei ähnliche Bäume standen im Stift Würzburg: Pauli, Schimpf und Ernst 1535 Nr. 533. Happel, 1, 223. Einer bei Gera etc.: Berckenmeyer, Cur. Ant. 1, 513. 554. 626. Bei Werthheim grünt es mitten im Schnee und zeigen sich Schätze, die schnell wieder versinken: Mone Anz. 8, 181. Bei Minden grünt der Hopfen: Kuhn Nordd. S. 405.

Wie naiv man sich das Hervortreten des unterirdischen Gartens auf die Oberwelt dachte, erhellt auch aus einer Sage bei Saxo Grammaticus p. 16. Hadding saß mitten im Winter beim Abendessen, als ein unterirdisches Weiblein plötzlich den Kopf aus dem Boden streckte und ihn mit frisch grünendem Kraute beschenkte. Ein armer Bürger von Budissin wurde zu Weihnachten unterwegs von einem Männlein mit großem runden Hut eingeladen und mit Äpfeln und Nüssen beschenkt, die zu Golde wurden: Gräve 185.

Wahrscheinlich gehören hierher auch die Sagen von Unserer Lieben Frau zum Schnee. Die heilige Jungfrau hat nicht bloß den Schnee, sondern insbesondere auch drei aus dem Schnee sprossende Ähren zum Attribut, zu Kirchenthal im Pinzgau: Kaltenbäck, Mariensagen Nr. 122. Es ist sehr bezeichnend, daß diese drei Ähren aus dem Schnee auch als Attribut der heiligen Walpurgis wiederkehren, deren Fest auf den ersten Mai fällt. In der Walpurgisnacht, in welcher die Vegetation in voller Üppigkeit steht,

wird erfüllt, was durch das nur geisterhafte Erwachen der Pflanzenwelt in der Weihnacht verheißen wurde.

Es versteht sich von selbst, daß auch der Aberglauben, nach welchem an den Solstitien (und Aequinoctien oder Sommer- und Winteranfang) Mädchen ihren künftigen Freier in einer Vision voraussehen, einzig aus der Vorstellungsweise fließt, nach welcher in den heiligen Stunden die Zukunft, wie die Vergangenheit, zur Gegenwart wird.

Die Kinder haben in Schwaben den ihnen besonders geweihten sogenannten Pfeffertag, der zu den zwölf Raubnächten des Weihnachtscyclus gehört. Was mag wohl die hohe Pyramide von Steinen bedeutet haben, die am Abend vor Weihnachten auf dem Tungelsberge bei Schweina ausschließlich von Knaben aufgerichtet wurde? Herzog, Taschenbuch von Thüringen 385.

Wie es scheint, entsprach dem großen Umzuge der Todten im wilden Heere ein Umzug der Ungeborenen, worunter aber nicht bloß Kinder der Menschen, sondern überhaupt die Keime aller Geburten auf Erden verstanden sein dürften. Der Umzug der Zwerge in den heiligen Nächten muß wohl häufig als ein solcher Einzug der Ungeborenen betrachtet werden. Den Zug der Zwerge am Neujahr in Johannaei hist. eccl. Island. 2, 369 erklärt W. Müller Altd. Rel. 343 zu vage als einen Wechsel des Wohnsitzes überhaupt. Im Insbrucker Phönix 1851 S. 128 ist die seltsame Vision einer ledig geliebten Person erwähnt, die ein großes Volk sah, bestehend aus lauter Kindern, die sie gehabt hätte, wenn sie geheirathet hätte. Die Heimchen, mit denen (nach Börners Sagen aus dem Orlagau S. 114) Frau Perchta in der Perchtennacht umzog, sind wohl auch Ungeborene, die erst im nächsten Jahre geboren werden sollen. Nach Keller, Grab des Aberglaubens 1, 185. 6, 389 besteht das zu Weihnachten durch die Luft ziehende Mutisheer aus neugeborenen Kindern, die ungetauft begraben worden sind, und man hört aus dem Zuge heraus ihre klagenden Kinderstimmen. Dasselbe wird von dem wilden Heere in der Normandie gemeldet: Bosquet, la Normandie 61. Ursprünglich dürften unter den ungetauften Kindern wohl ungeborene gemeint gewesen sein. Die Heimchen erklären sich am einfachsten als Keime, Embryonen.

Wenn noch bis tief in die christliche Zeit auf altdutschen Bildern alle Seelen der Verstorbenen in der Gestalt kleiner Kinder vorkommen, so beweist dies, wie geläufig die Vorstellung gewesen sein muß, Seelen als kleine Kinder zu denken, und offenbar passt diese Vorstellung besser noch auf die Ungeborenen als auf die schon Verstorbenen. Vergl. über die Kindergestalt der Seelen: Mone Anz. 8, 621. Auch die berühmte Sage von den Kindern von Hameln, die im Berge verschwinden, scheint hierher zu gehören, wie auch der Name Hameln zu Heimchen stimmt. Merkwürdig sind die Namen zweier neben einander liegender, aber untergegangener Dörfer im Nassauischen, Haynhusen und Seelbach: Vogel, Topogr. 250.

Neben der Vergegenwärtigung des Vergangenen und Künftigen in den heiligen Stunden der Sonnenwende oder der Ausgleichung aller Zeitunterschiede im ewigen Moment charakterisiert jene heiligen Zeiten vorzugsweise noch die Ausgleichung aller Gegensätze durch eine vorübergehende Verwandlung und zwar giebt sich darin ein strenges Gesetz der Gerechtigkeit und Gegenseitigkeit zu erkennen. Wie denn überhaupt durch die ganze altdeutsche und nordische Mythologie sich ein merkwürdiger Rechtssinn hindurch zieht.

Die Kinder, das ganze Jahr durch zum Gehorsam verpflichtet, dürfen am Pfeffertag Herren sein, die Weiber am Sylvestertag. Die Thiere können in den Mitternachtstunden der Christnacht reden wie die Menschen und umgekehrt werden Menschen zu Thieren, die Männer zu Wehrwölfen, die Weiber zu hexenhaften Katzen. Ohne hier die vielen Sagen von den Wehrwölfen und Katzenversammlungen zu erörtern, will ich nur bemerken, daß die Verwünschung, eine Nacht im Jahre hindurch Thier sein zu müssen, als eine Art Genugthuung für die wilden Thiere, welche sich das ganze Jahr hindurch vom Menschen müssen jagen lassen, aufgefasst werden muß. Der Gedanke einer solchen Reciprocität giebt sich in allen Sagen zu erkennen. Wenn die Thiere in der Christnacht reden, lassen sie zugleich eine mit der Unvernunft ihres Herrn contrastierende Vernunft blicken. So in der hübschen Sage vom Wolfbauer: Panzer, Beitrag 1, 224.

Wie bei den Saturnalien der Römer die Sklaven einen Tag lang Herren waren, so hörte bei den gleichzeitigen Narrenfesten am Neujahr im Mittelalter die strenge Zucht des Klerus auf und waren es gerade die Priester, die am meisten in Mummerei und Lustigkeit ausschweiften. Die das ganze Jahr über gebunden waren, durften an diesem einen Tage desto wilder austoben.

In die allgemeine Ausgleichung aller Gegensätze war auch die von Ehre und Schande aufgenommen, daher in der Fastnacht die Huren zu Leipzig öffentlich in Procession umherziehen durften: Gräter, Iduna 1812 Febr.

Am meisten systematisch scheint man in England verfahren zu sein, denn dort stehen noch jetzt die Weihnachtsmummereien ausdrücklich unter der Leitung eines abbot of unreason oder lord of misrule: Kohl, England und Wales 3, 177. Nach demselben Grundsatz wird auch der Carneval in Cöln geleitet. Der Grundgedanke aller dieser Feste, sich einmal im Jahre durch eine lustige Unvernunft für die nüchterne und oft traurige Vernunft des ganzen Jahres zu entschädigen, ist so rein menschlich, daß er sich aus dem ältesten Heidenthum bis auf unsere Tage unverändert erhalten konnte. Wenn aber jetzt in unserer Fastnacht noch alle Stände sich ausgleichen und Engel und Teufel miteinander tanzen, so darf man sich nicht wundern, wenn nach heidnischem Glauben einst in den zwölf Nächten oder in der Walpurgisnacht nicht bloß Elben und Hexen, sondern auch Götter und Riesen mitanzten.

Folgerecht fällt in die heiligen Zeiten der Sonnenwende die Erscheinung der Götter in rauher Knechtgestalt, als Knecht Ruprecht, Aschenklas, Pelzmärten, Schmutzbartel, Bärenhäuter u. s. w. und der Göttinnen in niederer Magdgestalt als Aschenbrüdel, Gänsemagd oder als abschreckendes altes Weib. Die ewig herrschenden und genießenden Götter selbst müssen in jenen verhängnissvollen Stunden dienen und arbeiten, aus der seligen Ewigkeit in die Noth der Zeit eintreten.

Umgekehrt aber kommen in diesen heiligen Zeiten die Menschen zur Wohnung der Götter. Ein unschuldiges Mädchen, ein dummer Hans gelangt auf den Glasberg, in die Walhalla, oder zur Tafel, zum Waffen- und Kegelspiel der Götter und gefallenen Helden und trinkt mit ihnen Wein, wird von ihnen beschenkt, bringt zum Zeichen einen Becher oder ein Trinkhorn mit u. s. w. Oder ein kecker Gesell dringt sogar bis zur tiefsten Unterwelt hinab, und reißt dem Riesenkönig unter der Berge Wurzeln oder dem gefesselten Loki drei Haare aus. Hierbei lässt sich in den Sagen der Winter- und Sommersonnenwende ein Unterschied wahrnehmen. In der Weihnacht bringen die Götter, wenn auch in rauher Schreckgestalt, den Menschen doch Gutes, und finden die Menschen, wenn sie ins Geisterreich eintreten, unter allerlei Schrecken doch reichen Gewinn. Am Johannistage dagegen waltet für beide Theile das Unglück vor. Durch allen Johannisaberglauben zieht sich wie ein rother Faden die Erinnerung an einen sterbenden Gott. An diesem Tage wird auch des Menschen Tod verlangt. Jeder Fluß, jeder Wald fordert ein Menschenopfer. Kinder, schöne Mädchen, sonderlich Bräute werden von den Elben, von den tückischen Wassermännern geraubt, schöne Jünglinge von Waldminnen und Nixen verführt und verschwinden, um nicht wiederzukehren. Aber auch die Elementargeister müssen in dieser Johanniszeit ihr Opfer bringen. Durch ganz Deutschland weit verbreitet ist die Sage von den drei Nixen, die am Johannistage aus dem Wasser kommen, am Tanz der Menschen Theil nehmen, sich verspäten und nach ihrer Heimkehr von ihrem bösen Vater umgebracht werden, so daß die Oberfläche des Wassers von ihrem Blute geröthet wird.

In den heiligen Stunden öffnen sich die unter der Erde verborgenen Schätze und zwar freiwillig nur armen unschuldigen Menschen, während habgierige Menschen, die auf die Schätze direct ausgehn, darum betrogen werden. In den heiligen Stunden bekommen die Armen, die es verdienen, von Berggeistern oder Elben reiche Geschenke, und bringen fliegende Drachen sogar ausdrücklich von den Feldern der Reichen den Ernteseegen den Armen ins Haus. Diese Vorstellung von einer ausgleichenden Gerechtigkeit in den heiligen Stunden war so gäng und gäbe im Volk, daß man darauf mancherlei Zauber gründete, z. B. den Bilwisschnitt, und vielerlei Manipulationen, die in den Hexenprozessen häufig vorkommen.

War nun die Bedeutung der Sonnenwenden als einer Ausgleichung des

großen Gegensatzes zwischen dem Ewigen und Zeitlichen unsern heidnischen Vorfahren so klar und einleuchtend, daß sie denselben auf die bisher ange-deutete Weise im Kultus der heiligen Tage und in dem Aberglauben, der Magie und den Sagen, die sich an die heiligen Tage knüpfen, überaus man-nigfaltig ausdrückten, so liegt es nahe, ihre Spur auch in manchem bisher nicht verstandenen Mythos zu suchen.

Die Sonne selbst ist in dieser Vorstellungsweise eine Vermittlerin zwi-schen Ewigkeit und Zeit, und weil die Ewigkeit allein die Welt des Wun-sches, die Zeit aber die der Verwünschung ist, so erscheint die Sonne wäh-rend ihres Laufes durch die Zeit als ein göttliches Wesen im Verwün-schungszustande. Dieser Verwünschungszustand ist aber wieder doppelt aufzufassen, als derjenige während der ganzen Dauer der Zeit bis zum Weltende, und als derjenige nur während eines jährlichen Umlaufs der Sonne und Rückkehr zu demselben Ruhepunkt ihrer Wende. Im ersten Fall er-scheint die in der Sonne wohnende Göttin als im Bann der schlimmen Zeit-lichkeit überhaupt, im zweiten Fall nur als im Bann des Winters und der Nachtseite des Jahres begriffen. Hier scheint die tiefste Motivierung der zahlreichen Sagen von den verwünschten Jungfrauen und ihrer Erlösung gesucht werden zu müssen.

Als Vermittlerin zwischen dem Ewigen und Zeitlichen ist die in der Sonne wohnende Göttin als eine aus dem ursprünglichen ewigen Wonnezustand verbannte Tochter des Himmels zu denken, die auch innerhalb der Zeitlichkeit ihrem ursprünglichen Charakter treu nur Gutes wirkt. Das ist nirgends besser ausgedrückt, als in dem eddischen Fjölvinmal. Hier wohnt Menglöd (die des Schmuckes frohe) in einem Gluthsaal, der sich um sich selbst dreht wie auf einer Lanzenspitze rasch umgeschwungen, bewacht von zwei Wölfen (die vor der Sonne und hinter ihr jagenden Thiere, Sinn-bilder der fressenden Zeit selbst), in langer banger Sehnsucht treu harrend des verlorenen Geliebten und künftigen Erlösers, aber während ihrer Gefan-genschaft und ihres schmerzlichen Harrens wohlthätig, eine Heilgöttin mit neun heilkundigen Jungfrauen. Das genannte Eddalied, eins der schönsten, schildert die endliche Wiederkehr von Menglöds Geliebten und ihre Erlösung zu endloser Wonne. Das scheint sich auf die letzte Erlösung von der Zeit-lichkeit überhaupt zu beziehen.

Dagegen scheint die Freijung Gerdas durch Skirnir in derselben Edda nur von dem jährlichen Freiwerden der Sonne aus den Banden des Winters verstanden werden zu müssen. In beiden Fällen wohnt die Jungfrau in der Waberlohe, einem Flammenkreise, den der Erlöser überreiten muß. Diese Waberlohe dürfte das älteste Sinnbild der Sonnenwende sein. Sie erklärt sich nicht sowohl aus dem Flammenkreise der Sonne selbst, als aus dem Solstitalpunkt.

Gemäß einer alten schon aristotelischen Vorstellung geht die Sonne

des Abends nicht unter, um unter unsern Füßen hindurch in gerader Fortsetzung ihres Kreislaufs des Morgens wieder im Osten aufzusteigen, sondern sie kehrt im Westen um und bewegt sich horizontal am nördlichen Erdrande hin wieder ostwärts, kann aber wegen der vorliegenden Berge, weil die Erde unter dem Bärengestirn sich erhebt, nicht gesehen werden und nur deshalb haben wir Nacht: Aristoteles, *Meteorologie* I, 1. Kosmas Ikonopleustes lehrte noch im sechsten Jahrhundert nach Christo, im Norden stehe ein hoher Berg, um den die Sonne bei Nacht herum gehe, so daß wir sie nicht sehen können und es bei uns finster ist. Er fügt hinzu, jenseits des Berges liege ein Meer und jenseits dessen erst das Paradies: *Collectio nova Astrum* 2, 188. Vgl. Bailly, *Geschichte der Astronomie*, Leipzig 1777. I, 228. Auch Avienus, *ora maritima* 648 sagt, die am Nordrand fortlaufende Sonne leuchte den seligen Hyperboreern. Daraus erklärt sich die den Griechen wohlbekannte Vorstellung von einem Sonnengarten im höchsten Norden, in dem Phöbus tanze (Diodor 2, 47), von den Bernstein abträufelnden Bäumen im Sonnengarten u. s. w., und die Vorstellung, nach welcher das Nordlicht eben nur Widerschein der in ihrem nordischen Paradiese weilenden Sonne sein soll. Schon Magnusen glaubte die Gerda im Nordlicht suchen zu müssen, was sich ganz gut mit der Vorstellung von der Sonne und der Sonnenwende vereinigen lässt; denn die Wintersonnenwende fällt in die längste Polarnacht. Der Solstitialpunkt, der Ort, wo sich die Sonne nach dem alten Heidenglauben in der Weihnacht um Mitternacht befindet, liegt gerade unter dem Nordpol, von wo aus auch das Nordlicht seinen feurigen Fächer ausbreitet. Dort muß nun auch die Waberlohe zu suchen sein, wenn sie ein Symbol der Sonnenwende ist.

Die heiligen Sonnenwendtage werden durchkreuzt von den heiligen Aequinoctialtagen. Wie sich an den Cultus der Sonnenwenden zu Weihnacht und Johanni eine unendliche Menge von Sagen knüpfen, so wieder andere an den Cultus der Tag- und Nachtgleiche zu Ostern und Michaeli, und an den des eigentlichen Sommer- und Winteranfangs zu Walpurgis und Martini. Hier nehmen die Sagen und Mythen einen der Jahreszeit entsprechenden Charakter an. Die Frühlingsmythen wiederholen die Erlösung aus Verwünschungen wie die Weihnachtsmythen, die Herbstmythen haben wieder einen mehr düstern Charakter gleich den Johannismythen, beide aber doch von den Solstitialmythen verschieden. Im Frühling und Herbst hielt man sich einfacher an die Natur selbst und feierte deren Jugend und Ende, Hochzeit und Tod. In der Solstitialfeier aber fasste man offenbar den tiefern Zusammenhang des Irdischen mit dem Himmlischen, des Zeitlichen mit dem Ewigen in einer höhern sittlichen Beziehung auf. Die Solstitialfeste waren der Erinnerung an die verlorene Ewigkeit geweiht.

---

## LITTERATUR.

**Kinder- und Hausmärchen**, gesammelt durch die Brüder Grimm. Dritter Band. Dritte Auflage. Göttingen, Verlag der Dieterichschen Buchhandlung. 1856. 12. 418 Seiten. (1 Thlr.)

Endlich, nach Verlauf von vierunddreißig Jahren, ist von dieser vortrefflichen Arbeit eine neue Auflage erschienen, nachdem bereits seit längerer Zeit das Gerücht von einer solchen im gelehrten Publikum umgegangen war. Letzteres hat um so mehr Grund sich über die Verwirklichung jenes zu freuen, als die längst vergriffene frühere Ausgabe einen hohen Grad von Seltenheit erreicht hatte. Der Schreiber dieses weiß aus eigener Erfahrung, daß ein in diesem Zweige der Litteratur sonst wohlbewandeter Professor der Berliner Universität diesen dritten Band der Kindermärchen nie gesehen und erst durch ihn Kenntniß von dem Dasein eines solchen erlangt hat. Dieß ist etwa zehn Jahre her; und der Band ist wohl seitdem noch rarer, das Vorhandensein desselben wenigstens in den weitem Kreisen noch mythischer geworden, so daß also desshalb und aus mehrfachen andern Gründen eine neue Herausgabe sich als unabweisbar nothwendig zeigte. Denn seit dem Erscheinen der zweiten Ausgabe, also seit dem Jahre 1822, hat sich der Umfang des betreffenden Gebiets der Wissenschaft so sehr erweitert, so zahlreiche neue Märchensammlungen sind innerhalb und außerhalb Deutschland zu Tage gefördert und dadurch die Forschung so eifrig und erfolgreich betrieben worden, daß selbst die Besitzer jener frühern Auflage nach einer neuen Bearbeitung dringend verlangen mußten, die von der Hand solcher Meister unternommen ein um so reicheres Resultat erwarten ließ, wenn man die Vortrefflichkeit des mit den älttern, damals vergleichungsweise noch so sparsamen Mitteln Geleisteten erwo. Daß Wilhelm Grimm diese neue Ausgabe allein besorgte, konnte nichts zur Sache thun, da er ja der Arbeit vollkommen gewachsen ist, und übrigens auch, wie wir zu wissen glauben, sich bei der frühern am meisten betheiligte. — Ist nun diese Erwartung in ihrem ganzen Umfange befriedigt worden? Wir können um so weniger Anstand nehmen, diese Frage verneinend zu beantworten, als der berühmte Gelehrte gewiss selbst keine Bejahung erwartet und es mit Recht jedem verargen würde, der da behauptete, Wilhelm Grimm hätte hier alles geleistet, was er auf diesem Gebiete zu leisten vermöchte. Denn dieß ist keineswegs der Fall, vielmehr macht diese neue Auflage den Eindruck, als wären zu der frühern nur die Randanmerkungen eines Handexemplars so wie hie und da noch andere einzelne Zusätze hinzugekommen und sonst mancherlei kleinere Verbesserungen und Abänderungen vorgenommen, keineswegs aber das Ganze einer durchgreifenden Umarbeitung unterworfen worden; denn diese müßte in allen ihren Theilen ein ganz anderes Aussehen bekommen haben. Daß aber Wilhelm Grimm von einer solchen nur durch andere und zwar ausgedehntere und dringendere Beschäftigungen abgehalten worden, läßt sich mit Gewissheit voraussetzen, so daß wir, anstatt mit ihm zu rechten, ihm vielmehr Dank wissen, daß er sich von jenen noch so viel Zeit abmüßigte, um einer nicht mehr abzuweisenden Forderung der litterarischen Welt einigermassen gerecht

zu werden, so weit die Umstände es eben erlaubten. Und daß die Arbeit eines solchen Gelehrten immer Beweise ihres Ursprungs an sich tragen muß, auch wenn sie unter ungünstigen Umständen ans Licht tritt, wird jedermann voraussetzen; denn selbst die Randglossen seiner Handexemplare müssen schätzbar und belehrend sein. Wir wollen daher auch nicht weiter auf das eingehen, was wir im Kleinen und Großen bei dieser neuen Ausgabe vermissen oder anders wünschen und nur beispielsweise anführen, daß die DM. darin durchaus nicht berücksichtigt ist, obwohl doch gerade sie so oft zur Aufhellung des Ganzen oder Einzelnen beiträgt. Diesen oder irgend einen andern Mangel zu ergänzen, will Ref. keineswegs übernehmen und durch die hier folgenden vereinzelt Anmerkungen überhaupt nur zeigen, mit welchem Interesse er diese neue Auflage durchgegangen, wobei ihm vielleicht auch Gelegenheit geboten wird, ein und das andere Versehen zu berichtigen, das der Aufmerksamkeit des Verfassers entschlüpft ist; so z. B. wäre zu bemerken

#### ZU DEN MÄRCHEN.

Nr. 1. Der treue Heinrich. — Als Gegenstück zu den eisernen Banden, die der treue Diener um sein Herz hatte schlagen lassen, damit es nicht vor Schmerz berste, und die dann bei der Freude, die er später empfindet, von selbst abspringen, erzählt die Volsungasaga Cap. 38 wie dem Sigurd bei der Erklärung Brynhildes, daß sie ihren Gemahl Gunnar nicht verlassen wolle, die Brust sich so heftig hebt, daß ihm die Brünne zerspringt. — Hat vielleicht der Dichter des Weinschwelgs an die alten Sagen und Märchen gedacht, als er die (jetzt letzte) Strophe dichtete? — S. 6 wird ferner aus der *Complaynt of Scotland* ein Märchen angeführt: „the tale of the wolf of the warldig end“, d. h. das Märchen vom Wolfe des Weltendes; in der DM. 224 steht jedoch: „the tayl of the wolf and the worldis end“, d. h. das Märchen von dem Wolfe und dem Weltende.

Nr. 6. Der getreue Johannes, — ist auch in Catalonien bekannt; s. Ferd. Wolf, Proben portug. und catalan. Volksromanzen u. s. w. Wien 1856. S. 38. Nr. II. Nr. 7. Der gute Handel. — Dunlop S. 257 nebst Anm. 330<sup>b</sup>. Bäckström Öfversigt af Svenska Folk-Litteraturen p. 78. Nr. 30. — Zum Schluß des Märchens, wo von dem Rocke die Rede ist, den der Jude dem Bauer leiht, vergl. Dunlop S. 271<sup>b</sup>, wo aus Sabbadino delli Arienti (Nov. 20) ein ähnlicher Schwank mitgetheilt wird.

Nr. 13. Die drei Männlein im Walde. — Vgl. Hyltén-Cavallius zu Nr. 7 Nachtrag S. 485 (schwed. Ausg.), wo hinzuzufügen das finnische Märchen: „das Mädchen aus dem Meere“ bei Bertram Jenseits der Scheeren S. 18 ff. Auch catalanisch s. Wolf Proben S. 37 Nr. 1 (wo in der Anmerkung *le tre fate* verdruckt für *le tre ffate*). — S. auch W. Müller in seinem Aufsätze „die Sage vom Schwanritter“ oben Band 1, § 422. D. M. 424 und dazu Gervasius S. 118 Anm.

Nr. 14. Die drei Spinnerinnen. — D. M. 387. Vorrede zum Pentamerone S. XVI.

Nr. 15. Hänsel u. Gretel. — Auch catalanisch; s. Wolf Proben S. 44 f. Nr. VII. — D. M. 598. 1035. Nr. 17. Die weiße Schlange. — Cavallius zu Nr. 5 nebst Nachtrag S. 483 (schwed. Ausg.). Gervasius S. 155.

Nr. 19. De Fischer un siine Fru. — Auch in Stöbers Volksb. S. 109 „Mann und Frau im Essigkrug“; russisch: „der Fischer und der Fisch“ im *Athénæum Franç.* 1855 Nr. 32, p. 686. S. auch Dunlop S. 501<sup>b</sup> zu Conde Lucanor Nr. 18, welche

Erzählung mit Boner Nr. 94: „Von einem der konde diu swarzen buoch“ (Pfeiffer S 167) übereinstimmt. — D. M. 475. 481. 545.

Nr. 20. S. 34 Z. 25 v. o. st. Amint l. Amin. — Z. 28 steht Tugarin, S. 341 Z. 8 v. u. aber Nugarin. Nr. 21. Aschenputtel. — Cavallius zu Nr. 21. Auch catalanisch; Wolf Proben S. 43 Nr. VI. — D. M. 361. 1228 (Wunschbaum). Nr. 24. Frau Holle. — Cavallius zu Nr. 22. S. auch S. 344 (wo Z. 10 v. o. Nr. 24 st. 25 zu lesen). — S. 44 Z. 16 l. zwei Kuchen st. zwei Knaben. — D. M. 246. 247. 433. 455.

Nr. 25. Die sieben Raben. — W. Müller oben 1, 425. — Über Glasberge s. Gervasius S. 151. Schade, Ursula S. 111. Simrocks Guter Gerhard S. 69 ff. 144 f. Colshorn S. 76. Eine deutliche Erinnerung an die Glasberge als leuchtender Aufenthaltsort der Seeligen scheinen mir auch die mit Glasfenstern umgebenen taghellen Tempel zu enthalten, von denen man oft in den Sagas liest. S. Helga oc Grimssaga c. 26 der weitläufigern Recension. Nialssaga c. 89 (Kopenh. 1772. 1809). Kialnesingasaga in Markussens Sammlung. S. 4. Foereyngasaga c. 23 (aus welcher letztern die von Müller Sagabibl. 1, 94 der dän. Ausg. angeführte Sigmund Brestesensaga nur ein Fragment ist). Auch der weithin schimmernde, von innen und außen mit Gold überzogene Tempel zu Upsala gehört wohl hieher und erinnert an die Goldberge, wie jene Tempel an die Glasberge. — D. M. 454. 670. 796.

Nr. 27. Die Bremer Stadtmusikanten. — D. M. 47. Nr. 28. Der singende Knochen. — Auch catalanisch; s. Wolf S. 39 f. Nr. III. — Die S. 56 und D. M. 860 aus W. Scott angeführte schottische Ballade heißt: „The cruel sister.“ In Betreff anderer hiehergehöriger Volkslieder s. Ferd. Wolf im Vorwort zu „Schwed. Volkslieder der Vorzeit übertragen von R. Warrens“. Leipz. 1857. S. XXXVII ff. — Das betshuanische Märchen steht in Kletkes Märchensaal 3, 387 ff. Nr. 29. Der Teufel mit den drei goldenen Haaren. — Vgl. Nr. 165 der Vogel Greif. — Über das mongolische Märchen im Gesser Chan s. S. 389. — D. M. 454. 828. 950. 959. 972.

Nr. 31. Das Mädchen ohne Hände. — W. Müller oben Bd. 1, 418 ff. bes. S. 435 ff. Nr. 32. Der gescheidte Hans. — Basiles Pentamerone 1, 4, „Vardiello“. Nr. 33. Die drei Sprachen. — D. M. 135. Nr. 35. Der Schneider im Himmel. — D. M. 125. Nr. 36. Tischendeckdich. — Zu Ende der Anmerkungen ist aus der alten Ausgabe S. 68 Z. 8 v. u. der wahrscheinlich durch Versehen ausgefallene Schluß hinzuzufügen: „Im Pentamerone hat das erste Märchen u. s. w. bis „welsh bards II. 47“. — Vgl. auch die drei Rolandsknappen bei Musäus. — D. M. 1227. Wolf Beiträge zur D. M. 3.

Nr. 38. Die Frau Füchsin. — D. M. 634. Nr. 39. Die Wichtelmänner. — D. M. 428. 437 (das daselbst in der ersten Anm. aus der Dresdner Samml. angeführte Märchen steht jetzt in Kellers altd. Erzähl. S. 463: „Der Müller mit dem Kinde“), 453 nebst dem Nachtrag 1217. Nr. 40. S. 68 l. Z. statt Streit l. Stier.

Nr. 43. Frau Trude. — D. M. 394. Nr. 44. Der Gevatter Tod. — D. M. 386. 813. 812. In letzterer Stelle ist zu der Benennung des Todes „Streckefuß, Streckebein“ die spanische Redensart *dormir á pierna tendida* (wofür auch scherzhaft *dormir á rienda suelta*) und das griech. *ταρταλῆσις* zu vergleichen. Nr. 45. S. 71 Z. 8 v. u. l. Philetas.

Nr. 46. Fitchers Vogel. — S. 74 ist mit der Erzählung der Gesta Roman. das c. 13 gemeint. — Das am Schluß aus 1001 Nacht (Nacht 66) angeführte Verbot ein bestimmtes Gemach zu betreten, wiederholt sich auch ebendass, in einer Erzählung

Nacht 991—993 (Breslau 1836), so wie im Behar-Danusch; s. Dunlop S. 417 und Anmerk. 488.<sup>1</sup> — D. M. 436. 924.

Nr. 47. Der Machandelboom. — Mones Anzeiger 6, 172. — Das betschuanische Märchen ist das zu Nr. 28 erwähnte. — Seelen in Vogelgestalt, s. Gervasius S. 115 und W. Müller oben 1, 421. — D. M. 618. 1228. Nr. 49. Die sechs Schwäne. — W. Müller oben 1, 424. 426. — D. M. 399. 1052.

Nr. 50. Dornröschen. — Vorrede zum Pentamerone S. XII. ff. Nr. 51. Der Fundevogel. — Cavallius zu Nr. 14 und Nachtrag S. 491 (schw. Ausg.). — D. M. 1035. RA. 460 Anm., wo *wildvogel* verdruckt scheint für wildfügel.

Nr. 52. Drosselbart. — S. oben Bd. I S. 259 zu die halbe Birn (Nr. X.). Füge hinzu den Eingang einer portug. Romanze „Dom Claros d'Alem-Mar.“ Wolf Proben S. 49 Nr. 191. Nr. 53. Sneewitchen. — Auch catalanisch; s. Wolf S. 46 f. Nr. VIII.

Nr. 54. Der Ranzen u. s. w. — Die tartarische Version aus den Relations of Ssidi Kur steht auch in Kletkes Märchensaal 3, 8 ff. „der Wundermann“.

Nr. 55. Rumpelstilzchen. — D. M. 473.

Nr. 57. Der goldene Vogel. — Simrocks Guter Gerhard S. 149. Der Fuchs erscheint auch im Walewein, und Jonckbloet hat bereits bei dem Auszuge, den er in seiner Geschichten 2, 79—111 gegeben, auf die Verwandtschaft mit diesem Märchen hingewiesen. Die Warnung, kein Galgenfleisch zu kaufen, kommt auch sonst noch vor; s. unten zu Nr. 94. — D. M. 950.

Nr. 59. Der Frieder und das Catherlieschen. — Mit dem Zuge im Pentam. 1, 4, wo es Rosinen und Feigen regnet, ist verwandt 1001 Nacht, Nacht 479 (11,102 Bresl.), und mit dem andern, wo Vardiello einer Bildsäule die Brust einschlägt und darin einen Topf mit Goldstücken findet, vgl. Babrius Nr. 119 und Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fables Ind. p. 53 f. S. auch Webers Aufsatz „Über den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen“ in den Indischen Studien 3, 353, der in dieser Fabel einen historischen Grund zu erblicken glaubt.<sup>2</sup>

Nr. 60. Die zwei Brüder. — Durch die vorgewiesene Zunge soll sich auch

<sup>1</sup> In dieser Anm. lies 37ste Dämesaga statt 32ste, und streiche weiter unten die Worte: „und die älteste bekannte Darstellung zu sein scheint“; vgl. oben Bd. 1, 263 „Turandot“ (Nr. LXIII.), wo Dunlop Anmerk. 84 verdruckt steht für 488. — Die Ges. Abent. Bd. III, S. LXII Anmerk. 4 (woselbst Bd. XIII. S. 324 st. 376 zu lesen) angeführte Erzählung des Grafen Caylus Hist. de la corbeille (s. Dunlop a. a. O.), hat übrigens mit der ebendasselbst erwähnten Geschichte aus 1001 Nacht (Nacht 551—552) nichts gemein als den Korb; vergl. Bd. XII S. XXIII; wesshalb auch in der Anm. 488 zu Dunlop die Anführung der Ges. Ab. besser ganz wegzulassen war.

<sup>2</sup> In der nämlichen Abhandlung Webers wird S. 369 darauf hingewiesen, daß die bekannte Fabel des Menenius Agrippa von dem Bauch und den Gliedern auch in Indien vorhanden sei, was also zu meiner Bemerkung oben Bd. 1, 272 zu der altdeutschen Fabel „von der buchfull“ nachzutragen ist. Ich will diese Gelegenheit benützen, um einige in jenem Aufsätze eingeschlichene Druckfehler zu berichtigen und verschiedene kleine Zusätze zu machen. — Nr. X. S. oben zu KM. Nr. 52. — Nr. XIV. l. Keller S. 232. — Nr. XV. Wolf Proben S. 123 f. der Ritter von Malaga. — Nr. LXI. vorletzte Zeile l. S. XXXIV. — Nr. LXII. l. Nachtrag zu Anm. 320. — Nr. LXIII. l. Dunlop Anm. 488. — Nr. LXVIII. l. Somadeva. — Nr. LXXIV. Gualteri Mapes de Nugis Curialium dist. I. c. 20 (Camden Society). — Nr. XCVIII. Z. 8 l. c. 123 (de s. Barthol.). — Nr. XCIX. Weber a. a. O. 3, 363<sup>oo</sup>, vgl. 368<sup>oo</sup>. — S. 269 Z. 15 v. o. l. Gervas. S. 173 ff. — Ebendas. Z. 28 salden perck 91, 25. — Ebendas. Z. 10 v. u.

Alkathoos, der Sohn des Pelops, gegen die Behauptungen der Mitbewerber als derjenige erwiesen haben, der wirklich den kithäronischen Löwen getödtet und deshalb die Hand der Tochter des Megareus Königs von Mëgara verdient. So erzählt Comes Natalis Mythol. 5, 5 nach Derichidas. Über die Glaubwürdigkeit des Comes Natalis, vgl. die Bemerkung Niebuhrs in den Vorträgen üb. Röm. Gesch. 1, 25. Anm. Die *Μεγαράνα* des Derichidas (Dieuchidas) finde ich erwähnt bei Athen. p. 262. und beim Schol. des Apollon. zu 1, 118.

Nr. 61. Das Bürle. — Dunlop Anm. 277\*. Gödekes und W. Menzels Bemerkung oben Bd. 1, 359 f. — D. M. 512. Nr. 62. Die Bienenkönigin. — Simrocks Guter Gerhard S. 146. — D. M. 659. Nr. 68. Der Gaudeif u. s. w. — S. 118 ist 1001 Nacht (1, 385, 386) in der Bresl. Ausg. 2, 82 ff. (Nacht 54).

Nr. 70. Die drei Glückskinder. — In Betreff der englischen Erzählung von Whittington und seiner Katze vgl. Nyerup Morskabläsning S. 242 Nr. 11.

Nr. 71. Sechse u. s. w. — S. 122 Z. 9 v. u. l. der Dummling (3, 8). Nr. 72. Der Wolf und der Mensch. — Reinh. Fuchs CCXVI. Sendschreiben 103 f. — S. 123 l. Kellers Erzählungen S. 520. Nr. 77. Das kluge Gretel. — Z. 3 v. u. l. Gesammtab. Nr. XXX.

Nr. 78. Der Großvater u. s. w. — S. zu Dunlop Anm. 354<sup>b</sup>.

Nr. 81. Bruder Lustig. — D. M. Vorrede XXXVI. ff. Nr. 82. De Spielhansel. — Zu S. 143 s. oben Bd. 1, 269 zu Kellers Erzähl. „Wy der Molner u. s. w.“ (S. 97). — So wie in dem Märchen von den Landsknechten der Hauptmann dem Petrus seine Verrätherei vorhält, so wirft ihm Meister Pfriem (S. 250 zu Nr. 178) Verläugnen, Schwören, Meineid und anderes vor. — D. M. XXXVI. 814, 940.

Nr. 85. Die Goldkinder. — Der Spikenarde im indischen Volksliede entspricht das Pflanzen der Lebensbäume in einem tartarischen Märchen in Kletkes Märchenaal 3, 3 „die sechs Gefährten“. Nr. 87. Der Arme und der Reiche. — Keller zu Dyokletianus Leben S. 54 „Die Wünsche“, wo D. M. XXXVII st. XIX zu lesen ist. — Mit dem S. 150 angeführten chinesischen Märchen stimmt überein Temme Volkssagen von Pommern Nr. 127 und Wolf Deutsche Sagen Nr. 9.

Nr. 88. Das Leweneckerchen. — Auch catalanisch; s. Wolf Proben S. 47 f. Nr. IX. — S. 155. Das schwed. Märchen vom Graumantel steht auch bei Bäckström Svenska Folkb. 2, 132 „Gråkappan“; vgl. 2, 74 zu „Blå Fogel“, so wie Cavallius Nr. 19 „Jungfrun som såg på sin käraste vid ljus“ in mehreren Versionen. — Ferner lies Pintosmauto (5, 3), und die goldene Wurzel (5, 4). — S. 156. Die aus Rudolfs Weltchronik angeführte Stelle findet sich auch Gesammtab. Nr. 1 v. 321—326. — D. M. 598. 670. 1223. Nachtr. zu 691. Nr. 89. Die Gänsemagd. — Vorrede zum Pentamerone S. XXI. f. D. M. 42. 624. Nr. 90. Der junge Riese. — Cavallius zu Nr. 4 und Nachtr. S. 470 (schwed. Ausg.). — D. M. 509. 856.

Nr. 91. Dat Erdmänneken. — S. 165. Das schwedische Märchen steht auch bei Bäckström 2, 271 „Lunkentus“, dessen Schluß deutlich mit der Erzählung von Pelle Båtsman ebendas. 2, 144 übereinstimmt. Der Name Lunkentus lässt mich

l. KM. 3, 148. (alte Ausg.) — S. 271 letzte Z. l. CCLXXXIII. — S. 272 Z. 13 l. Babrius Nr. 76. — Ebendas. Z. 8. 9 v. u. l. Robert 2, 341. Babrius Nr. 108. — Die in den Bemerkungen zu Kellers altdutschen Erzählungen mehrfach angeführte Ausgabe des Babrius von Fix weicht, wie ich später erst bemerkt, in der Zählung zuweilen von andern ab und alle von mir citierten Fabeln desselben sind bei letztern eine Nummer später; nur die zu „Von dem Grillen u. s. w.“ (Keller S. 876) angeführte Nr. 126 ist sonst Nr. 129.

übrigens muthmaßen, daß das von van den Bergh Volksromans p. 193 angeführte in der Mundart der westphälischen Heumäher abgefasste Volksbuch des 18. Jhd.: „*Historie van Lukevent*“ eins sei mit dem erwähnten schwedischen. Hieher auch gehört ein finnisches Märchen bei Bertram, Jenseits der Scheeren S. 3 „Die sonderbare Fleudouse“. Vgl. auch noch die 35ste Erzählung des Konon (Phot. p. 137 ed. Bekker).

Nr. 92. Der goldene Berg. — In Betreff des S. 167 erwähnten Sprichworts vom „alten Schlüssel“ s. Simrock Guter Gerhard S. 139. — Über die Theilung der Wundersachen, vgl. S. 400. D. M. XXX. 426. — D. M. 418. 921. In Betreff der an letzterer Stelle erwähnten Melusine vgl. einige sehr merkwürdige walisische Sagen bei Gualt. Mapes de Nugis Curialium 2, 11. 12. 4, 9. (Camden Society). Nr. 93. Die Rabe. — Vgl. Cavallius zu Nr. 8. Nachtrag S. 488 (schwed. Ausg.).

Nr. 94. Die kluge Bauerntochter. — Zu den S. 171 in der Anm. angeführten Geschichten füge hinzu Mones Anz. 2, 238 Nr. 17 und Dolopatos bei Loiseleur Deslongchamps Essai P. II. p. 125 ff. Enenkel bei Maßmann Kaiserchr. 3, 405. S. auch Schmidt zu Straparola S. 292 ff. Der daselbst S. 294 aus Hans Sachsens Comedia von dem Marschall Sophus und seinem Sohne angeführten Lehre: „daß er für keinen bitten sollt — verurtheilt den man henken wollt“ entspricht eine andere im letzten Capitel des Livre du Chevalier Lafour Landry (dies ist nämlich der von Agricola gemeinte Ritter vom Thurn, s. KM. 3, 98 zu Nr. 57), ferner bei Gualt. Mapes de Nug. Cur. 2, 31 (non liberabis justo condemnatum judicio), so wie in der Hervararsaga (nie dem zu helfen der seinen Landesherrn betrogen; Sagabibl. 2, 559 Dän. Ausg.), wo auch noch andere Lehren mit den bei Straparola vorkommenden übereinstimmen, nämlich seiner Frau kein Geheimniß zu vertrauen und kein fremdes Kind zu adoptieren (in der Hervararsaga steht, kein Kind eines vornehmen Mannes). Vgl. Bäckström Öfversigt etc. S. 89 Nr. 67 nebst der Berichtigung auf der letzten Seite (274, verdruckt für 178). — Schmellers Aufsatz über Ruodlieb in Haupts Zeitschr. 1, 401 ff. ist mir leider nicht zugänglich.

Nr. 95. Der alte Hildebrand. — Simrocks Guter Gerh. S. 139. — Über Göckerliberg s. D. M. 645. Nr. 96. Die drei Vügelkens. — Cavallius zu Nr. 9. Bäckström Svenska Folkb. 2, 31. — Lilie als Symbol der Seele auch in Nr. 85 und im Faustbuch. s. Kloster 5, 187 nebst der Anmerkung. Vgl. Weimar. Jahrb. 1, 78 ff. 479. — 1001 Nacht 7, 277 ist in der Bresl. Ausg. 10, 3 ff. (N. 426). Nr. 99. Der Geist im Glase. — Vgl. Düntzer in Scheibles Kloster 5, 68. — Über den großmächtigen Mercurius vgl. zu Gervas. S. 121. Nr. 101. Der Grünrock. — Gervas. S. 177—179. Nr. 103. Vom süßen Brei. — Über die weiße (nicht weisse) Frau, die ein Fest des süßen Breies stiftet, s. D. S. Nr. 267. Nr. 104. Die klugen Leute. — Das tartarische Märchen von den treuen Thieren steht auch bei Kletke, Märchensaal 3, 16.

Nr. 105. Märchen von der Unke. — S. 185. Z. 2 l. Gesta Rom. c. 141. — Über die an die Unke gerichtete Anrede Ding vgl. D. M. 411. Daselbst wird in der dritten Anm. eine Stelle angeführt, welche lautet: „von den ülvn entbunden werden“. Ich vermuthe, daß dies auf die Elbe, Holden oder bösen Dinger geht, welche Hexen aus ihrer Vermischung mit dem Teufel gebären. Daß diese Vorstellung jedoch ursprünglich eine andere gewesen sein muß, geht schon aus der merkwürdigen Stelle eines anonymen latein. Schriftstellers des 6. Jhd. hervor, die ich zu Gervas. S. 76 angeführt. Auf den Inhalt der dort erwähnten Lieder, von denen es

heißt: „et plurima cantica de eis (sc. Faunis) poetae cecinerunt“, kann man ungefähr aus jener Stelle schließen. Diese Angabe in Betreff der von den Faunen gesungenen Lieder findet Bestätigung durch die Glosse des gleichzeitigen Grammatikers Placidus in Mai's *Class. Auct. e Vatic. Codd. Vol. III (Mythographi)* p. 462, wo es heißt: „Faunorum modorum, antiquissimorum versuum, quibus Faunus celebratur.“

Nr. 106. Der Müller u. s. w. — S. 186 Z. 18 v. u. l. Anmerkung zu Nr. 64.

Nr. 107. Die beiden Wanderer. — Irisch auch in Erin, von K. v. K(illinger) 1849. Bd. 6, 230 „Owney und Owney-na-Peak. Nr. 108. Hans mein Igel. — Über die abgestreifte und verbrannte Thierhaut s. D. M. 1052. Gervas. S. 169. — S. 190 Z. 15 l. Gaal Nr. 15. Nr. 110. Der Jud' im Dorn. — Vgl. W. Scott „Lay of the last Minstrel“ C. II. st. 13, dritte Anm. die den Zauberer Michael Scott betreffende Geschichte. Über zauberische Musik s. zu Gervas. S. 117.

Nr. 112. Der himmlische Dreschflügel. — Stricke aus Sand winden ist eine Aufgabe des Michael Scott für die Teufel. Am Schluß seiner Einleitung zur Ballade „Lord Soulis“ in der *Minstrely etc.* bemerkt er: „The formation of ropes of sand, according to popular tradition, was a work of such difficulty, that it was assigned, by Michael Scott to a number of spirits for which it was necessary for him to find some interminable employment. Upon discovering the futility of their attempts to accomplish the work assigned, they petitioned their taskmaster to be allowed to mingle a few handfuls of barley-chaff with the sand. On his refusal, they were forced to leave untwisted the ropes which they had shaped. Such is the traditional hypothesis of the vermicular ridges of the sand on the shore of the sea.“ Was hier dem Teufel unmöglich ist, gelingt ihm jedoch in einer irischen Erzählung bei Lover (s. Gervas. S. XX): „The Devil's Mill“ p. 151. Es gibt ferner mehrere provinzielle Redensarten in England, die sich auf *Dick's hatband* beziehen; z. B. in Pembrokeshire „as tight as Dick's hatband“ (s. *Notes and Queries*, Jahrgang 1856 Nr. 36, p. 189<sup>a</sup>); in Cheshire „as fine as Dick's hatband“ (s. *Wilbrahams Cheshire Glossary* p. 32); in Lincolnshire „as queer as Dick's hatband“, wo noch zuweilen als Erklärung hinzugesetzt wird: „which went nine times round and would not tie“ (s. *N. and Queries a. a. O.* Nr. 38 p. 238<sup>a</sup>); endlich sagt auch Halliwell *Diction. of Archaisms* s. v. „Dick's hatband“ said to have been *made of sand*°. Offenbar also ist dieser Dick eine mythologische Person und zwar zunächst der Teufel, der im Englischen sonst auch *old Nick* heißt. — S. 194 Z. 3 v. u. l. Wuk Nr. 44; vgl. S. 336—338.

Nr. 115. Die klare Sonne bringt an den Tag. — S. zu Gervas. S. 113.

Nr. 118. Die drei Feldscheerer. — Vergl. Conde Lucanor c. 30. Nr. 120. Die drei Handwerksburschen. — S. 200 Z. 19 l. de la Monnoye; auch die Jahreszahl 1568 ist verdrückt für 1735 (s. Quérard, *la France litt.* 2, 527).

Nr. 122. Krautesel. — D. M. 1227, wo Z. 6 und 7 v. u. dieses Märchen gemeint wird. Bei Somadeva 1, 17 sagt Siva zu den drei Frauen im Traume: „Nennt euren Sohn Putraka und jeden Tag, wenn er aus dem Schlaf erwacht, werdet ihr unter seinem Kopfe viel Gold finden; euer Sohn wird auch einst König werden.“ Auch der Alraun oder das Galgenmännlein hat die Kraft eines Heckethalers D. M. 1154 vgl. 480. S. auch Düntzer in Scheibles Kloster 5, 72. Über den dort erwähnten Pases und seinen halben Obol s. ebendas. S. 169, wo in der Anm. 158 das zweite Citat aus Suidas in *Πάσης* abzuändern ist.

Nr. 125. Der Teufel und seine Großmutter. — Gervas. S. 186 f. Anm. 53, wo auch auf D. M. 959 zu verweisen war. Nr. 127. Der Eisenofen. — D. M. 595 f.

Nr. 128. Die faule Spinnerin. — Über sprechende Bäume, s. zu Gervas. S. 63; vgl. D. M. 618. Nr. 129. Die vier kunstreichen Brüder. — Das tartarische Märchen des Ssidi Kur steht in Kletkes Märchensaal 3, 3 ff.: „die sechs Gefährten“. — S. 212 Z. 12 v. u. l. Morlini Nr. 79.

Nr. 130. Einäuglein u. s. w. — Über goldene Bäume, Weinstöcke u. dgl. s. zu Gerv. S. 140 ff. Nr. 135. Die weiße und schwarze Braut. — Cavallius zu Nr. 7 und Nachtr. S. 484. Nr. 136. Der Eisenhans. — S. Cavallius zu Nr. 20, wo noch hinzuzufügen, daß jenes Märchen sich auch bei den Engländern findet; s. Ellis Early Metr. Rom. Lond. 1848 p. 578 „Roswall and Lillian“. — Die Sage vom Aschmedai steht auch bei Tendlau S. 199. Nr. 144. Das Eselein. — Vgl. Mones Anzeiger 8, 551 ff. Nr. 146. Die Rübe. — Mones Anz. 8, 561 ff. Sacchetti Nr. 152. Wolf deutsche Sag. Nr. 287 und die Anm. Nr. 147. Das junggeglühte Männlein. — D. M. Vorrede XXXVI. Nr. 149. Der Hahnbalcken. — Gervas. S. 64 f. — Mit dem Schwimmen durch Flachsblüthen vgl. man die Geschichte von den Dutten zu Althüffen, die in den Himmel zu springen glauben, aber im See ertrinken. D. M. 511 ff. und die von den Sieben Schwaben. S. Auerbachs Volksbüchlein. München 1827. S. 127.

Nr. 151 und 151<sup>o</sup>. Die drei Faulen und die zwölf Faulen. — Die aus Straparola nach Rumohr angeführte Geschichte bildet den Schluß von Notte 8 Fav. 1, s. Dunlop S. 284<sup>b</sup>; ganz ebenso in den Contes du Sieur d'Ouille 2, 117 ff. und in den Poesias del Arcipreste de Hita copla 431: „Ensiemplo de dos perezosos que querian casar con una dueña“, wo namentlich einer sagt (copla 438. 439):

„Mas vos diré, Señora, una noche yasia  
En la cama despierto, è muy fuerte llovía,  
Dábame una gotera del agua que fasia,  
En el mi ojo muy resia, á menudo feria.  
„Yo“ hobe grand pereza de la cabeza redrar,  
La gotera que vos digo, con su mucho recio dar,  
El ojo, de que soy tuerto, hóbomelo de quebrar;  
Debedes por mas peresa, dueña, conmigo casar.“

Nr. 152. Das Hirtenbüblein. — Keller Fastnachtspiele S. 1490 zu S. 199. Müllenhof Nr. 208. Wolf Hessische Sagen Nr. 262; ein Lustspiel des Herzogs Julius von Braunschweig: „Von einem Edelmann, welcher einem Abt drei Fragen aufgegeben“; Contes du Sieur d'Ouille 2, 255 ff. Nr. 158. Schlauraffenland. — Keller Fastnachtspiele S. 1482 zu S. 58. Th. Wright St. Patrik's Purgatory. Lond. 1844 gegen Ende des Buchs: Jac. Grimm Ged. des Mittelalt. auf Friedrich I., S. 96, Anm. 1. — S. 240 Z. 3 v. o. l. Basile. Dies war ein Pseudonym für Giuseppe di Montagna aus Palermo. Sein Gedicht erschien zuerst in letzterer Stadt 1640. S. Pentamerone 2, 322.

Nr. 164. Der faule Heinz. — Dunlop S. 502<sup>a</sup> zu Conde Lucanor c. 29. Eine Novelle des Philippe de Vigneulles mitgetheilt im Athénæum Franc. 1853 p. 1137.

Nr. 165. Der Vogel Greif. — Auch catalanisch, Wolf Proben S. 49. — D. M. 439, 454 (wo in der dritten Anm. KM. Nr. 25. 29. 165 gemeint werden), 703, 950.

Nr. 177. Die Boten des Todes. — D. M. 807.

Nr. 178. Meister Pfriem. — In der Leg. Aur. c. 178 (de S. Arsenio abbate) p. 809 ed. Graeße heißt es: „Quadam vice facta est vox ad eum dicens: veni et tibi opera hominum. Et eduxit eum in quendam locum . . . ostenditque

ei . . . hominem haurientem aquam de lacu et effundentem aquam in cisternam pertusam, quae aquam refundebat in lacum, et ipsam cisternam implere volentem. Et ostendit ei iterum templum et duos viros in equis portantes lignum transversum: volentes autem introire in templum, non poterant eo, quod lignum in transverso portarent.“ — S. 249 Z. 12 v. u. l. 1552.

Nr. 179. Die Gänsehirtin am Brunnen. — Auch catalanisch; Wolf Proben S. 42 Nr. V., wo die letzten Worte „se desvaneció“ zu übersetzen sind „fiel in Ohnmacht“ nämlich vor Schreck. Nr. 182. Die Geschenke (verdruckt steht „Geschichte“) des kleinen Volks. — Das Märchen des Musäus heißt: „Stumme Liebe“; vgl. S. 382. — Da das früher an dieser Stelle stehende Märchen „Die Erbseprobe“ jetzt ausgefallen ist, so ist es auch in den Ausführungen bei Cavallius zu Nr. 12 zu streichen und dafür Colshorn Nr. 3 zu setzen.

Nr. 185. Der arme Junge im Grabe. — Der Topf mit Honig gleicht dem mit Nüssen im Pentamerone Nr. 4. Nr. 186. Die wahre Braut. — Cavallius zu Nr. 14 nebst dem Nachtrag S. 491 (schwed. Ausg.). Nr. 187. Der Hase und der Igel. — S. auch S. 375 f. Nr. 8. Nr. 189. Der Bauer und der Teufel. — Gervasius S. 169 zu D. M. 980 und Nachtrag S. 263. Nr. 191. Der Räuber und sein Sohn. — D. M. 980. Nr. 192. Der Meisterdieb. — S. 335 Nr. 23, c. Bechstein „die Probestücke des Meisterdiebs“; ein tartarisches Märchen bei Kletke 3, 5 ff.: „Chan Kindersin“; Gualt. Mapes de Nug. Cur. 2, 25 „de Cheveslino fure“.

Nr. 193. Der Trommler. — Cavallius zu Nr. 8 und 14 nebst den Nachträgen. Simrocks Guter Gerhard S. 145. 147. D. M. 1055. Nr. 197. Die Krystallkugel. — Lies „Im Pentam. die drei Thierbrüder“. Nr. 198 in der Überschrift l. Maleen.

#### ZU DEN KINDERLEGENDEN.

Nr. 5. Gottes Speise. — Lies „Wolf N. S. Nr. 158“ u. s. w. Füge hinzu Baader Volkssagen aus Baden Nr. 64. Wolf D. S. Nr. 110. 111; und vgl. meine Abhandlung über den Mäusethurm im Bulletin de l'Acad. Roy. de Belgique T. XXI. P. 2 p. 948 (Separatabdr. p. 7).

Nr. 9. Die himmlische Hochzeit — D. M. 103. Zu den dort aus Méon und Maerlant angeführten Mariensagen füge noch den Nachtrag 1204 und meine Bemerkung zu Gesamtab. Nr. 98 (Carl der Große, Liebeszauber) oben Bd. I, 268 das in Betreff der Sage von Astrolabius Angeführte. Die ebendas. (nämlich D. M. 103) erwähnte Legende von der gemalten Maria (cod. pal. 341) steht jetzt Gesamtab. Nr. 87; vgl. oben Bd. I, 266 f. — Wasser im Sieb getragen D. M. 1066.

#### ZU DEN BRUCHSTÜCKEN.

Nr. 2. Die Laus. — Cavallius zu Nr. 19.

#### ZUR LITTERATUR.

S. 285 Z. 10 und 11 v. u. l. „Zwei (12, 3 und 13, 6) sind aus Morlini (Nr. 71 und 29) genommen und unverändert beibehalten; ein anderes (7, 5) zeigt Verwandtschaft mit ersterm.“ S. 288 Z. 3 v. o. setze die zweite Klammer nach „6te Fabel“ statt nach „folgt“. S. 289. XII, 3. Guter Rath. — Eine ähnliche Erzählung auch in Indien, s. Weber in seinem bereits angeführten Aufsatz in den Ind. Studien 3, 357. Holtzmann ind. Sagen 2, 258 f. (2. Aufl.). Vgl. auch noch oben Bd. I, 258 zu Gesamtab. Nr. 3 Frauenzucht). Die bekannte Geschichte der 1001 Nacht steht in der Einleitung I, 21 (Breslau 1836).

S. 290. XIII, 6. Die guten Tage. — Füge hinzu Morlini Nr. 29. Ebenſas, Z. 13 v. u. l. „Graf von Torrone“. S. 291 Anmerkung. — Bei der großen Nachahmung Rabelais' von Seiten Basiles (in welcher Ansicht mir wenigstens Grimm S. 292 nicht zu widersprechen scheint) ist die Annahme, daß Basile die Puppe in eine Gans umgewandelt, doch wohl nicht durchaus abzuweisen. Ist dieß jedoch nicht der Fall und hat es bereits die lebendige Überlieferung gethan, so ist dabei die mythologische Bedeutung der Gans nicht zu vergessen (D. M. 1051. Simrocks Guter Gerh. 135), so wie ihre höhere Kraft und Bedeutung auch wirklich aus ihrem Wiederaufleben hervorgeht. Freilich ist sie hier in der Weise ihrer Verwendung sehr gesunken, jedoch erduldet ja auch das andere mythologische Wesen, die Puppe, die nach Grimms Bemerkung mit dem Dukatenmännchen verwandt ist, dieselbe Erniedrigung, obwohl es in seinem Stammbaum ebenso wie der Alraun wahrscheinlich bis zu dem „dator divitiarum“ (vergl. zu Gervas. S. 176 Anm. 9) hinaufsteigt; so daß es noch zweifelhaft bleibt, ob die Auffassung Straparolas wirklich die ursprünglichere ist. Die größere oder geringere Tauglichkeit als Reinigungsmittel kommt hierbei, wie mir scheint, wenig in Betracht, da Märchen es bei dergleichen Nebenumständen nicht immer sehr genau nehmen. Übrigens mag dieser ganze Zug in seiner ersten Gestalt ein ganz verschiedenes Aussehen gehabt und erst später diese schwankartige Form erhalten haben.

S. 293. Nachträge zu meinen Anmerkungen zu Basile s. Dunlop S. 515 ff.; sie ließen sich jetzt noch leicht vermehren. Mir dieß jedoch für eine andere Gelegenheit vorbehaltend, erwähne ich hier nur, daß S. 515\* in der Bemerkung zu S. 45 *guagnone* und *guagnone* zu lesen, so wie in der zu S. 398 die Stelle aus Delrius zu streichen ist. — In Betreff der englischen Übersetzung des Pentamerone ist zu bemerken, daß sie statt 50 Märchen deren nur 31 enthält. Vgl. zu Dunlop S. 515\*.

In dem vergleichenden Verzeichnisse der im Pentamerone enthaltenen und deutschen entsprechenden Märchen gehört zu 1, 4 „Vardiello“ auch Nr. 32 „der gescheidte Hans“; dahingegen streiche die ganze 4, 1 (31) „der Hahnenstein“ betreffende Zeile, wie dieß auch mit 3, 5 (25) „der Mistkäfer“ u. s. w. geschehen ist, da „die treuen Thiere“ ausgefallen und durch „die klugen Leute“ ersetzt sind; endlich sind auch

S. 294 die Worte „und die drei Thierbrüder auch einem Märchen bei Musäus entsprechen“, jetzt als überflüssig zu löschen, da diese Notiz bereits S. 262 zu dem erst später eingefügten Märchen Nr. 197 „die Krystallkugel“ gegeben ist. — Noch will ich anführen, daß Pentam. 5, 9 „die drei Citronen“ auch catalanisch vorhanden sind; S. Wolf Proben S. 40 ff. Nr. IV. „die drei Liebespomeranzen“, wo S. 41 die Worte der nur unvollkommen spanisch sprechenden Negerin „tan bonita ir á la fuente“ zu übersetzen sind: „So hübsch und doch zur Quelle gehen!“ d. h. ich die ich doch so hübsch bin, soll dennoch gezwungen sein, an der Quelle Wasser zu holen! Vergleiche die entsprechenden Worte der Mohrenklavin bei Basile „che bidire, Lucia sfortunata, ti accusi bella stare, e Patruna mannare acqua biliare, e mi sta cosa computare“, die Ref. mit Beibehaltung des dreifachen Reims so übersetzt hat (2, 241): Was ist das arme Lucia? du sein so schön und Wasser holen gehn? das darf nicht länger geschehn!“

S. 301 Z. 5 v. u. l. Niceron. S. 309. Spanien. Zu den angeführten Zeugnissen kommen jetzt noch die mehrfach erwähnten catalanischen Märchen. S. 310 Z. 15 v. u. l. Owen und Z. 11 v. u. l. Mabinogion.

• S. 311. Zu dem Schluß des cornwallisischen Märchens aus Lhuyd's *Archaeol. Britan.* vgl. Conde Lucanor c. 46 s. Dunlop S. 503<sup>b</sup>. Auch in der Sage von Hakon Hareksson (cap. 4) gibt der König dem Vigfus die Lehre, nie jemand im Zorne zu tödten. S. auch noch Erin (Stuttg. 1849) 6, 47. — Vgl. noch oben zu Märchen Nr. 94.

S. 313 Z. 3 v. u. l. Bisclaveret. S. 314 Z. 1 v. o. l. Ywonec. S. 324 Nr. 4 Graumantel. — D. M. 133 und oben Bd. 1, 484. S. 326. „I smell the blood of a British man.“ Vgl. D. M. 454.

Ebendas. Nach *e* wäre wohl noch hinzuzufügen: *ſ*. der geraubte Schleier Tb. 3<sup>“</sup>; s. Simrocks *Guter Gerhard* S. 145 S. 344 Z. 10 v. o. l. Frau Holle (Nr. 24). S. 346 Nr. 4. Des Teufels Schrecken. — Dunlop S. 273 zu *Brevio Nov.* 6 und Anm. 348<sup>a</sup>.

Ebendas. Nr. 11 der Welt Lohn. — S. *Discipl. Cleric.* c. 7 und dazu vgl. Schmidt, der auch die Verbindung dieser Fabel mit andern bespricht. Zu seinen Nachweisen füge noch *Poesias del Arcipreste de Hita copla* 1322 ff.; ferner *Robert Fables Inéd.* 2, 33. 251. *Loiseur Deslongchamps Essai* p. 72 Note 5 zu „L'homme et la couleuvre“, so wie endlich eine sehr interessante arabische Version im *Athén. Franç.* 1856 Nr. 18 p. 361 f. — Gegen *Wagener Essai* p. 110 s. *Weber* in den *Indisch. Stud.* 3, 348 f.

S. 361 Z. 2. Faß mit Menschentränen. — Vgl. *Simrocks Guter Gerh.* S. 147 f.

S. 370 Z. 6 v. o. statt „das Wiesel fragt“ l. „dieser [nämlich der Vogel] fragt“.

S. 376 Z. 17. Wettlauf des Hasen und Schweiniegels. — S. Nr. 187. S. 392. Trinkschalen aus Schädeln. — *Gesch. der deutschen Spr.* 1, 143 ff. (1. Aufl.)

S. 401 Z. 13 v. o. l. Rosini. S. 415<sup>a</sup> Z. 4 v. u. st. 361—79 l. 361; denn die Negermärchen von Bornu (S. 361—379) gehören nicht zu den betschuanischen. S. 417<sup>a</sup> l. Lothar 335 und unter Morlini streiche 366 und setze 102. 212.

Dies ist alles was *Ref.* von hierhergehörigen Bemerkungen eben zur Hand hat und was er, wie bereits gesagt, nur deshalb mittheilt, um zu zeigen, mit welcher Aufmerksamkeit er diese neue Auflage durchgelesen und mit der frühern verglichen. Manches dürfte vielleicht zu unbedeutend erscheinen, wie z. B. die Verweisung auf die Breslauer Übersetzung der 1001 Nacht, auf *Cavallius* u. s. w.; jedoch ist in ersterer Beziehung nicht klar, welcher Übersetzung sich *Grimm* bedient hat, was für den Leser eine oft unangenehme Ungewissheit erzeugt, wohingegen jene in Deutschland ziemlich die verbreitetste und zugänglichste ist. Ähnliche Gründe veranlassten auch zu andern bestimmtern Nachweisen, wie hinsichtlich der *Minstrelsy* von *Walter Scott*, von welcher seit dem Jahre 1822 eine große Zahl neuer Ausgaben erschienen sind, während eine namentliche Bezeichnung der jedesmal gemeinten Ballade diesen Übelstand beseitigt. Was *Cavallius* betrifft, so umfaßt er in seinen Nachweisen gewöhnlich alle ihm bekannte, wenn auch nur in einzelnen Zügen verwandte Märchen, was der Forschung oft sehr zu Hilfe kommt. Auch *H. Kletkes Märchensaal* (Berlin 1845. III. 8) bietet vereint und zugänglich, was sonst nur weit zerstreut oder schwer anzutreffen ist. Wenn *Grimm* diese Sammlung vielleicht unter diejenigen Bücher zählt, die übergangen zu haben er sich zum Verdienst anrechnet, weil sie „nicht das geringste Neue enthalten, sondern aus andern zusammengetragen sind“ (S. 360), so hat sie aus erwähntem Grunde dem *Ref.* und außer ihm wahrscheinlich auch noch manchem, der sich ebenso wie er nicht im Besitz oder in der Nähe einer großen Büchersammlung befindet, mehrfache Lücken

ersetzt, wie sie denn auch z. B. von Cavallius oft angeführt, von andern aber stillschweigend benutzt worden ist. Übrigens verweist Grimm selbst, und zwar mit Recht, oft auf die Sagen und Märchen von K. von K(illinger), die ja eben auch nur eine „Sammlung aus Zeitschriften und verschiedenen Büchern“ sind; und Kletke gibt seine nicht selten entlegenen Quellen ebenso gewissenhaft und sorgfältig an, wie Killinger. — Daß ich auch die Druckfehler, selbst die minder bedeutenden berichtigt, wenigstens so weit sie mir aufgefallen, dürfte man gleichfalls nicht für ganz überflüssig erachten; Druckfehler bilden einen Übelstand, an dem vielfach zu großem Verdruß von Autoren und Lesern laboriert wird. Ref. weiß dies aus eigener Erfahrung in beiderlei Capacität und hat oben auch mehrmal Gelegenheit genommen, es an sich selbst zu beweisen. Andere gelehrte Leser würden nun freilich mehr und wichtigeres nachtragen können, am meisten aber hätte Wilhelm Grimm zu bieten vermocht, und daß dieß nicht geschehen, ist jedenfalls sehr zu bedauern; denn er war unbedingt der berufenste, und wer weiß, wann eine neue Auflage dieses Buches wieder erscheint! — Jedoch, noch einmal, rechten wir nicht mit dem Meister und wünschen wir vielmehr, daß es ihm irgendwie gelingen möge, recht bald auch für eine neue Ausgabe der deutschen Heldensage einige Muße zu gewinnen und dem weiten Kreise derer, die von ihm zu lernen gewohnt sind, wiederum eine Freude zu bereiten.

LÜTTICH.

FELIX LIEBRECHT.

**Ulrich's von Türheim Rennewart**, deutsches Gedicht des 13. Jahrhunderts; zum erstenmale herausgegeben und erläutert von Dr. Karl Roth. Nabburger Bruchstücke. Besondrer Abdruck aus dem 17. Bde. der Verhandlungen des Regensburger Geschichtsvereins. Regensburg, 1856. Gedruckt von J. Reitmayr. Verlegt bei Joseph Anton Finsterlin in München. (IV und) 148 Seiten. 8°. (1 fl. 48 kr.)

Seit vielen Jahren läßt Hr. Roth mit unverdrossenem Eifer von Zeit zu Zeit kleinere Schriften und Beiträge zur altdeutschen Litteratur erscheinen. In der Regel sind es keine selbständige, fertige, in sich abgeschlossene Sprachdenkmäler, sondern disjecta membra, Bruchstücke, die den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, ja fast zärtlichen Fürsorge bilden. Das Gebäude, in welchem er tagtäglich seinem Berufe obliegt, birgt eine ungeheure Menge kostbarer Werke aus dem Gebiete der deutschen Litteratur des Mittelalters, die kundiger Hände warten, um aus dem Dunkel der Verborgenheit ans Licht der Welt gezogen zu werden; aber sie sind für ihn nicht vorhanden diese Schätze und er geht kalt und theilnahmslos an ihnen vorüber, um seine ganze Liebe und Sorgfalt alten, zerfetzten, durchlöcherten, abgeriebenen Pergamentblättern zuzuwenden, jenen traurigen Trümmern eines einst reichen geistigen Lebens, und zugleich redenden Zeugen von der Barbarei einer frühern sich aufgeklärt dünkenden Zeit. Seine Freunde und Bekannte kennen diese Liebhaberei, und aus allen Gegenden seines engern Heimatlandes werden ihm solche Funde „verrathen“ und zur Entzifferung zugeschickt. In der That liegt etwas Rührendes in der Sorgfalt, womit er sich dieser armen Überbleibsel, die von der grausamen Scheere eines Bruder Solingers oder Straubingers zerschnitten in staubigen Bibliotheken und moderigen Archiven als Buchdecken oder Rechnungsumschläge Jahrhunderte hindurch Licht und Luft entbehrt haben, annimmt und sie unter seiner liebevollen, schonenden Hand zu neuem Leben erwachen läßt. Dieser Eindruck wird noch verstärkt, wenn man bedenkt, daß Hr. Roth diese Schriften

meist auf eigene, schwerlich einzubringende Kosten drucken lässt, und daß ihm bis jetzt für seine anopfernde Mühe wohl kaum noch ausreichender Lohn oder Beifall zu Theil geworden ist.

An diesem Mangel an Ankennung scheint indess er selbst doch auch einige Schuld zu tragen. Er wendet sich nämlich in seinen Schriften nie an die Sprachforscher oder Fachgelehrten, bei denen man doch für derlei Bruchstücke am ehesten Empfänglichkeit voraussetzen dürfte, sondern er erklärt schon seit 20 Jahren stets wieder von neuem, daß er bloß für Anfänger schreibe. Und wirklich können diese Anmerkungen und Erklärungen (obschon dabei manches Neue und Treffende mit unterläuft), diese ausführlichen und raumverschlingenden Beschreibungen von Titeln allgemein bekannter Bücher u. s. w. nur für Anfänger berechnet sein. Ob aber Hr. Roth sich nicht irrt in dem Leserkreis, den er vor sich zu haben meint? Es wäre doch sonderbar, wenn die Mitglieder historischer Vereine, wenn Landrichter, Pfarrer, Schulmeister an dem Inhalt dieser meist unverständlichen, weil alles Zusammenhanges entbehrenden, „kopf- und schwanzlosen Schwarten“ Gefallen und Geschmack finden und sich durch sie wollten einführen lassen in eine Sprache und Literatur, die der herrlichen, mit allen Mitteln zum Verständnisse ausgerüsteten Dichtungen so viele zählt. Das ist aber kaum anzunehmen, ja es darf überhaupt bezweifelt werden, ob Anfänger, wie Hr. Roth sie sich denkt, seine Schriften anders als etwa aus Neugierde und um der mancherlei pikanten Bemerkungen willen, womit er sie zu würzen versteht, zur Hand nehmen; vielmehr werden gerade die Fachgelehrten, für welche Hr. Roth nicht arbeitet, seine eifrigsten, wenn nicht gar seine einzigen Leser sein. Es scheint daher nicht klug gethan, diese sich dadurch vor den Kopf zu stoßen, daß er sie nöthigt, neben dem Werthvollen und Dankenswerthen allerhand Überflüssiges mit in den Kauf zu nehmen.

Die Gabe, die Hr. Roth uns in der vorliegenden Schrift, dießmal im Auftrag und auf Kosten des Regensburger hist. Vereins darbietet, besteht aus dem Inhalt dreier zu Nabburg in der Oberpfalz aufgefundenener Pergamentblätter in gr. Folio, mit Bruchstücken aus der Fortsetzung von Wolframs Wilhelm von Orange, dem sogen. Rennewart des Ulrich von Türheim, eines Freundes und Zeitgenossen Rudolfs von Ems. Diese drei Blätter enthalten im Ganzen 505 Zeilen; zu deren Abrundung und Ergänzung nach vorn und rückwärts hat Hr. Roth 443 weitere Zeilen aus der vollständigen, aber viel jüngern Münchner Hs. Cod. germ. 231 mit abdrucken lassen. Obwohl dem Gedichte ein poetischer Werth nicht zukommt, so verdient es doch ohne Zweifel wegen der Sprache und, nach Lachmanns Versicherung, wegen seiner großen Menge guter Sprichwörter Beachtung, und es ist die Mittheilung einiger vorläufiger Proben um so mehr mit Dank anzuerkennen, als das Ganze, ungefähr 37000 Verse umfassende Werk, wenn überhaupt jemals, doch kaum in naher Zeit zum Druck gelangen dürfte.

Hr. R. hat sein Verdienst erhöht, indem er über Ulrichs Heimat, Geschlecht, sein Verhältniss zu seinem Gönner, Otto dem Bogener von Augsburg, alles Erreichbare aus Urkunden und Büchern in übersichtlicher Weise zu einer ganz schätzbaren litterarhistorischen Monographie zusammengestellt hat. Zwar lässt er auch hier wieder allerlei Wunderliches, Entbehrliches, Ungehöriges einfließen; doch soll das unsern Dank nicht beeinträchtigen. Bei der bekannten Stelle, in welcher Ulrich den Tod mehrerer seiner Gönner beklagt, ist sehr gut und überzeugend nachgewiesen, daß

wir unter dem *klm̄ic* *Heinrich* nicht den thüringischen Landgrafen Heinrich Raspe, wie Lachmann (Wolfram S. XLII) meinte, sondern den im J. 1242 verstorbenen Sohn Friedrichs II., König Heinrich VII. zu verstehen haben. Im nämlichen Jahr starb der Schenke Konrad von Wintersteten, der Freund und Gönner Rudolfs und Ulrichs, und zum erstenmale ist hier der von Ulrich beklagte dritte Gönner, *der von Erringen*, richtig erklärt: es ist der im Jahr 1231 gestorbene Truchseß Konrad von Erringen. Diesen Angaben zufolge darf die Entstehung des Gedichtes um die Mitte der vierziger Jahre angesetzt werden; Ulrichs letztes urkundliches Vorkommen fällt ins Jahr 1244 (s. S. 80—82). — Dagegen hätte der Wiederabdruck des Meistersänger-verzeichnisses aus Wolfh. Spangenberg's Singschul (S. 98—101) füglich unterbleiben dürfen. Einmal ist die Stelle aus Gottscheds *nöth. Vorrath* S. 186 und Hagens MS. 4, 893 zur Genüge bekannt, und dann kommt ihr ein selbständiger Werth deshalb nicht zu, weil sie nichts weiter ist als eine Versificierung des bekannten Berichts seines Vaters Cyriac Spangenberg (aus der Straßb Hs von 1596 mitgetheilt von En. Hannmann im Anhang zu Opatzens Gedichten Breslau 1690 Thl. 3. Prosodia germ S. 105 bis 119): nicht nur ist die Zahl der Dichter und ihre Reihenfolge, sogar die Ausdrücke sind dieselben hier wie dort. Unter die Meistersänger ist Otto der Bogner nur durch ein Missverständniß Wolfh. Sp. gerathen. Sein Vater hat den Rennewart Ulrichs und dessen Verhältniß zu Otto gekannt und in jenem Bericht ausdrücklich erwähnt; aus Gedankenlosigkeit brachte der Sohn auch diese Stelle in Verse. Otto der Bogener war weder Meistersänger noch Liederdichter, und die von Hrn. Roth S. 103 vermuthete Überlieferung seines Namens durch eine Singschule fand hier in keiner Weise statt.

Ich reihe hier einige Bemerkungen an, zu denen mir vorliegende Schrift Veranlassung gibt. Hr. Roth ist ein abgesagter Feind von allen Druckfehlern, und kein Ausdruck ist ihm zu stark, wenn es gilt, Bücher und Verfasser, die sich dergleichen zu Schulden kommen lassen, zu brandmarken. Allerdings ist es ein leidiges Ding um die Druckfehler: jeder, der mit Büchern zu thun hat, weiß davon ein Klagegedicht zu singen; auch ist nicht zu läugnen, daß die Deutschen in diesem Punkte allen andern Völkern den Rang ablaufen. Wie leicht man indess auch in Deutschland bei einiger Sorgfalt Bücher ohne Druckfehler herstellen kann, zeigen Hrn. Roths Schriften: sie sind in der That mit musterhafter Correctheit gedruckt. Daß es aber noch schlimmere Dinge gibt als Druckfehler, davon scheint er keine Ahnung zu haben: ich meine sachliche, wissenschaftliche Irrthümer und Fehler. Und an solchen ist bei ihm überall kein Mangel.

Von den hier abgedruckten Nabburger Bruchstücken behauptet er zu öftern Malen, sie seien in der ostfränkischen Mundart, in der Gegend von Hailsbronn, also im Ansbachischen geschrieben. Woraus schließt er das? Weil auf diesen Blättern hie und da *ei* statt *f*, *ou*, *i* und *u* für *ü*, *ie* und *uo* gesetzt werde. Hr. Roth ist aber nicht gut unterrichtet. Überall wo in ältern Sprachdenkmälern *ei* und *ou* (oder *au*) für *f* und *ü* erscheint, darf man mit Sicherheit annehmen, daß sie in Baiern oder Oesterreich geschrieben sind. *i* und *u* für *ie* und *uo* hat die baierisch-österreichische auch mit andern, den mitteldeutschen Mundarten gemein; *ei* und *ou* (*au*) für *f* und *ü*, wozu noch *eu* für *iu* kommt (*eu* herrscht auch in den Nabburger Bruchstücken vor), ist dagegen ein ganz entschiedenes, nirgend sonst wahrgenommenes Merkmal der baierisch-österreichischen Mundart. Auch das verschlungene *ae* ist den übr-

gen deutschen Mundarten fremd, die schweizerische, mittel- und niederdeutsche kennen dafür nur *z*. Es ist auffallend, daß ein Sprachforscher über die Eigenthümlichkeiten der alten Sprache seines Heimatlandes so sehr im Unklaren sein kann. Das Hereinbrechen des *ei* für *t*, meint Hr. Roth, habe um das Jahr 1280 in Baiern begonnen. Er schließt das aus der Münchner Hs. Cod. germ. 16. vom Jahr 1284, worin er es zuerst bemerkt haben will. Diese Spuren zeigen sich aber schon viel früher. ~~Agg~~ In einer bayerischen Urkunde von 1254 (Mon. Boica 29<sup>b</sup>, 403—407) habe ich mir folgendes angemerkt: *ei* für *t*: *seit* (= *sit*) neben *sin*, *sine*, *wibe*, *riche*; *eu* für *iu* durchaus: *heute*, *leute*, *euwer*, *euch*; *au* für *ú*: *auf*, *dauchte*; *ai* für *ei*: *baiden*, *ertailten*, *gelaistet*, *beschaiden*, *urtail*, *zuai*, neben *eines*, *gescheiden*, *zwei*; *au* für *ou*: *frauwe*, *auch*, neben *ouh*, *unroublich*; *u* für *úe*, *uo*: *Rudegere*, *furen*, *buzen*, *gebuzet*, *zo tume*, *dar zu*. Die Nabburger Blätter sind nicht in Ostfranken, sondern in der Oberpfalz oder Niederbaiern geschrieben.

Eine ähnliche wunderliche Behauptung hat Hr. Roth schon vor drei Jahren bezüglich des Enenkel aufgestellt (Bruchstücke aus Jansen des Enenkels gereimter Weltchronik. München 1854. 8.). Weil E. *schir* (*schiere*) und *mir* reime, sei er „kein Wiener, sondern ein Meisner oder Düring“ (S. 8), und ebenso brauche „*choph* für Kopf im 13. Jahrh. weder ein Schwabe noch ein Baier, also auch kein Oesterreicher; es gehöre Ostfranken und Düringen<sup>1</sup> an. *Choph* hieß damals in Süddeutschland ein Becher; für Kopf ward *houbet* gebraucht. Enenkel war kein Oestreicher von Geburt“ (S. 26). Was man sich nicht alles sagen lassen muß. Gerade die Reimbindungen *ie*: *i* sind entschieden bayerisch-österreichisch und finden sich von der Mitte des 13. Jahrh. an in allen diesen Ländern angehörigen Gedichten haufenweise. *schier*: *gir* Ulrich von Lichtenstein 333, 17. *mir*: *banier* ebd. 286, 5. Seifried Helbling (ein Wiener) in Haupts Zeitschrift Bd. 4. *ir*: *vier* IV, 195. *vier*: *mir* IV, 249. *schier*: *mir* VII, 1055 u. s. w. Bei dem nämlichen Helbling findet sich auch *kopf* für *caput*: *der mit dem huote sinen kopf als einen althiumischen knopf úf einem swerte stellet, der hát sich gesellet mit den tóren allermeist* I, 263 ff. Dazu kommt noch, daß der Enenkel sich selbst einen Wiener nennt in seiner Weltchronik: *der ditz getiht gemacht hát der sitzt ze Wienne in der stat mit hús und ist Johans genant — der Jansen Enikel só híez er, von dem buoch nam er die lér* (Rauch, Scriptorum 1, 235) und in seiner Chronik der österreichischen und steirischen Fürsten (ebd. S. 253): *ich bin Jans genant — der Jansen Enikel heize ich, des mag ich wol vermezzen mich, das ich ein rechter Wiener bin*. Verlangt Hr. Roth noch bündigere Beweise, daß seine Behauptungen „grundfalsch“ sind? Solche Irrthümer sind doch gewiss unendlich schlimmer als die schlimmsten Druckfehler.

Umgekehrt ist er geneigt, den Fortsetzer des Tristan, Heinrich von Freiberg, zu einem Baier oder Schwaben zu machen, indem er behauptet, Heinrich stamme

<sup>1</sup> So, Düring, Düringen müsse geschrieben werden, sagt Hr. Roth, die Schreibung Thüringen sei eine Barbarei. Kürzlich hat er gefunden, daß man in früherer Zeit *Tüwingen* oder *Dawingen* schrieb, und nun eifert er für diese Schreibart, wie für Düring und Wirzburg, und erklärt die jetzt übliche Form Tübingen für „grundfalsch“, während er doch kein Bedenken trägt müß und Farbe zu schreiben, statt *mürwe*, *varwe* u. s. w. Warum sollten Ortsnamen nicht denselben Lautwandlungen unterliegen dürfen, wie jedes andere Wort unserer Sprache?

entweder von dem alten Bergschloß Freiberg bei Füßen, oder dem schwäbischen Freiberg bei Biberach, aber ja nicht aus der obersächsischen Stadt Freiberg. „denn die von v. d. Hagen bemerkten obersächsischen Sprachformen können auf Rechnung der Abschreiber kommen“ (S. 58, 129). Hätte er die Gedichte Heinrichs gelesen, oder anders als oberflächlich gelesen, so würde er sich besonnen haben, ausgesprochene, durch den Reim beglaubigte obersächsische Sprachformen, wie *ich spräche* (für *spriche*): *gebrece* Tristan 239. *liden* (für *liten*): *widen* 3095. *säher* (= *säher*): *klär* 3519. *fē* (= *fēhe*): *ē* 5944. *geschuot* (= *geschuohet*): *muot* Michelsberger 34. *art*: *vorkart* 297. *swär* (= *swaere*): *gar* 2435. *geberden* (= *gobaerden*): *werden* 311. 1191. 1707. 1867. 3013. *maer*: *her* 2167. 2483. 2851. *bränge* (= *bränge*): *lenge* 4612; ferner Wörter wie *erkrigen*: *gestigen* Trist. 2055 und Michelsberger 17 (vgl. Benecke-Müller 1, 880. 81). *buoden* (: *luoden*) 3391. 3405 (vgl. Jeroschin S. 135. Passional K. 512, 29), Formen und Wörter, welche für die meißnische Heimat des Dichters geradezu beweisend sind, den Abschreibern in die Schuhe zu schieben. Das obersächsische Freiberg liegt an der Grenze Böhmens, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir ihn, wovon seine Gedichte Zeugnis geben, gerade mit dem böhmischen Adel in nächster Verbindung sehen. Ist der von Hrn. Roth S. 58 aus einer Regensburger Urkunde vom J. 1287 angeführte *Heinricus de Vriberch* wirklich eins mit unserm Dichter, so beweist das nichts, als daß er auf seinen Turnierfahrten auch einmal Regensburg berührt hat.

Schließlich kann ich nicht umhin, einen fleißigen und verdienstvollen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts gegen die unbegründeten Vorwürfe des Hrn. Roth in Schutz zu nehmen. Es handelt sich um die bekannte und schon oft besprochene Urkunde Augsburg. 29. Aug. 1246, mittelst welcher Gottfried von Hohenlohe Otto dem Bogener, Bürger von Augsburg, eine von Ulrich von Türheim erkaufte Hofstatt daselbst gegen den jährlichen Zins von einem Paar *seitschoson* (vgl. *habsburg.-St. Urbarbuch* S. 209, 11. 337, 22. und S. 359) verleiht. Diese Urkunde ist zweimal gedruckt. Zuerst durch Rud. Amand Stockmeier von Stuttgart in seiner *Diss. inaug. jurid. de investituris et servitiis feudorum ludicris etc. sub praesidio Imman. Weberi* (Giessae. 1724. 4.) nach dem angeblich im Archiv zu Langenburg befindlichen Original. Der zweite davon unabhängige Abdruck nach einer vidimierten Abschrift erfolgte in Chr. Ernst Hanselmanns *diplomat. Beweis, daß dem Hause Hohenlohe die Landeshoheit etc.* (Nürnb. 1751. fol.) S. 407. 408. Nach diesen beiden läßt Hr. R. S. 89—92 die Urkunde in verbesserter Gestalt abdrucken, nicht ohne mancherlei tadelnde Bemerkungen gegen seine beiden Gewährsmänner. Aber während er von Stockmeiers Abdruck bloß sagt, er sei fehlerhaft, nennt er den Hanselmanns „durch scheußliche Fehler entstellt“. Bekannt mit Hrn. Roths Ausdrucksweise habe ich mich die Mühe einer Vergleichung seines Abdrucks mit dem bei Hanselmann nicht verdrießen lassen und, wie ich erwartete, gefunden, daß bis auf drei Stellen (mehr hat auch Hr. Roth nicht anzugeben gewusst) beide buchstäblich mit einander übereinstimmen. Für *duxerint* bei R. liest H. *duxerunt*, für *die ante*: *due auct*, für *Wolframus de Kruthain* unter den Zeugen *Wolframus de Kr.* Letzteres ist ohne Zweifel ein Fehler, indem, nach der gefälligen Mittheilung des Hrn. Director Albrecht in Öhringen, ein im dortigen fürstl. Archiv vorhandenes Vidimus vom Jahr 1472 ebenfalls *Wolframus* liest. Ob auch bei den zwei andern Stellen der Fehler auf Hanselmanns Seite ist, werden wir sogleich erfahren.

Nachdem in der Urkunde der jährliche Zins von einem Paar *scitshoven* bestimmt ist, heißt es weiter, daß Gottfried von H. überdies für sich und seine Erben das Recht in Anspruch nehme, ihren Wein in den auf der Hofstatt befindlichen Kellern aufbewahren, und, wenn sie persönlich nach Augsburg kommen, ihre Herberge in dem Hause nehmen zu dürfen, „*quam super aream duxerint construendam*“; also in dem Hause, welche sie (Otto und seine Gattin Selindis) auf besagter Hofstatt werden aufführen lassen. So nach Roth. Nun heißt es aber am Ende der Urkunde: „*Acta sunt hec in civitate Augusta, in domo predicta*“. Es war also das Haus bereits vorhanden, und wahrscheinlich von Otto eigenmächtig und ohne Gottfrieds Vorwissen erbaut, daher dieser sich das Herbergsrecht darin vorbehält: *in testimonium*, wie es gleich weiter heißt, *quod eadem area in feodo possideatur a nobis et nostris successoribus in futurum*. Der zweite „scheußliche Fehler“ *duxerunt* hätte sich somit als die richtige und einzig mögliche Lesart herausgestellt.

Noch günstiger für Hanselmann gestaltet sich die Sache bei der dritten Stelle. Ich muß sie ganz hersetzen, sie folgt unmittelbar auf *futurum*: *Preterea idem Otto et sui heredes liberam facultatem habebunt, si necessitas ipsis ingruerit, vendendi dictam aream et omnia super edificata, suo concivi vel cuilibet alteri, secundum ius commune civitatis Augustensis, quod vulgariter dicitur burchrecht, videlicet die ante annuatim in festo sancti Michaelis*. Man braucht kein „Briefwart“ zu sein, um auf den ersten Blick zu erkennen, daß in dem letzten Satz weder Sinn noch Verstand ist. Aber angenommen, das wäre latein, und bedeutete so viel wie *annuatim die ante festum s. Michaelis*, so wäre es doch unerhört, für den etwaigen Verkauf eines Grundstücks jährlich einen bestimmten Tag festzusetzen. Statt *die ante*, wie Hr. Roth nach Stockmeiers Abdruck in den Text setzt, liest Hanselmann, und liest das schon angeführte Vidimus und, was Hr. Roth hätte stutzig machen sollen, auch Daniel Heider (Bericht von den alten Reichsvogteien. Ulm 1655. 4. S. 400), der älteste Gewährsmann für diese Urkunde, alle lesen *due auce*, zwei Gänse. „Dieser Fehler sei offenbar alt“ meint Hr. Roth S. 97. Wir meinen aber, *duas aucae* sei kein Fehler, sondern das allein Richtige und Verständige. Daß von einer Abgabe, einem Zins die Rede ist, zeigt der Ausdruck *annuatim*, und die aus Herbstgänsen und Herbsthühnern bestehenden Zinse sind eine allbekannte Sache. Es steht Otto dem Bogener frei, die Hofstatt und die Gebäulichkeiten darauf zu verkaufen, gemäß dem Augsburger Burgrecht, vermöge dessen der Käufer (natürlich unbeschadet des jährlichen Zinses von zwei Seitshosen für den eigentlichen Besitzer) an den Burgvogt von Augsburg jährlich auf Michaeli zwei Gänse zu entrichten hat. Das ist der Sinn dieser Stelle, und damit wäre Hanselmann von dem Vorwurf der Entstellung der Urkunde „durch scheußliche Fehler“ vollständig gerechtfertigt.

Beim Niederschreiben vorstehender Bemerkungen hat uns die Absicht geleitet, Hr. Roth an seinen eigenen Schriften zu zeigen, daß Irren menschlich ist, und daß es noch viel schlimmere Fehler gibt, als Druckfehler. Es würde uns freuen, wenn er in Folge dessen künftig etwas weniger streng zu Gericht sitzen und statt des Ingrimms Milde und Nachsicht gegen die Schwachheiten Anderer möchte walten lassen.

DER HERAUSGEBER.

**Der gute Gerhard und die dankbaren Todten.** Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Sagenkunde von K. Simrock. Bonn 1856. 8. XII. 180 Seiten (16 Ngr.).

Simrock hat uns hier wiederum das Ergebniss einer sehr gründlichen Untersuchung vorgelegt und dieselbe auf so vielfältige Weise erörtert und unterstützt, daß sich nur wenig dagegen, wohl aber sehr viel dafür anführen ließe. Wir dürfen bei unsern Lesern füglich annehmen, daß sie sich sämmtlich im Besitz der in Rede stehenden Schrift befinden, so daß es überflüssig wäre, den Inhalt derselben näher anzugeben, während zu einer ausführlichen Besprechung an diesem Orte der Raum und dem Ref. selbst zur Zeit die nöthige Muße abgeht, obwohl er bei anderer Gelegenheit darauf zurückzukommen hofft. Der Zweck dieser kurzen Anzeige ist daher nur, einerseits dem Verfasser die Versicherung zu geben, wie ihm der beabsichtigte Nachweis, daß der ganze betreffende Sagenkreis seinem eigentlichen Gehalte nach mythisch und ursprünglich eine Göttersage sei, in der Meinung des Ref. wenigstens sehr wohl gelungen, wenn gleich letzterer es „Kundigern“ überlassen muß, „das Fehlende nachzuhohlen“ (S. X.); andererseits aber will er einige wenige Bemerkungen hinzufügen, zum Beweis, mit welcher Aufmerksamkeit er den Auseinandersetzungen gefolgt ist.

S. 89. Hier sehen wir, wie der nackte Leichnam eines mit Hinterlassung vieler Schulden Gestorbenen von allen Vorübergehenden so lange bespuckt, gestoßen und geschlagen wird, bis Einer käme, der seine Schulden bezahlte. — Ref. glaubt hier unbedingt eine Erklärung der einst in Italien vorhandenen, dem Anschein nach so seltsamen Sitte zu finden, wonach zahlungsunfähige Schuldner von allem persönlichen Zwang geschützt waren, wenn sie auf öffentlichem Platze den Hintern entblößten und dabei riefen: „Wer etwas zu fordern hat, komme und mache sich bezahlt!“ („Chi ha d'avere, si venga a pagare.“ S. meine Anmerk. zu Basile's Pentamerone 2, 263). Wir finden hier eine Milderung des ursprünglich harten Anrechts der Gläubiger selbst an den Leichnam des Schuldners; später nämlich bot dieser statt dessen den noch lebendigen Leib zur Befriedigung des erstern dar, woraus dann endlich eine bloß symbolische Scheinbuße wurde, die ihn von jeder persönlichen Haft befreite.

S. 113. Hier wäre (am Schlusse von Nr. 17 „St. Katharina“) noch ein Nr. 18 aus Walewein hinzuzufügen, woselbst der Geist des rothen Ritters aus Dankbarkeit für seine Beerdigung durch Walewein diesen und dessen Geliebte aus dem Kerker befreit.

S. 126. „Dò ist ein beinichin . . . dò fluzit alle hochzit olei uz.“ S. zu Gervasius S. 153\*) und vgl. Holtzmann Indische Sagen 2, 304 Anm. (2. Aufl.).

S. 132. Zu Ende dieser Seite könnte noch (mit der Bezeichnung e) auf die in einer indischen Sage vorkommende Loskaufung einer Schlange hingewiesen werden (S. meine Bemerkung oben I, 260 zu GA. Nro. XIV. „Der Busant“). Auch sonst berührt sich jene Sage, so wie die damit eng verknüpfte von Peter und Magelone, mit dem von Simrock behandelten Kreise mehrfach; s. S. 115. 127. 179 f.

S. 157. Entstellung. — Vgl. Wilhelm Müllers Bemerkung oben I, 437. 440.

Schließlich noch Berichtigung einiger Druckfehler. — S. 118. Z. 3 lies 7. — S. 135 Z. 3 l. LXII. — S. 159 Z. 13 l. gemein.

FELIX LIEBRECHT.

# DER STROPHENBAU IN DER DEUTSCHEN LYRIK.

VON

KARL BARTSCH.

---

Der altepische Vers der Germanen bestand aus vier Hebungen; je zwei Verse verbunden bildeten die epische Langzeile. So lange die Alliteration das herrschende Princip war, stand jede Langzeile für sich allein und eine strophische Abtheilung war nicht vorhanden. Auch mit dem Eindringen des Reims war, so lange der Reim die beiden Halbzeilen verband, eine strophische Abtheilung wenigstens nicht nothwendig. Otfried verband je zwei Langzeilen nach dem Vorgange des lateinischen Hymnus, den er nachahmte, zu einer Strophe. Die Volkspoese seiner Zeit kannte gewiss diese Strophenabtheilung nicht, sondern verband unstrophisch je zwei Halbzeilen durch den Reim, in der Weise, wie es die kurzen Reimpaare thun. J. Grimm will zwischen Langzeilen, die in zwei reimende Hälften von vier Hebungen zerfallen, und zwei Versen von vier Hebungen, die paarweis auf einander reimen, einen Unterschied machen und beide nicht als ursprünglich eins fassen. In jedem Falle beruhten auch die kurzen Reimpaare auf volksthümlicher Grundlage und sind mithin aus der altepischen Langzeile hervorgegangen. Denn woher sollten sie entlehnt sein? die lateinische Poesie kennt die kurzen Reimpaare nicht, außer wo je vier, d. h. zwei Langzeilen zu einer Strophe verbunden wurden. Lange vor der Bekanntschaft mit der romanischen Poesie, ja man darf behaupten, vor der Ausbildung der romanischen Litteratur, war das kurze Reimpaar in Deutschland heimisch. Es wurde die Form der höfischen Epik, dieß freilich durch Einwirkung des romanischen achtsylbigen Verses, der auf romanischer Seite der allgemein gültige ist. Das kurze Reimpaar ohne strophische Abtheilung hat sich bis auf den heutigen Tag in einigen Gattungen der Volkspoese, der Räthseldichtung und den Kinderliedern, erhalten. Daß die kurzen Reimpaare wirklich identisch mit der epischen Langzeile zu fassen sind, zeigt außerdem noch eine Eigenthümlichkeit der höfischen Poesie, ich meine das Brechen der Reime, welches sich in gleicher Weise schon in der Alliterationspoese findet, so daß man von

einem Brechen der Alliteration sprechen darf. Wenn diese Eigenthümlichkeit, die allerdings die älteren Gedichte, wenigstens als Gesetz, nicht kennen, von den Franzosen entlehnt ist, so beweist dieß nur, daß das Brechen der Reime in der französischen Poesie ebenfalls auf deutschem Gefühle und deutscher Grundlage beruht.

Während so auf der einen Seite die epische Langzeile in zwei Hälften zerfiel und in dieser Theilung fortdauerte, erhielt sie sich daneben in dem eigentlichen Volksepos als ein Ganzes, aber nicht ohne eine Veränderung zu erfahren. J. Grimm (lat. Gedichte d. Mittelalt. LX ff.) hat nachgewiesen, wie durch die nach und nach eintretende Schwächung der Flexionssylben der Reim von der Cäsur nach dem Ende verlegt und damit die Nothwendigkeit herbeigeführt wurde, den Reim außerhalb einer und derselben Langzeile zu suchen. So wurden je zwei Langzeilen durch den Reim verbunden und somit war die strophische Abtheilung, von je zwei Langzeilen, naturgemäß begründet. Das Volksepos verbindet freilich je vier Langzeilen zu einem Ganzen, wie die alliterierende Poesie, wenigstens bei den scandinavischen Völkern, auch schon gethan. Diese Form, vier Langzeilen zu einer Strophe verbunden, und je zwei paarweise gereimt, ist auch die älteste in der Lyrik. Wie die älteste lyrische Poesie dem Inhalte nach der epischen sich nähert und objectivierend, erzählend, auftritt, so nimmt sie auch die Form der epischen Poesie an. Zu den ältesten lyrischen Dichtern gehört der Kürenberger, bei dem diese Form durchgängig sich angewendet findet. Die achte Halbzeile hat, wie in der Nibelungenstrophe (so will ich der Kürze wegen die epische modifizierte Strophe nennen, die sich aus der ursprünglichen herausbildete), noch vier Hebungen, die zweite, vierte, sechste nur je drei. Zuweilen indess hat auch eine der andern Halbzeilen ebenfalls vier Hebungen, wie in Strophe 2 (nach v. d. Hagen 1, 97<sup>a</sup>) die dritte Zeile:

*verliuse ich dīne mīnne sô lāz ich die liute [wol] entstān.*

und ebenso bei weiblichem Reime 9, 2:

*er fuorte an sīnem vuoze sīdīne rīemen.*

10, 2: *ich unt mīn geselle mītezen uns scheiden.*

Nicht hieher zu ziehen ist 12, 1:

*nu brīnc mir her vīl balde mīn ros, mīn īsengewant,*

denn es ist *īsengwant* zu schreiben. Noch einige andere Beispiele führt Holtzmann (Untersuchungen über das Nibelungenlied S. 76) an, die aber wohl nicht hieher gehören. Auch in den Nibelungen finden sich außer der achten Halbzeile, die immer vier Hebungen hat, ebenfalls zweite, vierte, sechste Halbzeilen mit vier Hebungen. Vgl. Holtzmann a. a. O. S. 65. 74.

Die Cäsur, in der Regel, wie im Epos auch, weiblich, kann ebensogut männlich ausgehen, oder mit andern Worten — wenn nämlich jeder Hebung ihre Senkung vorangeht — auch nach acht Sylben statt nach sieben stehen, wie 3, 3:

*daz mir den benomen hân die merkær unde ir nât.*

ebenso 1, 3. 6, 2. 11, 3. 13, 3. 15, 1. männlich aber nach drei Hebungen darf sie nicht ansgehen, wie 5, 3:

*des gehazze got den dînen lîp,*

wo daher zu schreiben ist:

*dês got gehazze dên dînen lîp.*

11, 2 ist zu theilen:

*liep unde leit daz teile ich sant dir.*

Die Reime sind immer stumpf und die scheinbar klingenden mit zwei Hebungen zu lesen, wie in den Nibelungen; so 3, 1:

*leit machet sorge vil liep wînnê,*

*eines hübschen ritters gewan ich kûndê.*

ebenso 4, 1. 2. 5, 1. 2. 6, 1. 2. 9, 1. 2. 10, 1. 2. In dieser Ursprünglichkeit kommt die epische Strophe sonst bei keinem Lyriker vor. Dagegen finden sich zahlreiche Modificationen, die wir etwas näher beleuchten wollen.

Die einfachste ist, daß statt vier Langzeilen nur je zwei eine Strophe bilden, wie bei Walther von Metz, v. d. Hagen 3, 329<sup>a</sup>:

*Diu lînde ist an dem ende nu jârlanc lieht unt blôz,*

*mich vêhet mîn geselle, rangilte ich des ich nie genôz,*

wo die vierte Halbzeile immer vier Hebungen hat. Man könnte hier je vier Zeilen zu einer Strophe verbinden, allein die stets wiederkehrenden vier Hebungen der vierten Halbzeile verlangen einen Absatz nach dem zweiten Verse.

Andere Änderungen sind, daß die letzte Halbzeile einer Strophe statt vier Hebungen nur drei hat, oder daß mehr als vier Langzeilen zu einer Strophe verbunden werden. Hieher gehört eine Strophenform Meinlos von Sevelingen (v. d. Hagen 1, 219<sup>b</sup>), in der je sechs Verse zu einer Strophe verbunden werden. Die zweiten Vershälften haben durchgehends vier Hebungen und die letzte Halbzeile, wiewohl in einigen Strophen verdorben; scheint zerlegt werden zu müssen.

*die kûnnen, swen si wellen, vil tougenlîche ane sehen.*

*eine ganze vrûde umbe ein trîren gegeben.*

*wirt mit ganzen triuwen werden wîben niemerholt.*

*dâst gnuogen an gelungen die daz selbe hânt getân.*

*niemer durch ir willen sô si mîn ouge ane siht.*

*und wîrde ich danne lebende sô wîrbe ich aber umb daz wîp.*

*mîr râtent mîne sinne an deheinen andern man.*

Diese letzte Halbzeile bildet mithin den vollständigen epischen Vers; von ihr wird die erste als ein selbständiger Vers abzusondern sein, der in den Strophenbau eingeschoben ist.

Hieher gehört auch eine etwas verdorbene Strophenform (v. d. Hagen 3, 32<sup>c</sup>), deren ursprüngliches Schema aus sieben epischen Langzeilen zu

bestehen scheint. Die erste und dritte Langzeile haben in der zweiten Hälfte vier Hebungen. Am leichtesten lässt sich Str. 3 herstellen:

*Si muoz iemer mére      an ende sîn ein reine maget,  
 diu got den vil miltên      mit ir lîb umbevienc.  
 wie rehte selichlichen      ez an der werlde was betaget,  
 dôs in gebar der sich durch uns      an ein kriuze hienc.  
 Jêsus mit guotem willen      sich in die marter bôt,  
 er leit durch unser liebe      den bitterlichen tôt.  
 wie lützel wir im danken      der grimnichlichen nôt.*

Durchgängig zweite Halbzeilen von drei Hebungen hat ein Refrain bei Reinmar dem Fiedler (v. d. Hagen 2, 161<sup>a</sup>), aus drei Langzeilen bestehend:

*Schowwâ, für dich, schouwe      und warte al umbe dich,  
 ich sihe den tagesternen,      alsô dunket mich,  
 swer umb êre welle werben,      der sol niht sîmen sich.*

Ebenso ein Absatz in Walthers Leich, wo sechs Langzeilen verbunden werden, 4, 3—13:

*Maget unt muoter, schouwe      der kristenheite nôt,  
 du blüende gert Arônes,      uf gänder morgenrôt,  
 Ezechielles porte      diu nie wart uf getân,  
 dur die der künec hêrlîche      wart ûz und in gelân.  
 alsô diu sunne schînet      durch ganz geworhtes glas,  
 alsô gebar diu reine Krist,      diu magt und muoter was.*

Überschlagende statt gepaarter Reime hat eine Strophe, bei v. d. Hagen 3, 468<sup>a</sup>:

*Lebenes gedînge      ist al der werlde trôst,  
 dâ bi ist tôdes vorhte      ein engestlicher wân,  
 dâ von mohte durren      ein man sam der rôst,  
 er siht munge fröude      mit leide zegân.*

Dazu gehört noch die folgende Strophe, aus deren vierte Zeile man zugleich ersieht, daß es wirkliche Langzeilen mit weiblicher Cäsur sind:

*sît daz des lîbes süeze      sô wê der sêle tuot.*

Eine andere Modification ist der Binnenreim, der später auch in die Strophe des Volksepos eindringt. Der Art ist das Lied von Kaiser Heinrich, v. d. Hagen 1, 3<sup>b</sup>. In einem Liede Gotfrieds von Neifen werden je zwei durch Binnenreim getrennte Langzeilen zu einer Strophe verbunden, an deren Schlusse die zweite Hälfte einer Langzeile nochmals wiederholt wird (bei Haupt 44, 20, v. d. Hagen 1, 15<sup>a</sup>). Eine vollständige Strophe von vier so gereimten Langzeilen bilden die beiden Stollen in einem Liede Hadlauba, v. d. Hagen 2, 289<sup>b</sup>; als Abgesang folgen drei Verse von vier Hebungen, die auf einen stumpfen Reim ausgehen. Die Verlängerung der achten Halbzeile ist hier, weil die Stollen sich genau entsprechen müssen, weggefallen.

Sie findet sich dagegen in einem andern Liede Hadlaubs (v. d. Hagen 2, 299<sup>b</sup>), wo die letzte Zeile der Strophe lautet:

*genáde ein wínnerríche, lát mich noch heil an iu bejagen.*

Zu bemerken ist, daß die Cäsur oder der Binnenreim in der ersten Strophe einmal männlich, d. h. nach der sechsten statt nach der siebenten Sylbe ist. Hierin zeigt sich jenes Verwecheln der ursprünglichen Bedeutung von klingendem und stumpfem Reime, welches durch die ganze Kunstlyrik geht, während in der Kunstepik das ursprüngliche Verhältniss sich noch bis an die Scheide des 13. und 14. Jahrh. erhält. Eine Strophe mit theilweisen Inreimen, in der die Cäsur aber immer männlich, nach der achten Sylbe, fällt, hat Niuniu, v. d. Hagen 2, 172<sup>b</sup>; hier werden je sieben Langzeilen zu einer Strophe verbunden.

*Nu járlanc stét vil hóch mán muot ich hörte den sáezen sanc,  
von einer swághven dá si vlouc, ir stimme diu was guot.*

Der Inreim steht im Abgesang, aber einmal (Str. 2) auch im zweiten Stollen. Alle diese Lieder haben etwas Volksthümliches im Ton und im Inhalt, zumal das von Gotfried von Neifen und das zuletzt erwähnte.

Bei dem Neifenschen Liede kommt zugleich die Wiederholung der einen Hälfte neben den ganzen Langzeilen vor. Durch dieses Mittel, welches zugleich die wirkliche Trennung der Langzeile in zwei Theile beweist, erhielt die alte epische Strophe neue Mannigfaltigkeit. Es wird schon vom Kürenberger angewendet, v. d. Hagen 1, 97<sup>a</sup>, St. 1, wo zwischen die zweite und dritte Langzeile eingeschoben ist:

*die site wil ich minnen,*

also die erste Hälfte einer Langzeile. Derselbe Fall scheint in einem Liede Walthers von Gresten (v. d. Hagen 2, 161<sup>b</sup>) stattzufinden, wo zwischen die zweite und dritte Zeile einer regelmäßig gebauten epischen Strophe der Halbvers

*diu kleinen vogelín*

eingeschoben wird. Ob hier mit v. d. Hagen eine Lücke anzunehmen ist, der eine Strophe von sechs Langzeilen vermuthet (vgl. I, 219<sup>a</sup>), möchte ich wegen der Analogie mit Kürenbergs Weise bezweifeln. Ebenhiever gehört ein Lied des Burggrafen von Regensburg (v. d. Hagen 2, 171<sup>a</sup>), in welchem statt der ursprünglichen dritten Langzeile nur deren erste Hälfte und zwar mit acht Sylben steht, die auf die vierte Langzeile reimt. Solche Einschübung von ersten und zweiten Vershälften findet sich noch öfter. So in dem Tageliede Walthers 88, 9, wo ich, abweichend von Wackernagel (altfranz. Lieder 214, Anm.) die Verse so zusammenfüge:

*Friwentlichen lac*

*ein ritter vil gemeit*

*an einer frowen arme,*

*do er in dur die wolken*

*er kôs den morgen lieht,*

*sô verre schänen sach.*

*diu frowe in leide sprach:*

*wê geschehe dir, tac,*

*daz dû mich lât bi liebe*

*daz si dd heizent mirne*

*langer bliben niht.*

*deis niewan senede leit,*

d. h. eine vollständige Strophe von vier Langzeilen (bis auf die künstlich Verschlingung der Reime und die fehlende vierte Hebung der letzten Halbzeile), mit vier eingeschobenen zweiten Vershälfen. Ferner gehört hieher das schon erwähnte Lied Kaiser Heinrichs, das zwischen die dritte und vierte Langzeile der epischen Strophe einen ersten Halbvers einfügt, der nicht reimt, während in der dritten und vierten Strophe dieses Liedes, die deshalb als ein neues Lied zu betrachten sind, die eingeschobene Halbzeile mit der Cäsur des vierten Verses reimt, die Cäsur des dritten dagegen reimlos dasteht. Auch darin sind die beiden ersten Strophen verschieden, da die letzte Halbzeile in ihnen fünf Hebungen, in der dritten und vierten Strophe nur vier Hebungen hat. Davon nachher. Hieher ziehe ich auch ein Lied von Johansdorf (v. d. Hagen I, 322<sup>b</sup>, Weingartner Liederhs. 49), wovon die erste und zweite Langzeile je eine erste Vershälfte eingeschoben ist:

*Swaz ich nû gesinge,*

*daz ist allez umbe niht,*

*ez wiget allez ringe;*

*dar ich hân gedienet,*

*ez ist hiure an gnâden*

*unde wirt über ein jâr*

*mîr weiz sîn nieman danc.*

*dd ist mîn lôn vil kranc.*

*unnæher danne vert*

*vil lihte kleines lones wert.*

Ein Einschlebsel anderer Art findet sich in einer Strophe (v. d. Hagen 3, 325<sup>a</sup>, Walther XIII), wo zwischen die zweite und dritte Zeile einer regelmäßigen Nibelungenstrophe<sup>1</sup> außer einer zweiten Vershälfte noch ein kurzer Vers von zwei Jamben eingeschaltet ist. Ferner ist anzuführen ein Lied Walthers 107, 17, das aus sechs Langzeilen besteht (vgl. v. d. Hagen I, 219<sup>a</sup>. 2, 161<sup>b</sup>). Die erste bis vierte Zeile haben Inreim in der Cäsur, der fünfte und sechste Langvers, der nach acht Sylben männliche Cäsus hat, ist ohne Inreim. Zwischen diese beiden letztern sind zwei unter einander reimende erste Halbverse eingeschoben. Oder wären auch diese beiden in eine Langzeile mit weiblichem Ausreime zu vereinigen und die Strophe in siebenzeiliger Form gedichtet? Von der Modification durch weiblichen Ausreim sprechen wir gleich nachher.

<sup>1</sup> Die letzte Halbzeile hat vier Hebungen

*diu leit diu man an ir tuot,*

was nicht mit Lachmann zu ändern ist in *diu leit diu man mir tuot*. Das ihr angethan Leid besteht in der *huote*; vgl. einen ganz ähnlichen Gedanken in einer Strophe Bernarts von Ventadorn (Mahn, Werke d. Troub. I, 19 und Diez, Poesie 155).

Eine Halbzeile von drei Hebungen wird zwischen den zweiten und dritten Langvers einer Strophe eingeschaltet, von Steimar, v. d. Hag. 2, 157\*:

*Ein kneht der lac verborgen,      bi einer dirne er slief,  
unz uf den liechten morgen,      der harte lute rief:  
wol uf, laz uz die hert!  
des erschrac diu dirne      und ir geselle wert.*

Die vollständige epische Strophe von vier Langzeilen enthält auch ein Lied, das dem Neidhart beigelegt wird (v. d. Hagen 3, 311<sup>b</sup>), nur mit dem Unterschiede, daß die achte Halbzeile gleichfalls nur drei Hebungen hat. Zwischen die dritte und vierte Langzeile wird ein zweiter Halbvers eingeschoben. Da dieß Lied in vielen Strophen verderbt ist, so will ich eine als Schema anführen:

*Dó er daz krenzeln      só hovelích gewan,  
dó schreins alle gelíche      umb einen spilman:  
mach uns den krumben reien      den man dar hinken sol,  
der gevelt uns allen wol:  
só bin ichz der Lóchlín      der in viteren sol.*

Eine andere Strophe (v. d. Hagen 3, 325<sup>a</sup>) enthält gleichfalls die vollständige epische, mit einer Einschaltung nach der ersten Zeile, wenn man schreiben darf:

*Ich wil vró ze liebe      mánen vriunden sîn,  
und allen den ze leide  
die mir áne schulde      tuont ir niden schîn,  
und wárenent balde ich scheid      von vróuden umbe daz.  
sterben si vor leide,      só en wart mir é nie baz.*

Wir haben noch als letzte Modificationen der epischen Strophe die Verlängerung einzelner Halbzeilen und den weiblichen Ausreim zu erwähnen. Durch beide Mittel haben sich zwei neue epische Strophen gebildet, die Gudrun- und die Titurelstrophe. Erstere, die außer dem weiblichen Reime der dritten und vierten Zeile nur die Verlängerung des achten Halbverses um eine Hebung als Abweichung von der gewöhnlichen epischen Strophe hat, erweist sich schon dadurch als eine bloße Modification der epischen, daß die Umschmelzung der Form, die wir einem letzten Bearbeiter des Liedes zuschreiben müssen, nicht das ganze Gedicht ergriffen hat, sondern daß neben der neuen Form viele Strophen in der alten stehen geblieben. Die Titurelstrophe, die Wolfram wohl nach dem Muster der Gudrunstrophe geschaffen, und die ihre Verwandtschaft mit derselben nicht verleugnet (vgl. Lachmann z. Wolfram XXVIII), beweist zugleich nebst manchem andern Bezüge Wolframs Bekanntschaft mit und Liebe zu der epischen Volksdichtung.

Die Verlängerung der letzten Halbzeile um eine Hebung hat Kaiser Heinrich in dem mehrfach erwähnten Liede (v. d. Hagen 1, 3<sup>b</sup>), nicht um

zwei, wie es nach der Pariser Hs. scheinen könnte; denn es ist mit der Weingartner zu lesen:

*ir wær mîn stætez hërze ie nâhe bi.  
mir geuele in al der werlte niemen baz.*

Die beiden ersten Zeilen einer sechszeiligen Strophe enthalten in ihrem zweiten Halbverse je zwei Hebungen und klingenden Reim, während die übrigen vier eine regelmäßig gebaute epische Strophe bilden, v. d. Hagen 1, 288<sup>b</sup>:

*klagelîche swære klage ich der vil lieben uf ir gûete,  
daz si mir si wende, wan si beswæret sere mîn gemûete.*

Wie in der Gudrunstrophe die letzte Halbzeile um eine Hebung verlängert wird, so in einer Strophe des Burggrafen von Regensburg (v. d. Hagen 2, 171<sup>b</sup>) die siebente um zwei Hebungen, im Übrigen ist die Strophe der alt-epischen bis auf die vier Hebungen der vierten Halbzeile gleich. Der vierte Vers lautet:

*ezn heile mir ein vrouwe mit ir mînne ez enwîrt niemêr gesunt.  
von im ist ein als unsenftez scheiden des mac sich mîn herze [wol]  
entstên.*

Der Titurelstrophe sehr verwandt ist ein Reien Neidharts, v. d. Hagen 3, 207<sup>a</sup>:

*Der walt mit grûnem loube sîn grise hât verkêret,  
dâ von vil mangem herzen sîn vrûde sint gemêret.  
diu vogelîn diu der winter hât betwungen,  
diu singent wol des meien lop noch baz dan si ie sungen.*

Die ersten drei Zeilen stimmen mit der Titurelstrophe überein, in der vierten unterscheidet sich nur die zweite Hälfte, die drei Hebungen statt fünf hat, und etwa die männliche Cäsur nach der achten Sylbe, die aber für das Metrum keinen Unterschied macht. Künstlichere Modificationen, die mit der Gudrunstrophe große Ähnlichkeit haben, erwähne ich zwei. Eine Strophe, die Kol von Niunzen (v. d. Hagen 2, 336<sup>a</sup>) zugeschrieben wird und folgendermaßen einzutheilen ist:

*Ich saz bi mîner vrouwen biz mir begunde stân  
mîn herze hôhe, daz kumt von ir lieplîchen wân.  
mir kunde von keinem wîbe niemêr sô sere gestân mîn gemûete,  
daz kumt von dem trôste den ich hân zir wîplîchen gûete.*

Das Schema der sechsten und achten Halbzeile, die durch Inreim gebrochen ist, gleicht dem letzten Halbverse der Gudrunstrophe. Den zweiten Vers kann man, mit Weglassung zweier Sylben, besser lesen:

*mîn herze hôhe von ir lieplîchen wân.*

Die andre Strophenform gehört Neidhart, dessen Lieder uns schon mehrere Belege darbieten, v. d. Hagen 3, 229<sup>a</sup>, Weingartner Liederhs. 191:

*Hei wie gar schöne der walt des loubes rîchet  
 swenne er siniu grüene kleider an sich strîchet,  
 diu hât uns der meie fîr gesant.  
 irûot iuch, hübschen kinder, und sît gemant alle  
 daz wir rôsen krenzel gewinnen & daz tou drabe gevalle.*

Diese Strophenform ist bis auf die klingenden Reime auch der beiden ersten Zeilen vollkommen der Gudrunstrophe gleich, wenn man die eingeschobene dritte Zeile weglässt.<sup>1</sup>

Zu den Abarten der epischen Strophe gehört wohl auch eine Form Tanhäusers, die aus zehn Langzeilen besteht, zwischen deren neunte und zehnte eine erste Vershälfte eingeschoben ist. In den Stollen, so wie am Schluß des Abgesanges, fallen Inreime auf die Cäsur. Die Ungleichheit des Reimgeschlechtes in den Stollen wird aufgehoben, wenn man die Verse als Langzeilen fasst; denn

*wol im der nu beizen sol ze Pülle tîf dem gevilde,  
 ist in metrischer Beziehung ganz gleich dem Verse des zweiten Stollens  
 sumliche gânt ze brunnen, die andern rîent schouwen.*

Um das Vorkommen des epischen Verses in der Kunstlyrik vollständig nachzuweisen, müssen wir auch einzelne Strophentheile oder einzelne Verse berücksichtigen, in denen der epische Vers angewendet ist.

Die Stollen, von denen jeder nur eine Langzeile umfasst, bestehen aus epischen Versen mit Binnenreimen in einem Liede, das Neidhart zugeschrieben wird (v. d. Hagen 3, 217<sup>a</sup>)

*Es ist ungewendet, ich wil gein Riuwental,  
 dâ man die minne pfendet mit der irûuden sal.*

Die zweite Vershälfte hat immer drei Hebungen, wobei der weibliche Ausreim nach alter epischer Weise für zwei Hebungen gilt, Str. 1:

*Tohter, spin den rocken unt lâz dîn rêien  
 und nim den sumertocken gein disem mêien;*

ebenso Str. 3. 4. 8. Die Cäsur ist meist weiblich, nach der siebenten Sylbe, einige Mal männlich, nach der achten, wie in Str. 3. 4, einmal nach der sechsten, wohl fehlerhaft, Str. 6, wo v. d. Hagen bessert: 'des muoz ich nu liden pîn. du wilt ie dîn selbes sîn'. Wie in dieser Strophe die Stollen, so besteht in einem andern Neidhartschen Liede der Abgesang aus zwei Langzeilen, zwischen die ein Halbvers von drei Hebungen eingeschaltet ist, v. d. Hagen 3, 207<sup>b</sup>:

*daz von lichten rôsen diu heide hât gewant  
 daz beste daz si vant.*

<sup>1</sup> Eine jambische Zeile von fünf Hebungen, wie hier, in den Bau der epischen Strophe eingeschoben, findet sich vielleicht in dem Liede, das oben (S. 262, Anm.) angeführt wurde, wenn man zusammenfasst:

*und ist behuot, des irûret mir der muot.*

*nú wol úf, junc unt alt!      der meie ist komen in diu lant,*  
oder: *nu wol úf jung und alde!*

Die Schlußzeilen der Stollen sind epische Langzeilen, bei Neidhart, v. d. Hagen 3, 246<sup>a</sup>:

*so enweiz ich niht rehte      wes ich mich troesten mac.*  
*lange her geleistet      und des mit triwen pflac.*

Zuweilen fehlt nach der Cäsur der Auftakt der zweiten Vershälfte, wie 1, 3. 5, 6. 7, 3. 6. Die beiden andern Zeilen des Stollens bilden, zusammen genommen, auch eine epische Langzeile von acht Hebungen mit Binnenreimen,

*Wie überwinde ich beide      mîn liep und ouch die sumerzit.*  
(vgl. v. d. Hagen 3, 32<sup>a</sup> und oben S. 263). Den Schluß der Stollen und des Abgesanges bildet je eine epische Langzeile, die in den Stollen Binnenreime hat; v. d. Hagen 2, 26<sup>b</sup>, in einem Liede Tanhäusers,

*úf die liechten heide      diu wurnecklîchen lît.*  
*waz der ougenweide      diu sumerwunne gît.*  
*lieze ich vil der swære      diu mir was é bekant.*

Die erste Zeile des Abgesangs bildet eine epische Langzeile, die, wie wir nachher an vielen Beispielen zeigen werden, sich der Schlußzeile des Stollens anschließt und Binnenreim hat,

*vil der voege singet.      ze schalle widerstrît.*

Der Anfang des Abgesanges besteht aus zwei epischen Langzeilen in einer Strophenform Hermann Damens, v. d. Hagen 3, 162<sup>a</sup>:

*ovê der ist kleine      die rehter meister kunst*  
*wirden nâch ir êre,      wan kunst hât gotes gunst.*

In der Mitte des Abgesangs, bei Reinmar dem Alten, v. d. Hagen 1, 176<sup>a</sup>:

*hie vor dô mir diu sorge      niht sô ze herzen lac;*

wozu wohl auch noch die folgende Zeile gehört, bei der nach der Cäsur immer der Auftact der zweiten Hälfte fehlt:

*iemer an dem morgen      troeste ich mich der voege sanc.*

Die vorletzte Zeile des Abgesangs, ebenfalls bei Reinmar, v. d. Hagen 1, 190<sup>a</sup>:

*vreisich aber ez diu schône      daz ez mit valsche st;*

mit fehlendem Auftact nach der Cäsur in Str. 3, 4, einmal mit männlicher Cäsur nach der achten Sylbe, Str. 1:

*wan daz ich verleitet bin      úf einen lieben wân.*

in der zweiten Strophe ist abzutheilen:

*ich wil ir iemer dienen      und lobez swenz geschîht.*

Die beiden letzten Zeilen des Abgesangs, bei v. d. Hagen 3, 431<sup>b</sup>:

*hân si ganzen glouben      úf kristenlîchez leben,*  
*sô wil er êwic êre      ze himelrîche in geben.*

Am häufigsten aber kommt der epische Vers vereinzelt als Schlußzeile

der Strophe vor, wo überhaupt längere Verse beliebt sind. Reinmar der Alte, v. d. Hagen 1, 197<sup>a</sup>:

*daz mir iht kome ze mære wie rehte unstatte er si.*

Schenk von Limburg, v. d. Hagen 1, 131<sup>a</sup>:

*swie sô si gebiutet mîns herzen træsterîn.*

Ulrich von Wintersteten, in einem Tageliede, v. d. Hagen 1, 153<sup>a</sup>, mit acht Hebungen:

*mit nâhem umbevange und scheidet sich von liebe alsus.*

Ebenso in einem Tageliede Günthers vom Forste, v. d. Hagen 2, 165<sup>b</sup>:

*swer mich dar an bedenke, der wille müge an wunsche ergân,*

wo der Langzeile eine zweite Vershälfte von drei Hebungen vorgeschoben ist, ebenso wie im Refrain dieser Strophe:

*Ez nâhêt dem tage,  
swô sich zwei liebe scheiden, die haben herzeleide klage.*

In einem Liede Walthers (64, 2. 3), ebenfalls mit acht Hebungen,

*der mich des rîchen irre der müeze sich des armen schamen.*

Bei Neidhart, v. d. Hagen 3, 240<sup>b</sup>:

*er nam si bi den stuchen und reiz ir ûz der hant den bal.*

auch mit männlicher Cäsur nach der achten Sylbe, wie Str. 2. 7. 9. 11. 14, und fehlendem Auftakt nach der Cäsur, Str. 3. 5. 6. 7. 11. 13. 15. Ein andres Lied Neidharts, v. d. Hagen 3, 254<sup>b</sup>, hat ebenfalls die epische Langzeile am Ende:

*er gîht aber hiure er habe uns allen widerseit.<sup>1</sup>*

Mit sieben Hebungen, bei Leutold von Seven, v. d. Hagen 3, 328<sup>a</sup>:

*dar an gedenken alle die arges willen pflegen;*

in der Strophe eines Ungenannten, v. d. Hagen 3, 418<sup>a</sup>:

*ich sach daz einiu sieche verboten wazzer tranc;*

v. d. Hagen 468<sup>a</sup>:

*swô sô der wære heilant bekêret her ze sich,*

wo der übrige Theil der Zeile als ein für sich bestehender Vers abzusehen ist.

Außer der letzten noch die erste Zeile der Strophe, bei Neidhart, v. d. Hagen 3, 208<sup>b</sup>, die erste mit weiblichem Reime und sieben Hebungen, die letzte mit männlichem und acht.

*Diu lînde wil ir tolden mit nîwem loube rîchen.  
und vrût sich gein dem meien sîn zuokunft ist ir herzen spil.*

Das häufige Vorkommen dieser altepischen Form in der Kunstlyrik, trotz des Einflusses der romanischen Poesie, kann mit zum Beweise dienen,

<sup>1</sup> Str. 4 ist zu theilen:

*suht triuwe und êre, disiu driu sider leider niemen vant,*

oder:

*suht triuwe und êre diu driu stt leider niemen vant.*

daß die deutsche Kunstlyrik das volksthümliche Element doch nicht so ganz abgestreift hatte. Allerdings finden wir die ursprüngliche nationale Form nur bei den Dichtern, die keine ausdrückliche Nachahmung der romanischen Poesie verrathen; diejenigen dagegen, die in der Form romanische Weisen nachbildeten — und wir werden nachher sehen, welche Dichter es hauptsächlich waren — haben auch den epischen Vers nicht. Nur Walther von der Vogelweide vereint in der Form beides und bildet auch somit den Gipfelpunct der höfischen Poesie, doch ist das deutsche Element in der Form bei Weitem überwiegend.

Wir haben den aus der alten epischen Langzeile entwickelten Vers, den sogenannten Nibelungenvers, betrachtet und nachgewiesen. Wie in der Epik neben dieser neuen Form, die die Einheit der epischen Langzeile noch bewahrte, diese sich zu einer andern fortbildete, in der die durch die Cäsur begründete Trennung beider Theile in zwei Verse hervortritt, mit andern Worten, zum kurzen Reimpaar wurde, das später in der Kunstepik einzig herrschend ward: so finden wir auch in der Lyrik die Reimpaare neben der epischen Langzeile zumal bei den ältern Dichtern. Die ältere Poesie kannte nur den gepaarten Reim; der überschlagende und gekreuzte nimmt erst mit der Kenntniss der romanischen Poesie überhand und verdrängt durch die größere Mannigfaltigkeit die unmittelbar auf einander reimenden Zeilen ganz. Ganze Lieder freilich in Reimpaaren gedichtet, finden sich auch in der älteren Zeit nur wenige; so das bekannte Lied Dietmars von Aist (v. d. Hagen 1, 99<sup>a</sup>): *ez stuont ein vrouwe al eine*. Je zwei Paare von Reimen bilden eine Strophe bei Neidhart, v. d. Hagen 2, 118<sup>b</sup>. Der gepaarte Reim kommt ferner vor bei Walther 8, 4—9, 38, in einer Spruchform, in der nur insofern eine Regelung des alten Verses von vier Hebungen eintritt, als weibliche Verse von sieben und männlich reimende von acht Sylben Paar um Paar regelmäßig wechseln und die Schlußzeile verdoppelt wird mit einer Cäsur in der Mitte. Die Verlängerung der letzten Zeile hat auch eine Strophenform des Burggrafen von Rietenburg (v. d. Hagen 1, 218<sup>a</sup>. Weingartner Liederhs. 23), bei lauter paarweisen Reimen, wenigstens nach der Weingartner Handschrift; die Pariser enthält eine Überarbeitung, die die Weise durch überschlagende Reime künstlicher macht. Offenbar steht hier die Weingartner dem ursprünglichen näher. In dem Gedichte von König Tirol und Fridebrand besteht die Strophe aus je drei Reimpaaren, die letzte Zeile hat acht Hebungen mit Cäsur in der Mitte, wodurch der Vers der Schlußzeile der epischen Strophe gleich gemacht wird. Denn statt der männlichen Cäsur (nach der achten Sylbe) steht ebenso oft die weibliche (nach der siebenten) wie in Strophe 1. 5. 18. 20. 21. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30 u. s. w. Die Strophenform Spervogels (v. d. Hagen 2, 374<sup>a</sup>) macht die letzte Zeile dem Schlußverse der Gudrunstrophe ganz gleich. Damit ist auch zu vergleichen die Strophenform Walthers 94, 11—95, 16, die ganz aus

Reimpaaren besteht und nur statt des letzten einen dreifachen Reim setzt, wobei der mittlere aus der ursprünglichen Verdoppelung der letzten Zeile hervorgegangen, also eigentlich reimlos ist.

Strophen, die ganz aus Reimpaaren bestehen, die jedoch nicht mehr an den ursprünglichen Vers von vier Hebungen sich binden, sind bei Neidhart (v. d. Hagen 2, 115\*) eine achtzeilige Strophe, und eine aus langen und kurzen Versen gemischte Friedrichs von Hausen (v. d. Hagen 1, 214\*). Reimpaare aber verschiedenen Geschlechtes hat Wolfram im Beginn einer Strophe (Lieder 5, 34), wo ich die nachfolgenden Zeilen lieber zusammenfassen möchte

*alsô enpfienc daz si sich muosen scheiden.  
swaz du dô riete in beiden dô uf gienc.*

Ebenso bildet Neidhart die Stollen aus je einem Reimpaare (v. d. Hagen 2, 124\*) mit weiblichen Reimen.

Der ursprüngliche Vers von vier Hebungen genügte dem sich entwickelnden Gefühle für die poetische Form nicht mehr. Die Bekanntschaft mit der romanischen Poesie, die früher als die deutsche zur Blüthe gelangte, bot dem Verlangen nach neuen Formen eine große Fülle derselben dar. Der Reimreichtum der romanischen Sprachen war dem Erfinden neuer Weisen sehr günstig; um so bewunderungswürdiger ist es, daß die vielfach schwierigen Formen und Künstlichkeiten auch in Deutschland mit so großem Geschick behandelt wurden, da die deutsche Sprache einerseits nicht die Reimfülle der romanischen darbot und andererseits das Gesetz des Versbaues in der deutschen Poesie viel strenger war. So sehr wir aber die erstaunliche Mannigfaltigkeit an Formen bewundern müssen, die durch die Bekanntschaft mit der romanischen Litteratur in Deutschland heimisch wurden, so wenig war diese übertriebene Ausbildung der Form dem poetischen Gehalte zuträglich. Seit Heinrich von Veldeke, dessen Verdienste um die Form nicht hoch genug anzuschlagen sind und der daher mit Recht von den Späteren als der erste Meister deutscher Dichtkunst gerühmt wird, hat die Lyrik des 12. und 13. Jahrhunderts nur selten und spärlich so tiefe und wahre Töne angestimmt, wie sie in den formell so einfachen Strophen des Kürenbergers oder Dietmars von Aist uns entgegen klingen. Der melodische Zauber der Verse eines Ulrich von Liechtenstein oder Konrad von Würzburg erscheint als Getändel ohne Wahrheit und Gehalt neben diesen Volksweisen, die so sehr noch mit der Form zu ringen haben, in denen nicht einmal der Reim, dieser Hauptreiz der modernen Poesie, zur vollen Geltung gekommen ist.

Ich gebe zunächst eine Übersicht der einzelnen Versarten und ihres Gebrauches, so wie der Verbindungen unter sich und mit andern zu Strophenformen. Die Zahl der Hebungen wächst von eins bis zu elf. Es wäre unnöthig, die einzelnen Combinationen, die zwischen diesen beiden Zahlen denkbar sind, nachzuweisen. Vorkommen können alle, es genüge auf die

häufigst vorkommenden aufmerksam zu machen. Vorher ist aber eines **Princip**s zu erwähnen, dessen Durchbruch eine gänzliche Veränderung in der deutschen Lyrik hervorbrachte. In der deutschen Poesie wurde ursprünglich nur die letzte Sylbe des Verses durch den Reim gebunden, einen zweisylbigen Reim gab es nicht. Erst als mit der Abschwächung der Flexionen diese nicht mehr für den Reim taugten, wich derselbe nach der vorletzten Sylbe zurück, doch blieb soviel von der ursprünglichen Art des Reimes haften, daß diese letzte nicht reimende Sylbe gleichfalls als Hebung mitzählte. Das beobachten noch die ältesten deutschen Lyriker vor Veldeke (Wackernagel, altfr. Lieder 215). Anders ist es in der romanischen Poesie: diese, ihre Verse nicht nach Hebungen messend, sondern nur nach Sylben zählend, erblickte in dem zweisylbigen Reime (dem weiblichen, klingenden) nur eine Erweiterung oder Abart des einsylbigen (männlichen, stumpfen). Dieses Gesetz gieng nun auch auf die deutsche Poesie über. Da man außerdem auch noch die Sylbenzahl den romanischen Versen gleichzumachen suchte, indem jeder Hebung ihre Senkung regelmäßig beigegeben wurde, die in der älteren Poesie ebensogut fehlen durfte, so war das Gesetz der Hebungen fast ganz vernichtet und wir dürfen uns daher nicht wundern, auch in der Epik, die länger am Alten festhielt, das Gefühl für das alte Gesetz absterben zu sehen, wenn auch fast ein Jahrhundert später als in der Lyrik. Auch das Vernachlässigen der Quantität, das freilich auf naturgemäßem Wege ebenfalls herbeigeführt worden wäre, scheint mit jener Neuerung im Zusammenhang zu stehen. Denn wenn einzelne Dichter in den gleichen Stollen verschiedener Strophen stumpfe und klingende Reime sich entsprechen lassen (vgl. Wackernagel altfr. Lieder 215, Anm.), so lag es nahe, daß man auch unmittelbar stumpfe auf klingende reimte (vgl. Pfeiffer, zu Jeroschin XXXVII. Anm.). Dieß mußte vorausgeschickt werden, weil in der nachfolgenden Übersicht auf den Unterschied zwischen stumpfen und klingenden Reimen keine Rücksicht genommen wird.

Der Vers von einer Hebung kommt selbständig sehr selten vor. In den meisten Fällen ist er als Pause oder Binnenreim in einen größeren Vers eingefügt. In der Form — — steht er als vorletzte Zeile einer Strophe, die meist aus kurzen Versen besteht, bei Wernher von Teufen (v. d. Hagen 1, 109<sup>a</sup>):

*verdrungen,  
hät vrüede von mir ir lîp.*

Ebenso bei Ulrich von Wintersteten im Refrain (v. d. Hagen 1, 162<sup>a</sup>). In der Form — — als Schlußvers jedes Stollens und des Abgesangs (v. d. Hagen 2, 23<sup>b</sup>):

*senfter gruoz,  
der mich muoz  
vrüuwen,*

wo v. d. Hagen die beiden letzten Verse zu einem verbindet; doch scheint die dazwischen regelmäßig fehlende Senkung dieser Verbindung hinderlich zu sein.

Verse von zwei Hebungen werden ungleich häufiger gebraucht, wiewohl auch sie oft zum Binnenreim verwendet werden. So in dem Tageliede Wolframs 7, 41:

*ez ist nu tac      daz ich wol mac      mit wârheit jehen,*

wo die weiblichen Inreime der dritten Strophe entscheiden, daß es wirklich Binnenreim ist. Jambisch, also in der Form  $\cup\cup -$  mit männlichem und weiblichem Reime bildet der Vers von zwei Hebungen eine lange Strophe bei Ulrich von Wintersteten (v. d. Hagen 1, 172<sup>a</sup>), der überhaupt die kurzen Verse sehr liebt; nur ein Vers von vier Hebungen ist in die Strophe eingeschaltet. Andre Beispiele sind, Burkart von Hohenfels (v. d. Hagen 1, 210<sup>a</sup>), wo der Vers nur stumpfen Reim hat, und Heinrich von Weißensee (v. d. Hagen 2, 24<sup>a</sup>), stumpfe und klingende. Doch sind hier die beiden ersten Zeilen des Abgesanges vielleicht zu verbinden

*jan wirdet niemer      sô gar sælec wîp,*

wie 2, 24<sup>b</sup>, wo ebenfalls Verse von zwei Hebungen stumpf und klingend gereimt werden, der ganze Abgesang:

*kel unde hende      wîzer danne ein enê.  
liep trût ân ende      wes tuostû mir wê?*

Die Verbindung mit dem jambischen Verse von vier Hebungen, die im Romanischen eine sehr alte und volksthümliche war (Diez, roman. Sprachdenkm. S. 121), findet sich im Deutschen nur selten. So in einem Tageliede Rubins, also auch in einer volksthümlichen Dichtungsgattung (v. d. Hagen 1, 317<sup>b</sup>), in den Stollen. Am Schluß einer Strophe, der sonst längere Verse liebt, nach jambischen Versen von vier Hebungen bei Reinmar dem Alten (v. d. Hagen 1, 288<sup>b</sup>):

*Dô ich daz grüene loup ersach,  
dô liez ich vil der swære mîn.  
von einem wîbe mîr geschach  
daz ich muoz iemer mêre sîn  
vil unneclîchen wol genuot,  
ez sol mich dunken allez guot,  
swaz si mîr tuot,*

eine Form, die bis auf die fünfte Zeile vollkommen mit einer Wilhelms von Poitou stimmt (Mahn, Werke d. Troub. 1, 4):

*Ben vuelh que sapchon li plusor  
d'est vers, sis de bona color,  
qu'ieu ai trag de mon obrador,  
qu'ieu port d'aiselh mestier la flor*

*et es vertatz,  
e püesc en trair lo vers auctor,  
quant er laissatz.*

Wie bei Reinmar, so auch in einem Liede des wilden Alexanders, v. d. Hagen 2, 366<sup>a</sup>. Am Schluß einer Strophe, die aus jambischen Versen von drei Hebungen besteht (nur die erste Zeile hat vier), als Refrain bei Heinrich von Morungen, v. d. Hagen 1, 129<sup>b</sup>. Dieser Dichter gehört, wie wir noch sehen werden, zu denen, die die romanischen Weisen nachahmen. Diez hat (Poesie d. Troub. S. 266) bereits aufmerksam gemacht, daß der Refrain *dó tagte ez*, der auch ohne Reim dasteht, an die provenzalischen Tagelieder erinnert, in denen im Refrain, der auch reimlos ist, das Wort *alba* fast immer wiederholt wird.

Unter längere Verse gemischt erscheint der jambische Vers von zwei Hebungen zweimal im Abgesange bei Walther 58, 26.

Trochäisch kommt er ungleich häufiger vor, wie überhaupt namentlich gewisse Versarten in trochäischer Form beliebter sind als in jambischer. Klingend und stumpf reimend erscheint er beim Schenken von Landeck (v. d. Hagen 1, 362<sup>a</sup>), wo in der sechszeiligen Strophe nur ein längerer Vers vorkommt, und bei Ulrich von Liechtenstein 431, 19. Am häufigsten aber verbindet sich der trochäische mit dem von vier Hebungen, gleichfalls trochäischen; wie bei Ulrich von Wintersteten (v. d. Hagen 1, 173<sup>a</sup>) und bei Konrad von Altsteten (2, 64<sup>b</sup>), wo indess die beiden kurzen Zeilen in eine längere von vier Hebungen zu verbinden, wie Str. 3 die Elision zeigt,

*daz si zwäre in eime järe.*

Überhaupt ist es oft zweifelhaft, wenn der erste der beiden kurzen Verse klingend reimt, ob er mit dem zweiten zu einer Zeile zu vereinigen ist. Entscheidend ist, wie in dem obenerwähnten Liede, die Elision, denn Auftakt darf man hier nicht annehmen. Andere Beispiele sind Ulrich von Liechtenstein 414, 3, bloß mit stumpfen Reimen; Walther von Metz, v. d. Hagen 1, 310<sup>b</sup> ebenso, aber dazwischen zwei längere Verse. Ferner der Schenk von Landeck (v. d. Hagen 1, 361<sup>b</sup>), Kraft von Toggenburg (1, 23<sup>b</sup>) haben dieselbe Versart. Im Refrain bei Ulrich von Wintersteten 1, 154<sup>a</sup>, in einer langen Strophe und im Refrain bei demselben Dichter 1, 167<sup>b</sup>. 170<sup>b</sup>; doch sind in letzterem Liede die kurzen Verse der mit dem Refrain 26zeiligen Strophe wohl theilweis zu verbinden, wenigstens die beiden letzten Zeilen, wie in der vierten Strophe die Elision zeigt,

*sit ich prfse ir mündel röt.*

Wo beide trochäische Verse stumpf gereimt sind, steht der kürzere entweder voran, wie beim Püller, v. d. Hagen 2, 69<sup>a</sup>, und bei Neidhart, 2, 119<sup>a</sup>, oder häufiger nach, wie 1, 23<sup>b</sup>. 109<sup>a</sup>. 2, 111<sup>a</sup>. Zuweilen schließt sich der trochäische sechssylbige Vers an, wie 1, 173<sup>a</sup>. 2, 124<sup>b</sup>. Mit jambischen Versen wird der trochäische von zwei Hebungen nicht leicht verbunden erscheinen;

daher ziehe ich vor Wolfram 5, 38—41 in zwei Verse zusammenzuschreiben (S. oben S. 269), und ebenso in einem Liede Ulrichs von Lichtenstein 456, 25, wo durch die Zusammenziehung der Rhythmus vereinfacht wird.

*Eren gernde ritter, lät iuch schouwen  
under helme dienen werden frouwen.  
welt ir die zît vertriben ritterlich,  
ëren rîch wert ir von guoten wîben.*

Die Nothwendigkeit der Verbindung scheint mir 457, 17. 18 angedeutet zu sein, wo die Handschrift liest

*des schildes ampt gît ëre im ist bereit,*

Lachmann schreibt *imst*.

Der Vers von drei Hebungen kommt jambisch und stumpf reimend vor in dem schon erwähnten Tageliede Heinrichs von Morungen, v. d. Hagen 1, 129<sup>b</sup>; bei Friedrich von Hausen 1, 215<sup>b</sup> und bei Heinrich von Rugge 1, 221<sup>a</sup>, wo der Abgesang aus längern Versen besteht; bei Neidhart 2, 102<sup>a</sup>, ohne Unterschied zwischen Jamben und Trochäen, ebenso 104<sup>a</sup>, wo auch im Abgesange längere Verse gebraucht sind.

Wo er stumpf und klingend gereimt wird, kann es, wenn der klingende Reim vorausgeht, die altepische, durch Binnenreim gebrochene Langzeile sein, wie in dem Liede Neifens 44, 20. Aber auch sonst kommt der Vers von drei Hebungen stumpf und klingend gereimt vor, wie bei Friedrich von Hausen 1, 217<sup>a</sup>, bei dem von Scharfenberg 1, 350<sup>a</sup>, in einer Strophe, die mit der epischen große Verwandtschaft hat, auch ihr Inhalt nähert sich dem Volksliede. Ferner bei Konrad von Altstetten 2, 65<sup>b</sup> und bei Neifen 24, 35. 34, 26. Zu einer langen Zeile verbindet den Vers stumpf und klingend gereimt Walther 76, 22. Beide, stumpf und klingend gereimt, verbindet mit dem jambischen Verse von vier Hebungen ein Lied Walthers 103, 13. Mit dem neunsylbigen jambischen Verse verbunden erscheint der sechssylbige bei Friedrich von Hausen 1, 215<sup>b</sup>. Trochäisch braucht den Vers von drei Hebungen, stumpf und klingend gereimt, Jacob von der Warte, v. d. Hag. 1, 66<sup>a</sup>, in den Stollen; ebenso Hesse von Rinach 1, 210<sup>a</sup>, Gotfried von Neifen 32, 14. 37, 2; gemischt mit jambischem Rhythmus der Herzog von Brabant, v. d. Hag. 1, 15<sup>a</sup>.

Besonders zu erwähnen ist die Verbindung des jambischen, selten trochäischen klingenden Verses von drei Hebungen mit dem klingenden, gleichfalls nicht jambischen von fünf, dem Hendecasyllabus. Diese Verbindung kommt am häufigsten in der spanischen Poesie vor, die provenzalische kennt sie auch und wendet sie meist am Schluß der Strophe an. Vergl. Lexique Roman 1, 420. Mahn, Werke d. Troub. 1, 347. 384. Raynouard, choix 5, 109. 244. Eine ganze Strophe des Tanhäuser besteht aus solchen, meist paarweis gereimten Versen (v. d. Hagen 2, 93<sup>a</sup>):

*gein disen winnahten  
solden wir ein gemellichez trachten u. s. w.*

Wie im provenzalischen am Schluß der Strophe, beim Schenk von Limburg (1, 133<sup>b</sup>):

*mîn liep daz kan wol zwingen,  
und owe, liep, sol ich mit liebe ringen.*

Bei Otto z. Thurn 1, 343<sup>a</sup> und trochäisch bei Wachsmut von Künzingen 1, 302<sup>a</sup>.

Verse von vier Hebungen sind in der deutschen, wie in der romanischen Poesie, die ältesten und häufigsten. Der gewöhnliche, stumpfreimende, von acht Sylben, kommt in vielen Strophen für sich allein vor, entweder paarweis reimend (s. oben S. 268), auch mit Verdoppelung der letzten Zeile, wie v. d. Hag. 1, 5 ff. oder gewöhnlich mit überschlagenden Reimen, wie 1, 99<sup>b</sup>. Am häufigsten hat ihn Reinmar der Alte, theils durch die ganze Strophe, theils bloß in den Stollen. So v. d. Hagen 1, 174<sup>a</sup>. 174<sup>b</sup>. 175<sup>a</sup>. 187<sup>a</sup>. 188<sup>b</sup>. 191<sup>a</sup>. 192<sup>a</sup>. 194<sup>b</sup>. 195<sup>b</sup>. 196<sup>a</sup> und öfter. Noch einige andere Beispiele sind 1, 211<sup>a</sup>. 2, 74<sup>b</sup>. 118<sup>b</sup>. 226<sup>a</sup>. 349<sup>b</sup>. Während die ausgebildete Kunstlyrik diesen einfachen Vers etwas vernachlässigte, kehrte die spätere, lehrhafte, mit Vorliebe zu ihm zurück, brauchte ihn aber nicht unverändert, sondern zu langen Zeilen erweitert, die wieder der alten Form der epischen Langzeile nahe kommen. Der klingende Vers mit dem stumpfen verbunden findet sich nicht sehr häufig; regelmäßig abwechselnd bei Otto von Botenlauben, v. d. Hagen 1, 29<sup>a</sup>, und bei Hadlaub 2, 290<sup>a</sup>; der weibliche Reim im Abgesange verdoppelt beim Burggrafen von Luenz 1, 211<sup>b</sup>; ferner bei Friedrich von Hausen 1, 213<sup>a</sup> in zwei Liedern und in einem dritten 1, 216<sup>a</sup>. Bloß klingende Reime von vier Hebungen hat ein Lied Friedrichs von Hausen 1, 216<sup>a</sup>, doch zum Theil trochäisch, zum Theil jambisch. Ist der klingende Vers trochäisch, der stumpfe jambisch, so ist der eine gerade die Umkehr des andern, wie bei Dietmar von Aist (v. d. Hagen 1, 100<sup>b</sup>):

*Vrouwe, mínes líbes vrouwe,  
an dir stét aller mîn gedanc.*

Was hier unabsichtlich geschehen, weil der Auftakt der ersten Zeile fehlt, den die entsprechende dritte hat, thun andere Dichter, die Jamben und Trochäen genau scheiden, mit Absicht. So Burkhart von Hohenfels in den Stollen zweier Lieder, v. d. Hagen 1, 202<sup>b</sup>. 205<sup>a</sup>; ebenso Walther von Metz 1, 307<sup>a</sup> und derselbe im Abgesange 1, 309<sup>b</sup>; in den Stollen, aber nur je eine klingende Zeile, beim Marner 2, 240<sup>b</sup>.

Letztere Verbindung, des trochäischen Verses von acht Sylben und des achtsylbigen jambischen, hat ihr Vorbild in der romanischen Poesie. Diese kennt den neunsylbigen jambischen, der in der Epik ebenso häufig als der achtsylbige ist, in der Lyrik nur wenig. Die Lyriker brauchten dafür den achtsylbigen trochäischen Vers. So sind wohl die drei Lieder Friedrichs von

Hausen, der Jamben und Trochäen noch nicht genau scheidet, auch gemeint. Sein romanisches Vorbild hatte jedenfalls hier trochäische Verse statt der klingenden jambischen. Ich gebe als Beispiel eine Strophe von Bertran Carbonel, Rayn. choix 4, 282:

*Tans ricx clergues vey trasgitar  
enaissi col trasgitaire,  
quel filha c'an de comaire  
fan de nepta al maridar.  
et atruep ne d'autres fols vers  
que an tan d'ipocrisia,  
c'om non conoys la bauzia  
nil enjan don lor, ven l'avers.*

Vgl. noch Rayn. choix 4, 402. 3, 165. 231. Mahn, Werke d. Troub. 1, 42. 70. 77. Gedichte d. Troub. Nr. 116. Parnasse occitan. 32. Lex. Rom. 1, 422. 505. Sogar in die epische Poesie der Romanen ist diese Verbindung eingedrungen; vgl. mein provenzalisches Lesebuch (Elberfeld, 1855), Anmerkung zu 151, 36.

Der jambische Vers von neun Sylben steht gern paarweise am Beginn des Abgesanges; bei den Romanen dient er an dieser Stelle der Strophe häufig dazu, um kürzere Verse der Stollen mit längern des Abgesangs zu vermitteln, zumal den achtsylbigen mit dem zehnsylbigen jambischen. So in einem ungedruckten Liede von Gaucelm Faidit:

*Ab nou cor et ab novel so  
volh un nou sirventes bastir  
e pel dous temps que vei venir  
e per la coindeta sazo.  
e car amors ab joi me lia,  
noi dei far de joi carestia,  
car ricx ditz hom que sui e que be(m) vai,  
c'amors mi te coind'e cortes e gai.*

Ebenso Mahn, Werke d. Troub. 1, 28. Rayn. choix 5, 69. Gedichte d. Troub. 70. 113. Ähnlich im deutschen bei Walther 119, wo auf achtsylbige jambische Verse in den Stollen zwei neunsylbige und dann ein längerer Vers im Abgesange folgen. Vergleiche noch ein Lied Reinmar des Alten, v. d. Hagen 1, 194\*, und ein anderes desselben Dichters 1, 200\*, wo ich den Abgesang so schreiben möchte:

*só lebt mîn lîp      nâch sînem lîbe,  
ich bin ein wîp      daz im von wîbe  
mê liebes nie geschach,      swie im von mir geschæhe,  
mîn ouge in gerner nie gesach      dann ich in hiute sæhe,*

indem dann, der Natur des deutschen Strophenbaus gemäss, gegen Ende die Verse an Länge zunehmen.

Der Vers, der nach dem alten Gesetze der Hebung dem achtsylbigen jambischen entspräche, ist der siebensylbige mit klingendem Reime. Beide Verse werden nicht selten mit einander verbunden (auch zu einem wirklichen Ganzen, mit einer Cäsur nach der achten Sylbe, also zu einem Verse von sieben Hebungen mit klingendem Reime), zumal bei Dichtern, die leichte Melodien lieben; so bei Johannes von Brabant, v. d. Hagen 1, 16<sup>b</sup>; Kraft von Toggenburg 1, 22<sup>a</sup>; Friedrich von Leiningen 1, 26<sup>a</sup>; Heinrich von Veldeke 1, 37<sup>a</sup>, in den beiden ersten Strophen, die wohl von den folgenden zu trennen sind (vgl. Wackernagel altfr. Lieder 215, Anm. 2); Dietmar von Aist 100<sup>a</sup>. 101<sup>b</sup>. Heinrich von Stretelingen 1, 116<sup>b</sup>; dem Schenken von Limburg 1, 133<sup>b</sup>; Ulrich von Wintersteten 1, 152<sup>a</sup>; Reinmar dem Alten 1, 197<sup>a</sup>; Rubin 1, 311<sup>a</sup>; dem von Johansdorf 1, 324<sup>a</sup>; von Brennenberg 1, 335<sup>b</sup>; Walther 16, 36; Neifen 45, 8. 45, 22. Friedrich von Sunenburg 2, 352<sup>a</sup>.

Die Scheidung zwischen trochäischem und jambischem Rhythmus ist am strengsten in dem Verse von vier Hebungen. Stumpfreimend kommt der trochäische nur selten für sich allein vor, wie in einem Liede Rudolfs von Rotenburg, v. d. Hagen 1, 89<sup>a</sup>, bei Ulrich von Lichtenstein 443, 1, und in zwei Liedern Reinmars 1, 186<sup>b</sup>. 200<sup>a</sup>. Ebenso der klingende für sich allein nur selten: bei Burkhart von Hohenfels 1, 206<sup>a</sup> und bei Rubin 1, 315<sup>b</sup>. Um so häufiger ist die Verbindung beider, eine Form, die die romanische Lyrik ebenso häufig anwendet, als die deutsche, und die zumal in der lateinischen Liederpoesie sehr beliebt ist. In der Lyrik gehört die Form neber dem Marienliede, das sie nach Vorgang der lateinischen Poesie fast durchgängig im Deutschen wie im Romanischen hat, in verschiedenen Variationen recht eigentlich dem Liebesliede an. Es wäre überflüssig, bei dem häufiger Vorkommen dieser Form alle Beispiele zu sammeln. Einige Dichter haben sie mit besonderer Vorliebe angewendet und ihr einen sehr melodischen Klang zu geben verstanden. So namentlich Gottfried von Neifen, der sie 5, 25. 12, 33. 23, 9. 24, 21. 28, 18. 33, 33. 42, 1. 42, 21. 46, 3. 46, 16. 47, 10 anwendet. Noch häufiger ist sie bei Ulrich von Liechtenstein, Lied 4. 7. 19. 23. 24. 28. 30. 31. 32. 35. 37. 39. 41. 45. 56. 58. 59. Sie ersetzt bei den spätern Dichtern den achtsylbigen jambischen Vers.

Der Verbindung des acht- und siebensylbigen jambischen Verses entspricht die des sieben- und sechssylbigen trochäischen. Auch diese Form ist den Romanen und der lyrischen Mönchspoesie sehr geläufig. Vgl. Bartsch provenzal. Lesebuch 86. Lex. Rom. 1, 359. Rayn. choix 3, 8. 5, 13. Mahn, Gedichte d. Troub. 36. Beispiele aus der deutschen Lyrik sind, v. d. Hagen 1, 131<sup>a</sup>, im Abgesange, ebenso 1, 160<sup>b</sup>. 2, 106. In Stollen und Abgesang, gemischt mit andern Versen, 1, 161<sup>b</sup>; in regelmäßigem Wechsel 1, 283; bloß im Eingange der Strophe Walther XIII., mit mehrfacher Wiederholung der ersten Zeile 1, 342<sup>a</sup>. Die kürzere Zeile steht voran 1, 130<sup>b</sup>.

Ist die zweite Zeile jambisch, so daß die eine das umgekehrte Maß der andern ist, so ist dies der Verbindung des achtsylbigen Trochäus und Jambus zu vergleichen (s. oben S. 274), nur daß hier der Rhythmus nicht unterbrochen wird. Durchgeführt ist die Verbindung beider Versarten nur bei Goesli, v. d. Hagen 1, 347<sup>a</sup>.

Der trochäische Vers von acht Sylben, also mit klingendem Reim, verbindet sich sehr häufig mit dem neunsylbigen, der also nach dem neuen Princip der Kunstlyrik um eine Hebung länger ist. Die romanische Poesie wandte den neunsylbigen trochäischen Vers nicht an und fand in ihm keinen schönen Sylbenfall.<sup>1</sup> Nun könnte man annehmen, daß der neunsylbige trochäische Vers für den zehnsylbigen jambischen stehe: allein in allen Beispielen fehlt der Auftakt regelmäßig. Auch kennt die romanische Poesie eben so wenig eine Verbindung des achtsylbigen trochäischen mit dem zehnsylbigen jambischen Verse. Aus der provenzalischen Poesie (die für die Form uns ebensogut als Beleg dienen kann, weil, wie Wackernagel schon nachgewiesen, in Form und Inhalt die nordfranzösische, mit Ausnahme einiger Dichtungsgattungen nur ein matter Widerschein der südlichen ist)<sup>2</sup>, ist mir nur ein Beispiel bekannt, eine Strophenform Bertrans von Born (Mahn, Werke d. Troub. 1, 302), in der nach vier zehnsylbigen Versen ein achtsylbiger trochäischer folgt, nach dem wiederum zwei zehnsylbige jambische die Strophe beschließen. Diese Verbindung von acht- und neunsylbigen Trochäen ist also ursprünglich deutsch und beruht auf dem alten Gesetze der Hebung, nach welchem der klingende Reim eine Hebung mehr zählt als der stumpfe. Nach diesem Gesetze sind die beiden Verse also an Hebungen sich gleich. Beispiele sind zahlreich: v. d. Hagen 1, 23<sup>b</sup>. 71<sup>b</sup>. 86<sup>b</sup>. 129<sup>a</sup>. 152<sup>b</sup>. 160<sup>b</sup>. 186<sup>b</sup>. 188<sup>a</sup>. 354<sup>b</sup>. 2, 26<sup>b</sup>. 30<sup>b</sup>. 63<sup>b</sup>. 68<sup>a</sup>. 69<sup>b</sup>. 67<sup>b</sup>. 74<sup>b</sup>. 76<sup>b</sup>. Walther 40, 19. 85, 34. Neifen 21, 2. 31, 27. 36, 4. Beide Verse, um eine Hebung verlängert, werden nach demselben Gesetze ebenso mit einander verbunden, v. d. Hagen 1, 296<sup>b</sup>. 307<sup>b</sup>. 2, 128<sup>b</sup>. 132<sup>b</sup>. 265<sup>a</sup>. Walther 108, 6, doch kommt letztere Verbindung auch jambisch vor, wie bei v. d. Hagen 1, 335<sup>a</sup>. 2, 377<sup>a</sup>. Walther 18, 29. 47, 36. Walther hat auch zwei derartige Verse, abermals um eine Hebung verlängert, verbunden, 13, 5, aber auch hier jambisch.

Der Vers von fünf Hebungen, zu dem auch der eben besprochene trochäische gehört, ist nicht ursprünglich deutsch, sondern der romanischen

<sup>1</sup> Die *Leys d'Amors* bezeugen dies ausdrücklich. Es heißt 1, 112: *bordo de nou sillabas no podem trobar am bela casensa, per que no trobarets que degus dels antics haian pensat aytal bordo*, im Verse von neun Sylben können wir keinen schönen Fall finden, drum werdet ihr nicht finden, daß einer der Früheren einen solchen Vers gebraucht hätte.

<sup>2</sup> Ich entnehme auch deswegen die Beweise lieber der provenzalischen Poesie, weil von demselben mehr gedruckte und mir speciell noch mehr ungedruckte Texte zur Hand sind.

Poesie entlehnt, in der er die Kunstlyrik gewissermaßen beherrscht. In der deutschen Poesie ist er bei Weitem nicht zu dieser Geltung gelangt, ja er kommt verhältnismäßig ziemlich selten vor, zumal wenn man den Vers von vier Hebungen daneben hält. Hier also konnte der romanische Einfluß den alteinheimischen Vers nicht verdrängen, nur variieren. Wo der Vers von fünf Hebungen in der deutschen Lyrik vorkommt, wird er durchaus nicht mit der Strenge behandelt, wie in der romanischen Poesie. Namentlich fehlt ihm eine Haupteigenschaft des romanischen Verses, die männliche Cäsur nach der vierten Sylbe. Wernher von Honberg (v. d. Hagen 1, 64<sup>a</sup>) hat in einer langen Strophe fast nur zehnsylbige Jamben, die meisten mit der romanischen Cäsur und klingend gereimt. Im Abgesange kommt neben einigen kürzern auch ein Vers mit Reim in der Cäsur vor:

*ich nāge aldar, daz muoz mir sīn erloubet.*

Dieselbe Versart hat Wernher von Teufen 1, 108<sup>b</sup>, Reinmar der Alte 1, 187<sup>a</sup>; wo nur der erste Vers sechs Hebungen hat; derselbe 1, 192<sup>a</sup>; mit einigen längeren und kürzeren Versen untermischt; Friedrich von Hausen 1, 214<sup>b</sup>; Bliigger von Steinach 1, 326<sup>a</sup>; der von Suneck 1, 349<sup>a</sup>; der von Raute 2, 63<sup>a</sup>, wo vielleicht auch einmal weibliche Cäsur nach der fünften Sylbe anzunehmen ist, ohne daß die Senkung nach der Cäsur fehlte 1, 3:

*ob si dd iender gedenken mīn ze guote.*

Das wäre ebenfalls romanisch. Dagegen ist Str. 3, 3 zu lesen:

*sō wart mīn wille nie deich si verbære.*

Der Abgesang einer Strophe besteht aus drei Hendecasyllaben bei Wernher von Teufen 1, 109<sup>b</sup>. Trochäisch findet sich der Vers von fünf Hebungen seltener, außer bei Dichtern, die auf den Auftakt keine Rücksicht nehmen. Regelmäßig trochäisch bei Ulrich von Wintersteten 1, 172<sup>b</sup>, bei Reinmar dem Alten 1, 193<sup>a</sup>, Walther 112, 3. 112, 17. Bei Ulrich von Lichtenstein 456, 25 (vgl. oben S. 273) wird regelmäßig an einer bestimmten Stelle der Strophe ein jambischer Vers eingeschoben.

Wie alle längeren Verse, dient der zehnsylbige, gewöhnlich klingend gereimt, dazu eine Strophe in kürzeren Versen zu beschließen (Lachm. z. Wolfr. XXVIII), so von der Hagen 1, 13<sup>b</sup>. 23<sup>a</sup>. 174<sup>a</sup>. 196<sup>b</sup>. Neifen 34, 5; auch trochäisch v. d. Hagen 1, 200<sup>b</sup>. 208<sup>b</sup>.

Reinmar der Alte liebt es den Vers von vier Hebungen mit dem von fünf, beide jambisch und männlich reimend, zu mischen. Das kommt bei den Romanen nicht vor; zwar im Abgesange steht häufig der zehnsylbige Vers, wenn der Stollen achtsylbige Verse enthält, wie Raynouard choix 4, 239. 293. 335. 3, 384, 443. 457. 5, 136. Mahn, Gedichte d. Troub. 355. Allein von unmittelbarer Vermischung beider Versgattungen ist mir nur ein Beispiel bekannt, eine Tenzzone, Rayn. choix 5, 176, wo die dritte und sechste Zeile einer sechszeiligen Strophe acht Sylben hat. Dagegen bei Reinmar, v. d. Hagen 1, 180<sup>a</sup>. 190<sup>a</sup>. 194<sup>a</sup> (Lied 43. 44.). 198<sup>a</sup>, und mit nicht genauer

Scheidung von Jamben und Trochäen, 1, 196<sup>b</sup>. 198<sup>b</sup>. Dieselbe Verbindung hat vielleicht Rugge, v. d. Hagen 1, 222<sup>a</sup>, wenn man durch Inreim verbindet:

*Ich suoche wiser liute rât,  
daz si mich lëren wie ich die behalde.*

Der Vers von sechs Hebungen unterscheidet sich dadurch vom romanischen Alexandriner, daß er nicht wie dieser eine bestimmte Cäsur nach der sechsten Sylbe hat. Ganze Strophen bildet er bei Heinrich von Morungen, v. d. Hagen 1, 127<sup>a</sup>, wo die Verse trochäisch sind; bei Rubin 1, 311<sup>a</sup>, trochäisch und jambisch wechselnd; bei dem von Johansdorf 1, 322<sup>a</sup>, bei Reinmar 1, 187<sup>b</sup>; mit dem Verse von sieben Hebungen gemischt bei Walther 10, 1. Besonders zu erwähnen ist Walther 124, 1 wo die paarweisen Reime noch mehr dem Alexandriner sich nähern, wie schon Wackernagel (altfranz. Lieder 214) erinnert hat. Gewöhnlich fällt hier die Cäsur weiblich nach der siebenten Sylbe und es fehlt die Senkung darnach. Daher auch Hiatus an dieser Stelle des Verses, wie 124, 19. 125, 7. Doch steht einmal, auch nach weiblicher Cäsur, die Senkung 125, 9:

*möht ich die lieben reise gevaren über se.*

Darnach wäre vielleicht auch 125, 8 zu lesen:

*die möhte ein soldenære mit sime sper bejagen,*

und 124, 8 kann man, wenn ein Wort überzählig ist, ebensogut lesen:

*die sint mir frömde worden reht als ez si gelogen.*

Da haben wir den altepischen Vers in seiner Modification, wie ihn das Nibelungenlied zeigt. Das scheint mir auch auf den Alexandriner ein Licht zu werfen und die schon von Uhland (über das altfranz. Epos S. 102) aufgestellte Herleitung derselben aus dem deutschen nationalen Verse noch mehr zu bestätigen.

Durch mehrfachen Inreim gebrochen erscheint der Vers von sechs Hebungen bei König Konrad, v. d. Hagen 1, 4<sup>a</sup>, wo zu schreiben ist:

*sol ich nu klagen die heide dâst ein jâmer grôz  
gein mâner nôt in der ich stæte brinne;*

wodurch die Strophe auf eine siebenzeilige einfache Form zurückgeführt wird; beim Taler in einem Leichabsatze, v. d. Hagen 2, 176<sup>a</sup>:

*wir müezen grîezen aber die wîrneclîchen zît,*

wo der daneben vorkommende männliche Inreim

*diu bluot tuot in den ougen unde in herzen wol.  
der walt gestalt ze vröuden ist der doene vol.*

die Verbindung der kurzen Verse zu einem Ganzen zweifellos macht.

Auch dieser Vers wird gern am Schluß der Strophe gebraucht, wie bei Walther von Klingen, v. d. Hagen 1, 71<sup>b</sup>, wo auch einmal weibliche Cäsur mit darauf folgender Senkung vorkommt, Str. 5:

*sît daz ich der guoten ze quote nie vergaz*

und darnach sind vielleicht auch die folgenden zu lesen :

*dur diu bren süeze in sendez herze ergal.*  
*ach ir \* süeze ich sender man enbir.*  
*guoter wibe minne ist bezzer danne guot.*

Andre Beispiele liefern : derselbe Walther von Klingen 1, 72<sup>a</sup>. 73<sup>a</sup>. Reinmar der Alte 1, 186<sup>a</sup>; der von Munegiur 2, 62<sup>b</sup>. Walther 53, 34. Neifen 12, 33. Am Schlusse der Stollen und des Abgesanges, wie es scheint, mit regelmäßiger Cäsur nach der dritten Hebung, bei Heinrich von Morungen 1, 126<sup>a</sup> 1.

Gern verbindet den Vers von sechs Hebungen mit dem von vier Reinmar der Alte, der letzteren auch mit dem von fünf Hebungen zusammenstellt (S. 278). Beide stumpfreimend und nicht jambisch, v. d. Hagen 1, 176<sup>b</sup>. 177<sup>a</sup>. 177<sup>b</sup>. 179<sup>b</sup>. 190<sup>b</sup>. 181<sup>a</sup>; aber auch trochäisch 184<sup>a</sup>. 184<sup>b</sup>. 197<sup>b</sup>. Bei andern Dichtern auch einigemal, König Wenzel 1, 8<sup>a</sup>. Walther 63, 32. 111, 23; und trochäisch bei Hiltbold von Schwanganau, v. d. Hagen 1, 284<sup>b</sup>. Mit dem von fünf Hebungen verbunden erscheint er wiederum bei Reinmar 1, 183<sup>a</sup> (vgl. 1, 4<sup>a</sup>).

Verse von sieben Hebungen sind weniger im Liede als in der Spruchpoesie üblich. Gewöhnlich jambisch gebraucht hat diese Versart meist eine Cäsur nach der vierten Hebung, zumal bei klingendem Reime. So bei Dietmar von Aist, v. d. Hagen 1, 98<sup>a</sup>. Reinmar 1, 175<sup>a</sup>. Burkart von Hohenfels 1, 203<sup>a</sup>. Truchseß von St. Gallen 1, 298<sup>a</sup>. Bigger von Steinach 1, 326<sup>b</sup>. Tanhäuser 2, 93<sup>b</sup>. 95<sup>b</sup>. Doch fällt manchmal statt nach der achten Sylbe die Cäsur weiblich nach der siebenten, wodurch die Cäsur der epischen Langzeile entsteht. So in dem letzterwähnten Liede Tanhäusers :

*wenn sol ich iemer mēre die gülte drabe empfāhen?*  
*ez sol mir nieman wizen ob ich in klage mit triuwen.*  
*mīn kelr ist in gevallen, mīn küche ist mir verbrunnen.*

Keine feste Cäsur hat Bruder Wernher, wenn sie auch meist nach der vierten Hebung fällt.

Binnenreime fallen natürlich am liebsten auf die Cäsur, wie bei Friedrich von Sunenberg, v. d. Hagen 2, 355<sup>a</sup>. Am Anfange einer Strophe, die im Abgesange kürzere Verse hat, steht der Vers von sieben Hebungen, ohne feste Cäsur, bei Neidhart 2, 106<sup>b</sup>. Eine Cäsur nach der dritten Hebung, weiblich, hat Reinmar, bei meist trochäischem Rhythmus, v. d. Hagen, 1, 176<sup>a</sup>:

*iemer an dem morgen troeste ich mich der vogele sanc;*  
 wie umgekehrt bei jambischem Rythmus männliche Cäsur nach der dritten Hebung Rubin hat, v. d. Hagen 1, 313<sup>b</sup>.

<sup>1</sup> Str. 3. 4 ist zu lesen :

*der von stner nôt gesprechen niht entan.*

*nu seht wie der gevar, des herze und ouge in übersiht.*

Am häufigsten kommt der Vers von sieben Hebungen am Schluß der Strophe vor. Als Schluß der Stollen und des Abgesangs zugleich, mit regelmäßiger Cäsur bei Wernher von Honburg 1, 63<sup>a</sup> und bei Neifen 11, 35, aber ohne Cäsur, v. d. Hagen 66<sup>b</sup>. 88<sup>a</sup>. 92<sup>b</sup>. 100<sup>a</sup>. 101<sup>b</sup>. 175<sup>b</sup>. 182<sup>a</sup>. 193<sup>a</sup>. 289<sup>b</sup>. 2, 104<sup>a</sup>. 110<sup>a</sup>. Walther 113, 36. 118, 29. Neifen 3, 10. 37, 14. Trochäisch bei Heinrich von Morungen v. d. Hagen 1, 126<sup>b</sup>, bei Walther 13, 33, bei Neidhart v. d. Hagen 2, 112<sup>b</sup>.

Mit dem Verse von acht Hebungen verhält es sich ebenso wie mit dem vorhergehenden. Auch er wird zu ganzen Strophen fast nur in Spruchgedichten verwendet, während er im Liede meist nur vereinzelt, besonders am Schluß der Strophe, vorkommt. Es ist eine alte epische Versform, die den Deutschen eigenthümlich ist und in der romanischen Poesie nichts entsprechendes findet. Daher ihn auch nur die älteren Dichter und die spätern, die Spruchdichter, die wieder zu deutschen Formen zurückkehren, in größerem Maßstabe anwenden; so Dietmar von Aist, v. d. Hagen 1, 98<sup>b</sup>, mit durchgängig männlicher Cäsur nach der vierten Hebung; nur in einer Zeile (Str. 5, 2) ist die Cäsur weiblich, die Änderung jedoch leicht gemacht. Mit oder ohne Cäsur am Schluß der Strophe, bei Walther 49, 25. 106, 44. 72, 36. 73, 26. v. d. Hagen 1, 67. 1, 113<sup>b</sup>. 2, 137<sup>b</sup>. 1, 189<sup>a</sup>. 308<sup>a</sup>. 336<sup>a</sup>. Auch kann die Cäsur statt nach der achten Sylbe männlich, nach der siebenten weiblich fallen (wodurch der Vers der Schlußzeile der epischen Strophe vollkommen gleich wird), wie v. d. Hagen 1, 5<sup>a</sup> in Strophe 1. 5. 18. 20. 21. 24. 26. 27. 28. 29. 30. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 44. 45. Am Schluß der Stollen und des Abgesangs bei Otto von Botenlauben 1, 72<sup>a</sup>, wo die Cäsur fast durchgängig weiblich ist, einmal sogar mit darnach fehlendem Auftakte der zweiten Hälfte, Str. 2, 2:

*daz ich dir hân geleistet, rîter, swaz ich leisten sol;*

wo ohne Beachtung der Cäsur der Vers eine Hebung weniger bekommt als die entsprechenden.

Der trochäische Rhythmus hat gewöhnlich weibliche Cäsur nach der alten Sylbe, wie bei Ulrich von Lichtenstein 397, 6. Reinmar, v. d. Hag. 1, 206<sup>b</sup>. Neifen 31, 32. Der Vers von neun Hebungen steht der Schlußzeile der Gudrunstrophe und der zweiten und vierten Zeile der Titurelstrophe in metrischer Hinsicht gleich, ausgenommen, daß die Cäsur statt weiblich nach der siebenten, männlich nach der achten Sylbe fällt; so v. d. Hag. 3, 33<sup>b</sup>. 3, 224<sup>b</sup>. Am Schluß der Stollen und des Abgesangs 3, 63<sup>b</sup>, aber im Stollen mit Binnenreimen; umgekehrt am Schluß des Abgesanges mit und in den Stollen ohne Binnenreim in Reinmar von Zweters Ehrenton, v. d. Hagen 2, 177 ff., wo in dem Stollen gewöhnlich die Cäsur nach der siebenten statt nach der achten Sylbe fällt; auch mit Inreimen auf der Cäsur, wie Strophe 27<sup>a</sup>. 187<sup>a</sup>.

Die längsten Verse, die meines Wissens in der mittelhochdeutschen Lyrik vorkommen, haben eilf Hebungen; solche finden sich beim Meißner, v. d. Hagen 3, 105 ff., fast durch die ganze Strophe, mit der Cäsur nach der vierten Hebung. Weibliche Cäsur nach der fünften hat Neidhart 3, 244<sup>1</sup> und keine feste Cäsur Ulrich von Liechtenstein 399, 9. Verse von solcher Länge haben für uns — und ebenso für die Romanen, die das Wesen des Reimes besser verstanden und daher nicht längere als zwölfsyllbige Verse bildeten — etwas unmelodisches, indem das Wesen des Reimes dadurch gänzlich zerstört wird. Sie nehmen sich fast wie stellenweis gereimte Prosa aus oder wie Prosa, wie man sie mitunter findet, die in regelmäßigen Jamben beständig fortläuft. Daß die spätern Spruchdichter das Gefühl für die Form und ihre Schönheit so ganz verloren haben, um solche lange Verse mit Vorliebe zu gebrauchen, darf uns kaum Wunder nehmen; denn auch der Inhalt ihrer Sprüche ist dem wahren Inhalt der Poesie fremd geworden und die poetische Form muß jeden Inhalt in sich aufnehmen. Allein daß ein Dichter, wie Ulrich von Liechtenstein, dem der volle Zauber des Reimes wohl kund war, und der ihn sonst mit großer Meisterschaft handhabt, solche Verse, wenn auch nur einmal, anwendet, kann auffallend erscheinen. Von längern Versformen ist nur der Vers von sieben und acht Hebungen wohlklingend, zumal wenn er der Cäsur nicht entbehrt.

Die Strophenformen, in denen Verse der verschiedensten Länge mit einander verbunden werden, lassen sich nicht unter bestimmte Gesichtspunkte bringen. Die Combinationen sind natürlich unendlich mannigfaltig. Doch ist im Ganzen zu bemerken, daß die deutsche Lyrik nur selten ganz kurze mit ganz langen Versen in einer Strophe bindet, was die provenzalische z. B. in reichem Maße thut. Meist sind die vorkommenden kurzen Verse mit einander zu verbinden oder einem längern anzuschließen. Ausnahmen machen nur die Leiche, deren Absätze oft die größte Ungleichheit in der Verslänge zeigen; von ihnen haben wir nicht zu sprechen. Das Princip des Leiches, seine rasche ungestüme, vielfältig wechselnde Bewegung gestattet, ja verlangt die verschiedenartigsten Metra. Das Lied und noch mehr der Spruch fließen in ruhigem Wogen dahin, daher muß auch ihre Form gleichmäßiger sein.

Eines Mittels ist noch zu erwähnen, dessen die Lyrik sich bedient um Versarten, die sich sonst nicht gern verbinden, in einer Strophe zusammen zu fügen. Es wird nämlich zwischen zwei derartige Versgattungen ein Vers eingeschoben, der mit beiden verbunden häufig vorkommt und der dann den Übergang bildet. So wird zwischen den trochäischen Vers von acht und sechs Sylben der siebensyllbige eingeschoben, wie bei Walther 40, 19:

<sup>1</sup> Bei Heinrich von Morungen (v. d. Hagen 1, 126<sup>a</sup>) ist die letzte Zeile in zwei zu zerlegen. Die Strophe ist siebenzeilig mit der vorletzten reimlos, und die letzte Zeile des Stollens entspricht, wie gewöhnlich, der letzten des Abgesanges.

*hät si daz an mir gerochen, ..  
daz ich si getiuret hân  
und mit lobe gekroenet.*

v. d. Hagen 2, 149<sup>b</sup>:

*vor unwröuden uns behüete.  
wir sîn anders unbehuot.  
sorge strîlet sêre.*

Ebenso zwischen den sieben- und fünfsylbigen der sechssylbige, v. d. Hagen 1, 109<sup>b</sup>:

*mîn vil sendez herze klagt  
gar verzagt,  
daz ich der unmære,  
diu mir wol behagt.*

Zwischen den sieben- und neunsylbigen trochäischen der achtsylbige, v. d. Hagen 1, 358<sup>a</sup>:

*diu in maneger wise sanc  
lobelîchen sîeze doene  
in der sumerlîchen schoene,  
dô der vîol dur daz gras ûz dranc.*

Die Vermittlung des acht- und sechssylbigen jambischen Verses durch den siebensylbigen kann man auch hieher ziehen, wiewohl die beiden erstern Versarten auch unmittelbar verbunden vorkommen, v. d. Hagen 1, 313<sup>b</sup>:

*daz ist der sêle ein arebeit,  
nîwan daz wir si bringen  
ûz grözer lûbe in leit.*

Aber auch verschiedene Rhythmen werden so vermittelt: der siebensylbige Trochäus und der sechssylbige Jambus durch den siebensylbigen jambischen Vers; v. d. Hagen 1, 281<sup>a</sup>:

*ûf genâde und ûf gedingen,  
daz mir trîren werde kranc,  
bî der ich alsô schône  
an eime tanze gie.*

Auch die Vermittlung des acht- und zehnsylbigen Jambus durch den neunsylbigen gehört hieher, vgl. oben S. 275.

Wir haben die einzelnen Versformen betrachtet, wie sie zur Strophenbildung verwendet werden. Es ist nun zu untersuchen, in welcher Weise die so verbundenen Verse in der Strophe geordnet werden und hiebei ist das bekannte Princip der Theilung der Strophe in drei Theile zu erwähnen, das zuerst in seiner vollen Bedeutung J. Grimm erkannt hat. Daß dies Princip ein ursprünglich deutsches ist, scheint die Alliteration zu beweisen, zumal in der Form des isländischen ljóðahátr, wo auf zwei unter einander alliterierende Zeilen eine dritte, für sich mit zwei Stäben alliterierende, folgt.

Wackernagel, altfranz. Lieder 221, macht gegen die Ursprünglichkeit des deutschen dreitheiligen Strophenbaues geltend, daß die Sprüche, die ihrem Inhalt wie ihrer Form nach am deutschesten sind, zum großen Theil den dreitheiligen Strophenbau nicht kennen, und daß ebenso die volksmäßigen Lieder Neidharts in vielen Fällen untheilbare Strophen haben. Allein die Sprüche, die weniger zum Singen bestimmt waren, kommen hier nicht in Betracht, und Neidharts Lieder, die zum größten Theil Reigen sind, ahmen die Form des Leiches nach (auch in der vielfach wechselnden Länge der Zeilen), dessen Absätze auch keinen dreitheiligen Bau kennen, sondern entweder nach dem Gesetze der Zweitheiligkeit zu zerlegen oder gar keiner Zerlegung fähig sind. Die ältesten Lyriker, der Kürenberger u. a., haben gleichfalls keinen dreitheiligen Strophenbau. Das liegt darin, daß diese Dichter sich unmittelbar an die epische Strophe anschließen, die kein Gesetz der Dreitheilung, sondern höchstens das der Zweitheiligkeit kennt, wie die epischen Langzeilen selber. Wollte man in der epischen Strophe dieselbe Theilung vornehmen, wie in dem lyrischen Strophenbau, so würden auch die epischen Volksgesänge wie das lyrische Lied in der Strophenzahl die Dreitheiligkeit wiedergeben, und wir kämen mithin auf die berühmte Lachmann'sche Theorie von der Theilung epischer Volkslieder nach dem Principe der Siebenzahl, die seit J. Grimms Entdeckung so viel Aufsehen gemacht hat, und der höfischen Kunststepen in Abschnitte zu 28—30 Zeilen.<sup>1</sup>

Wenn die epische Strophe keiner Theilung fähig ist, wie die lyrische, so wäre allerdings, da doch die epische Form anfänglich auch die lyrische war, nur eine Herleitung des Dreitheiligkeitgesetzes von außen her möglich. Allein ich glaube annehmen zu dürfen, daß neben der zweitheiligen bloß epischen Form eine Art lyrischer dreitheiliger schon in frühester Zeit be-

<sup>1</sup> Ich glaube bestimmt, daß Lachmann bei seinem Grundsatz ein ähnlicher Gedankengang geleitet, wenn er selbst auch nie sich über seine Gründe ausgelassen hat. Er nahm die epische Strophe dreitheilig an und schloß nun folgerichtig auch auf dreitheilige Abschnitte, die sich wie kleinere Lieder wieder vom größeren absondern, so daß der Aufgesang eines solchen Liedes von sieben Strophen je zwei, der Abgesang drei Strophen enthält. Ebenso beim Kunststepos, wo der Abschnitt von je dreißig Zeilen in drei Theile (so zu sagen Strophen) von zehn Zeilen zerfällt. Die zehnzeilige Strophe ist nur eine Erweiterung der siebenzeiligen, und somit wäre die Strophenbildung eines solchen Absatzes

a a b | b c c | d d e e.

Dieser Absatz, dreimal wiederholt, also eine Art dreistrophiges Lied, gibt einen Abschnitt im Kunststepos, wie sie Lachmann im Wolfram durchgeführt hat. Vergleiche z. B. Parzival 432, wo der Sinn der ersten zehn Zeilen mit der oben angegebenen Dreitheilung vollkommen im Einklang steht. Ein ähnliches Gesetz hat bekanntlich Lachmann auch auf die griechischen Chorsysteme angewendet, wie ich glaube, aus demselben Grunde. Nach letzterer Anwendung wäre das Gesetz der Dreitheiligkeit ein nicht speciell deutsches, auch nicht speciell romantisches, sondern der Dichtung gemeinsames, wie ja bekanntlich die Drei bei allen Völkern und zu allen Zeiten eine große Rolle spielt. Der griechische Chorgesang ist in seiner Zerlegung in Strophe, Antistrophe und Epode vollkommen dreitheilig.

stand und finde diese Annahme durch das altnordische ljóðahátr bestätigt. Hier sind die beiden ersten Zeilen einander gleich, die dritte längere (also dasselbe Verhältniss, wie bei Stollen und Abgesang) steht für sich allein. Diese Form wird im Altnordischen für die rein epischen Gedichte nicht angewendet (z. B. nie in den Liedern aus der Heldensage), sondern in den mehr lyrischen, wie im Hávamál, oder in den dramatischen, wie Harbardsljóð, Alvismál u. s. w. Auf die Dreitheiligkeit der einfachsten Verbindung, die aus einem Reimpaar besteht, durch Hinzufügung des Refrains hat schon Wackernagel (a. a. O. S. 221) aufmerksam gemacht. Dies wäre die dreizeilige Strophe, in der die beiden ersten Zeilen durch den Reim (wie im ljóðahátr durch die Alliteration) gebunden sind, die dritte für sich allein da steht. Als unmittelbare Erweiterung daraus ergibt sich die sechszeilige Strophe, indem jeder der drei Theile verdoppelt wird. Natürlich sind es ursprünglich Reimpaare, weil die ältere Poesie überhaupt nur gepaarten Reim kennt. Der Art ist die bekannte Strophe, die Wernher von Tegernsee beigelegt wird, Wackern. Lesebuch 213:

*Dú bist mîn, ih bin dîn,  
des solt dú gewis sîn.  
dú bist beslozzên  
in mînem herzên,  
verlor'n ist daz sluzzelîn:  
dú muost immér dar inne sîn,*

und eine andere, ebenda 214. Eine größere Künstlichkeit ist es schon, wenn die vier ersten Zeilen auf einen Reim ausgehen, wie v. d. Hagen 3, 447 (LXXXIII.). Solche Strophen, wie die Wernher'sche, bedurften aber eines Zeichens zur Abtheilung von den übrigen, weil sie sonst für fortlaufende Reimpaare ohne strophische Abtheilung gelten konnten. Das einfachste Mittel, die Strophentheilung zu bilden, war, so lange es noch keine überschlagende Reime gab, in diesem Falle die Verlängerung der letzten Zeile, wovon wir oben bei Gelegenheit der epischen Strophe schon gesprochen haben. Am häufigsten ist die Verdoppelung, wie in einer vierzeiligen Strophe, v. d. Hagen 3, 444:

*Wære diu werlt alle mîn  
von dem mere unz an den Rîn,  
des wolt ich mich darben,  
daz diu künegîn von Engellant      læge an mînen armen.*

und dieselbe Form 3, 446 (LXXVII.); oder in der sechszeiligen Strophe, wie in dem Gedichte von König Tirol, v. d. Hagen 1, 5, und bei Spervogel, v. d. Hagen 2, 374 ff., wo die letzte Zeile mehr als verdoppelt wird. In Bezug auf die Verbindung der Reimpaare ist ein Unterschied zwischen Lyrik und Epik. Die Epik, wenigstens die ausgebildete, höfische, bricht die Reime,

d. h. sie trennt ein zusammengehöriges Paar von Reimen durch den Sinn, die Lyrik verbindet die zusammengehörigen Reime auch durch den Sinn.

Als mit der neuen, von Heinrich von Veldeke begründeten Verskunst der Gebrauch der überschlagenden Reime eingeführt wurde, war bei der sechszeiligen Strophe die Verlängerung der letzten Zeile als Scheidemittel keine Nothwendigkeit mehr, denn die Stellung der Reime gränzte die Strophen und deren Theile von einander ab. Daher finden wir in der vollendeten Kunstlyrik noch sechszeilige Strophenformen, wie bei Wolfram 5, 16:

*Ein wîp mac wol erlouben mir,  
daz ich ir neme mit triuwen war.  
ich ger (mir wart ouch nie diu gir  
verhabet) mîn ougen swingen dar.  
wie bin ich aus irwelnslah?  
si siht mîn herze in vinsten naht.*

Ebenso bei Ulrich von Lichtenstein 529, 11. 536, 9. Letzterer Dichter hat freilich einmal statt der gepaarten Reime im Abgesange auch überschlagende, die zu den Stollen stimmen, 563, 1, so daß die Sonderung der Strophen lediglich in dem neu eintretenden Reime besteht. Außer der Stellung der Reime ist auch die Länge der Zeilen unterscheidend, wie bei Ulrich von Lichtenstein 428, 1. 549, 17. 560, 8. Doch nehmen wir hier darauf keine Rücksicht. Die Verlängerung der letzten Zeile der sechszeiligen Strophe findet sich aber auch, wie bei Rudolf von Rotenburg, v. d. Hagen 1, 88<sup>b</sup>.

Durch die Verdoppelung der letzten Zeile entsteht aus der sechszeiligen Strophe die siebenzeilige, die Grundlage aller lyrischen Strophen; denn in ihr spricht das Gesetz der Dreitheiligkeit sich zum erstenmale in schöner Symmetrie aus, zwei gleiche Theile der Strophe und ein dritter, ungleicher, längerer, da nach dem Gesetze alles Strophenbaues nach dem Schlusse hin die Strophe länger wird. So läßt sich als Schema aufstellen

*a a b b c d c.*

In dieser einfachen Form weiß ich die siebenzeilige Strophe in der deutschen Poesie nicht nachzuweisen, wenn man nicht etwa eine Strophenform, wie die v. d. Hagen 1, 5, und Spervogels 2, 374<sup>a</sup> als siebenzeilig auffassen will. Dagegen mit überschlagenden Reimen in den Stollen bei Reinmar dem Alten v. d. Hagen 1, 183<sup>b</sup>, Otto mit dem Pfeile 1, 11<sup>b</sup>, Heinrich von Breslau 1, 10<sup>a</sup>. Häufiger aber reimt die vorletzte Zeile mit dem ersten Reime des Stollen, wie bei Ulrich von Lichtenstein 409, 19. 419, 1. Brunwart von Oukhein, v. d. Hagen 2, 75<sup>a</sup> und öfter. Oder was noch einfacher ist und dem dreifachen Reime am Schluß von Absätzen in der Epopöe entspricht, diese reimlose Zeile stimmt zu den beiden andern des Abgesangs und dieser besteht demnach aus drei gleichen Reimen; so bei Kaiser Heinrich, v. d. Hagen 1, 3<sup>a</sup>; Otto mit dem Pfeile 1, 11<sup>a</sup>. 12<sup>a</sup>; Heinrich von Meissen 1, 13<sup>a</sup>; Otto von Botenlauben 1, 27<sup>a</sup>. 28<sup>a</sup>; Walther von Klingen 1, 71<sup>b</sup>; Heinrich

von Sax 1, 93; Hildbolt von Schwangau 1, 280<sup>a</sup>; Walther 14, 38. 59, 37; Reinmar der Alte 3, 319<sup>a</sup>; Ulrich von Lichtenstein 18, 5. 434, 19.

Die achtzeilige Strophe kann als eine Erweiterung der siebenzeiligen betrachtet werden, indem die vorletzte reimlose Zeile der siebenzeiligen durch einen neu eingefügten Reim gebunden wird. Wenn man nach alter Weise die Reime nur gepaart denkt und die Verse von gleicher Länge sind, so wird die harmonische Theilung der siebenzeiligen Strophe wieder aufgehoben und solche Strophen gehören zu den untheilbaren oder zweitheiligen. Der Art sind die aus lateinischen und deutschen Versen gemischten Strophen in Wackernagels Leseb. 509, wo je vier Paare von Reimen zu einer Strophe verbunden sind. Auch bei überschlagenden Reimen ist eine Theilung in Stollen und Abgesang nicht immer statthaft, zumal wenn der Reim durch die ganze Strophe beibehalten wird, wie v. d. Hagen 3, 443<sup>b</sup> (XLIV. XLV.), oder wie bei Ulrich von Lichtenstein 130, 25. Doch sind dies seltenere Fälle; in der Regel werden in achtzeiliger Strophe die Reime der Stollen anders geordnet als die des Abgesanges. Am häufigsten ist die Stellung der Reime so, daß die Stollen überschlagende, der Abgesang gepaarte Reime hat; so bei Heinrich von Frauenberg, v. d. Hagen 1, 95<sup>b</sup>;

*Ach mîner nôt ich klagender man,  
wie solz ergân ze jungest mir?  
ein sender tót der wont mir an,  
sît ich der lieben hulde enbir,  
diu twinget sô daz herze mîn,  
sam diu kleinen vogelîn  
mit siner kraft der winter tuot:  
dâ von sô bin ich ungemuot.*

Ebenso Otto von Botenlauben 1, 27<sup>a</sup>. 28<sup>a</sup>; der Markgraf von Hohenburg 1, 33<sup>b</sup>; Heinrich von Veldeke 39<sup>b</sup>; Dietmar von Aist 101<sup>b</sup>; Reinmar 193<sup>a</sup>. 195<sup>b</sup>; Hildbolt von Schwangau 281<sup>b</sup>; Rubin 313<sup>a</sup>. 318<sup>b</sup>. 319<sup>a</sup>. Das letzte Paar wird durch einen reimlosen Vers getrennt, den man aber auch als bloße Cäsur auffassen kann, bei Reinmar 1, 191<sup>a</sup>. 193<sup>b</sup>. Die Form der paarweisen Reime in den Stollen, die die älteste ist, wird dadurch variiert, daß dreifacher Reim an die Stelle des paarweisen tritt, wie bei Ulrich von Wintersteten, v. d. Hagen 1, 153<sup>b</sup>. Es geht sogar derselbe Reim durch beide Stollen, also sechsfach, wie bei demselben Dichter, v. d. Hagen 1, 173<sup>b</sup>.

Die gewöhnlichste Reimordnung in den Stollen ist ab ab; diese wird, erweitert durch ein drittes Reimpaar, zu der Form abc abc, wobei dann auch, um die Symmetrie wieder herzustellen, dem Abgesang eine Zeile beigefügt, die Strophe also zehnzeilig wird, wie bei König Wenzel, v. d. Hagen 1, 8<sup>a</sup>; ebenso bei Walther 45, 37. 46, 32. Statt dreier in einander verschlungenen Reimpaare stehen vier in den Stollen bei Ulrich von Wintersteten 1, 151<sup>a</sup>; Reinmar dem Alten 1, 192<sup>a</sup>; Rugge 1, 121<sup>a</sup>; Neifen 3, 1.

5, 25; und in derselben Weise aufsteigend, von fünf Paaren, bei Walther 101, 23 und bei Wernher von Honberg, v. d. Hagen 1, 63<sup>a</sup>, bis zu zehn, bei Hermann Damen 3, 169<sup>a</sup>. Durch dieses absichtliche Trennen der Reime, welches, nur in andrer Weise, namentlich auch Wolfram liebt, durch dieses Ineinanderschieben der Reime geht die eigentliche Bedeutung des Reimes ganz verloren. Die romanische Poesie hat mit großer Vorliebe die Körner, d. h. die in derselben Strophe ungebundenen und erst in der nächsten gebundenen Reime cultiviert; in ein und derselben Strophe kennt sie dieses Ineinanderschieben nicht. Auch in Deutschland wurde diese Art und Weise hauptsächlich erst von den spätern Dichtern ausgebildet, wie Hermann Damens Beispiel zeigt, um nachher von den Meistersängern wo möglich noch überboten zu werden. Die romanischen Dichter, wo sie die Reime ineinanderschoben, haben selten mehr als drei Paare.

Was nun das Verhältniss der beiden Stollen unter sich und zum Abgesang angeht, so gilt als Gesetz, daß die Stollen sich in jeder Beziehung vollkommen gleich sein müssen. Es müssen also die Verse an den entsprechenden Stellen der Stollen gleich lang, die Reime gleichen Geschlechts und die Anordnung der Reime dieselbe sein. Die Länge der Zeilen ist verschieden in einer Strophe Heinrichs von Morungen, v. d. Hagen 1, 131<sup>b</sup>, die indess vielleicht gar nicht nach dem Gesetze der Dreitheiligkeit zu betrachten ist. Verschiedene Länge der einen Zeile des Stollens hat auch Friedrich von Hausen, v. d. Hagen 1, 212<sup>a</sup>. Otto vom Thurn 1, 343<sup>a</sup>. Das Reimgeschlecht ist verschieden bei Meister Alexander, v. d. Hagen 3, 30<sup>b</sup>, wo der erste Stollen weibliche, der zweite männliche hat; bei Kaiser Heinrich, v. d. Hagen 1, 3<sup>a</sup>, wo auch der Abgesang der einzelnen Strophen verschiedenes Reimgeschlecht hat; bei Gotfried von Neifen bloß im Abgesange, v. d. Hagen 1, 60<sup>b</sup>. Andere Beispiele s. Wackernagel, altfr. Lieder 216, Anmerk. Das verschiedene Reimgeschlecht in den Stollen bei Tanhäuser, v. d. Hagen 2, 94<sup>b</sup>, hebt sich auf, wenn man die Verse in Langzeilen zusammenfasst; s. oben S. 265. — Die Reimordnung bei sonst gleichem Bau der Stollen ist verschieden bei Pfeffel 2, 145<sup>a</sup>, wo die Ordnung folgende ist:

*erwachtet: lac: lant: erhaben: Vriderich,  
erlachtet: rîch: laben: hant: tac,*

also die Ordnung bis auf den ersten Reim umgekehrt. Wohl kaum hieher zu ziehen ist ein Lied Neidharts 2, 116<sup>b</sup>, das wie so viele dieses Dichters untheilbare Strophen enthält. Noch einige andere unsichere Beispiele führe ich an: die Spruchform Walthers, 31, 13, hat im ersten Stollen klingende, im zweiten stumpfe Reime, sie kann wie die meisten Spruchformen ebensogut untheilbar sein. Doch ist die ganz ähnliche 36, 11 zu vergleichen, in welcher diese Ungleichheit des Reimgeschlechtes aufgehoben ist. Unsicher ist auch ein anderes Beispiel, Wachsmuts von Mühlhausen, v. d. Hagen 1, 327<sup>b</sup>,

wo bei gleicher Länge der Verse und gleichem Geschlechte der Reime die Stollen doch nicht sich entsprechen; der erste Stollen hat

*zît: gît: lît,*

der zweite

*laz: vergaz: wît.*

An das Beispiel Pfeffels anknüpfend, müssen wir die Eigenthümlichkeit einiger Dichter erwähnen, die mitunter die Stollen in umgekehrter Ordnung der Reime zusammenstellen. So bei Heinrich von Veldeke, der zuerst diese Reimordnung gebraucht hat, v. d. Hagen 1, 39<sup>a</sup>:

*Der schoene sumer gêt uns an,  
des ist vil manic vogel blide,  
wan si vröuwent sich ze stride  
die schoenen zît vil wol enpfân:  
jârlînc ist reht daz der ar  
winke dem vil süezen winde,  
ich bin worden gewar  
niuwes loubes an der lînde.*

Ebenso Rudolf von Neuenburg, v. d. Hagen 1, 18<sup>a</sup>. 20<sup>a</sup>; Hildbolt von Schwangau 1, 281<sup>b</sup>, wenn nicht die Strophe dreitheilig zu fassen ist:

*versunden: verkéret: geléret: begunnen.  
stunden: geméret: verséret: wunden.*

Walther 44, 35; Neidhart 2, 122<sup>b</sup>; der von Obernburg 2, 226<sup>a</sup>.

Bei dreizeiligem Stollen ist die Umkehr der Reime verschiedener Art, entweder wie bei Veldeke, v. d. Hagen 1, 38<sup>b</sup>:

*schîn: gebluot: muot.  
bin: sin: tuot;*

oder wie bei Hildbolt von Schwangau 1, 280<sup>b</sup>:

*muot: guot: stât.  
hât: lât: tuot;*

oder endlich wie bei Reinmar dem Alten 1, 196<sup>b</sup>:

*sage: rât: trage.  
gât: klage: stât,*

und ebenso bei Rubin 1, 312<sup>a</sup>.

Bei drei verschiedenen Reimen ist die Form gewöhnlich

a b c    c b a

wie bei Neidhart 3, 187<sup>b</sup>:

*zît: bluot: brâht.  
geddht: muot: lît,*

wo bei verschiedener Länge der Verse nur die Reimordnung in den Stollen verschieden ist, während die Verslängen sich nicht an den entsprechenden Stellen ändern. Ebenso bei Neifen 51, 20. Doch bleibt bei drei Reimen

der eine auch an seiner Stelle und nur die beiden andern werden umgekehrt, bei Wernher, v. d. Hagen 2, 232<sup>a</sup>:

*sí: tuot: schamen.*

*behuot: bí: namen;*

oder beiden Stollen ist nur ein Reim gemeinsam, der in dem einen die umgekehrte Stellung des andern hat, wie v. d. Hagen 3, 418<sup>b</sup>:

*sí: bí: minne.*

*sinne: alsó: vró.*

Bei vier Reimen, alle umgekehrt, bei Neifen, v. d. Hagen 1, 53<sup>b</sup>:

*tage: rôt: sanc: walt.*

*kalt: lanc: nôt: klage.*

Endlich bei fünf Reimen, in folgender Umstellung, v. d. Hagen 3, 468<sup>a</sup>:

*vuoz: klé: gestalt: rích: an.*

*súche: valt: sné: muoz: wærlích, •*

wobei *an* und *wærlích* mit Pausen reimen. Diese ganze Art zu reimen ist von den Romanen entlehnt, bei denen die umgekehrte Stellung der Reime in den Stollen fast Regel ist; wenigstens gilt dies für die provenzalische Poesie, bei den nordfranzösischen Dichtern wird es sich ziemlich die Wage halten. Aus diesem Grunde möchte ich auch den deutschen Ursprung des Sonettes, den zuerst Wackernagel (altfranz. Lieder 245) nachzuweisen gesucht hat, nicht für so unbezweifelt halten, weil gerade in dieser Dichtungsform die Umkehr der Reime romanischen Einfluß verräth, zwar stimmen die Stollen

*a b b a      a b b a;*

allein der Bau jedes einzelnen Stollen ist romanisch. Gerade das Beispiel, das Wackernagel für seine Behauptung anführt, Hildbolds von Schwangan, v. d. Hagen 1, 281<sup>b</sup>, spricht gegen ihn. Denn dieser Dichter gerade ahmt in der Form vollständig romanische Weisen nach. Ich denke mir das Sonett durch Verdoppelung aus der siebenzeiligen Strophe hervorgegangen, die ja die eigentliche Grundlage der ausgebildeten Kunstlyrik ist, in der Form

*a b      b a      c c c,*

oder im Abgesange irgend welche andre Stellung der Reime, die ja in den Terzinen des Sonettes auch keine bindende Stellung und Ordnung haben. Diese siebenzeilige Strophenform ist bei den romanischen Dichtern sehr häufig. Folgende Strophenform Bernarts von Ventadorn, Mahn Werke der Troubadours 1, 44:

*Quan vei la flor, l'erba fresqu' e la fuelha  
et aug los chans dels auzels pel boscatge,  
ab l'autre joi qu'ieu ai en mon coratge,  
dobra mos bes em nais em creis em bruelha;  
que nom es vis qu'om posca ren valer,  
s'eras no vol amor e gaug aver,  
que tot quant es s'alegr'e s'esbaudeja,*

die durchaus nicht vereinzelt dasteht, gibt die natürlichste Erklärung der Sonettform. Nur insofern mag die deutsche Lyrik eingewirkt haben, als die strenge Dreitheiligkeit, die sich sogar auf die logische Entwicklung des Gedankens überträgt, im Sonett herrscht.<sup>1</sup>

Der Abgesang, im Verhältniss zu den Stollen betrachtet, ist länger als diese. Der Grund davon liegt in der mehrfach erwähnten Neigung des deutschen Strophenbaues, nach dem Ende zu die Strophe zu verlängern. Dies Princip ward auch auf die Dreitheiligkeit der Strophe übertragen. Daher ist es nur als Ausnahme zu betrachten, wenn der Abgesang kürzer als der Stollen ist, wie bei Heinrich von Morungen 1, 120<sup>a</sup>, wo der Stollen drei, der Abgesang nur zwei Zeilen hat, und in demselben Verhältniss (6: 4) 2, 257<sup>b</sup>; Heinrich von Veldekes Strophe, v. d. Hagen 1, 40<sup>a</sup>, ist vielleicht gar nicht theilbar. Der Stollen hat fünf, der Abgesang nur vier Zeilen, 1, 316<sup>b</sup>, der Stollen fünf, der Abgesang drei Zeilen 2, 121<sup>a</sup>, der Stollen drei, der Abgesang nur eine Zeile 2, 103<sup>a</sup>.

Auch daß die Strophe in drei gleiche Theile sich zerlegt, der Abgesang also den Stollen gleich ist, kommt nicht sehr häufig vor. So von der Hagen 2, 93<sup>a</sup> 2, 139<sup>b</sup>, wo jeder der drei Theile auf einen und denselben Reim (fünffach) ausgeht, wie 2, 147<sup>a</sup> auf dreifachen. 3, 26<sup>a</sup>. Häufig ist nur ein kleiner Unterschied vorhanden, wie bei Neifen 5, 25, wo bis auf die Reimordnung die drei Theile genau stimmen. Eine Zeile wird um eine oder mehrere Hebungen im Abgesange verlängert wie bei Neifen 39, 35 die erste, und 43, 6 die zweite des Abgesanges; die letzte v. d. Hagen 2, 225<sup>a</sup>. Bei Tanhäuser, v. d. Hagen 2, 92<sup>a</sup>, wird der Abgesang nur länger als die Stollen, wenn man den Refrain hinzuzieht.

In der Regel stehen Stollen und Abgesang im Bau sich nahe. Gänzliche Verschiedenheit, so daß keine Beziehung zwischen beiden stattfindet, ist nur selten, wie bei Otto mit dem Pfeile, v. d. Hagen 1, 11<sup>b</sup>, oder bei Konrad von Würzburg 2, 327<sup>a</sup>, wo die Abtheilung anders zu machen ist, als von der Hagen gethan. Der häufigste Fall der Verwandtschaft zwischen Stollen und Abgesang ist der, daß der Abgesang den Stollen in seinen Bau vollständig aufnimmt, und außerdem noch einen Zusatz hat. Dieser Zusatz steht gewöhnlich am Anfange des Abgesanges, seltener am Schluß. Der Zusatz am Anfange wird dem Schlusse des Stollens entlehnt; es wird also die Schlußzeile des Stollens der Anfangszeile des Abgesanges gleich gemacht. So bei König Konrad, v. d. Hagen 1, 4<sup>a</sup>:

*Sol ich nu klagen die heide dâst ein jâmer grôz  
gein mîner nôt in der ich stazt brinne.*

<sup>1</sup> Das einzige Beispiel provenzalischer Sonette, Lexique Rom. 1, 504, kann freilich nichts beweisen, da es von einem Italiener herrührt. Mir ist unbekannt, aus welcher Handschrift es entnommen ist; jedenfalls ist es jünger als die ältesten italienischen Sonette.

*Ich muoz verzagen, vor leide stén ich vröuden blöz,  
 ir munt só röt beroubet mich der sinne.  
 Wie solte ich iemer vröude alsó gewinnen?  
 der ich vor allen vrouwen her gedienet hân,  
 diu wil mich lân verderben nâch ir minnen.*

Ich habe absichtlich eine Strophe mit Inreim als Beispiel gewählt. Hier sind die beiden Schlußzeilen des Abgesanges ganz gleich dem Stollen, nur daß die erste Zeile des Stollens Inreim hat. Die erste Zeile des Abgesanges ist gleich der Schlußzeile des Stollens, aber wieder ohne Inreim. Andere Beispiele sind v. d. Hagen 1, 11<sup>a</sup>. 18<sup>b</sup>. 19<sup>b</sup>. 21<sup>a</sup>. 36<sup>b</sup>. 66<sup>b</sup>. 169<sup>b</sup>. 301<sup>a</sup>. 353<sup>a</sup>. 2, 22<sup>a</sup>. 68<sup>b</sup>. 70<sup>a</sup>. 72<sup>a</sup>. 72<sup>b</sup>. 74<sup>a</sup>. 75<sup>a</sup>. 97<sup>a</sup>. 123<sup>a</sup>. 276<sup>a</sup>.

Die erste Zeile des Abgesanges ist gleich der letzten des Stollens bis auf das Geschlecht der Reime, v. d. Hagen 1, 25<sup>a</sup>. 133<sup>a</sup>; oder es findet sonst ein unbedeutender Unterschied statt, wie 1, 14<sup>b</sup>, wo die erste Zeile des Abgesanges um eine Hebung länger ist, oder 2, 30<sup>a</sup>, wo sie um eine Hebung kürzer ist. Ein Ausnahmefall ist es auch, wenn die erste Zeile des Abgesanges, um die dieser länger als die Stollen ist, sich an die mittlere Zeile des Stollens anschließt, wie 2, 134<sup>a</sup>. Auch wird die letzte Zeile des Stollens mehr als einmal zu Beginn des Abgesanges wiederholt, wie bei Ulrich von Wintersteten 1, 170<sup>a</sup>. Der Abgesang wiederholt die beiden letzten Zeilen des Stollens zu Anfang außer dem ganzen Stollen, wie beim Grafen von Leiningen 1, 26<sup>a</sup>; Stollen:

*Swes muot ze vröuden si gestalt,  
 der schouwe an den grüenen walt,  
 vil winneclîch gekleidet.*

Abgesang:

*ûz hôhem muote mangen dôn  
 gar rilîch sîeze wise  
 hoert man von in, lûten klanc,  
 vor ûz der nahtegallen sanc  
 îf grüeneberndem rîse.*

Ebenso v. d. Hagen 1, 203. 342<sup>b</sup>. Neifen 23, 9. 24, 21. 30, 5. 38, 4. 42, 2. Bei Neidhart, v. d. Hagen 2, 124<sup>b</sup>, werden die beiden letzten Zeilen des Stollens am Anfang des Abgesanges zweimal wiederholt.

Fast ebenso häufig als die letzte Zeile wird auch die erste Zeile des Stollens im Beginn des Abgesanges wiederholt, am häufigsten, wenn acht- und siebensylbige trochäische Verse das Metrum bilden, und wiederum dann am häufigsten bei der siebenzeiligen Strophe. Der von Johansdorf, v. d. Hagen 1, 324<sup>a</sup>, Stollen:

*Der al der werlte vröude gît,  
 Der troeste mîn gemüete.*

Abgesang:

*Scheide, vrouwe, disen strit,  
der in mînem herzen lît,  
mit reines wîbes gûete.*

Ebenso v. d. Hagen 1, 12<sup>b</sup>. 17<sup>a</sup>. 67<sup>b</sup>. 152<sup>a</sup>. 335<sup>b</sup>. 2, 64<sup>a</sup>. 68<sup>a</sup>. 72<sup>a</sup>. 75<sup>a</sup>. 118<sup>a</sup>. 132<sup>b</sup>. Neifen 11, 34. 36, 4. 42, 1. Ulrich von Lichtenstein 518, 1. Auch mehr als einmal wird die erste Zeile des Stollens im Abgesange wiederholt, so noch zweimal bei Ulrich von Wintersteten, 1, 161<sup>b</sup>, noch dreimal, bei demselben 1, 170<sup>a</sup>. Wie die beiden letzten Zeilen des Stollens im Abgesang wiederholt werden, so auch die beiden ersten, bei Ulrich von Wintersteten 1, 171<sup>b</sup>; Stollen:

*komen ist der winter kalt,  
wâfend der leide!  
der uns twinget bluomen unde klê.*

Abgesang:

*Wê mir, wê!      wes vrôuwe ich mich,  
daz ich aber singe?  
hete ich sinne, sô swig ich,  
wan daz mich gedinge  
vrôuwet, son gesunge ich niemer mê.*

Hier zeigt die Vergleichung, daß die erste Zeile des Abgesanges Binnenreim hat. Ebenso bei Konrad von Würzburg, v. d. Hagen 2, 318<sup>b</sup>. Frauenlob wiederholt sogar im Abgesange außer dem ganzen Stollen nochmals die vier ersten Zeilen, Sprüche 447 (nach Ettmüllers Ausgabe, S. 244).

Der andere oben erwähnte Fall, daß der den Abgesang vom Stollen unterscheidende Zusatz am Schlusse des ersteren steht, ist, wie gesagt, selten. Er findet statt in einem Liede Reinmars des Alten, v. d. Hagen 1, 176<sup>b</sup>, wo der Stollen lautet:

*Ich alte ie von tage zu tage,  
und bin doch hiure nihtes wîser danne vert,*

und der Abgesang:

*Und gibe mir selbem boesen rât,  
ich weiz vil wol waz mir den schaden gemachet hât:  
daz ich si nie verhelen kunde, swaz mir war.  
doch hân ich ir geseit sô vil,  
daz sis niht mêre hoeren wil.  
nu swige ich unde nîge aldar.*

Hier stimmen also die beiden ersten Zeilen des Abgesangs genau zum Stollen, der Schluß ist verschieden. Derselbe Fall bei Reinmar 1, 194<sup>a</sup>. Auch kann man anführen Konrad von Würzburg, v. d. Hagen 2, 320<sup>b</sup>, wo der Abgesang zum größten Theil dem Stollen gleich ist, bis auf den Unterschied eines männlichen Reimes, der im Abgesang weiblich ist: am Schluß

des Abgesanges ist noch eine Zeile beigefügt, die der letzten des **Stollen** gleich ist. Dadurch daß der Anfang des Abgesanges gleich dem **Stollen** der Schluß verschieden ist, zerfällt die Strophe in vier Theile, von denen die drei ersten gleich sind. Auf diese Weise ist die italienische Stanze zu erklären, der ich eben deswegen deutschen Ursprung beimessen möchte: Friedrich von Hausen hat sie, v. d. Hagen I, 216\*:

*Ich lobe got der sîner güete,  
daz er mir ie verlêch die sinne,  
daz ich si nam in mîn gemüete,  
wans ist wol wert, daz man si minne.  
Noch bezzer ist daz man ir hûete,  
dann ieglicher si brächte inne  
des daz si ungerne hörte  
und mir die vröude gar zerstörte.*

Auch ein Lied Heinrichs von Morungen ist zu vergleichen, v. d. Hagen I 125<sup>b</sup>, wo aber die beiden letzten Zeilen kürzer sind als die übrigen.

Die Siciliana unterscheidet sich dadurch von der Stanza, daß die beiden letzten Zeilen gleichfalls mit den übrigen reimen. Sie zerfällt also entweder in zwei gleiche Theile oder in drei, so daß der Abgesang gleich beiden **Stollen** zusammen ist. Dieser Fall kommt in der deutschen Lyrik auch nicht selten vor und hier entsteht meist Zweifel, ob die Strophe zwei- oder dreitheilig zu fassen ist; z. B. eine Strophe des Markgrafen von Hohenburg v. d. Hagen I, 33\*:

*Wol mich daz ich ze vrouwen hân  
ein wîp sô schoene und ouch sô reine!  
kan mich daz anders niht verrân,  
iedoch vröuwe ich mich des eine,  
daz ir lîp ist wolgetân.  
ez wart nie wandel sô kleine,  
si ensis vor gote erlân.  
zuht und êre ist ir gemeine.*

Ebenso I, 130<sup>b</sup>. 130<sup>b</sup>. Gewöhnlich aber wird, wenn der Abgesang gleich viel Verse von gleicher Länge hat, wie beide **Stollen** zusammen, in der Reimstellung ein Unterschied gemacht; wie bei Jacob von Warte, v. d. Hagen I, 65\*:

*Man sol hoeren süezez singen,  
von dien ouwen überal  
Lobelîchen sang erklingen  
sunder von der nahtegal.  
Schouwet tîf den anger breit  
unde ouch an der liechten heide,*

*wie schöne si sich mit ir kleide  
gên dem meien hât bekleit.*

ebenso v. d. Hagen 2, 151<sup>a</sup>. Walther 51, 13. Ulrich von Lichtenstein 97. Dasselbe Mittel um eine Zweitheilung der Strophe zu verhindern, gebrauchen ebenso die süd- und nordfranzösischen Dichter.

Gewöhnlich erhält der in solchem Verhältniss zu den Stollen stehende Abgesang einen Zusatz, wie v. d. Hagen 1, 133<sup>b</sup>, beim Schenken von Limburg, wo der Zusatz in einer längern Zeile am Schlusse der Strophe besteht, oder wie beim Burggrafen von Luenz, v. d. Hagen 1, 211<sup>a</sup>, wo ein Reimpaar am Schlusse hinzugefügt wird. Durch diese Unterscheidung erhält der Abgesang ein ungewöhnliches Übergewicht über die Stollen. Noch größer ist es, wenn der Abgesang gleich dem dreifachen Stollen ist, wie bei Otto von Botenlauben 1, 29<sup>a</sup>, oder bei Ulrich von Wintersteten 1, 160<sup>a</sup>, wo die Verbindung der Zeilen folgendermaßen herzustellen ist:

*Winter leide grüne heide  
hât verderbet und den walt;  
Wan mac schouwen an den ouwen,  
dâ lit nû der rîfe kalt.  
Ich wird alt von selhen dingen;  
noch klag ich ein ander nôt,  
daz diu liebe mich wil twingen,  
der ich mich ze dienste ie bôt.  
ich wil singen zôren bringen,  
daz ich nâch ir jâmers won.*

Wo der Abgesang in so ungleichem Verhältnisse zu den Stollen steht, da wird er meist wieder einer weiteren Zerlegung fähig gemacht. Gewöhnlich zerfällt er in zwei gleiche Theile. Dies ist schon der Fall, wenn er aus zwei Reimpaaren besteht, wie in der achtzeiligen Strophe, von der oben gesprochen wurde. Aber ebenso bei längern Strophen, wo die Reime des Abgesanges nicht gepaart sind, wie bei Walther 11, 6, wo der Abgesang lautet:

*Ouch sult ir niht vergezzen,  
ir sprâchent: swer dich segen der si  
gesegnet, swer dir fluoche, der si verfluochet  
mit fluoche volmezzen.  
durch got bedenkent iuch dâ bî,  
ob ir der pfaffen ére iht geruochet.*

Bei Ulrich von Wintersteten, der den Refrain liebt, kommt der Refrain als dritter Theil des Abgesanges hinzu und dieser zerfällt, wie die ganze Strophe, wieder in drei Theile, wovon die beiden ersten, gewissermaßen Stollen, sich gleich sind; so v. d. Hagen 1, 161<sup>a</sup>. 162<sup>b</sup>. 163<sup>a</sup>. Aber auch ohne Refrain zerfällt der Abgesang nach dem Gesetze des Strophenbaues in

drei Theile, wie bei König Wenzel, v. d. Hagen 1, 8<sup>a</sup>, wo er aus vier Zeilen besteht, wovon die beiden ersten sich gleich, die beiden letzten ungleich sind; ferner v. d. Hagen 1, 309<sup>b</sup>:

*Als ich denne den erwürbe,  
der wære unstæte sam der klê,  
mit den bluomen er verdürbe,  
só müese ich sterben aber als ê.*

*nâch heile müeze ez mir ergân:  
in ger eins varnden lónes niht, mich vrûet noch baz ein  
lieber wân.*

Andere Beispiele v. d. Hagen 1, 311<sup>a</sup>. 336<sup>a</sup>. 338<sup>a</sup>. 338<sup>b</sup>. Walther 97, 6.

Wie durch diese Mittel theils eine Verwandtschaft des Abgesanges und der Stollen, theils eine Analogie des Baues im Abgesange mit dem der ganzen Strophe, die Dreitheiligkeit, erstrebt wird, so sucht die deutsche Lyrik auch durch das Durchführen derselben Reime durch Stollen und Abgesang die Verbindung und Verwandtschaft der drei Strophentheile äußerlich darzustellen. Am häufigsten wird der letzte Reim der Stollen auch im Abgesang wiederholt, wie v. d. Hagen 1, 11<sup>b</sup>. 12<sup>b</sup>. 25<sup>a</sup>. 63<sup>a</sup>. 67<sup>b</sup>. 68<sup>a</sup>. 108<sup>b</sup>. 152<sup>a</sup>. 2, 226<sup>a</sup>. 236<sup>a</sup>. Walther 101, 23. Bei Marner und Süßkind ist es fast durchgängig Regel, einen oder mehrere Reime zu wiederholen. Die beiden letzten Reime des Stollens werden im Abgesang wiederholt bei Teschler 2 131<sup>b</sup>, wie bei demselben Dichter 2, 132<sup>b</sup> die beiden ersten; der vorletzte Reim v. d. Hagen 3, 219<sup>b</sup>. Die beiden letzten Reime wiederholt auch Rumelant 3, 52<sup>b</sup>. Aber auch der ganze Stollen wird mit denselben Reimer genau am Schluß des Abgesanges wiederholt: bei zweizeiligem Stollen 2 165<sup>a</sup>, bei dreizeiligem 1, 64<sup>a</sup>, und so fort bis zu zehnzeiligem 3, 169<sup>a</sup>. Am meisten liebt dies Wiederholen der Reime Teschler, vgl. v. d. Hagen 2 126<sup>b</sup>. 128<sup>a</sup>. 128<sup>b</sup>. 129<sup>b</sup>. 131<sup>a</sup>.

Diese Art und Weise der Durchführens der Reime durch die ganze Strophe ist nicht mit einer andern zu verwechseln, die aus dem Romanischen entlehnt ist und auf die zuerst Wackernagel, altfranz. Lieder 116, aufmerksam gemacht hat. Die ebenbesprochene ist ihrem Wesen nach deutsch und findet sich daher auch am meisten bei den spätern Dichtern, den Spruchdichtern, gar nicht dagegen bei denjenigen, die erweislich romanische Weise nachgeahmt haben. Die andere nun zu besprechende besteht darin, daß in einer Strophe durch Stollen und Abgesang nur zwei Reime gebraucht werden in vielfacher Wiederholung und mannigfaltiger Abwechslung. Die deutsche Weise liebt im Ganzen im Abgesange neue Reime eintreten zu lassen, und auch in den oben erwähnten Beispielen stimmt ja nur der letzte Theil der Strophe mit den Reimen des Stollens, der Anfang des Abgesanges dagegen hat seine eigenen Reime. Romanischen Einfluß dagegen verräth die Anreimung des Aufgesanges, wovon Wackernagel (a. a. O. 223) Beispiele gegeben

hat. Folgende Dichter sind es — zum größten Theile hat sie schon Wackernagel aufgeführt — die es lieben, nach dem Vorgange der romanischen Poesie, in der die Durchreimung ebenso sehr Regel ist, wie in der deutschen Poesie Ausnahme, die Reime durch Stollen und Abgesang hindurchzuführen. Heinrich von Veldeke, v. d. Hagen 1, 35<sup>a</sup>. 35<sup>b</sup>. 36<sup>b</sup>. 37<sup>a</sup>. 38<sup>a</sup>. 38<sup>b</sup>. 38<sup>b</sup>. 39<sup>a</sup>. 39<sup>a</sup>. 40<sup>a</sup>. 40<sup>b</sup>. Rudolf von Neuenburg, v. d. Hagen 1, 18<sup>b</sup>. 19<sup>b</sup>. Walther von Klingen 1, 71<sup>a</sup>. 72<sup>b</sup>. 73<sup>a</sup>. 73<sup>b</sup>. Ulrich von Gutenberg 1, 118<sup>b</sup>. Heinrich von Morungen 1, 124<sup>b</sup>. 125<sup>a</sup>. 125<sup>b</sup>. 125<sup>b</sup>. 126<sup>a</sup>. 127<sup>a</sup>. 128<sup>b</sup>. 128<sup>b</sup>. 129<sup>a</sup>. 130<sup>b</sup>. Friedrich von Hausen 1, 213<sup>a</sup>. 214<sup>b</sup>. 215<sup>b</sup>. 215<sup>b</sup>. Hilbold von Schwangau 1, 280<sup>a</sup>. 281<sup>b</sup>. 281<sup>b</sup>. 283<sup>a</sup>. 283<sup>b</sup>. 284<sup>b</sup>. Bernege von Horheim 1, 320<sup>a</sup>. 320<sup>b</sup>. 321<sup>a</sup>. Bliigger von Steinach 1, 326<sup>a</sup>. von Munegiar 2, 62<sup>a</sup>, wo die Zeilen des Stollens durch Binnenreim zu verbinden sind. von Raute 2, 63<sup>a</sup>. Neifen 36, 4. 42, 21. 46, 3; der tugendhafte Schreiber, v. d. Hagen 2, 151<sup>a</sup>. Waltram von Gresten 2, 160<sup>a</sup>. Ulrich von Lichtenstein 563, 1. Es wäre nicht schwer, die meisten der hier aufgeführten Strophenformen durch ganz gleiche Beispiele aus der romanischen Poesie zu belegen; allein es bedarf dessen nicht, um die Entlehnung dieses Gebrauches von den Franzosen nachzuweisen. Auch wenn im Abgesang ein dritter Reim hinzutritt, die beiden der Stollen aber zugleich im Abgesang vorkommen, ist Entlehnung aus dem Romanischen anzunehmen, wie in folgender Strophe Veldekes, v. d. Hagen 1, 39<sup>b</sup>:

*Diu minne betwanc Salomone,  
der was der aller wise man,  
der ie getruoc küneges krone:  
wie mohte ich mich erwerben dan,  
sin betwunge ouch mich gewaltecliche?  
stt si solhen man verwan,  
der sô wise was und ouch sô rîche:  
den solte ich hân von ir ze lône.*

Ähnlich v. d. Hagen 1, 38<sup>a</sup>. 215<sup>a</sup>. 216<sup>a</sup>, wo der dritte Reim nur im Refrain steht. 216<sup>a</sup>. 216<sup>b</sup>. 283<sup>a</sup>. 2, 31<sup>a</sup>. Ja es braucht nur einer der Stollenreime im Abgesange vorzukommen, wie bei Rudolf von Neuenburg, v. d. Hagen 1, 18<sup>a</sup>. 19<sup>a</sup>. 20<sup>b</sup>. Heinrich von Veldeke 1, 38<sup>b</sup>. Heinrich von Morungen 1, 122<sup>a</sup>. Reinmar der Alte 1, 196<sup>a</sup>. Friedrich von Hausen 1, Hilbold von Schwangau 1, 281<sup>b</sup>.

In vielen dieser letzterwähnten Strophenformen ist auch das regelmäßige Verhältniss von Stollen und Abgesang gestört; manche sind ganz untheilbar, denn das Princip der Dreitheiligkeit ist in der romanischen Poesie nicht so durchgreifend wie in der deutschen. Zumal ist die unmittelbare Anlehnung des Abgesanges an den Stollen verhältnissmäßig seltener. In der deutschen Poesie hat es sich fast zur durchgängigen Regel gebildet, daß der Abgesang im Bau eine Ähnlichkeit mit dem Stollen haben muß. Das

Erkennen dieser Regel ist von besonderer Wichtigkeit, um zu unterscheiden, ob in einer Strophe Binnenreim vorhanden sei oder nicht. Die Schwierigkeit dieser Unterscheidung, wo Reime ans Ende oder in die Mitte des Verses gehören, hat Lachmann richtig erkannt, wenn er (zu Walther 98, 40) sagt: 'wer an Herausgeber mittelhochdeutscher Lieder die Forderung stellt, innere Reime überall von den Endreimen zu unterscheiden, der sollte sie uns erst mit Sicherheit erkennen lehren'. W. Grimm in seiner Geschichte des Reims (S. 58) behandelt den Binnenreim ziemlich kurz und geht auf die Grundsätze der Unterscheidung vom Endreime nicht weiter ein. V. d. Hagen in seiner großen Ausgabe der Minnesinger hat den Binnenreim in unzähligen Fällen zum Endreim gemacht und umgekehrt, wiewohl seltener, Endreime zu Binnenreimen. Wir haben im Laufe der Abhandlung mehrfach Gelegenheit gehabt Beispiele anzuführen und werden ein andermal ausführlicher darüber handeln. In den beiden Stellen aus Walther, in denen Lachmann in der erwähnten Anmerkung den Binnenreim restituiert, wäre die Erkenntnis desselben ebensogut aus dem Bau der Strophe als aus dem Reimgebrauche Walthers zu folgern gewesen. Denn in der einen (93, 19) stimmt der Stollen:

*Waz hât diu welt ze gebenne      liebers danne ein wip,  
daz ein sende herze baz gefröwen müge,*

zu dem Schlusse des Abgesanges, bis auf den Unterschied des Reimgeschlechts in der ersten Zeile:

*dâ ist ganzer tröst mit fröiden underleinet:  
disen dingen hât diu welt niht dinges obe.*

In der andern ist die Gleichheit der zweiten Zeile des Stollens, die keinen Binnenreim hat, für die Zusammenfassung beider Verse beweisend.

NÜRNBERG.

---

## JOHANN LAUREMBERG.

---

Dieser ausgezeichnete dichter des siebzehnten jahrhunderts ist nicht genau in der geschichte unserer literatur aufgestellt und die beste schrift über ihn von Classen Lübeck 1842 läßt doch in vielem unbefriedigt. Man weisz noch gar nicht, dasz es von ihm auch hochdeutsche gedichte gibt, obgleich sie hinter seinen niederdeutschen sehr zurückstehen. wie hätte ein gelehrter mann jener zeit, der es in deutscher dichtung versuchen wollte, anders als zuerst in dem höher gebildeten dialect auftreten können? den natürlichen vorthail heimischer mundart sah hernach niemand besser ein als Lauremberg, und wahrscheinlich hat sein offen darüber gethanes bekenntnis eben beigetragen seine früheren hochdeutschen versuche in vergessenheit zu bringen.

Die 'veer olde berömede scherzgedichte' sind zumeist durch einen Casse-ler nachdruck verbreitet worden, sollen aber anfangs zu Copenhagen 1648 erschienen sein, welche von Alb. Bartholin de scriptis Danorum, Hafn. 1699 p. 75 ausdrücklich angeführte ausgabe bisher doch nirgends gesehen oder näher beschrieben ist.

Den ungeschickten titel kann der verfasser selbst nicht gewählt haben, wie sollte Lauremberg seine eignen gedichte berühmte und wie alte nennen? da sie ihrem ganzen inhalt nach neugemacht waren und klagen über den untergang der guten alten zeit aussprachen.

Die epitheta sind auch erst auf späteren ausgaben, wo man Rachels satyrische gedichte mit den scherzgedichten zusammen druckte, hinzugekommen. auf der Berliner bibliothek findet sich die ausgabe von 1652, deren titelblatt nur 'veer scherzgedichte' hat, 94 seiten, aber nicht den ort des drucks enthält. Zu Hamburg soll 1654 eine hochdeutsche übersetzung herausgekommen sein, die ich nie sah.

Jene hochdeutschen gedichte, nebst älteren niederdeutschen, die nur zugegabe oder anhang zu späteren ausgaben der scherzgedichte bilden, denn die von 1652 hat noch nichts davon, liegen vor mir unter folgendem titel: poetische lustgedanken über den sauersüszten ehestand un dat honnigsöte frien, nebst angehenktem weiber A. B. C. gedrückt und verlegt in diesem itzigen jahr. Sechs bogen in duodez, alles unpaginirt, ohne angabe des orts, jahrs und verfassers. Wer mit den Rostocker, Lübecker, Hamburger drucken aus der zweiten hälfte des 17. jh. bekannt ist, wird vielleicht im stande sein nach gestalt der buchstaben<sup>1</sup> zu ermitteln, wann ungefähr und aus welcher druckerei das büchlein hervorgieng; meinem exemplar steht unten die jahrzahl MDCCI beigeschrieben, was ein besitzer hinzugefügt haben mag. wäre 1701 das wirkliche jahr des drucks, so müssen einer oder mehrere bereits vorausgegangen sein.

Voran steht eine, ich zweifle nicht aus Laurembergs feder geflossene vorrede, worin es heiszt: dieweil aber dieses vielen für augen kommen wird, und ein oder der ander davon wunderliche gedanken schöpfen möchte, als habe ich allem verdacht vorzubeugen, vor notig erachtet, hievon mit wenigem bericht zu ertheilen, wie nemlich mit nichten die meinung sei den hl. ehestand zu verkleinen u. s. w. Am schlusz: fröliche gemüter werden hierinnen auch ihre ergetzlichkeiten finden, zumalen viel lustige sachen mit unterlaufen. zweifle nicht ein jeder werde solches hoflich empfinden und des verfertigers mühe rühmen.

Aus diesen worten ergibt sich, dasz nicht ein compiler, der diese gedichte zusammen trug, sondern ihr eigner verfasser redet; ein bloßer sammler hätte gerade allen anlasz gehabt Laurembergs namen anzuführen.

<sup>1</sup> Eigenthümlich geformt erscheint das grosse U.

Das erste gedicht heiszt nun ehesorge und beginnt:

der ehstand, hör ich, soll als fischerreusen sein,  
das drin ist wil heraus, was drauszen wil hinein.

46 zeilen, worauf folgt ehfreuden in 44 zeilen:

hör, kehr das blättlein umb und geh ein ander strasz,  
jetz schenk ich andern wein aus einem andern fasz.

dann kommt niederdeutsch Tewsens klage, entschieden laurembergisch  
und neben den scherzgedichten s. 90 ff. der Cass. ausg. enthalten:

gott beter düsse werlt, de wert jo länger jo schlimmer,  
jo older dat se wart, je boser ward se jümmer.

schluss: sta fedder! tis genoch, dat men sich nit verschnackt,  
so ha ik süs wol west, ik ha wol wat mer mackt.

die letzte zeile lautet richtiger im Cass. druck s. 95:

ja had ik süs war west, ik had wol wat mer mackt,

wiewol sich die apocope von had in ha ertragen lässt.

Nun folgen hochdeutsch:

einer hatte nicht lust zu freien, sang derowegen also:

ich gedenke hin, ich gedenke her u. s. w.

ob es best sei jung oder alt gefreit:

wenn mich einer wolte fragen u. s. w.

eine andere ehfreude:

freud wenn Phöbus ficht den kranz u. s. w.

mit gar angenehmen stellen.

ehesorge: sorge eh man kriegt die braut.

das beste recept eines mannes:

menschen pflegen oft zu bauen

• auf der edlen medicin.

Dann niederdeutsch: entföldige beschriving, wo it mit dem honnichsöten  
frien vor un bi der köss to geit:

help gott, wo geit it to, wat is dar all to kaken u. s. w.

in der Cass. ausg. s. 96 ff.

Weiter hochdeutsche gedichte:

ob der ehestand sei ein wehestand.

ungelegenheit der ehe, lauter prosasprüche, unter andern: **ist sie verständig**  
und demütig, so hat sie gewis im hemde gefreiet, d. h. dem mann nichts zu-  
gebracht als ihr hemd, ist ganz arm gewesen, wie noch heute von einer braut  
unter dem volk gesagt wird, sie hat nichts als das hemd, **was alles an**  
Nib. 1066, 3 gemahnt, wo ich die lesart D vorziehe:

bi im wære Kriemhilt hemdeblöz bestân,

da zum groszen hort das hemd natürlichen gegensatz bildet, nicht die blooze  
hand, die bei reichen wie bei armen vorkommt. entscheidend ist, dass auch  
Gudr. 1654 auf die frage: wâ næme si gewant? folgt:

dô sprach der künic von Mören, daz er ir wan in eim hemede bæte.  
 Jungfernlob, 20 stropfen, deren letzte anhebt:  
 wie manch lied hab ich geblasen  
 vor der zeit zu ihrer ehr,  
 welches freilich auf gesang in ständchen, aber auch auf gedichtete lieder  
 gehen könnte.

Jetzt aber wird eingeschaltet: wie man eine jungfer küssen sol  
 nirgend hin als auf den mund u. s. w.

was ein bekanntes, hübsches gedicht Flemings ist (oden 5, 37), wie kam  
 Lauremberg dazu es hier mitzutheilen, ohne dessen verfasser zu nennen?  
 Flemings gedichte waren 1642 im druck ausgegangen, viele davon aber  
 vorher schon in den dreisziger jahren abschriftlich von Liefland und Estland  
 her nach Norddeutschland geschickt; den ausgaben ist hinten ein ansehn-  
 liches verzeichnis der dem dichter abhanden gekommenen, in den händen seiner  
 freunde verwahrten stücke angehängt. das von den küssen kann nun dem  
 Lauremberg, ohne daz man von seiner bekanntschaft mit Fleming das ge-  
 ringste weisz, zugekommen und von ihm abgeschrieben worden sein, es  
 hatte ihm so gefallen, daz ers in sein büchlein rückte und wie er seinen  
 eignen namen verschwieg auch den des dichters, falls er ihm wirklich be-  
 kannt war, nicht nannte. auf eine vielleicht durch manche hand gelaufne ab-  
 schrift scheint auch das verhältnis des hier mitgetheilten mangelhaften textes  
 zu dem alten flemingschen zu weisen. in der vierten zeile liest man hier

nicht zu nährisch, zu gedrunge

statt nicht mit gar zu fauler zungen.

nach zeile 12 fehlen die beiden schönen:

halb gebissen, halb gehaucht,

halb die lippen eingetaucht,

die Lauremberg unmöglich unterdrückt hätte, wenn sie in seiner abschrift  
 gestanden hätten. Da sie aber seit 1642 in der ihm sicher zu gebot stehen-  
 den ausgabe zu lesen waren, folgere ich, daz Laurembergs büchlein vor  
 dieser zeit zu stande gekommen sein müsse und den scherzgedichten von  
 1648 mindestens um sieben jahre, wahrscheinlich schon um fünfzehn voraus-  
 gieng. man möchte genau wissen, wann Fleming das gedicht abgefasst hat,  
 ich werde hernach darauf zurückkommen.

Nächst diesem findet sich ein witwenlob in 22 stropfen, und der be-  
 scherzte bockesbeutel, 'das ist ein beutel, da man vor alters die bücher ein-  
 gestakt, wenn man zur kirche gangen', was im deutschen wörterbuch 2,  
 206 nachzuholen ist. auch in dem niederdeutschen gedicht 'de verdorvene  
 werlt un ere nie maneeren' (Cass. ausg. s. 100) singt Lauremberg

dat golden kleenod disser stad, de bocks buel is to nicht,

da is nu hier keen minsch nich mer, de sik na stülken richt,

womit nicht sowol der beutel fürs gesangbuch als ein altbürgerlicher

brauch gemeint wird, unter der stadt aber Hamburg, denn die schluszeile lautet:

Hamborg, nu du de suek aflegst, werd di de sueke rören?

'heuk un suek' bezeichnet eine altfränkische frauentracht, deren ablegen von den Hamburgerinnen mit schwerer krankheit vergolten werden könne. heuk ist hoike mantel und suek das französische souquenie, mhd. suckenie, sukni Parz. 145, 1, eine urk. bei Günther 2, 106 vom j. 1211 hat sugania, Kosegartens wb. wird dafür viele niederdeutsche belege anzuführen haben. in diesem sonst hochdeutschen gedicht vom bocksbeutel, eigentlich einem hochzeitgedicht auf bestimmte gelegenheit, ist eine ganze seite plattdeutsch eingeschaltet:

schnacken van dem kindeltrecken,  
 schnacken van de bradespecken u. s. w.  
 schnack van hicken, schnack van hacken,  
 van dem schnacken kumt wan schnacken,

was gar nicht an Laurembergs autorschaft zweifeln lässt.

Es folgt gespräch zwischen einer jünger und frauen wegen des ehstandes. 12 strophen.

klaglieid der klosterjungfrauen über ihre entführte äbtin.  
 jungfermarkt, nach einem holländischen gedicht von Cats.  
 ein kribbelkrabbellied im ton: Daphnis gieng vor wenig tagen.

10 strophen.

Leander und Rosemund, wiederum nach Cats.

darauf: dieser thut so viel ihm immer mensch und müglich ist, nochdennoch kan er in der weiten welt kein weib bekommen. anfang:

ich habe zu genieszen  
 der lieb auf freiers füszen

gar keinen stern und glück. 23 strophen.

diese kann keinen mann bekommen. 35 strophen.

niederdeutsch: Tewsen wachset sein bart, musz derowegen ein weib haben, beginnend

moder wat dünkt ju, scholde ik wol frien?

dies launige, an viel ältere ratschläge zwischen mutter und sohn, mutter und tochter erinnernde lied steht auch hinter den scherzgedichten s. 132 mit der plattdeutschen überschrift: Tewesken wasset de bart, drüm muet he eene fruwe hebben.

Den schlus des ganzen büchleins macht der weiber A. B. C. 24 strophen nach den buchstaben des alphabets, wenig bedeutend.

Hiermit ist der inhalt vollständig dargelegt und eine allgemeine betrachtung kann platz greifen.

Johannes Lauremberg war 1591 (nicht 1597) zu Rostock geboren, auf dem titel der scherzgedichte nennt er sich versteckt Hans Willmsen L. Rost.,

d. i. Johannes Wilhelmi filius, licentiatu8 ro8tochiensis. sein vater Wilhelm, der 1547 geboren, 1612 als professor zu Rostock starb, stammte aus Solingen in Westfalen, wie der bekannte Rostocker Nic. Baumann gleichfalls westfälischer herkunft war. seine mutter war gebürtig aus Utrecht und darum begreift sich, wie ihre söhne früh nach Holland geschickt wurden.

Peter, der ältere bruder (nicht der jüngere, wie Classen angibt) war schon 1616 zu Hamburg und hernach auch zu Rostock angestellt, er hat die vielgelesene, oft aufgelegte und vermehrte *acerra philologica* geschrieben, sie erschien zuerst 1637 und ist hochdeutsch, in niederdeutscher fassung würde sie uns jetzt weit mehr behagen, das damalige publicum stellte aber an eine schrift, die sich verbreiten wollte, andere forderungen. Peter war 1585 geboren und starb bereits 1639 als professor der medicin und philologie.

Johannes, der mathematiker, aber auch philologisch gebildet, wurde 1619 professor zu Rostock, doch schon 1624 nach Soröe in Dänemark gerufen, wo er bis 1659 lebte. seine fachwerke schrieb er zwar lateinisch, von der neueren sprache waren ihm zunächst die niederdeutsche und hochdeutsche geläufig, auszerdem die niederländische und dänische, in den scherzgedichten werden verschiedentlich auch dänische zeilen eingestreut. seine gesinnung blieb stets seiner heimat zugewandt, mit der er ohne zweifel den lebendigsten verkehr unterhielt.

Dasz er sich wahrscheinlich schon in seinen jüngerlingsjahren hochdeutscher poesie befiz, darf man beinahe voraussetzen. im ersten scherzgedicht heiszt es seite 9:

een schriverken bin ik allreed, gelövt mi even,  
ik heb in vertich jar vel bagen vul geschreven,

und seite 15 ist mit derselben jahrzahl seines aufenthalts in der fremde, vermuthlich in Holland gedacht:

wat ik vör vertich jar heb sehn in frembden landen.

im vierten scherzgedicht seite 74:

an der sülven süke bin ik gelegen krank.  
de versche de ik wol er hebbe geschreven,  
sind mi to keenem groten profit gebleven,  
gar weinig ere heb ik darmit ingelegt,  
dewil se sind geschreven so slecht un recht.  
hed ik gedonnert un se so hoch erhaven  
so hedde ik wol gekregen grote gaven . .  
ik konde wol so hoch draven, wen ik wolde,  
dat it nemand als ik alleen begripen scholde,  
wenn ik als de grote poet schripen würde,  
die frau hat abgelegt ihres leibes reife bürde  
versieglend ihr ehbett mit einem theuren pfand.

wol würde ergründen disses radels verstand?  
 he meent darmit, de fruw de heft en kind gekregen.  
 ich kann nicht sagen, ob einem und welchem dichter diese eben nicht beson-  
 ders schwülstige stelle entnommen ist, tauglicher war die s. 75 verspottete:  
 de sülve poet, dar he künstlik verklaret  
 wo sin fründ up den meer in enem schepe faret,  
 sine hochfliegende flügel mit dissen wörden ut breidet:  
 auf einem hölzern pferd das nasse blau durchschneidet  
 spaltend Neptuni rüch mit einem waldgewächs.

Die scherzgedichte mag Lauremberg etwa zwischen 1640 und 1648 geschrie-  
 ben haben, als er schon in den funfzigen stand, vierzig jahre rückwärts leiten  
 auf die zeit seiner holländischen reise. in die zwanzige und dreiszigte des  
 jahrhunderts mögen denn seine hochdeutschen gedichte fallen,<sup>1</sup> daneben auch  
 manche niederdeutsche traulichere entsprungen sein. Kann uns Lappenberg  
 in seiner bevorstehenden ausgabe Flemings das jahr ermitteln, in welchem  
 die ode von den küssen, ich denke mir zu Reval 1635 oder 1639, entsprang, so  
 hätten wir einen punct, hinter welchen Laurembergs bekanntmachung der hoch-  
 deutschen gedichte nicht zurückgeschoben werden darf. allem anschein nach  
 wurde das büchlein zuerst in den dreiszigten und jedenfalls vor 1642 gedruckt.  
 gesetzt die Copenhagener ausgabe der scherzgedichte von 1648 beruhte auf  
 einem irthum, und die von 1652 wäre die erste, so würden einige der voraus-  
 gehenden annahmen und die daraus gezogenen schlüsse sich noch leichter  
 machen. Flemings lateinisches gedicht Rubella seu suawiorum liber. Lips.  
 1631 war jener deutschen ode vorausgegangen.

Lauremberg, so früh aus Deutschland verpflanzt und seine besten jahre  
 unter Dänen verbringend, musste dem damals durch einen grausamen krieg  
 zerrütteten vaterland allmählich entfremdet werden, und wenn auch sein hei-  
 matsgefühl und die liebe zur muttersprache unvertilgt blieb, so erklärt sich  
 doch, wie in allen seinen gedichten nie die leiseste klage über den jammer  
 Deutschlands ausbricht und warum er wenig oder keine freude empfinden  
 konnte über die mitten im kriege durch Weckherlin, Opitz und Fleming er-  
 weckte dichtkunst. langweilige übertragungen, wie wir sahen, aus dem hol-  
 ländischen hatten auch ihn beschäftigt, diese verdeutschungen untergeordne-  
 ter gedichte aus dem italienischen, französischen und niederländischen legten  
 der deutschen poesie steife fessel an. Laurembergs derbe niederdeutsche  
 natur bewahrte ihn davor, seine hochdeutschen lieder sind schlicht und ge-  
 fällig, nirgends eben hervorragend, doch nicht ohne glückliche gedanken und

<sup>1</sup> im gedicht von dem bocksbeutel heiszt es D 2\*:

hola! es ist genug. wer hat mir macht gegeben  
 der weiber vogt zu sein? es ist mein junges leben  
 mir noch zu lieb dazu, als dasz ich es so ganz  
 in zweifel setzen solt und schlagen in die schanz.

ausdrücke, ihre form wird nachlässig gehandhabt. alles aber, was er niederdeutsch gedichtet hat, ist in hohem grad einfach, ungezwungen und natürlich, so dasz es den wolthätigsten eindruck gegenüber den halben oder falschen tönen macht, die damals von hochdeutschen dichtern angeschlagen wurden. Lauremberg musz immer fühlbarer diesen vorzug des niederdeutschen vor dem hochdeutschen erkaunt und eben das ihn bewogen haben, seine eignen hochdeutschen versuche selbst fahren zu lassen. das gedicht von der bunge und gelen gigel ist ein kleines meisterstück und überrascht durch die gefügsten, zierlichsten worte, überhaupt scheinen mir die im anhang der vier scherzgedichte enthaltenen gedichte die eigentliche kraft seiner muse, alle sind früher verfasst und mehrere derselben, wie gezeigt wurde, schon unter den hochdeutschen mitgetheilt worden. spuren des dänischen aufenthalts erscheinen auch in ihnen, z. b. in der letzten zeile des honnichsöten friens B 12<sup>b</sup> des büchleins oder s. 100 der scherzgedichte:

wo doch en fattich blod, de nichts hed, ward gekrenket.

Wer die häufigen anspielungen auf französische ausdrücke und gebräuche in den scherzgedichten erwägen wollte, könnte daraus einzelne aufschlüsse über die zeit der abfassung gewinnen. Der name Tewesen oder Tewesken für einen albernen bauer gemahnt an das um dieselbe zeit in westfälischer mundart niedergeschriebene Tevesken kinderbehr, das in Holland zusammen mit Slennerhinke und Lukevent als ergetzliches volksbüchlein öfter gedruckt ward. Tewes ist wie unser Theis kürzung von Matthaëus, das Bremer wb. 5, 58 setzt teevsk geradezu für alber. Nach Kochs compendium 1, 269 erschien ohne ort, vielleicht zu Rostock, im jahr 1644 gedruckt: Teweschen hochtit, dat is ardige vif uptöge, darin der enfoligen bueren wunnerlike see un selsene ree to sehn, kortwilig to lesen, lustig to hören un leffiken to ageren. auf der Göttinger bibliothek findet sich unter gleichem titel ein späterer druck von 1661. see und ree für sede rede entspricht dem oben angezognen ha für had. genauere einsicht dieser beiden drucke würde zeigen, ob man sie vielleicht jenem des büchleins vereinbaren und die abfassung des lustspiels unserm Lauremberg beilegen könne. In Wachlers vorlesungen 2, 61 stehen aber von ihm 'zwo komödien. Kopenhagen 1635. 4. in prosa mit arien und plattdeutschen bauerngesprächen' angegeben, die Bartholin verschweigt. diese lustspiele nach den drucken von 1635 und 1644 oder 1661 verdienen aus mehr als einem grunde neue herausgabe.

Lauremberg zeigt uns, wie wenig damals die literatur aus dem norden in das übrige Deutschland vordrang. niemand kennt ihn, und seine scherzgedichte hätten doch den blick in manchem betracht erweitern können, sie stehen an practischem geschick über den meisten andern erzeugnissen jener zeit; erst Morhof nennt und rühmt ihn. selbst Schuppius, der ihm näher zu Hamburg wohnte und eines ihm verwandten geistes war, zieht im regenten-

spiegel (werke Frankf. 1684 s. 32) seine 'arithmetik und grosze historische wissenschaft' hervor, ohne jemals bei hundert gelegenheiten einen vers von ihm anzuführen. um so mehr anlasz hätte er dazu gehabt, als Laurebergs bruder ihn, es wird im jahr 1629 gewesen sein, promoviert hatte, wie er sehr lebendig im freund in der noth s. 268 erzählt: zum andern bin ich extraordinari hoffärtig gewesen, da ich zu Rostock magister wurde und primum locum hatte; wann ich damals einen hoffärtigen kerl auf den straszen sah, da dachte ich, du magst dir einbilden was du wilt, so bist du dennoch kein magister. o wie spitzte ich die ohren, wann nach der promotion, bei dem angestellten convivio, mein promotor und groszer freund, der edle Petrus Laureberg, ein glas mit wein nahm und sagte, salus herr magister! da dachte ich alsbald, das gilt mir, der mann bin ich. zwei ganzer tag übte ich mich, bis ich ein schönes M. mahlen konnte.

JACOB GRIMM.

---

### DIE THIERFABEL IN DER PREDIGT.

---

Diabolus (dia<sup>9</sup>) quidam Rainhardus duxit feneratorum Isengrimum ad locum multarum carnum qui, cum tenuis per foramen astum intraverat, inflatus exire non potuit. Vigiles vero per clamorem Rainhardi Isengrimum usque ad evacuationem fustigaverunt et pellem retinuerunt. Sic demones usurarium, cum per congregationem rerum fuerit inflatus, a pelle carnali exutum, animam in infernum fustigabunt, et<sup>1</sup> ossa cum pelle et carne usque ad futurum iudicium terre commendent.

Aus dem Münchner Codex lat. 2631 (Aldersbacensis 101), Perg. Ha. des 13. oder 14. Jahrh., enthält lateinische Predigten. Bl. 124<sup>b</sup> wird vorstehendes Beispiel angeführt.

CONRAD HOFMANN.

---

<sup>1</sup> ut? oder commendabunt?

HERBORT VON FRITSLAR UND BENOIT DE  
SAINTE-MORE.

VON

G. KARL FROMMANN.

(Schluß.)

166. Herb. V. 10817—30 und Anmerk.

Molt firent chier le pauement		Car il ocist protesilaux	
Car toz estoit de fin argent		Qi molt par fu proz et uassaux	
Et si ot dor plus de set listes		Et si ocist roi patroclus	25
Et si auroit letres escrites		Roi merion. roi oedius.	
Et dient ce qi les lisoit	5	Roi boetes. roi prothenor.	
Qector entraus le iens gisoit		Roi xantipus. roi alpinor	
Hector qi tant fu proz de soi		Et si ocist archilöpus.	
Qe achilles ocist au tornoi		Orcominis. et dormius.	30
Mes tant uos en met bien de fors (100 <sup>4</sup> )		Polixenart. roi isidus.	
Nel conquist mie cors a cors	10	Polibethes. et malphatus	
Ne nasqi onques cheualier		Filipon et merioles	
Des le desrain iusqal premier		Et sil uesqist dousanz omes	35
Ver cui neust deffencion		Destruit fuissent si enemi	
Nel trouons pas ne ne lison		Mes auenture ne soufri	
Qe ses pareil nasqist ainc de mere	15	Ne enuie ne destinee	
Si fors si proz si combatere		Trop ot as suens curde duree	
Puis qe li mondes comença		Des riches dus ne des demaines	40
Ne ia mes ne des la ença		Des amiraus des cheuetaines	
Nasqi nuls de sa ualor		Dont il ocist plus de cinc cens	
Ne ia mes ne fera nul ior	20	Ne fait ici remembrements.	
Des uaillanz fu li sourainz			
Molt ocist rois de ses mainz			

167. Herb. V. 10848 und Anmerk.

Molt se complaint palamedes.

Herb. 10874 ff. Anmerk. Ähnlich wie bei Guido ist Agamemnons Rede bei Benoit, der auch erzählt, daß am folgenden Tage aufs neue eine Versammlung gehalten wurde, in welcher Agamemnon den Oberbefehl niederlegte und die Wahl auf Palamedes lenkte.

168. Herb. V. 11095 Anmerk. Auch mit Benoit stimmt der Gang der Erzählung bei Herbort überein. Sie beginnt:

Ensi auint acele foiz	Cun pains iualoit un besant
Enlost des grez furent trois mois	La chars dun boes dous mars o trois. 5
Une chierte i ot si grant	

Vgl. Anmerk. zu V. 11099 über bisant.

169. Herb. Anmerk. zu V. 11102 ff.

Ne sai se fu male uoillance	(105 <sup>a</sup> )	Cagamenon i atramis
Mais ice sai bien sanz dotance		Cil qi nestoit pas ses amis etc.

170. Herb. V. 11112 ff. und Anmerk.

Orent a thesidas tramis		De um de ble. doile dolue
Por uitaille de lor amis		En messe alerent nen sai plus
Il estoient acarentes		Car mande erent qe thesens
O il entrouerent ades		Enuoiaist enlost le forment
Per demophon sen reparierent	5	Del regne tot calui apent
Iluec uos di qil sen chargierent		Et si fist il senz contredit
Car la contree ert plantiue		

171. Herb. V. 11143: *einen begän*; zu Ben.-Müller I, 470<sup>a</sup>c.

Molt fu festiez li a neaux	(105 <sup>a</sup> )	Qien cel ior ne festiaist,
Molt i chanta li clergie		. . . . .
Molt fu icil ior sensauciez		Trestuit lenclinent et aorent
Molt par i despendi li rois		Et deuant lui de pitie plorent, etc.
Niot cheualier ni boriois	5	

172. Herb. V. 11209 ff. und Anmerk.

Narcisus sui ce sai et uoi	(106 <sup>a</sup> )	Qil en morut sor la fontaine, etc.
Qi tant ama lonbre de soi		

173. Herb. V. 11225—49. Diese stelle weicht von Benoît (Bl. 10 gänzlich ab; dagegen findet sich bei diesem später (nach Herb. 1141 während Achills Bote zum zweiten Male zu Hecuba geht und Beschluß erfährt, eine ganz ähnliche Liebesklage. Dort heißt es z.

Qi est qi contramor soit sages		Cil qi de senz fu souverains
Ce ne fu pas fortins sunsons	(109 <sup>b</sup> )	Et sor toz autres homes humains
Dauid li rois et salemons		Qen puis ge mais se ge foloi etc.

174. Herb. V. 11303—7. Ein echt deutscher Zug, der sich nicht Benoît findet.

175. Herb. V. 11396 f.

Si nest il pas de mon parage	(108 <sup>a</sup> )	Trop baisseroie mon lignage.
------------------------------	---------------------	------------------------------

176. Herb. V. 11406—16 und Anmerk.

De denz la chanbre as ars uoutiz	(108 <sup>a</sup> )	Car la roine de bonaire
En est uenus a la roine		Est de deuant qi ne li lait
Cent salus rent a la meschine		Et cele ne tient autre plait
De par son seignor qi li mande		Ne nel reçoit ne ne li dit
A li se done et se comande	5	Orgoil oltraie ne mesdit
Del tot uelt metre a son uoloir		Ne fait senblant qe len pesast
Soi et sa terre et son auoir		Ne qe de rien bon li senblast.
Ni puet longe parole (faire)		

## 177. Herb. V. 11473 ff.

La nuit ueilla tote sanz falle (109 <sup>4</sup> )	Com li haut home et li prisie	
Molt est ses cuers en grant bataille	Li duc li prince li demaine	
En son lit fist la nuit maint tor	Li amirail li cheuetaine	
Et qant il aperceut le ior	Soient mande au parlement	
Sa pris conseil et engignie	5 Si son il tuit comunalment.	10

178. Herb. V. 11527—30 und Anmerk. Herbort scheint hier den wundernden Ausruf des Thoas bei Benoit: *auoi, auoi!* (Grimm, gram. III., 302, Ben. — Müller, I., 74) für eine Aufforderung zum Kampfe verstanden zu haben.

Zu vollständiger Ergänzung der nun bei Herb. hinter V. 11546 folgenden Lücke der Handschrift mögen hier die Verse Benoit's folgen von der Rede des Thoas an bis dahin, wo Resus im Kampfe erscheint (Herb. V. 11553).

Donc dist thoas auoi auoi	Auges auons ia abatu	
Sire achilles uos dites mal	Le grant orgoil et le grant pris	
Tant auez franc cuer et loial	Mes molt ia mort et pris	
Qil ne se doit ia assentir	Et de nos rois et de nos dus	
Noeure loer ne consentir	5 Cheualiers trente mile et plus	35
O point aiez de desenor	Nos ont il ia enchanp toloiz	
Sor toz uaillanz portez la flor	Por qant si les auons destroiz	
Et pris et honor et proeçe	Qil nont uile ne champ seme	
Nabaissiez mie uetre auteçe	Port ne rente narpent de pre	
Ne maumetes ce qest en uos	10 Souent lor faissons grant damages	40
Veu lai ia de uint et dos	Molt uait decheant lor barnages	
Qi toz iors lauoiest si fait (110 <sup>4</sup> )	Mes nauons pas encor tant fait	
Qen bien estoit par tot retrait	Ca notre henor feissonz plait	
Puis retornoient anient	Puis cauons loeure en commencie	
Et aleschar de tote gent	15 Sensi uilment estoit leissie	45
Mauuese et uils en ert la finz	Com ie uos oi ici loer	
Ainc mes ne fustes uos deuinz	Et anos toz amonester	
Or lauez commencie trop tost	Ce puent tuit de fit sauoir	
Na si aut prince en tote lost	Grant honte i porions auoir	
Sil deist ce qe uos oi dire	20 Jens uoldroie meus estre ocis	50
Ne len deussiez contredire	O for iurez de mon pais	
Et tenirle auil coart	Qe ia mes nul ior mentraisse	
Trop nos auez donei atart	Ainz qe ensi men retornasse	
Icest conseil oiez coment	Vencuz fustes et recreanz (111 <sup>4</sup> )	
Ciauons iassis longement	25 Tant per i sont nos perdes granz	55
Por la uile qe uolons prendre	A gerperiles si des uengies	
Fondare. et rdoir. et metre acendre	Ainz en sofrirons granz achies	
O soit folie o soit sauoir	Sixante mile cheualier	
Fait enauons notre pooir	Qensi sen uoillent repaier	
O els nos somes combatu	30 Ne somes pas por ce uenu	60

Tuit serons ains mors et uencu		Et sachiez bien molt men merueill	
O cil de la cite conqis		Dont ceste parole est issue	
Cuns sous sen uoit uer son pais		Ne deust pas la recrue	
Jc nes tieng mie si afliz		Ja estre cornee entre nos	110
Ne de ceste oeure si conqiz	65	Cist parlemens est trop hontos	
Qil en uouissent chose faire		A nos toz est auilemez	
Com lor peust en mal retraire		Sil sauoient cil la dedenz	
Ne reprochie fust alor oirs		Ne fust pas en tel mal escrit	
Il nont mie si fols sauoirs		Suns de nos autres leust dit	115
Qe ia sol enpenser lor uiegne	70	Et mes seignor ice qe uant	
Dex qi esgart et qi maitiegne		Tan riche roi tant amiraut	
Li uetres amonestemenz		Tant duc prisie et tant baron	
Nest ore ci ne beaus ne genz		A ci en ceste assenble son	
Ne somes pas enceste paine	75	Qi meus uoldroient estre pris	120
Por menelau ne par elaine		Mort et detrenchie et ocis	
Mes por auoir honor et pris		Qensi sen fuissent repairie	
Puis qe si bien laues enpris		Nest pas en tel senz commencie	
Ja ne partirons sens uictorie		Tot autrement ne puet muer	
Si qe de nos soit fait mimoire		Couient ceste oeure definer	125
Molt est honis qi recreue	80	Ni ait ment del desconfort	
Corne tant comde spee nue		Prodom ne doit redoter mort	
Puisse ferir en grant bataille		Contre si faite desenor	
Blasmez en seroiz molt sanz faille		Demain nos combatrons aslor	
Sen seit ca certes laiez dit		O les lances dacier burnies	130
Li dus dathenes sen sorrir	85	Et oles espees forbies	
Dvne chape de drap engraine		Sera li alers aproismies	
Ainc si bons ne fu fais de laine		En ferant iert pris li congies	
Traist ariere son chapiron		Demain soient si salue	
Puis sapoia sor un baron		Cil qi istront de la cite	135
Qi de lez lui estoit asiz	90	Qe tot li plus oltreuidez	
Longement ot este pensiz		Nos otroient nos uolentez	
Mes ia dira tot son uoloir		Et toz nos boens a acomplir	(111' )
Qi qapres sen doie doloir		Faissons la chose per uenir	
Iriez fu molt de la parole		Hastiument a ce qe doit	140
Sachiez qe molt la tint a fole	95	Ja mes ni ert uns iors qe nen soit	
Des or fait il mest il auis	(111')	La notre genz contra la lor	
Qe congerrons nos enemis		A ce respondirent plusor	
Senblanz en est nen dirai plus		Biendit. bien dit ce nest li meus	
Mais per les deus del ciel la sus		Nia si ieunes ne si ueuz	145
Se tuit uoloient otroier	100	Qi ce ne lot quel cuer qil ait	
Loer et croire et consellier		Qe nos en feroie lonc plait	
Qe lost ensi sen repairast		O noise o ire. o contengons	
Qe uns des nos plus ne sarmast		Sen reuont a lor pauellons	
Sanz plais auoir tot anos grez		Assez ont or de qoi parler	150
Meaus uoldroie estre desmenbrez	105	Et achilles de qoi blasmer	
Qausse este acest conseil		Sil est iriez nul nel demant	

Asez en fait chiere et semblant		De toz homes fait il ses boenz	
Riens ne li ose plus soner		Creance et foi peire et seignor	200
Ses gens a fait a soi mander	155	Enont ia relenqi plusor	
Puis lor a dit qil gardent bien		Et granz terres et granz pais	
Sor lor uies sor tote rien		Qi tres bien est damor espris	
Cuns daus ne ceigne mes séspee		Poi a ensoi sen et raison	
Ne a tornoi ne a meslee		Ensi par icest ochoison	205
Na batalle ne acenbel	160	Gerpi armes danz achilles	
Nemest fait il ne bon ne bel		Blasmez en fu lonc tenz apres	
Qe daus soient greu socoru		La soie genz et sa mesnie	
Qant de son conseil sont eissu		Ert dolerose et irie	
Mostrar lor uoil qi ie lor uail		De duel les ueist len plorer	210
Molt ai or bien sauf mon trauail	165	Qil ne puent armes porter	
Qe iai sofert bien a cinc anz		Hontous en erent et destroit	
Ja ne lor serai plus aidanz		Mes alor seignor nen chaloit	
Ne ie ne riens camoi ataigne		Qi qen parlast ne bas ne haut	
Nioront mes crier mensaigne		Poi ientent et poi len chaut	215
Deuant dous anz ce sachent cil	170	Mal est bailliz car poi exploite	
Ainz en auront perdu uint mil		Ce qe plus ueaut et plus couoite.	
Et autre uint qe ie men mueue		Ensi trespasserent la nuit	
Qi orgoil a se il le trueue		Et cil qi sont use et duit	
Cest a bon droit or iert ueu		Se ratorent por matin	220
Et esproue et conneu	175	Es grosses haustes de sapin	
Sauoir qel conseil lor donoie		Sont les enseignes atachies	(112 <sup>a</sup> )
Et se de rien lor aidioie		Dorfrois de paille entresseignies	
Ne sil maussent aoir		Li auberc sont blanc et saffre	
Ne ma parole a consentir		Dont li plusor se sont arme	225
Por aus le feront or senz nos (111 <sup>a</sup> )	180	Et li aume cler et burni	
Gardez niait un sol de uos		Et li boen brand dacier forbi	
Ja sen mueue par rien qil oie		Trenchant o les poins der massis	
Ne nuisiez mes açaus de troie		Li escu paint o les uernis	
Et qi en fraindroit mon chasti		Font resclarcir la matinee	230
Si fust tres bien seur et fi	185	Niot puis longe demoree	
Ja mes ne seroit ior des mienz		Qant les batailles sont rengies	
Ne par moi ne li uendroit bienz.		Et de conbatre en encoragies	
Cest deuie lor fait achilles		Vers la uille se traistrent pres	
Sil mesfait qen puet il mes		En conroi uait palamedes	235
Qant cil li tolt senz et mesure	190	Qi molt est saies et apris	
Qi ne garde loi ne droiture		De bien greuer ses enemis.	
Nobleçe oneste ne parage		Cil de troie sen sont eissu	
Vers amor qi puet estre sage		Prest de bataille fer uestu	
Ce nest il pas nen puet estre		Gent conrois et bones genz	240
En amor a trop greuous mestre	195	Beles armes beaus garnimenz	
Et trop par li est forte leçon		De scinglatons et de çendaus	
Qi a parut a salemon		Et de pailles enperiaus	
Molt monte a lui petit son senz		Sont li destriers couert soz aus	

Or i aura damage et deaus	245	Ci esfronderent li escu	
Grans tens conie dirai sanz falle		Ci se sont il entrabatu	
Ainz qe soit fns de la bataille		Mort et naurei enuers adenz	
Li renc sont large et li conroi		Ici ot dolereous contenz	
Et li cheualier mu et qoi		Ci sont les espees sachiez	270
Fel soz les aumes et iriez	250	Qant les fors lances sont frasies	
La terre crosle soz lor piez		Sor aumes font marteleiz	
De la freinte et del trepeiz		Et sor escuz chapuiseiz	
Qe font li cheual arabiz		As encontres de uis sataignent	
La noise par iest si granz		Si qe uis des cheuaus sen paignent	275
Del son qi ist des olifanz	255	Ainc si doloreuse asenblee	
Qe li haut pui et li grant ual		Net puet ueoir nus hom iostee	
Les hautes tor et li mural		Cil crie et brait qi la mort sent	
En resonent et retentissent		Enz el mi leu del greu torment	
Danbes dous pars sentreuaissent		La o graindre estoit la presse	280
Jostent lancent traient manois	260	Se combatent cil da rease	
Trenchans saietes dars turquois		Ressez ot nom li sire daus	
Tels mil enseignes sabaissierent		Qi molt estoit cruelz et feaus	
Qi en uermoil sanc se baignerent		Rois riches molt de grant parage	
La ot de lances grant peçoi	(112 <sup>b</sup> )	Mais molt faisoit cruel damage etc.	285
Li asenbla mortal tornoi	265		

179. Herb. V. 11637 und Anmerk.

Lune lance dacier burni

Li passa parmi la forcele.

180. Herb. V. 11878 und 11903 Anmerk.

Li filz euber au roi de trace.

181. Herb. V. 11927—34.

Achilles fait chiere et senblant  
 Qe lui nen soit ne tant ne quant  
 Ne respont mot ne ni entent  
 O uns escas dor et dargent  
 Joe aun cheualier des suens  
 Pensa qencor aura ses buens

Car greu feront per esteuoir  
 Trestot son ben et son uoloir  
 Li troi li font molt grant proiere  
 Mais onques ne leua la chiere  
 Ne ne fait senblant daus oir  
 Çafiche daire sanz mentir.

182. Herb. V. 12020. Hier schließt Benoît:

Des or poez oir hui mes  
 La trecesne bataille apres

Beneoiz qi lestoire escrit  
 Oiez car ne ment son escrit.

und beginnt hierauf mit einer größeren verzierten Initiale einen Abschnitt. Das dreizehnte Treffen, welches Herb. in wenigen Versen (12021 bis 38) berührt, wird von Benoît (Bl. 116<sup>a</sup>—118<sup>a</sup>) etwas ausführlicher erzählt.

183. Herb. V. 12038 Anmerk. Auch Benoît sagt:

Li troien et li greçois

Les (truies) ont pleuies a dous mois.

184. Herb. V. 1274 und Anmerk. zu 12077.

A enuoie a achilles	(118 <sup>b</sup> )	Qi forni ot mains boens messages	
Agamenon dan ulixes		Et si tramist oices dous	5
O lui nestor li ueaus li sages		Diomedes le coraious.	

185. Herb. V. 12078—79. Dieser Gedanke findet sich nicht bei Benoît; er sagt:

Sestut enz mornes et pensis	(118 <sup>c</sup> )	Qil na repos ne nuit ne ior	5
Com cil qi est damor epris		Si le trauaille fine amor	
Qi ne se seit nis conseiller		Qil ne na ioie ne deport	
Ne ne puet boiure ne mangier		Rien ne li puet doner confort etc.	

186. Herb. 12141—70. Anmerk. Benoît stimmt mit Guido überein und legt dem Achill eine lange Rede in den Mund. (119<sup>b</sup>—120<sup>a</sup>, 110 Verse).

187. Herb. V. 12191—238. Anmerk. steht auch bei Benoît (120<sup>b</sup>—120<sup>c</sup>).

188. Herb. 12213 ff. und Anmerk. zu 12218.

Achilles soi rançonner		Ne asisse se por lui non	
Si li commença a peser		Puis en ot il tel gueerdon	20
Sil ne seust diomedes		Cuns mauues garz le gita mort	
Si ententif et si engres		A grant pechie et a grant tort	
Ja li deist qil li pesast	5	Fist maint riche regne esillier	
Ainz qe diluec se remuast		Dont les homes fist detrenchier	
Nen a mie fait grant senblant		Al siege oil les assenbla	25
Et non por ce si dist itant		Jusqa mil anz le coperra	
Sire ie ne memereuil mie		Li siegles qi auenir est	
Se uos amez cheualerie	10	Or estes ci haities et prest	
Si faitez uos ne poes plus		De faire autre tel o sordoio	
Mal fuissez uos filz tideus		Dont respondi nestor li rois.	30
Se per uos ne fust manteneue		Sire tot ce puet bien remaindre (120 <sup>d</sup> )	
Por qant sest bien chose seue		Des qe nos ne poons ataindre	
Qe por lui et por son effort	15	Vers uos ce qe nos uoldrons	
Furent cinc mil home mort		Sil uos plest si retournerons	
Por lui sont tebes desertees		Sachiez qe nos amons tuit troi	35
Qi ia ne fuissent regardees		Le bien de uos a bone foi.	

Herb. 12459—72 (Anmerk.) fehlt auch bei Benoît und ist sonach unserem Herbort eigen.

Herb. 12686 Anmerk. Adch Benoît (125<sup>a-d</sup>) erzählt wie Guido; doch geschah dieses nach ihm an demselben Tage.

Herb. 12832. Diese deutsch-mythologische Ansicht steht nicht bei Benoît.

## 189. Herb. V. 12919 und 12922. Anmerk.

Filimenis doltre la mer	Et si ne fust rois thelamon	
. . . . .	Ocis leust senpre menois.	(128 <sup>o</sup> )
Cil iosta o agamenon		

## 190. Herb. V. 12950. Anmerk.

Mes uns des bastars li est sors	Qi auoit nom bruns de gimel	
---------------------------------	-----------------------------	--

## 191. Herb. V. 13006—17.

Gete son auberc en son dox	(129 <sup>o</sup> )	Herb. 13012 (129 <sup>o</sup> ).	
Molt a le cuer el uentre grox		Tot autresi com fait li lous	10
El chief li ont son eaume mis		Qi de longues est famellous	
Ne sai qe plus uos endeuis		Qi destrois est deieuner	
Mes montes est el mil soldor	5	Et qi ne puet plus endurer	
Prist son escu paint a color		Che ne li chaut qi qi le uoie	
Vne lance grosse et poignal		Quant il uet acueillir sa proie	15
O une enseigne de zendal		Tot autresi fait achiles	
Li a baillie uns damosieaux.		Qe qil uoie ne li chaut mes.	

192. Herb. V. 13094—95. Bei Benoît (129<sup>o</sup>) erwiedert la roine ecuba :

Sire fait elle ensi est ore		Par set batailles o per dis	
Mes chierement uolsisse encore		En a este li lor le pis	10
Qe il uos enmostrast senblant		Qe per poi ne sen sontale	
Bien a este aparisant		Or a autre conseil done	
Qil nestoit pas as granz meslees	5	Ce poise moi molt dot et greuge	
Plus de mil testes asauees		Qe des or ne nos mesaueinge	
La parole qe na estee	(130 <sup>o</sup> )	Deux nos engart ne sai el dire	
Cil de la lont chiere compare		Ensi com mes cues le desire.	

Herb. 13095—140. Anmerk. steht auch bei Benoît (130<sup>o</sup>—<sup>o</sup>).

Herbort 13166 ff. Dieses deutsch-mythologische Bild kennt Benoît hier nicht. Doch vergleiche unten zu 15465.

193. Herb. V. 13196 Anmerk. Benoît (131<sup>o</sup>—<sup>o</sup>) erzählt :

Troillus est toz forssenez		Ocis detrenchiez et naurez	
Quant entors lui uoit aiostez		A la uoie les auoit mis	15
Cels qi por mort le uont qerant		Quant ses cheuaus li fu ocis	
Trait alebrant dacier trezant		Feruz estoit de trois espies	
Dont les aqelt dont les detrenche	5	Ne pooit plus ester en pies	
Na nul regart qil ne se uenche		Enmi la place sestendi	
Enz entre mi lestor lor uait		Et troillus sor lui chai	20
Cui il ataint de lui est fait		Ainzois qil se peust leuer	
Onques nuls hom ce me dit daire		Ne auoir compaignon ne per	
Ne uit acors dome ce faire	10	Fu achilles sor lui uenuz	(131 <sup>o</sup> )
Tel ocise ne tel maisel		Hai tant cop iauoit feruz	
De sanc icorrent grant rusel		Sor lui despee maintenant	25
Toz les auoit desbaratez		Et achilles se paine tant	

Qil ot la teste desarmee		Qil poisse auoir socors naie	
Grant defense et dure meslee		A fait bien sen peust sofrir	35
Lor a rendu mais ee qe chaut		Encor sen puet il sofrir	
Rien ne monte ne rien ne uaut	30	A la choe de son cheual	
Car li cruelz li renoie		A taichie le cor del uassal	
Lia ainçois le chief trenchie		A donc le traine apres soi	
Grant crualte grant felonie		Si qel uoient cil del tornoi.	40

194. Herb. V. 13220 Anmerk. Bei Benoît bietet sowohl die Erzählung von dem Tode des Troilus und der Beschimpfung seiner Leiche als die spätere Stelle (bei Herb. 13252) weder das Wort *calo* selbst, noch ein ähnliches dar, aus welchem Herbort sich den Namen Kalo genommen haben könnte. Im äußersten Falle ließe sich ein Missverständniss der Worte denken, mit welchen hier Menon den Schleifenden anredet:

Menon li dist za le lairez	(131 <sup>4</sup> )	Culuert greument le conparrez.	
wo eine andere, unserem deutschen Dichter vorliegende Handschrift: <i>cale</i> (= <i>gale</i> ) bieten konnte; oder besser noch die Stelle:			
Rois menon a le spee traite		Trois cous i fiert deamesurez	
Sor le haume burni dacier		Qe li cercles en est uolez etc.	5
Li uait la proie chalongier (= disputer)			

Anmerk. zu Herb. 13221 und 13281. Von Guidos Ausfällen auf Homer findet sich keine Spur bei Benoît:

195. Herb. V. 13276. Anmerk. Vielleicht liegt nur eine Verwechslung der Worte zu Grund; denn in der Erzählung selbst fehlt nichts. Sie lautet bei Benoît.

Ce fust granz bienz sil fust rescos (132 <sup>4</sup> )		Lot mort et uencu et ocis	
Car ainc en cest siegle uiuant		Sel detrencha tot per morseaus	
Ne fu cheualiers plus uaillant		Des or ail molt ses aueaus	
Plus franc plus large plus ardi		Mes ne por qant en qinze leus	10
Ne plus aidant a son ami.	5	Li est aparisans li geus etc.	
Qant li cuuers li enemis			

196. Herb. V. 13322. Anmerk. Meine Berichtigung wird durch Benoît bestätigt:

Car ce lor est granz desconforz (133 <sup>4</sup> )		Et rois menon le plus uaillant	
Qe troillus li pros est morz		Qi soit remez au roi priant.	

Und die spätere Stelle, die der des Herbort entspricht:

Cele nuit sont en la cite		Por troillus sont demimort	
Morne et pensif et abosme		Rien ne lor puet doner confort	
Ainc ni ot mengie ne beu		Et por menon rois de persanz.	
Ni ot home desuestu			

Herb. 13327—404. Anmerk. Diese Stelle findet sich wohl bei Benoît (133<sup>4</sup>—133<sup>4</sup>).

## 197. Herb. V. 13390.

Porter ne la fait dame helaine (133<sup>o</sup>) De denz la chanbre qi respient  
Vgl. oben zu V. 9221 ff.

## 198. Herb. V. 13355. Abweichend bei Benoît:

Ha dex. mars. ha dex Jupiter	(133 <sup>o</sup> )	Par qoi mestes si hainous	20
Ha dex del ciel. ha dex denfer		Vos ne me poes plus gregier	
Qel merueille qel crualte		Plus tolirr ne plus domagier	
Tant par maues coillie in he		De mortel gleue oplorement	(133 <sup>o</sup> )
Qant iusi lesteuoit estre	5	O braiz o criz o huslement	
Par qoi me sofristes anestre		Auez repleni mes entrailles	25
Por qoi sofristes qe ie fuisse		Mon esperit et mes corailles	
Ne qe ie ainc enfans eusse		Filz troillus por uos uiuoie	
Por qoi le mes auez toliz		Qe por hector ne me moroie	
Ne defendoient il lor droiz	10	Por uos mestoie aseuree	
Moi et lor peire et lor pais		Pieza ma uie fust finee	30
Qe uos sont plus notre enemis		Mes marme en toi se reposoit	
Qel parente ont il uer uos		Et mes espirs si delitoit	
Ne qel uaillance plus de nos		Or nia mais atendement	
Siont mostre le lor auez	15	Filz ce sachiez ueraiemment	
A grant tort nos deseritez		Qe ele sen ira a uos	35
Molt a ici dolerous plait		Le cors guerpira doleros	
Maint sacrefice uos ai fait		Ja uoldroie qele fust fors.	
Tant riche temple precieus			

## 199. Herb. V. 13531—36.

En un cheilit turquois faitiz		Car sa fle uos uelt doner	10
Fait de pieres et dor maissiz		Demain au soir senz demoree	
Sestoit nauoit gaires chouciez		Ainz qe la lune soit leuee	
Auques pensis et deheities		Vos mande qe ali uegnois	
Si li reconte son message	5	Et qe de fi la trouerois	
Sire ecuba fait il la sage		Dedens le temple apolinis	15
Menuoie a uos sel mande bien		Polixena o le cler uis	
Qe ne lessiez por nule rien		Uos uelt doner en mariage.	(135 <sup>o</sup> )
Qe ne uengniez a li parler			

200. Herb. 13550. Schön vergleicht Benoît (135<sup>o</sup>) diese nächtliche Fahrt Achills mit der Leanders:

Tot autresi com leandes		Ne crient peril ne enconbrier	
Qi noia en la mer delles		Amors qi fait les senz changier	10
Qi tant ama ero. samie		Qi home fait et sort et mu	
Qe senz batel et senz nauie		La si surpris et deceu	
Se mist en mer per nuit obscure	5	Qe nule rien plus ne desire	
Ne redotoit mesaventure		Caler al dolerous martire	
Tot autresi achilles fait		A la pesante destinee etc.	15
De rien ne tient conte ne plait			

201. Herb. V. 13576. *Kerzen* gebraucht wohl Herbort an dieser Stelle mit ironischer Beziehung auf den Ort für Schwerter oder Spieße; oder ist ein anderes Wort zu lesen? Benoît sagt:

Maint dart trenchant lor ont lancie.

Sollte Herbort dieses *dart* (= flêche, javelot) für *torce* (torche, flambeau) genommen haben?

Herb. 13614 ff. Anmerk. Weitläufiger erzählt hier Benoît (136<sup>b</sup> bis 137<sup>a</sup>), der auch die Worte des sterbenden Archilogus an Achill u. a. m. mittheilt.

202. Herb. 13704. Anmerk. Das mythologische Bild: *daz mære vliuget* ist Benoît unbekannt. Er sagt an unserer Stelle (137<sup>a</sup>):

Ceste nouele fu seue

Tost fu per mains leus expandue.

Herb. 13676—83 findet sich nicht bei Benoît.

203. Herb. V. 13689. Anmerk. und Herb. V. 13730 ff. Anmerk.

Paris del cors il nauoit cure	(137 <sup>b</sup> )	. . . . .	
Qeust mostier ne sepulture		Mes elenus prist aretraire	
Mangier le uolt faire amastins		Qe nestoit pas raisons ne drois	
As auoutors et as corbins		Lessier lor fiat a cele fois	
Tant per le heit ne uelt sofrir	5	An si furent li cors rendu.	10
Qe greu le doivent seuelir			

204. Herb. V. 13748. Anmerk.

Agamenon prist messagiers	(137 <sup>c</sup> )	Triues en a done un mois	
Et si manda au roi priant		Des or ont pro terme et loisir	
Qil uoele et place et qil commant		Dels enterrer et seuelir	
Qe achilles aie sepulture		Une semaine tote entiere	
Car cest bien raisons et droiture	5	Tindrent an dous les cors en biere	15
Tant e este uaillanz et prez		Ennoinz et enromantizie	
Et sire et mestre sor aus toz		Et richement apareilliez	
Et si honorez cheualier		Plore estoient come roi	
Qe bien le lor doit otroier.		Et porchante selonc lor loi.	
Fait en a son plesis li rois	10		

205. Herb. V. 13761 ff.

Limage fu de sa senblanze	(137 <sup>d</sup> )	Et en mainz leus toz detrenchiez	
Formee o ire et o pesance		Ne peust auoir sepulture	
Entre ses braz tint un uaisel		Qi ne tornast aporeture	
Dun rubin preciaus et bel		Por ce larstrent la cendre ont prise (138 <sup>a</sup> )	
Por ce que li cors ert plaiez	5	De denz le chier uaisel lont mise etc.	10

206. Herb. 13861.

Neptolemus est apelez.

207. Herb. V. 13818. Anmerk. Auch Benoît (138<sup>a</sup>), wie Guido, weiß nichts von Calcas; er erzählt:

De dieurs cuers diuersement	(138 <sup>a</sup> )	Je ne truis pas escriz lor nons	
Furent troiz iors ainc autrement		Mes ce lor distrent li respons	
Ne poren traire a un acort		Qil facent gerre et cerchier	
Jusqe li saïue et li plus sort		Sanz demorer et sanz targier	
Et li comuns a esgarde	5	Le germe achilles et son oir	15
Et establi et devise		Car ce sachent de fi por uoir	
Qil enuoient prendre respons		Par lui iest finz de la bataille	
Ce fu toz li briez et li lons		Ace ne puet pas auoir falle	
Esleus iont ceaus qi iaillent		Ensi est en la destinee	
Qe icident qi plus iuailent	10	Qe per lui soit loeure acheuee.	20

Herb. 13910—59. Anmerk. Genau so wie Guido erzählt hier auch Benoît (139<sup>b</sup>—140<sup>b</sup>), der von Herb. 13906—42 nichts hat. Überhaupt weicht Herbort gegen das Ende seines Gedichtes mehr und mehr von seiner romanischen Quelle ab. Herborts Verse 13945 ff. lauten bei Benoît:

Fait aiaux soie paris	(140 <sup>a</sup> )	Je uoil qe se mete ala uoie	
Je cuit qe estes entrepris		Ja ne traïres mes darç daulior	
Se uos mauz feru de loinz		Ici deseure uetre amor.	10
Lez uos me sui serez et ioïnz		Et la dame qi mar fust nee	
Ocis mauz gel sai et sent	(140 <sup>b</sup> ) 5	Cui tante gent ont comparee	
Por qant sira premierement		Par li morroiz et ie si faz	
Vestrarme en enfer qe la moie			

Herb. 13953—62 stehen nicht bei Benoît; desgleichen 13976—92.

208. Herb. 14029 f.

Seueli ont le cors paris (140<sup>a</sup>) Dedens le temple iunonis.

Mit Herbort V. 14038—71 stimmt Benoît in einigen Gedanken zusammen. Er gibt Helenas Klage in 91 Versen (190<sup>a</sup>—191<sup>b</sup>), doch ohne jene Reimkünstelei Herborts.

209. Herb. 14080—96. Davon steht nichts bei Benoît, der nur sagt:

Je ne uos poroie retraire	(140 <sup>a</sup> )	Souent se uelt lessier morir	
Le duel le merueillous le grant		Souent li uelt li cuers partir	
Qe de lui fait le roi priant		Souent sescrit souent brait	
Et la roïne qi sen muert		Sachiez de uoir mal li estait.	
Souent se pasme ses mains tuert	5		

Herb. 14101—12 nicht bei Benoît.

210. Herb. 14125—28 und Anmerk.

dens un temple riche et cler (142<sup>a</sup>) Fonde en lonor de miperue.

## 211. Herb. V. 14133—66 lauten bei Benoît (142\*):

Scaues qege ai conte		Trop sont li mur espes et haut	20
Qen si furent en la cite		Les tor li murs et li donion	
Nosoient les portes ourir		O molt poi de defension	
Ne al conbattre fors eissir		Setendroient iusqa mil anz	
Cil del ost ont la uille assise	5	Li ost dez grez fu fiers et granz	
Mes li mur nen sont pas delise		Agamenon les fist armer	25
Ne de palu ne de teraçe		Et per eschieles deuiser	
De marbre sont plus blainz de glaçe		A ceus de dens mandent bataille	
Vert sont e pers i alne uermeil		Mes cil de dens lor en font faille	
Molt reluissent contre soleil	10	Nelait prianz cuns solz enisse	
Haut sont et droit et batellie		A cele foiz de ci qil puisse	30
Ni atandroit lance ne spie		Auoir effort aelz souffrir	
Chargie sont de chaillos cornus		Si qil les face reuertir	
Et de granz palz groz et agus		As herberges et aschains plains	
Sa dedenz tels uint mil tofeaz	15	Oiez de qoi estoit certains	
Qi bien defendront lor creneaz		Dun socors merueilleuz et fier (142*)	35
Molt uolentiers et senz priere		Dun grant dun riche dun plenier	
Sil troeuent qiles reqiere		Dun des plus beaus qi ainc fust fait	
Mais ainc niot done asaut		Oiez de lestorie en retrait.	

Hier folgt nun jene, bereits im Anhang zu meiner Ausgabe des Herbort abgedruckten Stelle, in welcher Benoît durch einen, der Kosmographie des Jul. Honorius Orator entlehnten geographischen Excurs das Auftreten der Amazonen einleitet, — jene Stelle, zu deren Übertragung unser Herbort nur mit Widerwillen und nach lauter Klage (14150—66) über die große Schwierigkeit dieses, nach seiner Ansicht unnöthigen Abschweifs schreitet. Statt eines neuen Abdrucks dieser Verse geben wir nur zu den schon am Schlusse jenes Buches verzeichneten, hier noch einige wesentliche Verbesserungen derselben und lassen dann den Schluß jener Stelle folgen:

Herbort Seite 349\*, Zeile 3 lies: cinc.

" " " " 24 " Qe qen	
" " 350*, " 11 " Crisous.	
(Bel satornent et richement)	
Precious sont lor garniment	
De drap de soie aor batus	
Ont richement lor cors uestus	
Des qe mois dauril entrez	5
De ci qe iuing sen est alez	
I sont a ioie et a soior	
Li homes des regnes entor	
Vient aelles cest lor us	
Trois mois i sont et nient plus	10
A molt grant ioie les reçoient	
Illuec enpreignent et conçoient	
Les plus belles le plus proisiez	
Ni sont eues ne toichiez	
Se de ceaus non qiont ualor (143*)	15
Et qi plus ont pris et honor	
Li plus uaillant as plus uaillanz	
Illuec aportent les enfanz	
Qi masle sont et delez nez	
As peires sont illuec fiurez	20
Qe ia un sol nen retenront	
Ne plus dun an les noriront	
Les meschines celes noudrissent	
Et qant ça uient qe il departissent	

Tot lan sont puis la de lor euls	25	En totez lois en sont proissiez	35
Ne uera un ioene ue ueuls		Auenu est maintes fois	
Sen lor terre metoit les piez		Qels essoient de lor pais	
Senpres seroit toz detrenchiez		Armes porter por auoir pris	
Deles ia molt grant partie		En icel tenz en icels anz	
Qe ia anul ior delor uie	30	Qe li sieges estoit si granz etc.	40
Ne seront domes adesees		(Herb. 14377.)	
Ne ia ni erent despucelees		Por hector qe uoloit ueoir	(143 <sup>4</sup> )
Armes portent molt sont uaillans		Et par pris et por los auoir	
Et hardies et combatans		Ses mut auenir au socors.	

Herb. 14426 ff. Weitläufiger ist bei Benoît (144<sup>4</sup>) die Schilderung der prachtvollen Rüstung der Penthesilea und ihrer Amazonen.

Herb. 14463. Anmerk. Benoît stimmt hier mit Herbort überein.

Herb. V. 14512—26 steht nicht bei Benoît, der übrigens diesen Kampf ausführlicher erzählt. Die Vergleichung mit dem Schachspiele (Herb. 14560 ff.) kennt er ebenfalls nicht.

212. Herb. 14758 ff.

Thelamon et pantesilee	(147 <sup>b</sup> )	Fors si aident les dançeles	
Josterent qe si sentrataintrent		A ceaus de lost font uoider seles	15
Qe des cheuans corens senpainstrent		Lor dame ont faite remonter	
Mol resaillirent tost enpiez		Hastiuement sanz demorer	
Enmi la place toz iriez	5	A tant uindrent pafaglonois	
Resaut contre pantesilee		Mors et naure uenu et frois	
Tel lia done dele spee		Dame font il notre seignor	20
Parmi son eaume de desus		Nos ont el champ toleit li lor	
Qe de son chief li abat ius		Est ce fait elle filimenis	
Et uit a terre ageneillons	10	Cil qi est nez de mon pais	
Lors rencomme tel tençons		Oil dame li uetre amis	
De qe cent cheualier prosie		Veez cil la len meinent pris	25
Furent ocis et detrenchie		Damoissele fait ele poigniez, etc.	

Herb. V. 14860—74 nicht bei Benoît; eben so wenig V. 14908—15.

213. Herb. V. 14904. Anmerk.

Qant ele la ueu uenir	(149 <sup>a</sup> )	La trebuche del destrier	
Primiere le cuida ferir		Sor li descent ocuer molt fier	
Mes pirus tant sesuertua	(149 <sup>b</sup> )	Granz cops marteaus li moist et done	15
Con cop merueillos li gita		Don brant dacier qi cler resone	
Droit entre le cors et lescu	5	Sor lerbe uert fresche nouele	
Seure li a le cors del bu		Li espant tote la ceruele	
Tot le li trenche entrauers		Toz les membres lia trenchiez	
Ensanglentez et palle et pers		Ensi se rest de li uengiez	20
Et demimors la ressaisie		Cest domages tels ne fu mes	
O les fors de sa compaignie	10	Pirus uoide le sanc afes	
Qi des puceles le defendent		Enmi la place chiet pasmez	
O qi li troien contendent		A donc fu plainz et regretz	

Grans noise i sort et grant crie  
Criement larme nen soit alee

Porte lenont as pauillons.

## 214. Herb. 14938. Anmerk.

Mais uos orees en quel maniere	(149 <sup>a</sup> )	Et coment le paladion	
En fu la fins daus et coment		Fu dou temple minerue enblez	
Auint le grant destruiement		Et as greçois de fors portez	
Qi cil furent qil porparlerent		Et coment par seduction	
Ne en quel gise il en ourerent	5	De nuit saisirent ylion	25
Toz lor diz et lor parlemenz	(150 <sup>a</sup> )	Com la citez fu enbrasee	
Et toz lor granz deceuemenz		A feu et a flame liuree	
Si com dictis le dist et daire		Li quel furent mort et ocis	
Le me porois oir retraire		Et li quelz delz mene chaitis	
Riches cheualiers fu dictis	10	Après ice porois oir	30
Et clers sauiés et bien apris		Com dictis les fait reuertir	
Et sientous de grant mimore		En lor contrees dont il uindrent	
Come daïres escrit lestoïre		Et les merueilles qi auindrent	
Cist fu de fors en lost greçois		A pluisors daus et les dolors	
Cheualiers sauiés et cortois	15	Tot ce qen conte li auctors	35
Les oeures si com il les soit		Enretraïrai sanz demorer	
Mist en escrit si com meus poit		Des or i fait boen escouter.	
Icist dictis nos fait certains		En la cite ot grant dolor	
Sauoir li qeus des citoïains		Grant perte grant esmai grant plor, etc.	
Por parlerent la traison	20	(Herb. 14956 ff.)	

Bei Benoit heißt Penthesilea öfter schlechthin: „la roïne de femenie“; so:

## 215. Herb. V. 14976 ff. Anmerk.

La roïne de femenie	(150 <sup>a</sup> )	Et son mestier et sa droiture	
Fu molt plainte et regretee		Dolor seroit et retraçon	20
Et tendrement as eaus ploree		De sarne auroit damnacion.	
Cil de fors ont le cors mire		Tot ce desuelt diomedes	
Et dient qe de sa beaute	5	Sor toz enest fel et engrez	
Ne nasqi onqes riens uiuant	(150 <sup>b</sup> )	Atrestoz uelt faire otroïer	
Parle en ont petit et grant		Qas chiens soit donee amangier	25
Sauoir qe dous cors sera fait		O en un des flueues gitee	
Dient qe grant honte et grant lait		Cenest la ueritez prouee	
Lor fist auenir contraus	10	Qen ascandre la trainerent	
Si lor a fait doumage et deaus		La sauons bien qil la giterent	
Par li et par les suens effors		Cest un eu grant et parfonde	30
Ja des nos dis mile mors		Damedex toz les en cõfonde	
Per maintes fois les a uencuz		Car molt enfrent qe uilein	
Soit len telz gnerdens renduz	15	Qant de pirus furent certain	
Qe ia nen soit enseuelie		Qil gariroit molt lor fu bel	
Neptolemus ni agree mie		Des or resont en lor gabel.	35
Ainçoiz uelt qil ait sepulture			

## 216. Herb. V. 15165 ff. Anmerk. und 15190 Anmerk.

Ne uos puis dire chose certe	Et anchises et cuens delon	5
Com ceste oeure fu descouerte	Et li saines vealegon	
Mes bien le soit danz eneas	Hastiement pristent conseil etc. (152 <sup>b</sup> )	
Anthenor et polidamas		

## 217. Herb. V. 15213. Anmerk.

Anphimacus a fait lessier	Ne lor fist rien car il ne poit
Ce qe il lor apareilloit	

## 218. Herb. 15219—37 sind nicht bei Benoît; er fährt mit V. 15238 bei Herbort fort :

Ses gens manda li rois prianz	Et faire destruire et honir	
La cours iosta pleniere et granz	Son reigne uoit a force prendre	
A donc irot assez parolei (152 <sup>t</sup> )	Si ne sa mais de quoi deffendre	10
Et maint conseil pris donei	O eneas tença li rois	
Poi sen timent a un acort 5	Mes si comanda a son pois	
Li un dient li rois atort	A anthenor etc.	
Qi toz nos uelt faire morir		

## 219. Herb. V. 15273. Anmerk.

Sor les murs monte et sor leschiue (153 <sup>a</sup> )	Et cil li ont fait demostranço	
En sa main tint un rain doliue	Qa eaux senisse toz segurs.	5
Pais a mostree et segurtañçe		

## 220. Herb. 15328 ff.

Del bien celer et dou bien taire	Qe il leussent o troie	
Les prie molt et puis lor dit	Mes li haut prince et li demaine	
Qe une triue et un respit	Donent la triue a quelqe paine	
Soit prise entre elz et ceus de denz (154 <sup>a</sup> )	Tant qen terre soient li cors	
Tant qenterre fust lor genz 5	Merciz lor en rent anthenors	1
Car ce auient bien ce est mesure	Congie a pris ge nen sai plus	
Qe li mort aient sepulture	Mene en a taltibus	
Après refait tot son pooir	Vn roi qi ert de grant aage	
Dou cors pantesilee auoir	Et qil tenoient a molt sage.	
Molt enfurent ainçoiz proie 10		

## 221. Herb. V. 15350.

Qant anthenor sen fu entre	Nest mes hui leus dou reconter	
De denz les murs de la cite	Qe uespre est la nuiz est prochaine	
Cheualier dames et puceles.	Demain ainz qe soit meriaine	10
Liont demande qelz noueles	Porois oir si boen uos est	(154 <sup>b</sup> )
Il lor aporte des greçoiz 5	De qoi il sont garni et prest	
Ne saura pas prianz li roiz	Qil requierent ne qil feront	
Seignor fait il leissiez ester	Ansi se partent si sen vont.	

## 222. Herb. V. 15358 ff.

Celle nuit fu bien herbergiez	(154 <sup>b</sup> )	Grant seurte grant atendance	
Bien enaurez et ensauciez		A en auoir lor bien uoillance	
Taltibus o anthenor		Toz me sui fait il esbaldiz	15
Sachiez molt si fist grant honor		Del bel apel et des beauz diz	
Longement sistrent au mangier	5	Et de lonor qil mont fait	
Dont comença a aresnier		Mainte chouse lor aretrait	
Danz anthenor toz ses enfanz		Por son hoste faire esioir	
Et ses plus prez appartenanz		Et por lui plus en gre seruir	20
Qil gardaissent sor tote rien		Comanda lor qe lendemain	
Qe entrauz sentrefuissent bien	10	Soient el chanp tot promerain	
Ence soit lor entendemenz		Son fil qerre qar pais auront	
Dit lor qe soz ciel na telz genz		Tuit cil qi aler iuoudront.	

Herbort 15440—50 steht nicht bei Benoît.

## 223. Herb. 15465 ff. Anmerk. Dasselbe Bild gebraucht auch Benoît:

Ahi. fortune dolerouse		Me raeuz fait ius deualer	
Com estes fiere et tenebrouse		El plus bas sui desoz uos piez	
Tant me fustez ia lie et belle		Proures uils et desconseillez	10
Sor le plus haut de la roelle		Sens atente senz esperance	(156 <sup>a</sup> )
Maseistes et me posastes	5	Dauoir mais ioie ne alegrance	
Mais des qe uos la tornastes		Sens resordre senz redricier. etc.	
Trop laidement sanz demorer			

Herb. 15564: Vindrent en lost = *sie riten iz*, verstehe: ins Lager der Feinde.

## 224. Herb. V. 15571—79 steht nicht bei Benoît; dagegen (vgl. Herb. 15580 bis 605 und Anmerk. 15593).

O aux enmainent Vlixes	(156 <sup>c</sup> )	Se dou regne nestoit gitez	
Et son conpainn Diomedes		Anphimacus si faitement	
Por lesgart del comun conseil		Qil niait mais repairement	20
Ici not fait autre apareil		Ce uoelent greu et ce requierent	
En la cite sont repairie	5	Après parlerent et traitierent	
Molt se firent troien lie		Coment il fussent bien uoillant	
Qant il les douz roiz ont choisiz		La ou le concille ert plus grant	
Seure pensent a estre et fiz		Si sordit uns effreimenz	25
Qe de loeure soit paiz et fin		Vne noise et un criemenz	
Encor estoit auques matin	10	Granz et estranges abesloi	
Qant li conciles rasenbla		Da mont del haut palais le roi	
Et qant li conseilz raiosta		Cil qi erent au parlement	
Car le conseil anthenoris		Cuidierent bien certainement	30
Si com raconte ci dictis		Qe ce fuissent li fiz priant	
Firent ce dire a ulixes	15	Si cheualier et si seriant	
Qe ia celz nauront pes		Qi les dous rois uousissent prendre	
Ne plais en seroit escoutez		Senz demorer senz plus atendre	

Saillirent en pies comunal Paor orent grant li uasal Des testes perdre maintenant Iciest effroiz remest atant Et lenqierent qi a ce este	35	Et qant i ce fust trespasse Si a pris anthenor les dous rois Ni ot plus home fors aus trois En un aruol paint soutilment Se son assiz pres de la gent. Herb. V. 15601 ff.	40
--	----	--	----

225. Herb. 15609—11 steht nicht bei Benoît. Herb. 15617 Anmerk.

Ni ert encor pas descouert.

Herb. 15626 Anmerk.

De fust est fais ne uos sai dire Ne la facon ne la matire	(157 <sup>a</sup> )	Deuinement fu manourez Et entailliez et compassez.
--	---------------------	---

Herb. 15645.

Je le ferai se faire el puis Se ie oc ceano . ni truis Später: Teans.	(157 <sup>o</sup> )	Cil le garde et nuit et ior etc.
---	---------------------	----------------------------------

226. Herb. V. 15705 ff. und Anmerk.

Cinc mil besanz dor esmere Et cinc mile dargent senz lois Bien esmere et o buen pois	(157 <sup>d</sup> )	Et par dis anz tot ensemement Dis mile charges de forment etc.	5
--	---------------------	---	---

V. 15739 ff. Anmerk.

De saintuaires molt proisie Ert li autelz plains et chargiez	(158 <sup>a</sup> )	Les sacrefices i pouserent.
---	---------------------	-----------------------------

227. Herb. V. 15773. Anmerk.

Corent sens echar et senz ris	(158 <sup>b</sup> )	Droit au temple dapolinis.
-------------------------------	---------------------	----------------------------

Herb. V. 15777 und Anmerk. zu 15769.

Mais qant qil font nest bel ne proz La flame estaint rien ni adoise Ceuz qi ce uoient forment poise A terre chiet nient ne remaint Chascuns sospire et plore et plaint Ne se seuent uif conseilier Veez un signe pesme et fier	(158 <sup>b</sup> )	Estrange orible et perillous Cuns aigles granz et meruellous Criant braiant si hauz criz Qe pres et loign fu bien oiz Voiant tot le pueple saisi Ce qe deuant lautel chei	10
--	---------------------	--	----

Offenbar hat Herbort, der hier einen Engel erscheinen lässt, wieder sein Original falsch verstanden, indem er *aigle*, Adler, für *angle* (= *angel*, *ange*, Engel) genommen.

Herbort V. 15810 Anmerk. Auch Benoît stimmt hier, wie überhaupt gegen das Ende seines Gedichtes, mit Dictys überein, auf den er sich gleich nachher (Herb. 15840; Bl. 158<sup>d</sup>) wieder als auf seine Quelle beruft:

Danz anthenor oez qil fait	Et qe dictis conte et retrait
----------------------------	-------------------------------

228. Herb. V. 15846—48 kommt nicht bei Benoît vor. Herb. 15827.  
Anmerk. steht richtig bei Benoît :

Allez fait elle si portez

La ou hector fu enterez.

229. Herb. 15849. Anm. Auch Benoît erzählt, abweichend von Herbort :

Ci sui uenus fait il a toi	(158 <sup>a</sup> )	Dont tu ne soies parçonier	
Et si te fi un mien segroi		Cist ne te sert ne ne te ualt	
Li greu mont proie et reqis		Qe te griue ne qe te chaut	
Et tant done et tant promis		Sil lont desqe la pais est faite	25
De lor chier auoir preciaus	5	Ja ne ni ert mais espee traite	
Ja tant nen uorons mes nos dous		Je lai si gise et por parlee	
Qe nos soions poure na fliz		Qe lor gens eniert tote alee	
Toz iors serons enmanentiz		De ci qa huit iors tot au mainz	
Prient moi qe lor soit enblez		Et nos serons conblee et plainz	30
Manant nos ferons conblez	10	De ce dont aior de ta uie	
En priue le paladion		Ne te uendroit force naie.	
Ceste chouse soraus metron		Teans se fait molt escurous	
Niert ia cuidie qe laions fait	(159 <sup>a</sup> )	Mout estranges molt paourous	
Ne ia sol dit niert ne retrait		Tote la nuit sen fait proier	35
Sor ulixes sera tot mis	15	Ainz qil li uousist otroier	
Ja ne mi ert demande ne qis		Mais tant parla cil losengie	
Reiant seront et pain qerant		Tant li a dit et tant proie	
Por cest pais tuit li manant		Ca molt grant paine li otroie	
Et soi fratouz et apouri		Ses eulz repont qe il nel uoie	40
Et nos serous en mananti	20	Qant anthenor lala saisir	
Ja ne naurons un sol denier		Bien len deust mesauenir.	

230. Herb. V. 15909. Anmerk.

Et vlaxes dit et retrait (159<sup>a</sup>)  
Qe cil qi maint auroit de troiz

Dous cens mile besanz de poiz  
Et autretant de fin argent.

231. Herb. V. 15917 Anmerk.

Et calcas a amonestie (159<sup>a</sup>)

Il et crise qil sacrefient.

232. Herb. V. 15965 Anmerk.

Vait sen li rois filimenis (160<sup>a</sup>)

Mol angoissous et molt pensis

Herb. 15970. Hier berichtet Benoît (166<sup>a-b</sup>) viel ausführlicher und schließt :

Sepulture ot et muniment  
Tel qe se plato estait uis

Et cil qi fist apocalis  
Nel uos poroieht il retraire.

233. Herb. 15989.

Ont fait porter les saintuaires (160<sup>a</sup>)  
Defors la uile en unes aires  
La sont aune li grezois  
La est issus pieanz li rois

Lui et sa gent comunelment 5  
La sont eslut li sairement  
La sont retrait li couenant  
Diomedes iura auant

- O ulixes son compaignon  
 Par si faite condicion 10  
 Qen ce tienent et en ce mainent
234. Herb. V. 15997 ff. Anmerk.
- Après iure ydomeneus  
 Thoas et rois Menelaus  
 Jura nestor et enmelaux  
 Et rois thelamon aiaux  
 Jura neptolemus li prous 5  
 Qi molt ers saïues entre tous  
 De ce iert Jupiter gairans  
 Et tuit li autre deux puissans  
 Soleil et lune . et terre et mer.  
 I lonc orent fait alumer 10  
 Dous sacrefices departiz (160<sup>a</sup>)  
 Fais ierent et estaubliz
235. Herb. 16105—23. Anmerk.
- Vn estrange conseil ont pris (161<sup>a</sup>)  
 Queleine pas nen prenderoient  
 De ci que la cite auroient  
 Prise gastee arse et fondue  
 Car sil lauoient recue 5  
 Lait seroit puis et honte et tort
236. Herb. V. 16484 ff. und Anmerk.
- De la roine uos sai dire (166<sup>a</sup>)  
 Que o ses mainz se uelt ocire  
 De la goisse et de la hachie  
 Ist de son sens tote enragie  
 Ensi desperse ensi desuee 5  
 Si estrange si forsenee  
 Que riens ne la pooit tenir
237. Herb. V. 16506. Anmerk.
- En abidee loign del port (166<sup>b</sup>)  
 Li firent faire sepulture  
 Grant et haute qi encor dure  
 Parli qensi faitierement  
 Si fist ocire folement 5  
 Apellereut le leu en gres
238. Herb. V. 16575 ff. u. Anmerk.
- Folz doit estre cil cui folz sont (167<sup>a</sup>)  
 Tost nos auriez ia tonduz  
 Se uos enestiez creuz
- Que ia nel qassent ne enfraignent  
 Que o anthenor ont porparle  
 I si lont pleui et iure.
- Pour ce que tuit cil qi iuroient  
 Per entraus dous sentrespassoient 15  
 Cestoit signes et demostrance  
 Qil tenissent la couenance  
 Si firent il car eneas  
 Et anthenor li fel iudas  
 Lorent en tel sen deuisse 20  
 Que ne se sont pas pariure  
 Ce cuident bien ce lor est uis  
 Après si com greu lont requis  
 Lont fait a ceaus de dens pleuir  
 Que ce soldront sanz repentir.
- Qil la liurassent a mort  
 Et il uoelent que soit dampnee  
 Ce desplaist molt et desagree  
 A menelau ie le di bien 10  
 Mais il ne puet faire autre rien.
- Ne par batre ne por ferir  
 Les rois les princes le disoit 10  
 Et tote ior les honissoit  
 A elz lançoit couteas aguz  
 O pieres o bastons o fuz (166<sup>b</sup>)  
 Souent les mordoit o les denz  
 Ne la poreut souffrir les genz.
- Parce que le cuer ot perues  
 Et senz amor et senz raison  
 Ce distrent puis et ce lison  
 Que sert faite fole a ensient 10  
 Por reçoïure mort et torment.
- Tonduz uos auriez bien pres (167<sup>b</sup>)  
 Sil ensi uos remaint en pes. 5

## Herb. 16602 ff. Anmerk.

qi cronoissen et trace (167 <sup>b</sup> )	Qi pas me peust contrestre	45
ia nul qi nel sace	A mainz enfiz les chies uoler	
portai le tresor	La terre de brocillancie	
uoir polimestor	O tant par auoit manantie	
endi polidorus	5 Conqis ge tot et deliurai	
r des filz priamus	Si conqes home ni lessai	50
iauoit tramis	Qi puis doumage nos feist	
par estoit ses amis	Ne qi ainc puis as greus noisist	
le len oi aporte	Gargare . cephim . larissam.	
e pas anotre gre	10 Riches regnes et arisbam	
t pas li rois prianz	Conqis ie toz et despoillai	55
s ses eaus ueanz	Et la richeze en amenai	
pieres ilançames	Si faites com en son uiuant	
s des murs les lapidames	Entant de tenz ne conquist tant	
or est notre acin	15 Cest bien seu iusqa cent anz (167 <sup>d</sup> )	
s de ble . et mil de uin	En seront riche notre enfanz	60
e senz nul dedit (167 <sup>e</sup> )	Si grant plente mis entre nos	
oit le plus petit	Cainc puis nen fu uns sofrantos	
part come iauoie	Ne poures ne mesasiez	
ez hait iceste ioie	20 Ne de gent de fors domagiez	
ntez la ou ie soie	Ne conqis ge por mon trouail	65
ssent greu a troie	Com nos ausons la uerail	
ssent li mien porchaz	Le grant le fier qi ert fui	
nt force de mes braz	Espuis didee . ogel sui	
s ge le roi de frise	25 El plus fort leu qe el mont fust	
oir et ia manentise	O hom nen criembre ne deust	70
en lost replenir	Cent mile bestes engraisies	
oit mes del fuir	Qen lost ont este mengies	
ouai mil englotez	Enfiz des tertres aualer	
faim mors et enflez	30 Apres lor fiz si deuiser	
uenir le forment	Qen lost not si poure grezois	75
e uin . lor et l'argent	Qi nen eust o dous o trois	
ge tot departir	O dis . o uint . o qinze o cent	
n uouz rien retenir	Bien seuent tuit et mualment	
le au roi de cuisa	35 Qe iai itant fait por raison	
comuns motroia	Doi auoir le paladion	80
ert proz de haut parage	Enfine qitance et en pes	
cortoise bele et sage.	Se dire uelt danz vlixes	
t greu si mal bailliz	Qil ait greignor droit de moi	
e et si afiz	40 Je el contradi et sil deuoit	
ent en fuere aler	Qil nest si uaillans ne si proz	85
or alai deliurer	Celi prouerau uoiant toz	
es de cienuiron	Qe nulle part ni doit auoir	
prince ne baron	Vne chouse puet bien sauoir	

Sil la . ne laura mie en pes		Encilicas conduist sa gent	135
Je cuit qil enbrace tel fes	90	De lauerse ot lor et largent	
Qil ne pora gaires porter		Le roi ocist et armone	
Ne li couigne a comparer		Qi molt estoit de grant fierte	
Je di qe sachiles fust uis		Riche et puissant et agurous	
Li proz li uailans li gentis		Et hardiz et cheualerous	140
Qe ie ia part rien iclamasse	95	Del grant auoir qil li toli	
Ne qe ge rien endemandasse		Car ia sez nez si et enpli	
Suens fust bien est chose seue		Ca grant paine sen puet uenir	(168 <sup>b</sup> )
Por lui et por la soie aiue		Sanz tormenter et san perir	
Somes nos de troie seignor		Sa fille qi molt ert proisie	145
Por lui somes nos uenqeor	100	Et belle et sage et afaitie	
Par lui sont mort li fil priant	(168 <sup>a</sup> )	Astrimonen fille crises	
Li fort li preu li conbantant		En amena danz vlixes	
Naussons pas encor les uies		Ne seruoit pas d'lobes traire	
Seil ne fust et ses aies		Ne destre fel ne deputaire	150
Ja un sol pies nen eschanpast	105	Ne dengignier suductions	
Qi mors ne fust et deuiait		Murtriers murtrans ne traisons	
Por lui fu libion asis		Cil le deuoit auoir sens part	
Robez . et ars . et frais . et pris.		Mes trop le sai assez choart	
Por lui furent les granz citez		A receuoir si faite honor	155
Li grant chastel les fermetez	110	Mes cil qi des proz ert la flor	
Conqises par tot cest paiz		Qi prist et conquist pedadon	
Et toz nos nuiseors ociz		Et la cite de lerion	
Por lui fu mors rois robanta		Dont brissez estoit rois et sire	
Qi lost des greus molt gueroia		Et cui enpandoit lenpire	160
La fille diomedahan	115	Qi se strangla qi se pendie	
Dont polibus traist maint ahan		Por son mesfait por son pechie	
En amena gente pucelle		Por ce qe tot ueoit conqis	
Encor ne na soz ciel plus belle		Soi et sa terre et son pais	
Il prist sire . et girapolin		Dachiles ne se puet deffendre	165
O il lessa maint orfenin	120	Nealui ne se uoloit rendre	
Des peires qil liura a mort		Por ce enfu si dire plainz	
Mes ne fu pas petit la port		Qil se pendi o ses dous mainz	
Qe il enfist enlost uenir		Ses regnes fu robetz et pris	
Et asaçer et replenir		Ni remeist or ne uair ne gris	170
Ainc hom ne uit si granz plentez	125	Ne uin ne ble ne autre auoir	
Com il iot por douz estez		En lost en ot grant esteuoir	
Il destruit toz les malfaisanz		Qil le dona et departi	
Les nuiseors les gueroianz		Et largement le repleni	
Il uos conquist les granz treuz		Sa fille qi des gentiors	175
Qi enlost nos erent renduz	130	Estoit beautez et mireors	
Il conquist le roi de citarge		La tres belle ipodamia	
Dont il conquist dauoir mil charge		En a conduit et amena	
Et de telz dons au plus escars		Et por cest grant conqeriment	
Qi ualoit dis mile mars		Nos firent greu communalment	180

Si grant honor qe de loiers		Qe sil durast dous mois o troiz	(168 <sup>4</sup> )
O flors fresches debausemiers		Destruite fust lost des grezoiz	
Nos coronerent ueant toz		Fiere estoit la mortalite	230
Ni ot si hardi ne si proz		Trop dut estre chier compare	
En lost qe ainc ce li fust fait	(168 <sup>o</sup> )	Li ueemenz de la roine	
Ne de cui en soit ia retrait	186	La ueniance de ceaus diuine	
Ceste pointe ceste uictorie		Nos dut trestoz faire morir	
Et ceste honor et ceste gloire		Tant qe greu nel porent sofrir.	
Conquesimes nos autrement		Calcas qe ie uoi la ester	235
Qe o honteous deceuement	190	Nos sot tres bien dire et mostrer	
Ne qe o longes trecheresses		Qe cert por la file crises	
Falses et uilz et menteresses		Ne ia li deu nauoient pes	
Danz agamenon qe ci uoi		De ci qe li seroit rendue	
Qi si sen retraist mu et qoi		Et qant la chose fu seue	240
Seit bien se ge de uoir o non	195	Si fu requis par maintes foiz	
Car cele o la gente fazon		Si qa tant torna li consoiz	
Strionen la proz la sage		Qe la prince et la baillie	
Fille crises de grant a age		Et trestote la seignorie	
Len dona por samor auoir		Qen lost auoit li fust tolue	245
Si len deust bon gre sauoir	200	Sastrimone ne nert rendue	
Tot qant qil onques gaagna		Qant il uit ca faire le stoit	
Tot denarti et deuisa		Contre raison et contre droit	
Fors la file ipodamian		Si uelt et qist et demanda	
Et solement diomedan		Qil eust ipodamia	250
Icestes dous filles de rois	205	Cele rendroit se teste auoit	
Retint por lotroi des grezois		Ou autrement na tort na droit	
Por lor otroiz et por lor grez		Ne la partiroit ia desoi	
Puiz enfu trop a tort menez		Puis enui lost entel esfroi	
Com ie dirai car bien est droiz		Qe tuit nos en rentrairames	255
Crises le uesqe qi fu destroiz	210	Qe uint nul eaumes enlaçames	
Dastrunomen sa fille ainz nee		Et sachiles uolsist li proz	
Qi agamenon fu donee		Nos nos entrocisions toz	
Toz reuestiz de ses tuniques		Mes il ot merci de sa gent	
Et toz chargeiz de ses reliques		Et de tot lost comunelmeut	260
En uint en lost si li regeist	215	Meuz uelt la doncele liurer	
Qe por ces dons la li rendist.		Et si faite oeure endurer	
Assez len fist de grans sermons		Et apaier les granz periz	
Et de granz coniuurations		Des deux qi estoient mariz	
Mes ne not mie a icel tor		Qil ne uoloit qe il fust fait	265
Por ce enfist as dex clamor	220	Grant torz grant honte et grant lait	
Bien loirent bien le uengierent		Len fu fait ce nest la ueritez	
Et a son droit bien entendierent		Et trop en fu a tort menez	
Li cheual et les camelles		Tost fust aun se il uousist	(169 <sup>a</sup> )
Li boef . les uapex . les oelles.		Ja de uers nos ne remanist	270
Et li home comunelment	225	Senpres perdisons toz les uies	
Moroient ensi faitement		A tant atornassent les folies	

Se ne lostast et del uolsist		Ne niot charnel conpaignie	305
Sachiez de uoir qe tant en fist		Ce ne por parlastes uos mie	
Dont il deust auoir bons grez	275	Iceste honors et icist drois	
Qe uos ici qe uos uantez		Fu fais et pris senz uos consoiz	
De uos uils honteus parlemenz		La bien estance fis dandos	
Et de uos granz deceuens		Onqes nen fu parle a uos	310
Sol en ceste oeure ce seit on		Plus amissiez nen dot de rien	(169 <sup>b</sup> )
Conqist il le paladion	280	Le mal et lire qe le bien	
Car qen tot qant conqes feistes		De uos ne isse onqes conseil	
Des icele hore qe nasqistes		Qi fust loiaus drois ne feil	
Ce sont oeures com doit retraire		Ne deuez pas en leu parler	315
Mes uos en poez bien traire		Oie soie ne demander	
De telz dont ie oie ci parler	285	Chose ou ie bahis et uos hauçois	
Qi laides sont a escolter		Car il nest pas raisons ne drois	
Ainc de faire des deus la pais		Triomphe ne uos oient de rien	
Ne uos meistes a grant fais		Ne parlez ia si ferois bien	320
Meus amiez la discordance		Li conciles fu airez	
Qe la pais ne la bienuoillance	290	Ledi se sont et menaciez	
Je len cerchai et ie la fis		Partiz sen est diomedes	
Tant proiai crises et reqis		Et dit ia nen parlera mes	
Qil retorna so fille ariere		Sor si faite desaccordance	325
Por mon dit et por ma proiere		Grant ire en a et grant pesance	
A Agamenon la rendi	295	El couenir les en a mis	
Et qant ge loie deli saisi		Ainc puis por lui ne fu reqis	
Si li fiz rendre maintenant		Ce dit dictis qil uit as eaus	
La belle o le cors auenant		Cainc si grant lait ne telz orgeaus	330
Por moi la reprint achiles		Ne furent mes pense ne fait	
Qe ia ior ne la baillast mes	300	Com il se sont dit et retrait	
Por moi et por mon loement		Mes agamenon lenperere	
En fist il un grant sairement		Et menelaus li roiz ses frere	
De sa main destre me iura		Lont a vlixes otroie	335
Qoli ne uit ne na toicha		(Herb. 16683.)	

Herb. 16726. Auch Benoit erzählt hier nichts weiter.

240. Herb. 16763 ff. u. Anmerk. 16768 ff.

Fuiz sen est de lost por mer		Por qant nert il pas si segurs	
Ce truis lisant en ismaron	(170 <sup>b</sup> )	Qe qant li ciels estoit oscurs	
Ot lessie le paladion		Neust troiz cenz uassaus armes	10
A diomedes son ami		Chascune nuit lez ses costez	
Son conpaignon et son pleui	5	A lui garder com lor seignor	
Ne dotoit pas qilles uaissent		Autretel refont li plusor.	
Ne qe por force li tollissent			

Herb. 16773. Anm. Genau wie Herbort folgt hier auch Benoit (170<sup>b</sup>) der Erzählung des Dictys.

241. Herb. 16789 ff. Anm. Diese Worte auch bei Benoît (170<sup>b</sup>), der noch weiter hinzufügt:

Li rois olieus aiaus		Autretel rauroit li pluisor	
Ne reschapera mie a taus		A honte a mal et a dolor	
Dou temple minerue mosta	(170 <sup>o</sup> )	Et a essil et a torment	
Mar mi saissi mar mi toicha		Et a dehait de tote gent	10
La desse qiert et esploite	5	Seront liure li deu lotroient.	
Com des lor uiegne mescheoite			

242. Herb. 17001—9 u. Anm.

Maint gort maint gofre ont trespasse		La furent assailli et pris	5
Et maint torment et maint hore		Et mort et robe et ocis	
Tant qen mer adriaticon		En mains de plusors genz cheirent	
Paruindrent si com nos lison		Qi maint damage et lait lor firent etc.	

243. Herb. V. 17017—20 u. Anmerk.

La roiche est plaine et droite en aut		De lautre part li cort tigris	
A troiz costez batent les ondes	(171 <sup>o</sup> )	Cest uns des fluns de paradis	5
De mer hisdouses et parfondes			

244. Herb. 17029—51.

Danz anthenor sachiez deuoir	(171 <sup>o</sup> )	Bien le serui com aseignor	
Qe bien les sot toz iors auoir		Sens felonie et senz malte	
Ne si fist pas daus escurous		Bele et riche fu la cite	
Ne mal faissanz ne hainous		Chorchiere menelan ot nom	
De ses chiers auoirs lor presente	5	Par tot en ala lo renom	30
Molt imet son cuer et sa tente		Renomee qi por tot uole	
Qil ait del pais segurance		En a tenue grant parole	
A plusors daus fait aliance		Dient qe molt est ceaus bien pris	
Tant lamerent tant le ioirent		Cite ont riche et bel pais	
Qen lor demaine lacoillirent	10	De locise dou remanant	35
Tant par fu saiués et discrez		De la cite au roi priant	
Qainz qe li anz fust trespassez		Qi a troie furent remes	
Ot il a son comandement	(171 <sup>a</sup> )	Rechargierent puis onze nes	
Celui cui li pais apent		Tant exploiterent tant siglerent	
Apellez ert oendeus	15	Qa corchire droit ariuèrent	40
Rois estoit de gerbone et dus		Anthenor les a receus	
Hauz et riches et honorez		Sachiez molt furent bien uenus	
De celui parfu tant amez		Li un les autres recoillirent	
Qe prince en fist de sa maison		Et molt grant ioie sentrefrent	
Et de tote la region	20	En poi dore et en poi de tens	45
De tot le reaume enterin		Furent si fort li troiens	
Furent a lui si home acilin		Qe qis uolsist adomagier	
Pour le commandement dou roi		Ne de la terre fors chaocier	
Et anthenor li porta foi		Ne fust mie legier affaire	
Tant com il onqes pot meillor	25	Herb. 17052—57.	

Des or porois oir retraire  
 Coment cil de grece esplotierent  
 Qi per la haute mer nagierent  
 Sauoir a qel port il tornerent  
 Ne a qel port il ariuierent  
 Sauoir li qels furent chacie  
 Qel refuse qel essilie  
 Li qel robe li qel ocis  
 Tot ce qe me retrait dictis  
 Voldrai continuer apres  
 Hom qi uiue nora ia mes  
 A nulle gent ce auenir

## 245. Herb. 17115 ff.

Tant ot beu de mer salee (172°)  
 Toz en est planis gros et enfles  
 De grant peril est escanpes  
 A denz se gist sor le rochier  
 O il sofril maint enconbrier 5  
 Si pot estre prime de ior  
 Cist puet auoir ire et dolor  
 Trente set nes ia perdues  
 Foldre del ciel les ont tolues  
 Niot cele qi nalumast 10  
 Ni qi al fons de mer alast  
 Si home furent tuit peri  
 Et cil qi de mort sont gari  
 Cest por lor braz et per lor mains (172°)  
 Dont il font gouer nal et rains 15  
 Poi enestoit cest la ueritez  
 Qant dou ior parut la clartez  
 Et il orent la mer rendue  
 Qil auoient senz soif beue  
 Si resont por elz esforciez 20  
 Tant qester puent sor lor piez  
 Pui se qierent por la marine  
 Souent maldient lor destine

Qe uos porois mes hui oir.

Herb. 17070.

Ainz qe trapassast la semaine

Orent il sigle. ce lison.

De ci qe en mer egion

(172°) La lor est molt li tens changiez etc.

Herb. 17086—87 Anmerk.

Les nues damont fabaissierent (172°)

Qien en mer burent et chargierent

Voiant lor eaus li uent tornerent

Qi tencierent et estriuerent etc.

Lor seiguor treuent en haraine

Qi celz puet parler apaine 25

De la mer fu gros et enflez

Mar fu li tentples uioloz

Por cassandra qen fu saichie

Sen est minerue ensi uenchie

Qant qil fuissent riche et manant 30

Or sont il poure et pain qerant

Non ou il prengnent un disner

Ne ne seuent qel part aler

Ce les destruit ce les enserre

Qil ne conisoient la terre 35

La grant perte desmesuree

Qil ont eue et recouree

Prisent molt poi qant gari sont

Et non por qant grant duel en font

Se troien sont essilie 40

Cist mont gaire gaaignie

Ne troeuent mie lor chaptaus

Al roi oileus aiaus

Auint ensi com ge lai dit (173°)

Or si oez qe dit lescriit

Herb. 17134—95 Anmerk. Auch Benoît (173°—174°) erzählt die Geschichte der Ermordung des Palamedes ausführlicher und schließt (vergl. Anmerk. zu V. 17183—92):

Parmie la mer son li rochier  
 Li destroit et li enconbrier  
 La senbatent lauont hurter  
 La les couint a afondrer  
 Descloent ais. cheuilles bort

5

Ariue sont a maluais pert

Trestuit perissent a dolor

Haut sont li cri. grant sont li plor

Ainz qe del ior parust clartez

En i ot des mile afondrez

10

Sor les falaises ert nan plus		Les premiers furent depecies	(174 <sup>c</sup> )
Ou de sa gent dis mile et plus		Mes les autres sont resorties	20
Molt agari se tient li rois		Por les granz criz pil oirent	
Qant il se uenge des grezois		Ce qe il porent se guenchirent	
Telz mil roiches botent sor oes	15	Et la clartez dou ior reuint	
Qe ne traissent trente bues		Cest dont greignors pros lor auint	
Et qant çauient cas nez ataignent		Fuient la terre et les montaignes etc.	25
Totes de qassent et enfraignet			

246. Herb. V. 17226—51 Anmerk. Bei Benoît lesen wir die Erzählung, die Herbort, wie überhaupt das Ende seines Gedichtes, überaus gekürzt und dadurch oft ins Unklare gebracht hat, also :

Egial ert ce dit dictis	(175 <sup>a</sup> )	Et si prochein apertenant	
Fille ainz nee poliniciis		Orent proie diomedes	
Vn frere ot. cert assandrus		Cui parens, prochainz il ert pres	
Qi fu filz le roi adrastus		Qil la gardast sor tote rien	35
En tot le siegle trespasse	5	Et il dit si feroit il bien	
Nauoit un sol de son ae		Ja nauroit mal senz lui ne mort	
Plus bel cheualier ne meillor		Sil fu ocis niot nul tort	
Ocis fu el premier estor		Molt len pesa et fu seu	
Qe greu furent uers nule gent		Et esproue et coneu	40
Si uos dirons o. et coment	10	Qant entre mi ses enemis	
Alaler orent molt single		La o assandrus ert ocis	
Tant com lor plot et uint agre		A la chargier de sus son col	
Qe abocean torneroient		Puis sen dut il tenir por fol	
Por uiure et soier i prendroient		Car ainz qil fust fors de lestor	45
Ce uoistrent faire ni ot plus	15	Ot il soffert assez dolor	
Mais cil qi nert rois thelephus		Plaies mortels et cous pesans	
Le lor uea ce qe il poit		Li deaus qil enfist fu molt grans	
Fiere bataille et dure ioit		Por qant si fu il molt blasmez	
Trois iors dura ce truis entiers		Car male gent distrent assez	50
Molt par iot morz cheualiers	20	Por ce qil erent parçonier	
Cist assandrus frere egial		Del regne lui et sa moillier	
Si contint bien come uassal		Voloit il bien qil fust ocis	
Merueille i fist molt i fu proz		Por ce qe del tot fust saisis	
Sachiez le pris en ot de toz		Ensi por ce qoi auez	55
Mes thelephus li fors li granz	25	Fu molt haiz cest la ueritez	
Locist dune spee enlançanz		Sa feme la suer assandrus	
Se fust chose qa troic alast		Dit qe ses sire ni ert il plus	
Ne qe il armes i portast		Si com dictis conte et retrait	
Redotee fust molt sa lance		Trestot ensi le liont fait	60
Se il eust bone segnance	30	Refusez fu et essiliez	
Si ami et si bien uoillant	(175 <sup>b</sup> )	Et de la terre fors chaciez.	

Herb. 17261. Anm. Benoît: Frigona lapeloit lon

Herb. 17299. Anm. Auch Benoît erzählt wie Herbort, doch etwas ausführlicher und deutlicher.



des Orestes an Clytämnestra und Ägisthus. Bl. 177 beginnt mit V. 17456 bei Herbort.

249. Herb. 17521 Anmerk. Bei Benoît richtig:

En icel tens senpres apres (177<sup>a</sup>) Ariua en crete ulixes.

Herb. 17533.

En dous nez de merchaans Qe il loa dous cenz besans

Herb. 17544—54 nicht bei Benoît. Die Erzählung wird bei Benoît nicht dem Ulysses in den Mund gelegt, erst später (s. unten) geht sie in die oratio recta über.

Herb. 17571 u. Anmerk.

Lestrignonan et ciclopam Frere estoient andui germain etc.

Herb. 17629—82 wird von Benoît (178<sup>a</sup>—179<sup>b</sup>) noch ausführlicher erzählt als bei Herbort.

250. Herb. 17674 ff. Anmerk.

Mes ici uos dirons apres		- Ne li pot rien bastir ne faire	
Com faitement dans vlixes		Des qe il uelt qil prisast gaire	
Se departi de la roine		Les oeures ses coniuirisons	
Qi uers lui ert del tot acline		Ses charaies et ses poisons	
Sele sot des ars il en set plus	5	Ne li ualurent pas un ail etc.	10
Si qe en li ot le desus			

251. Herb. V. 17691 ff. u. Anmerk.

Por son engien et sa grant cure		Car ainc tant ne sot pener	
Sen eschanpa danz vlixes		Qi li peust ses ars fauser	
Ainc tel paor ce dit not mes		Ne desfaire sa poine non.	
Come de ce qel detenist		Qant fu hors de la prison	
Car iames ior ne sen partist	5	Molt sen fist liez molt fu ioious.	10

Herb. 17695 Anmerk.

A un oracle preciaus		La uelt sauoir qe deuenoient	(179 <sup>a</sup> )
Si uertuous et si sacrez.		Les armes qi des cors partoient	
Qe les deuines poestez		Ce qil enqist soit et oi	20
I donoient certainz respons		Et il qant diluec se parti	
La uint o toz ses compaignons	15	Fier pas ot un a trespasser	
La firent sacrefiemenz		Ce fu la seraine de mer etc.	
Si com il sorent bels et genz			

17712. Benoît erzählt hier wie Herbort, nur etwas ausführlicher.

La conuint vlixes passer		Ne por elles nen troblia	
La en oi chanter cinc cenz		Son cors uerai et droiturier	
La fu apati sans ses senz		Plus en ocistrent dun milier	
La fist tel art et tel meistrie	(179 <sup>a</sup> )	Qi as nes souent se prenoient	10
Cainc un sols de sa compaignie	5	Et qi perillier les uoloient	
Nes pot oir ne nesgarda		Cil perilz lor dura assez	

Mes por grant senz sqnt eschanpez		Entre scillam et caribdin	
Ainc genz neschanpa mais de taus		La o sont li nonblil de mer	20
Mais comence lor granz maus	15	Qe riens nes puet ainc trespasser	
Et lor martire et lor dolors		De qinze leues o de plus	
Ici ot assez duel et plors		Nest riens qi ne ueigne al pertus	
Conte quil fu pres de la fin		Al goffre et al sorbisement etc.	

## 252. Herb. 17745 ff.

O fenice sont reparans	(180 <sup>a</sup> )	Entre moi et mes compaignons	15
Cest un pueples qe de ne sert		Ensi fait il mest auenu	
Bien se porchace et bien se siert		Et ensi ai le mien perdu	
Qi entraus est mors et sanz falle		Ensi est ale de ma gent	
Vers toz ceuz ont guerre et bataille	5	Et de mon auoir ensemment	
Qil de rien puent sormonter		Ensi ma demene fortune	20
Vslage sont toz iors permer		Qi molt me fait duel et rancune	
Ce dist dans vlixes por uoir		Trop ma este lonc tens orible	
Qe cist orent si son auoir		Et trop paruerse et trop penible	
Cainc un denier ne len leissierent	(180 <sup>b</sup> )	Poi ma lessie tot matoloit	
Trop laidement de doumagerent	11	Deceus est qi en lui croit	25
En lor chartre lont retenu		Jamais ior ne me fierai	
Mes puis en ont merci eu		Por tant de uie coniaurai.	

Herb. 17756:

Et si la tot droit enuoje A alenzon al roi uaillant.  
 Später: *roi arceon* und zuletzt (181<sup>a</sup>): *alceon*.

253. Herb. 17781—85, etwas weitläufiger bei Benoît (180<sup>a</sup>):

Vlixes a ben espie		Puis li a dit qil taise bien	
Toz les estres de ses maisons		Mes qil li die mot a mot	
Celer fist toz ses compaignons		Et cil li a reconte tot	15
O la grant ioie qil demainent		Li qiel i sont et li qel non	
Qi per penelope se painent	5	Ne sai qe uos alongesson	
Tel noise font et tel deduit		La nuit qant il furent colche	
Toz li pais entor en bruit		Tuit hetie et tuit eniure	
Sonent harpes et uieles		Les a vlixes decolez	20
Thelemacus sot les noueles		Nen est uns toz seulz eschanpez	
Qe ses peres estoit uenus	10	Tuit furent mort et detrenchie	
Molt tost sen est a lui corus		Ensi senest la nuit uengie etc.	
Joie li fi fist sor tote rien			

Es folgt die Erzählung von Ulysses Empfang unter den Seinigen.

Herb. 17800 Anmerk.: Poliberus lont apele.

254. Herb. 17846—88 Anmerk. Auch bei Benoît erzählt hier *Cassandrus* die Ursache der Feindschaft zwischen *Acastus* und *Peleus*:

Vne laide oeure uns grans tribous	(181 <sup>a</sup> )	Après lor dist confaitement	
Lais et mortals et hainous		Il sarmerent premierement	

Antre lui et roi pe lens	5	Qi i furent i carolèrent	
Bien a trente set anz et plus		Et si desduistrent et chanterent	20
Et ce fu qant il prist thetis		O uois dolces et acordans	(181 <sup>a</sup> )
En la maison dan chinonis		Et o instrumenz cler sonans	
O tuit li roi qi erent ne		Les nonz as damadex des ceaus	
Furent somons et aioste	10	Por chanterent o son noueaus	
A festoier a ioie faire		Les roines et les puceles	25
De totes en fu ce lamaire		Et les proisies damoiseles	
Car come deu le celebrent		Qi treschierent et firent gas	
Et tuit ensemble festierent		Furent apelees musas	
Coment le puet cors porpenser	15	Ne lor puet len graindre honor faire	
Ne establir ne deuiser		A mil anzlor a len retraire	30
Come qe tuit li roi enfin		Qe ce fu le conuie as deus	
Et li prince et li deuin		Ainc mais ne fu ne niert mais teus.	

## 255. Herb. 17912.

Resont a un port ariue	(182 <sup>a</sup> )	Molt perillouse et molt parfonde	5
Qi estoit apellez por non		Pleine despine et de coldreaus	
Ce mest auis sapeliadon		Et daiglentiers et dolmeaus	
. . . . .		Molt est reonde et bien erbue	
Vne fosse a trouee reonde		Et molt iot petite eissue etc.	

17923—31 steht nicht bei Benoît.

256. Herb. 17971 ff. Bei Benoît fragen die beiden den Pirrus, woher er komme, wer er sei; er erzählt ihnen ungefähr, was Herbort in V. 17979—85 kurz andeutet, worauf jene ihn einladen, mit ihnen jagen zu gehen:

Cil li dient qo aus sen ueigne	(182 <sup>o</sup> )	Luns des freres chaça premiers	
Et qo aus se stace et se tiegne		Et li autres uint per deriers	
Bien li feront ni faudra mie		Delez lui sacosta pirus	15
Et cil uers aus molt sumelie		Senpres la mort ie nen sai plus	
Vn cerf trouerent maintenaut	5	Après raint le premerain	
De quinze rainz molt fier et grant		A un sol cop fors de sa main	
Les muetes li ont descoplees		Li a la teste fait uoler	
Baudes et bien entalentees		Des or se puet li cers aler	20
La chace commença si belle		Ne sera plus seguz per els	
Lais de rote ne de uiele	10	Trop iest li siegles fels	
Ne uausist tant a escouter		Et sera tant com il dura	(182 <sup>a</sup> )
La granz foreste retentist cler		Ja autrement ne finera.	

257. Herb. 18048—84 steht nicht bei Benoît, sondern:

Achastus mue la color	(183 <sup>a</sup> )	Ne hai autre mortelment	
Dire trestrenble et de dolor		Qil plus neptolemus. ne hee	
El chief si alument li oil		La cort en son poing nue se spee	
Iriez et fel et plainz dorgoil		De lui ocire couoitous	
Onqes riens plus amerement	5	Volentif et desirous	10

(Herb. 18085 ff.)			
Thetis estoit fille achastus		La uetre granz mesaventure	
Et feme espose peleus		Ne uetre mors ne puet targier	
Iluec estoit a icel ior		De uetre cors se uelt uengier	35
Vouue qerre son seignor		I la grant droit qel feissiez	
Ja sauoit bien qe dit li ere	15	De lui se fairel poussiez	
Qe mort estoient si dui frere		Tot autretant il le seit bien	
Seit qe ia riert ses pere ocis		Ne te puet garir nulle rien	
Leue li cort part mi le uis		Vois le uenir ia est molt pres	
Orient et cuide ia li soit fait		Cent cheualier eslit et mes	40
La cort tot droit et la sen uait	20	Li siuent pres de son bon faire	
Plore des eaus molt est marie		Ici sera sa force maire	
Qant il la uit tantost sescrie		Co est ce cuit bien est senblant	
Cuuers fait elle desfae		Plore thetis. et fait duel grant.	
La uetre grant malignite		Soit achastus son desconfort	45
Et uetre cruelz felonie	25	Soit qil ne puet garir de mort	
Vos fera ia perdre la uie		Ot qil a perduz sez douz fiz	
Li uetre niez <sup>1</sup> . . . . .		Fait li li cuerz et leperiz	
Vos a ociz menalippus		Pasmez chai enmi la place	
Et plistene. uos filz les genz		Et thetis son neuueu enbrace	50
Les chiez trenchiez mors et sanglenz	30	Les eaus li bese et le menton	
Gisent de qa molt est obscure		Ne puet dire ne o ne non	
		Qant le remire et le uoit etc.	

(Herb. 18092 ff.) 18125 Benoît (184\*), der die Erzählung weitläufiger gibt, erwähnt auch noch die Bestattung der von Pirrus getödteten Söhne des Acastus.

258. Vor Herb. 18134 erzählt Benoît (s. Anmerk. 18196):

Ce qe me reconte dictis	(184*)	Desterre lont ie nen sai plus	
De roi menon qi fu ocis		Trestoz curez ont les os pris	
Porez oir sel comandez		Les ont en un uaisel dor mis	20
Vne seror ot belle assez		Et de son sanc plain un buat	
Et riche dame et honoree	5	Oure dun iagonce granat	
Qi helcine estoit apelee		Sacrefie ont hautement	(184 <sup>b</sup> )
Ceste en fist duel cestelama		A toz les dex communalment	
Et nuit et ior le regreta		Qil li facent uerai perdon	25
Ne pot garir ne reposer		Si qe sarme ait beneizon	
Por lui qerre se mist en mer	10	En mer reintrerent tant inagierent	
Assezot o soi compaignons		Qen lor terre repairierent	
O uoiles et o nauirons		Palioton lont apelee	
Ont tant sigle qil ont port pris		De tote richeze assasee	30
La ou il ert en terre mis		Et replenie de toz bienz	
Riche saqueu auoit et bel	15	Ne saraçins ne cristienz	
Dor et dargent fait aneel		Ne uit onges lel apareil	
Seuliz ert lez troillus		De charboncle et dor uermeil	

<sup>1</sup> Leere Stelle. Auch weiter unten ist der Name Pirrus im Reimé weggelassen.



Des qaconpli ot son talent		Tant apristent et tant courent	60
Per tessale sen uint thetis		Sor toz autrez iouencaas furent.	
Et peleus ce dit dictis	35	Elz ne sont de rien forlignie	
Andromaca uirent enchainte		Molt furent saue et afaitie	
Jaune la color pale et tainte		Molt ot en els bone atendance	
De lor neuen est si nont ioie		Cheualier furent sanz doutance	65
Ouec le fil hector de troie		Hardi et preu et ennore	
Laomendonta. le iouencel (185°)	40	Et coneu et renome	
Qi tant sera et proz et bel		Por elz refu puis la lignie	
Les enmenerent ouec elz		Tote resorse et rensaucie	
Por orestus qi tant est felz		Et li chaitif li essillee	70
Et por la feme qi les heit		Fors de seruage et consellie	
Tant com onques elle puet ne seit	45	Por auz dous lor uint le socors	
Nen seront mes poesteis		Dont il orent les grans honors	
Qe bone dame fist thetis		Et les granz terres renomees	
A molose fu lenfens nez		Qi puis furent repueplees	75
Qi de pirus fu engendrez		Por le fil pirus solement	
Et si par fu sor autres beaux	50	Acillides li preu ligent	
En poi dore fu beaux tosseaus		Furent pui li chaitif de troie	
O le fiz hector ot amor		A grant honor et a grant ioie	
Riens o autre ne not greignor		Son frere fist porter corone	80
Sachiez de uoir bien rasenblerent		Ensi li uait cui dex li done	
La franche orine dont il erent	55	De li uos poroit len molt retraire (185°)	
Des bons peres. des ancessors		Mes desor uoldrai achief traire	
De toz enfanz erent les flors		De ceste oeure nos merueillies	
Oelz not mestier norezon		Si ie en sui las ne trauailliez.	85
Des qil orent senz raison			

## 261. Herb. 18214—15.

Nature humaine trespasloit	(185°)	Forme dome ni montoit rien	
Mes as dex pas ne si galoit		Entre la nature deuine	5
Meninz beaux estoit mes ce seit bien		Et lumaine ert le soie fine.	

Herb. 18227. Auch Benoît geht hier (186°) von der dritten in die erste Person über :

Et si me disoit vlixes		Cest chose de bien esloignie	
Sachiez cest conuinctions		Maldite et escomenie	
Cist uoloirs cist assenblisons		Ainc plus dolorose assenblee	
Qe de moi et de toi desires		Ne fu retraite ne contee.	
Ce sont dolors et plainz es ires	5		

## Herb. 18234 ff.

De sus le fer dune lance		Dos de poisson de mer sales.	
Portait une corate ouree			

## Herb. 18241 ff.

Ce me mostroit mes ne sauoie		Qe ce ert denpire conissance	(186°)
Ne autrement ne lenqeroie		Et si aperte demonstrance	



gemälde, deren diese Handschrift sehr viele und schöne enthält, den Text unterbricht. Ein Blatt fehlt in der fünfzehnten Lage, nach Blatt 145; zwei in der achtzehnten Lage, nach Blatt 170 und Blatt 176. Da nun die letzte Lage zwei Blätter mehr enthält als jede der übrigen, so berechnet sich der Umfang dieser ganzen Handschrift auf 189 Blätter. Den des ganzen Gedichtes gibt Paulin Paris auf 30,000 Verse an.

\* \* \*

Ich kann nicht umhin, beim Schlusse dieser Abhandlung noch auf die mit großem Fleiße ausgearbeitete „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen“ (I. Thl., Leipz. 1854. 8.) von Carl Leo Cholevius zu verweisen, in welcher die Umgestaltung, welche das antike Epos unter dem Einflusse der romantischen Poesie des Mittelalters erfahren, gründlich dargelegt und namentlich auch das gegenseitige Verhältniss Herborts, Konrads, Guidos und auch Benoits, soweit dies für den letzteren nach den bisher gebotenen dürftigen Stellen möglich war, bis in Einzelheiten hinein genau nachgewiesen ist. Jedenfalls wird schon derartigen Forschungen der hier gebotene Auszug aus Benoits Gedicht, der uns, in Ermanglung eines vollständigen Abdruckes, einen tieferen Einblick in jene wichtige romanische Quelle verstattet, nicht unwillkommen erscheinen.

---

### DIE VERLORNEN BLÄTTER DES ULFILAS SIND WIEDER GEFUNDEN.

---

Die schon durch deutsche Blätter gelaufene Nachricht über die merkwürdige Wiedererlangung der verloren geglaubten Blätter des Ulfilas in Upsala geben wir hier wörtlich nach der Post-och Jurikes Tidningar Stockholms vom 13. Januar (Nr. 10):

„Codex Argenteus.

„Hiermit wende ich mich an die Bereitwilligkeit der Redactionen, eine für die gelehrte Welt wichtige Neuigkeit zu veröffentlichen.

Die zehen (10) Blätter des Codex Argenteus, deren Verlust im J. 1834 entdeckt ward, sind wieder zurückgekehrt. In den ersten Tagen dieses Monats wurden sie mir von Jemand auf dem Krankenlager (nicht Todtenbett, wie die Zeitungen sagen; es steht *sjuksäng*) übergeben und befinden sich bereits auf der Universitäts-Bibliothek zu Upsala. Von dem, der die Blätter innegehabt, erhielt ich sie ohne Zeugen. Das verehr-

liche Publikum (*allmunteten*) wird demgemäß die Unmöglichkeit für mich einsehen, unter solchen Umständen demselben mit weiteren Aufschlüssen sowohl über die Person, von der mir die Blätter übergeben wurden, als in Betreff näherer Umstände zur Hand zu gehen. Genug, die Thatsache von der Rückkehr der Blätter ist gegeben; sie sind alle in Gegenwart des stellvertretenden Bibliothekars, welcher des abwesenden ordentlichen Bibliothekars Stelle vertrat, dem Rector der hohen Schule überwiesen und darnach unmittelbar zur Bibliothek überliefert und an der Stelle im Codex wieder eingelegt, welche sie vor dem Verschwinden eingenommen hatten.

„Während der mehrjährigen Trennung vom Codex haben diese zehn Blätter, die alle zum Evangelium Marci gehören, so weit dies jetzt überblickt und vermuthet werden kann, keinen Schaden gelitten, sondern können als in gleicher Ordnung mit den übrigen Blättern des Codex betrachtet werden. Soweit es die Umstände zulassen, beabsichtige ich im Sommer dieselben herauszugeben und zu diesem Endzwecke diejenigen Blätter meiner Codexaufgabe umdrucken zu lassen, wohin die nun wiedergefundenen Blätter gehören. Die bezweckte diplomatische Genauigkeit der Ausgabe fordert diesen Umdruck. Diese Blätter enthalten übrigens mehrere für die Sprachforschung wichtige Bestätigungen und Aufschlüsse, welche derselben unfehlbar zu Gute kommen werden, da man nun glücklicher Weise der Urkunde unmittelbares Zeugnis hat.

„Der Codex Argenteus ist somit nun wieder auf dieselbe Anzahl von 187 Blätter gestellt, die er im Jahr 1669 hatte, als er von Magnus Gabriel de la Gardie der Upsalaer Bibliothek geschenkt wurde. Irrthümlich haben jüngst wie im Jahre 1856 zwei deutsche Herausgeber des Ulfilas eine von Löbe vor 20 Jahren zweifelhaft geäußerte Vermuthung wiederholt, daß noch ein eilftes Blatt, zum Matthäus gehörend, fehle. Das Vorhandensein dieses Blattes habe ich ausdrücklich in meiner Ausgabe angemerkt. Dieß Blatt hat sich alle Zeit im Codex befunden und findet sich noch darin.

„Die wirklichen Verluste, welche der Codex erlitten, belaufen sich genau auf 143 Blätter. Aber diese Verluste fallen sämmtlich in die Zeit vor 1648, als der Codex das erstmal schwedisches Eigenthum ward.

UPSALA, den 11. Januar 1857.

A. UPPSTRÖM.“

Daß der das erstmal bei Übrumpelung des Hradschin kurz vor dem westfälischen Frieden zu schwedischem Eigenthum gewordene Codex Argenteus wieder solchen Ersatz erhalten, hat gewiss Jeden aufrichtig erfreut, auch diejenigen, die sich über das Schlußblatt des Matthäus geirrt haben; namentlich wenn sich entscheiden wird, daß Mrc. 6, 19 wirklich *vaisvör* und weder *náivör* noch gar *nais vor*, und ob 2, 16 *fraurhtaim*, 7, 26 *saurinifyníkiska* u. s. w. steht. Immer werden wir Uppström auch für die rasche neue Gabe dankbar sein.

BERLIN, am 3. Februar 1857.

H. F. MASSMANN.

## ZUR DEUTSCHEN HELDENSAGE.

VON

LUDWIG UHLAND.

## 1. SIGEMUND UND SIGEFERD.

Eine vielberufene Stelle des Beowulfliedes (Ausg. von Thorpe 1739 ff.) betrifft den Drachenkampf des Wälsings Sigemund. Fällt auch die Abfassung des Gedichts um Jahrhunderte später, als die Einwanderung der Angelsachsen und als ihre Bekehrung zum Christenthum, von dessen mildem und sittlichem Geiste der Erzähler durchdrungen ist, so haftet jenes doch seinem Hauptbestande nach an den Nachbarländern der altanglischen Heimat, Dänemark, Jütland, Westgothland, mit einem Worte des Liedes: den 'Scedelanden' <sup>1)</sup>, und an dortiger Heldensage aus heidnischer Vorzeit. Episodisch wird aber auch die deutsche Nordseeküste hereingezogen und Helden dieses Bereichs sind eben Sigemund und sein Neffe Fitela. Nachdem Beowulf den mörderischen Meerunhold Grendel durch Abreißung des Arms aus der Halle des Dänenkönigs Hrodgar vertrieben hat und hierauf die Spur des Todwunden bis zur See, in deren Grund er sich verblutet, verfolgt worden ist, erhebt auf dem Heimritt, zur Abwechslung mit den Wettrennen der rüstigen Jugend, einer der Königsmänner, alter Sagen und Sänge kundig, den Preis Beowulfs, dessen Heldenthat er denen Sigemunds an die Seite stellt. Er hat deren manche noch unbekannte gehört, Kämpfe und weite Fahrten, Feindschaften und Frevel, einzig mit Fitela vollführt, namentlich erzählt er: wie diese beständigen Nothgesellen, Oheim und Neffe, viele des Jütenstammes <sup>2)</sup> nie-

<sup>1)</sup> Beow. 38: *Scede-landum in.* Vgl. Bouterwek, Germ. 1, 386 und in der Zeitschr. f. d. Alt. 11, 67.

<sup>2)</sup> Beow. 1771: *Eotena cynnas*; die Drucke von Kemble und Thorpe setzen *eó* ebenso wohl wenn von Riesen oder andern Ungethümen die Rede ist (224 ff.: *eótenas and ylfe, | and orneas, | swyles gíantas.* 846: *eótena cyn = 848: niceas.* 1341 und 152: *eóten, Grendel*), als wo der Zusammenhang die Jüten, den Volksstamm, erheischt (außer 1771, s. 1809 und 2294: *mid Eotenum 1, 2184: Eótena treówe.* 2180 und 2286: *Eótena bearn*); für beide Fälle ist nicht der Diphthong *eó*, sondern die Brechung *eo* anzunehmen, dieses Gleichlauts unerachtet (über die verschiedene Abstammung s. Sprachg. 736 f.) besteht aber nicht derselbe Grund des gemeinsamen *n* für *eotenas* und *Eotenas = Eotas*, erstere sind die Mehrzahl von *eoten* m. altn. *iótunn*, dagegen ist *Eotaland* bei Alfred (Beda 4, 16) *provincia Iutorum*, Wids. 54 hat *Ytas = Eotas*, altn. *Iotar*, die ags. Chronik (Ingr. 14) aber auch *Iutnacynn*, und bei Alfr. lautet eine andere Lesart *Ytena land*, zur Bezeichnung des Volkes und Landes. Gleichweise wechselt in andern Volksnamen starke mit schwacher Form, Beow. 2418 und 5816, auch Wids. 137: *Frysum* neben Beow. 2191: *Fresona cyn*, 2212: *Frisna huyle* (Sprachg. 669); Beow. 5816 und Wids. 59. 137: *Francum* neben Beow. 2424: in *Franena fæðm*; ebd. 416: *Geata leóða* etc. (vgl. Wids. 117) neben 891: *Geotena leóða* und dem nom. sing. *Geata*, 1207 etc.; Wids. 63: *Syegum* neben Finnab. 49: *Soegona leóð.*

derstreckten und wie für Sigemund besonders hoher Nachruhm erwuchs, seit er den Wurm erschlagen, den gierigen Hüter des Horts, unter grauem Steine, er allein, ohne Fitela, nur mit des durchbohrenden Schwertes Hülfe (vgl. 5744), worauf er mit dem leuchtenden Schatze das Seeboot belud, der Sohn Wälses, der Recken berühmtester weithin über das Menschengeschlecht, der Kämpfenden Trost, fruchtbarer an Heldenthaten (1804 f. vgl. mit 47—50), denn nachmals Heremod, der in der Jüten feindliche Gewalt kam, während bei den Scyldingen (Dänen) Volk und Fürstensöhne schutzlos blieben.<sup>3)</sup>

Das Verhältniss dieser kurzen Angaben zu den altnordischen und deutschen Überlieferungen ist mehrfach erörtert worden,<sup>4)</sup> dabei blieb zwar die Bekanntschaft des angelsächsischen Dichters mit den in der Wölsungensage dargelegten Abenteuern Sigmunds und Sinfötli nicht unbemerkt,<sup>5)</sup> zugleich aber stellte sich die bedeutende Verschiedenheit hervor, dass im Beowulf die Erlegung eines schatzhütenden Wurms dem Vater Sigemund beigemessen wird, die man auf den Grund der anderwärtigen Meldungen lediglich dem Sohne Sigfrid anzueignen und für einen wesentlichen Theil seiner Sage anzusehen gewohnt ist. Dennoch kann jenes alte, bestimmte, auf reichere Kunde von Sigmunds Thaten sich berufende Zeugniß nicht leichtthin abgewiesen

<sup>3)</sup> Die Anknüpfung an Heremod läßt ungewiss, ob dieser überhaupt nur, zu seinem Nachtheil, mit Sigemund und Beowulf verglichen werden sollte, wie mit letzterem nochmals späterhin (3423 ff.), oder ob nicht Sigemund und Heremod zuvor auch Kriegsgenossen wider die Jüten waren. Im Hyndlaliede (Str. 2, Munch 67) sind sie, als von Odin mit Waffen Begabte, zusammen genannt.

<sup>4)</sup> Außer den Erklärern des Beow. s. besonders W. Grimm, Heldens. 14 ff. und J. Grimm in der Zeitschr. f. d. Alt. 1, 2 ff. Zu den an letzterem Ort aufgewiesenen ahd. Namen *Welsune* und *Sintarfesilo* kommen noch: in einer salzburg-kärnt. Urk. von 928 einfach *Fissilo* und in einer solchen von 930 *Uuelisinch* (Arch. f. Kunde österr. Geschichtsquellen, 3. Heft, Wien 1849, S. 18 f., vgl. Mone, Anz. 5, 484. Ebd. Untersuch. 97); die Form *Sintarfessil* (Urk. von 909, bei Ried) zeigt bereits den Übergang von *fasil*, *petilus*, in das nahelautende *fessil* m., *fasciola*, *balteus*, *faidilus* (Graff 3, 736 f.), und in diese Richtung fällt wohl auch das im 15. Jhd. erscheinende Wort *schintfessel* m. Trossbube, Lotterbube (vgl. Schmeller 3, 371. A. Keller, Schwänke 46: Gegensatz von *konig* und *schintfessel*. Ebd. Fasnachtsp. 254, 18: *du schintfessel!*). Für J. Grimms Auffassung *fasil*, *petilus*, im Sinne der gefleckten Mischart, der unechten Abkunft (Sinfötli war Sigmunds Sohn und Neffe zugleich, Fornald. S. 1, 135: *hann er bæði sonarson ok dótturson Völsungs konungs*, vgl. Sæm. 87, 40: *stiupr vartu Siggeirs*), aber auch für frühes Überspielen in die Bedeutung *fasciola*, spricht schon eine Stelle bei Paul. diac., hist. Langob. (Aug. Vind. 1515) 1, 24: *Tunc regis alter qui aderat filius . . . Langobardos injuriis lacessere cepit, asserens, eos, quia suris inferius candidis utebantur fasciis, equabus, quibus cruretenus pedes albi sunt, similes esse, dicens: fetiles sunt equae, quas simulatis* (vgl. gl. Trev. bei Graff 3, 426: *petili qui albos pedes habent*) etc. Ein Held konnte gleichwohl *Fitela*, *Sinfötli* heißen, wie der normännische Eroberer sich selbst nannte: *ego Wilhelmus, cognomine bastardus* (d. Wörterb. 1, 1150).

<sup>5)</sup> Der von beiden gemeinsam verübten Frevelthaten ist im Beow. mit demselben Worte gedacht (1762: *fæhðe and fyrena*), unter dem sie im Helgiliede dem Sinfötli vorgeworfen werden (Sæm. 87, 40: *gürðir þik frægjan af firinverkum*, Heldens. 16, im Beow. ist der Aureim *fæhðe and frone* formelhaft wiederkehrend: 274. 308. 4953).

oder durch bloße Verwechslung erklärt werden (vgl. Heldens. 16. 132). Selbst die deutschen Lieder, nach welchen Sigfrid einen Lindwurm oder Flugdrachen tödtet, lassen ihn nicht diesem, sondern den Nibelungssöhnen, den Hort abgewinnen. Die vornehmste Gewähr aber findet das Anrecht Sigemunds im Zusammenhang und der Bedeutung des ihm zugetheilten Heldenwerks.

Der Kampf mit dem Drachen ist ein vieldeutiges, je nach Volks- und Landesart manigfach angewandtes Sinnbild. Zu der gleichfalls altherkömmlichen Verbindung des Drachen mit dem Horte lag der erste Anlass darin, dass die Schlange, als Bewohnerin der Erdhöhlen und Steinklüfte, mit ihren immer offenstehenden Augen, über dem unterirdisch verborgenen Gold und Edelgesteine zu wachen schien.<sup>6)</sup> In ihre Gestalt verwandelt sich dann auch der Mensch, der missgünstige und argwöhnische Hüter seines aufgehäuften Schatzes; so in der Sigurdsage Fafnir, der giftsprühend auf dem an sich gerissenen Vatererbe liegt (Sæm. 106<sup>a</sup>. 108<sup>a</sup>. 109, 18), und noch einer der tapfern Jomswikinge, Bui, der von seinem geenterten Schiff, in jeder Hand eine Kiste, über Bord sprang und versank, weshalb die Sage gieng, er sei zur Schlange geworden und liege auf seinen Goldkisten (Jömsvik S. c. 44, Fornm. S. 11, 139, vgl. ebd. 6, 143), angedeutet ist die Verwandlung auch bei Sigemunds Drachen: 'der Unselige hatte mit Kraft errungen, dass er des Ringhortes genießen sollte nach eigenem Bedünken' (Beow. 1790 ff.). Dieß sind allgemeinere Sagenzüge, für das Beowulflied aber taugte Sigemund in der besondern Eigenschaft als Seeheld. Er holt den Drachenhort zu Schiffe und in der altnordischen Saga, wie in den betreffenden Stücken der Lieder-*edda*, erscheint das Reich der Wölsunge überall als ein Küstenland, ihre Ausfahrten geschehen zur See und ihre Feinde legen mit der Flotte an, den todtten Sinfütli trägt Sigmund in den Armen nach einer Seebucht; dieses Reich wird bald *Hínaland* genannt, bald kenntlicher *Frakkland*,<sup>7)</sup> und in der Zeit, da der Volksname Franken kaum erst aufgetaucht ist, um das Ende des 3. Jhd., hat dieses Volk von seinem niederländischen Gebiet aus sich bereits durch kecke und weitschwärmende Wikingfahrten ruchtbar gemacht.<sup>8)</sup>

<sup>6)</sup> Phædr. fab. 4, 119: — *ad draconis speluncam intimam, | custodiebat qui thesauros abditos etc.* (schon als Bild des Geizes). Festus de signif. verb. L. 4: *dracones . . clarissimam dicuntur habere oculorum aciem, qua ex causa incubantes eos thesauris custodias causu fuerunt antiqui.*

<sup>7)</sup> Sæm. 97: *Sigmundur Völsungsson var konungr á Frakklandi etc. Fór Sigmundur þá suðr í Frakkland til þess ríkis er hann átti þar.* Sn. Arn. 1, Forn. 26: *Em þriddi son Odins er nefndr Siggí, hans son Verir. Þeir langfedgar réðu þar fyrir, er nú er kallað Frakkland, ok er þaðan sú ætt komin, er kölluð er Völsungar* (vgl. Fornald. S. 1, 320. 323).

<sup>8)</sup> Mamert. genethl. c. 7: *transrhenana victoria et domitis oppressa Francis bella piratica Diocletianum votorum compotem reddiderunt.* Eumen. paneg. Constantio s. 18: *Recursabat quippe in animos illa sub divo Probo et paucorum ex Francis captivorum*

Nirgends jedoch wurde das Wikingwesen schwunghafter und anhaltender betrieben, als von den Nordleuten, es galt für einen Hauptberuf der Rüstigen. Nordische Könige und Königsöhne, selbst den heiligen Olaf nicht ausgenommen, beteiligten sich eifrig an der Beutefahrt (Zeuss 522 f.), man hieß das: sich Gut und Ruhm erwerben.<sup>9)</sup> Zugleich ist nun auch in den Sagen des Nordens der Drachenkampf um den Hort, wie beim Wälsing Sigemund, ein Schiffabenteuer, das von den namenkundigsten Helden der Vorzeit bestanden wird. Saxos Frotho I. sinnt auf Mittel, bei Erschöpfung des väterlichen Schatzes sein Kriegsvolk zu erhalten, und fährt sodann, auf den Anruf eines Mannes, in dem sich Odin errathen lässt,<sup>10)</sup> allein wie Sigemund, nach einer Insel, wo er dem giftspeienden Wurme, der den Hort im Berge bewacht, denselben abkämpft und im Schiffe heimbringt;<sup>11)</sup> gleichen Inselkampf berichtet Saxo von Fridlev II. (6, 271 f.) und noch Ragnar Lodbrok, der gewaltigste Seekönig und das Haupt eines heerfahrenden Geschlechts, beginnt, obgleich auf der Grenze geschichtlicher Zeit stehend, seine Laufbahn vorbedeutsam mit der Erlegung eines goldbrütenden Lindwurms (Fornald. S. 1, 237 ff. Sax. 9, 443 f., vgl. 7, 334 f.) Schon diese Zusammenstellungen mögen die Ansicht begründen, dass Wikingbeute und Drachengold dasselbe seien, doch kann noch ein besonders anschaulicher Fall zur Bestätigung dienen. Das isländische Landnamabuch meldet einfach, dass Thorir, der Sohn eines der ersten Einwanderer, auf Kriegsfahrt in der Finnmark Gold erlangt habe und fortan ein mächtiger Mann gewesen sei, von diesem Goldthorir gibt es aber eine eigene, im Landnamabuche selbst genannte Saga, in welcher das Abenteuer so überliefert ist: der mittellose Thorir wird im Traumgesichte von einem Verwandten, König Agnar, nach den Finnmarken gewiesen, wo der Wiking Wali in Drachengestalt über

---

*incredibilis audacia, qui, à Ponto usque correptis navibus, Græciam Asiæque populatâ, nec impune plerisque Libyæ litoribus appulsi, ipsas postremo navalibus quondam victoriis nobiles ceperant Syracusas, et immenso itinere perrecti oceanum, qua terras irrupit, intraverant, atque ita eventu temeritatis ostenderant, nihil esse clausum piraticæ desperationi, quo navigiis pateret accessus. Nazar. paneg. Constantino c. 17: *Franei ipse, præter ceteros truces, quorum vis, quum ad bella efferresceret, ultra ipsum oceanum motu furoris evecta, Hispaniarum etiam oras armis infestas habebat etc.* (Zeuss 329. W. Wackernagel in der Zeitschr. f. d. Alt. 9, 575).*

<sup>9)</sup> S. Hákon. göða (Heimskr.) c. 4: *kann (Eiríkr) herjadi um Skotland ok Sudreyjar, Irland ok Bretland, ok aflaði sér svá fiár.* Fornm. S. 4, 24: *Haraldr konung fór eitt sumar í hornað í Austrveg, at afla sér fiár.* Sn. 1, 530: *Droegir heita ungir menn búlausir, meðan þeir afla sér fiár eða orðstír.*

<sup>10)</sup> Yngl. S. c. 7: *Óðinn vissi of allt iardfé, hvar folgit vor etc.*

<sup>11)</sup> Saxo 2, 61 ff. Die Worte: *Frotho solitarius in insulam trajicit, ac comitatus belluam adoriretur, quam athletas aggredi moris fuerat* — stimmen mit Beov. 1779: *he (Sigem.) under hæras stân etc. | ðina genæddo | freons dædo: | ne was him Fitela mid.* Vgl. ebd. 5074—6. Sæm. 99, 11: *Mundu (Sigurðr) sinn vega | orm inn fræna etc.* Nib. 69: *Dá der helt aleine um alle helpe reit etc.*

vielem Golde brüte, sofort reist er mit seinen Pflegbrüdern zum Gebirg am Meere, wo er in einer Höhle die Drachen mit dem Helm auf dem Haupte und dem Schwert unter den Schwingen schlafend findet, die meisten mit ihren eigenen Schwertern tödtet und das Gold erobert; weiter ausgesponnen ist die Kunde von Wali im Anhang einer dritten, romanhaften Saga, hier entflieht dieser Wiking aus einem verlorenen Seegefechte mit zwei Goldkisten auf ein Vorgebirg, auch dahin verfolgt, stürzt er sich nieder in einen Stromfall, seine beiden Söhne folgen ihm, sie werden alle drei zu Flugdrachen und liegen in der Kluft unter dem Wasserfalle, mit Helm und Schwert, auf dem Golde, bis Goldthorir dort eindringt.<sup>12)</sup> Offen stellt sich in diesen drei Fassungen der eigentliche Ausdruck neben den bildlichen, der bis in das gänzlich Märchenhafte überschweift.<sup>13)</sup> Die gewalthätige Bereicherung auf des Kampfes verwegenen Seefahrten wurde durch das dichterische Mittel fern und mit dem Drachen oder auch mit den Gespenstern erbrochener Grabhügel in geheimnissvollen Glanz gehüllt.

Man müßte sich wundern, wenn die Drachensage, die dem nordischen Seeleben so manigfach angeeignet worden ist, von der altmythischen Auffassung des Meeres selbst unberührt geblieben wäre. Nach dieser ist das fluthende Meer die mächtige Bewegung des Midgardswurms, der erdungürtenden Schlange, deren Ungestüm von Thor, dem Schutzherrn der Menschenstämme, bekämpft wird. Ein Ehrenname dieses Asenkämpen ist: des Wurms Alleintödter (Sæm. 38, 22: *orms einbani*, vgl. Anm. 11). In der Endeszeit schwellt die Midgardschlange, ans Land strebend, die Wogen, sie bläst dann ihren Eiter, ihr Gift, so gewaltig auf, dass Luft und Meer davon gänzlich übersprengt wird und dass Thor selbst, der sie mit dem Todesstreiche trifft, nachdem er neun Schritte zurückgewichen, von diesem Gifthauche leblos niedersinkt.<sup>14)</sup> Das Eiterblasen, Giftspeien, auch bei andern Drachenkämpfen der herkömmliche Ausdruck,<sup>15)</sup> wird, wie hievor vom Gischte des

<sup>12)</sup> Landnámabók P. 2, K. 19 (Isl. S. 1, 95 f.): *þórir fór útan, ok var í heraði; hann fékk gull mikil á Finnmörk etc. þórir var et mesta afarmenni.* P. E. Müller, Sagabibl. 1, 101 f.: Auszug der ungedruckten Gullþóris-Saga. Halld. S. Eysteins., c. 26 (Fornald. S. 3, 556 ff.).

<sup>13)</sup> Fin wassermære vom Goldland Gudr. (Vollmer) 1128 ff.

<sup>14)</sup> Sæm. 6, 49: *ormr knýr unnir.* Sn. 1, 183: *þá geysist haft á löndin, fyrir þot at þá mjót Midgardsormr í iðtumöld ok sookir upp á landit etc. Midgardsormr blæss svá eitri nu, at hann dreifir lopt öll ok lög.* 1, 190 f.: *þórr þerr banaorð af Midgardsormi, ok stígr þaðan braut IX fet; þá fellr hann dauðr til iardar fyrir eitri þot, or ormrinn blæss á hann.* Sæm. 6, 55. Schon bei Thors früherem Zusammentreffen mit der Meeresschlange heißt es von dieser, im Skaldenlied und in der Prosa: *blæs eitri, eitri nu*, Sn. 1, 414. 170.

<sup>15)</sup> Von Fafnir Sæm. 180<sup>a</sup>: *blæs hann eitri.* 109, 18: *eitri ok fræsta.* Fornald. S. 1, 160: *hann fnysti eitri alla leið fyrir sik fram.* Vgl. Sax. 2, 62: *rapida jactatum fauce venenum.* 9, 444: *pertinaci vomitu ac veneno conspuere desortabant.* Exon. 156, 32 ff.: *on vyrmas bleo — attris spiodon.*

tobenden Meeres, ebenso in einem Skaldenliede für das Brausen reißender, von Thor durchwateter Bergströme gebraucht;<sup>16)</sup> der Wassersturz heißt weiter in der Dichtersprache Flugstrom<sup>17)</sup> und demgemäß werden die in die Stromschnelle springenden Wikinge der Sage von Gullthorir zu Flugdrachen.<sup>18)</sup> Zurückgeführt auf jene Vorstellungen, die in den Göttermythen noch verständlicher behalten sind, erscheint nun auch der Insel- und Stranddrache Sigemunds und der andern Seekönige als das sturmvolle Meer selbst, dem der gefährliche Goldhort abgekämpft werden muss. Wo der Held für seinen Theil mit riesenhaften Naturgewalten zu ringen hat, die im Weltganzen der Gott bündigt, da bewegt sich die Heldensage in derselben Symbolik mit der Göttersage.

Beowulf, der Hauptheld des angelsächsischen Gedichts, ist ausgesprochen ein tapferer Seefahrer, ein Schifferfürst (Beow. 1008: *merefara*, 3251: *lidmanna helm*), wie Sigemund die Jüten, bekriegt er auf solchen Fahrten die Friesen und Franken, zugleich aber und vorherrschend verkehrt auch er im Wunderbaren als Bewältiger des widerspenstigen Elementes selbst. In früher Jugend erwirbt er seinen ersten Ruhm durch Vertilgung der Seeungehüme (*niceras*, *sædracan*) und durch ein vieltägiges Wettswimmen im Kampfe mit solchen, seine leuchtendste Mannesthat ist der Sieg über die grausenhaften Meergeister Grendel und dessen Mutter, im hohen Alter noch rettet er mit dem Opfer seines Lebens das eigene Reich vor der Wuth eines verheerenden Drachen. Die erste Nennung Grendels mit dem Beisatz: 'der kundbare Grenzgänger, der Moore, Sumpf und Strand inne hatte' (Beow. 206: *mære mearc-stapa, se þe mbras heold, fen and fæsten*), sein und seiner gleichbeschaffenen Mutter (2699 ff.) Aufenthalt in der Wassertiefe, zusammen mit dem trefflichen Landschaftsbilde der wilden und nebligen Moorgegend (2719 ff.), lässt nicht im Ungewissen, dass diese menschenwürgenden Riesenwesen, deren unheimliche Wohnstätte selbst der gehetzte Hirsch meidet, keine andern seien, als die Plagen einer versumpften und verpesteten Meeresbucht, in dem landverwüstenden Flug- und Feuerdrachen aber ist, dieser Bezeichnungen unerachtet, ein Bild der einfallenden Sturmfluth erkannt worden.<sup>19)</sup> Giftblasen und Feuerspeien ist in den Drachensagen schon durch sprachlichen Zusammenhang gleichbedeutend<sup>20)</sup>

<sup>16)</sup> In Eilifs Thorsdrapa, Sn. 1, 294: *þar er eitri . . þiððár fræstu*.

<sup>17)</sup> Sv. Egilsson, Lex. poët. 187<sup>a</sup>: *flugstraumr*, m. *rapiditas fluminis* (Grett. S. c. 69). Auch vom Meere, ebd. 186<sup>b</sup>: *flugstraumr*, m. *rapidus æstus maris* (Sn. 1, 328).

<sup>18)</sup> Fornald. S. 3, 558: *Hellir stór var undir forsinum, ok köfudu þeir fæðgar þangat, ok lögðust á gullit, ok urðu at flugdrekum*.

<sup>19)</sup> Vgl. Müllenhoff in der Zeitschr. f. d. Alt. 7, 422. 428.

<sup>20)</sup> Über die Berührung des ahd. und mhd. *ei*, ags. *æd* m., Feuer, mit dem abgeleiteten alth. *eitar*, mhd. *eiter*, altn. *eitir*, ags. *dtor* n., Gift, s. Myth. 528. 653. Gr.3, 352 f. Graff 1, 152. 158. Bouterw. Gl. 14. Benecke 427<sup>b</sup>; Zeitwort: ahd. *eiijan*, Graff 1, 152, mhd. *eiton*,

und der von Beowulf bekämpfte Feuerdrache heißt ebenmäßig: Giftschädiger<sup>21)</sup>, zugleich aber ist seine Behausung den Wasserwogen an der Landspitze, der Meerbrandung, dem Fluthkampf nahe (Beow. 4447 f.: *water-ýðum neáh, | níwel be næsse*. 4814 ff.: *holm-wylms nedh, | ýð-gewinne*), der getödtete Wurm wird über die Uferklippe in die See gestoßen (6254 ff.), mit seinen Gluthen hat er eine Außeninsel, den Schutzwall des Landes, zerstört (4655 ff.), seine Flüge, nach denen er mehrfach benannt ist (*lystfloga, wíðfloga, gúðfloga, uhtfloga*), vergleichen sich den Flugströmungen und Flugdrachen des Meeres und der Stromschnellen,<sup>22)</sup> sein Einbruch dem wogenschlagenden Landstürmen des Midgardwurms, dessen emporgeblasener Eiter Luft und Meer übersprüht (Anm. 14), und von demselben Giftqualme fällt der volkrettende Held, wie dort der göttliche Erdbeschrmer.<sup>23)</sup> Beowulfs zweifache Kampfbereitschaft, als Kriegermann und als Meerbändiger, lässt sich, vom sinnbildlichen Ausdruck entkleidet, in einer tüchtigen Gestalt unmittelbar aus dem Leben veranschaulichen: nach altfriesischem Rechte

tr. und intr., brennen, glühen, MS. 1, 336<sup>a</sup>: *ir munt . . eitet als eins draken bē* (Ben. a. a. O.).

<sup>21)</sup> Beow. 5371: *fyr-draea*. 4655 und 6073: *lyg-draea*. 4613 f.: *engum gléðum sptwan*; daneben 5670: *áttor-sceadan* (vgl. Exon. 357, 24). 5423: *áttor* (Krone 496 f.: *der eitrige drake . . mit dem viure warf*. 695: *von den zweien eiterdracken*). Den von Sigemund erschlagenen Wurm schmelzt die Hitze (Beow. 1799: *wyrn háf gomealt*), Frothos Inseldrache speit brennendes Gift (Sax. 2, 62: *sanies, quod conspuis, uris*, vgl. 9, 443). Auch andre, erklärte Meerunholde sind giftig und feuerglühend zugleich: Grondel, der eitrige Heimsucher (*áttren ellorgæst*) im Wassergrunde, hat so heißes Blut, dass davon die Schwertklinge brennt und schmilzt (Beow. 3235 ff.); *Grímr Oegir*, der auf dem Fluthrande (*i foedarmáli*) von *Hlésey* gefundene Sohn einer Seeriesin (*sioggygr*), auch sonst ein ungethümlicher Doppelgänger Grøndels, hat brennenden Athem, speit abwechselnd Gift und Feuer (*eiðri eðr eldi*, vgl. Cædm. II, 79: *fire and áttre*. Sæm. 132, 27) und erhebt sich während eines Kampfes in die Luft als eiterpeiender Flugdrache (*hann barst undan i lopt upp i flugdreka ok spið eiðri*, Fornald. S. 3, 241 f. 339, vgl. Myth. 969; *grímr* skaldisch für Schlange Sn. 1, 484. 2, 487. 570, *siofar grímr* bezüglich auf den zur Seeschlange gewordenen Bui, s. oben 346, Lex. poet. 272<sup>b</sup>. 276<sup>a</sup>).

<sup>22)</sup> Anm. 17. 18. 21 a. E. Die Vorstellung von Feuer- und Flugdrachen, hier auf Meer und Strom angewandt, muss in mehrfachem, von dieser Beziehung unabhängigem Sinne gangbar gewesen sein, vgl. Sæm. 7, 64: *dreki flugandi*. 182, 54: *vestan ad ok flinga | Vanar dreka*. Ketils Hængs S. K. 1 (Fornald. S. 2, 111): *sér hann dreka einu flinga at sér nordan úr biðrgunum*. Faye, norske Sagn (1833) 74 f., vgl. 63 ff. Thidr. S. K. 105. 353 (Unger, S. 121. 304 f.). Hürn. Seifr. Str. 17 f. 123 f.: *in gestalt eins feurin trachen*. 144.

<sup>23)</sup> Der besprochene Flugdrache ist zugleich ein Erddrache (Beow. 5417 und 5464: *eord-draka*), wie jener Sigemunds ein Hüter des Horts 'unter grauem Steine' (ebd. 5100 und 5482: *under hárne stán*, vgl. 1779). Es fragt sich aber, ob nicht hier zweierlei symbolische Sagenbildungen zusammengearbeitet seien, der Drachenkampf des schatzerobernden Wikings, aus Beowulfs jüngeren Jahren, und ein späterer des Land und Leute währenden Volksfürsten. Den Wurmhort auf den winterlich verschlossenen Reichthum der Pflanzenwelt zu deuten, dafür kann ich anderwärts in deutsch-nordischer Drachensage keinen genügenden Anhalt finden.

muss der freie Friese jeden Tag das Ufer bewahren gegen die salzige See und gegen den wilden Wiking mit fünf Waffen, mit Spaten und mit Gabel, mit Schild und mit Schwert und mit Speerespitze.<sup>24)</sup>

Den Erinnerungen an Sigemund und Fitela folgt im Beowulfliede bald ein etwas größeres Sagenstück, das beim Siegesmahl in der von Grendels Mordwerke gereinigten Halle der Sänger des Königs Hrodgar vor den Heerführern Halfdäns (so hieß Hrodgars Vater) zum Saitenspiele vorträgt. Er beginnt mit dem Falle Hnāfs, auch eines Helden Halfdäns, im Kriege mit den Friesen, stellt aber sogleich von Seite der letztern eine tieftrauernde Frau in den Vordergrund, Hildeburg, die Gemahlin des Friesenkönigs Finn, des Sohnes von Folkwalda: sie hat schuldlos in demselben Kampfe Kinder und Brüder verloren und auf dem Scheiterhaufen des feindlichen Häuptlings lässt sie, in Gesängen jammernd, auch die bluttriefenden Leichen ihrer Söhne vom Feuer, 'der Gäste gierigstem', verschlingen; beider Völker Glück ist entwichen, die Dänen und Jüten haben einen Führer eingebüßt, der Friesenfürst seine meisten Dienstmannen, darum wird ein Vergleich geschlossen und die Gewalt über das Land hälftig geteilt, gleichwohl hält Hengest, Hnāfs Genosse, der den Winter über in Friesland bleibt, das Schwert zur Rache bereit und im Frühjahr kommen zwei andre schwertberühmte Jüten, Gudlaf und Oslaf, erlittenen Schmerzes gedenk, zur See angefahren, da wird der über ihre bitteren Vorwürfe aufbrausende König Finn mitten unter seiner Schaar erschlagen und die Königin mit allem Schatz aus Finnea-ham zu den Dänen hinweggeführt.<sup>25)</sup>

<sup>24)</sup> Richtshofen. Fries. Rechtsquellen 388<sup>a</sup>: *truch das need, dat hy (dy frysa Frowa) dyna owera diwarria schil alle dagen toienst dyn salta se ende toienst dyn wylda wysingh myt vyf wepon, myt spada ende myt furka, myt schield ende myt swyrd ende myt eikoris ord etc.*

<sup>25)</sup> Beow. 2130 ff. Die tragische Wirkung verstärkt sich, wenn man mit Ettmüller (Scôpes vids. 17) und J. Grimm (üb. das Verbrennen der Leichen 43) Hildeburg für Hnāfs Schwester ansieht, so daß sie die Söhne zum Bruder auf den Scheiterhaufen legt: wirklich hat sie Kinder und Brüder im Kampfe verloren (Beow. 2150 ff. vgl. 2140 f.), sie ist Hôces Tochter (ebd. 2157) und das Widsidlied (Z. 59) kennt einen Hnāf als Herrscher über die Hôcingas, in denen man den Namen Chauci, eines vielfach mit den Friesen genannten Volkes, finden will (Sprachg. 674 ff.), befremdlich aber ist oben darum, dass ein Hoking auf Seite der Dänen und Jüten fechten soll ('was Verwirrung scheint' bemerkt Jacob Grimm selbst), und eigens noch wird Hnāf, der Held Halfdäns, des Dänenkönigs, als Angehöriger der Scyldinge, wiederum der Dänen, zubenannt (Beow. 2142 f.: *hæled Hoaldanes | Hnæf Scyldinga*, neml. *wigend, kempa* u. dgl., wie 3107: *Geata kempa*, 4398: *Huga campan*, 3131: *freca Scyldinga*, 2312: *scotend Scyldinga*, zugleich ohne Beisatz 754: *Hredel Geata*, 2386: *Boowulf Geata*, 2409: *Hygelic Geata*, neml. *cynning, drihten, ledd*, vergl. Gramm. 4, 281, auch 2221 f. heißt Hnāf: *Hers-Scyldinga | betst beadorinca*; 'was ihn vom Fürsten der Hokinge (Hnæf Hôcinga), nachdrücklich unterscheidet. Ortsbeziehungen in angels. Urkunden: *Hnæfes scylf*, *Hôces byrgels*, *Hôces ham*, *Hôcing mærd* (Kemble, the Saxons in England I, 419), zeugen mit für allgemeineren Gebrauch der betreffenden Mannamen.

Dieser hartnäckige Kampf zwischen den Friesen und den in ihr Land eingedrungenen Dänen und Jüten fällt in einen durch das ganze Gedicht sich hinziehenden feindlichen Gegensatz der nordischen Wikinge und der deutschen, hauptsächlich friesischen und fränkischen Küstenbewohner. *Beowulf* selbst hat wider diese Völker mächtig gestritten, er ist Begleiter seines Oheims *Hygelac* auf dessen unglücklichem Seezuge nach Friesland, *Hygelac* wird im Gefechte mit den verbundenen Friesen und Franken erschlagen und seines kostbaren Schmuckes beraubt, der Neffe rettet sich, nachdem er große Niederlage angerichtet, durch seine wunderbare Schwimmfertigkeit. Hier sind es gothländische Heerführer (*Geatas, Sægeatas, Wederas*), welche den deutschen Strand heimsuchen, neben dem allgemeinen Frankennamen aber und statt desselben verlauten die besondern niederfränkischen: *Hetware* (4715. 5824), *Hugas* (4998. 5820), *Merewioingas* (5834). Die *Hetware* mit ihrem Feinde *Hygelac* haben dem *Beowulf* Lied einen wichtigen geschichtlichen Anhalt verschafft, sie sind aufgezeigt als *Chattuarii*, in deren Küstenland der König *Chochilaigus* mit seinem dänischen Schiffsvolk um 515 einem verheerenden Einfall machte und sofort von *Theudebertus*, den sein Vater, der Frankenkönig *Theodericus* mit einem großen Heere dorthin abschickte, besiegt und erschlagen wurde,<sup>26)</sup> wozu merkwürdig die niederländische Überlieferung, in einer Handschrift des 10. Jhd., stimmt: dass auf einer Insel an der Rheinmündung die Gebeine des riesenhaften, von den Franken erschlagenen Getenkönigs *Huiglacus* bewahrt und als ein Wunder gezeigt werden;<sup>27)</sup> die *Merewioingas* sind als *Merovingi* dargethan, zum merovingischen Königsstamme gehörten aber jene beiden, *Theoderich* und *Theodebert* und da der Kampf mit *Cochilaigus* sagenberühmt geworden ist, so kommt füglich auch das *Widsid* Lied unter die altansehnlichen Herrschernamen dem Gebieter der Franken *Theodric* stellen (*Wids. 49: þeodric weold Francum*);<sup>28)</sup> die *Hugas* sind erläutert durch eine Meldung der *Quedlinburger Chronik* (Anf. des 11. Jhd.), wonach derselbe *Theoderich*, von dem hier die Rede ist, *Hugothedericus* genannt wurde, weil einst alle Franken *Hugones* geheißen haben;<sup>29)</sup> die durch Anreim verknüpften Hauptnamen *Francas* und

<sup>26)</sup> Grundtvig, *Bjowulfs Drape*, Kjöbh. 1820, LXI. f. Die Belegstellen aus *Gregor. Turon.* 3, 3 und *Gest. reg. Francor.* cap. 19 bei *Leo*, über *Beow.* 4 f., und *Thorpe, Beow.* XXV.

<sup>27)</sup> Haupt in der *Zeitschr. f. d. Alt.* 5, 10. Hier statt *Dani* der fränkischen *Geschichtsbücher* näher zutreffend *Gotæ*, die *Geatas* des Lieds.

<sup>28)</sup> *Bachlechner*, in ders. *Zeitschr.* 7, 524 ff., begründet: *Merewioingas = Merovingingis*. Die Sage, wonach ihr Ahn *Merovig* von einem der See entstiegengen Ungeheuer erzeugt ist (*Fredeg. epit.* bei *Bouquet* 2, 396, und *Conr. Urspr. Arg.* 1609, p. 92. *Myth.* 364), prägt auch sie zu Angehörigen des Meeres. Später heißt zugleich das Volk der Franken *Merovingi*, das Land *Merovingia* (*Waitz*, d. *Verf. gesch.* 2, 37).

<sup>29)</sup> *Annal. Quedlinb.* (*Pertz* 5, 31): *Hugothedericus iste dicitur, id est Francus, quia olim omnes Franci Hugones vocabantur a suo quodam duce Hugone.* Zu dieser Stelle s. *Heldens.* 33, *Sprachg.* 675, *Müllenhoff* in der *Zeitschr. f. d. Alt.* 6, 437. Ich

*Frisas* gesellen sich ebenso in einem Liede der Örvarodds-Saga, das diesen norwegischen Wiking sich seiner Angriffe auf niederdeutsche Volksstämme berühren lässt.<sup>30)</sup> Die letzte und vollständigste Zusammenstellung der den Seegothen Hygelacs gegenüberstehenden Völkernamen (5813 ff.) schließt damit, dass seit diesem Kriege den Gothen die Gunst der *Mere-wioingas* stets vorenthalten war (*us wæs á syddan | Merewioinga milts umgyfede*), und hiebei weist die Wahl des Wortes *milts*, *milds* f., Gnade, Milde, sonst von der göttlichen gebraucht (Bouterw. Gl. 213), nicht unwahrscheinlich auf die Machtstellung des merovingischen Herrscherstamms.<sup>31)</sup> Das Verhältniss der Franken und Friesen unter sich tritt bei Vergleichung der einzelnen Stellen so hervor, dass die Landung der Seegothen in Friesland ergieng und das fränkische Heer zur Vertheidigung der Friesen heraneilte.

Solch feindseliger Stellung niederdeutscher Stämme zu skandinavischen gehört es denn auch an, dass schon Sigemund und Fitela, gleichfalls in Frankland heimisch, Allviele des Jütengeschlechts mit Schwertern gefällt haben (Beow. 1770 ff.). Erbfeinde der Wölsunge waren, nach nordischer Sage, der König Hunding und seine Söhne; Hunding wird von Sigmunds heerfahrendem Sohne Helgi erschlagen, der davon den Beinamen *Hundingsbani* erhält, und auch mehrere Söhne des getödteten Königs, die den Fall ihres Vaters rächen wollen, besiegt und erlegt derselbe junge Wölsung (Sæm. 84, 10—14. 89—91. Fornald. S. 1, 136 f. 220, vgl. Saxo 2, 80), aber andre Hundingssöhne landen mit Heereskraft in Sigmunds Reich und nun fällt dieser in der Schlacht (Sæm. 97<sup>b</sup>. Fornald. S. 143 ff. 320), wofür sein Sohn Sigurd nachmals blutige Rache nimmt; der ganze Hergang ist im Vorwort zum letzten Helgiliede einfach so ausgedrückt: Unfriede und Feindlichkeiten bestanden zwischen den Königen Hunding und Sigmund sammt ihren Geschlechtern, sie erschlugen einander die Blutsfreunde (Sæm. 89<sup>a</sup>, vgl. Gr. 4, 295). Das Reich des erstern wird ebendort *Hundland* genannt

theile die Ansicht Müllenhoffs, wonach *Hugas* und *Hugones* (starke und schwache Form, vgl. Anm. 2), nicht aber *Hugas* und *Chauci* zusammenfallen; für letzteres Namenpaar ist die Lautausgleichung schwierig, auch würden die angelsächsischen Gedichte nicht wohl denselben Volksnamen in zwei so verschiedenen Formen, wie *Hugas* und *Höcingas* (im Beow. selbst *Hugas* und 2157 *Höces dóhtor*), wiedergegeben haben.

<sup>30)</sup> Beow. 5816: *Froncum and Frysum*. Wids. 137: *mid Froncum ic wæs and mid Frysum*. Fornald. S. 2, 551 (vgl. 279 f.): *Hefik á Saxa | ok á Svta herjat, | Frisi ok Frakka | ok á Flæmingja*. Olaf Tryggvason erhält von einem seiner Skalden den Ruhmesnamen: Friesenfeind (Fagrsk. 63: *fylgda ok Frisa dolgi*, vgl. ebd. 56. Heimskr., S. af Ol. Tr. K. 26, Str. 3).

<sup>31)</sup> Anderwärts ist zwar von einem Friesenkönig (Beow. 5000: *Frés-cyninge*) die Rede, dem ein Kämpfe der *Hugas*, *Dæghrefn*, den Brustschmuck Beowulfs vergeblich erringen wollte, aber als Tödter Hygelacs und Eroberer seines Brustgeschmeides werden Franken (2424 ff.) oder *Hotware* (5824 ff.) genannt.

und Widsid kennt ein Volk *Hundingas*,<sup>32)</sup> doch ist die Lage des Landes nicht näher angezeigt, außer dass die Hundinge in das Gebiet der Wölsunge zur See gelangen (Fornald. S. 1, 144: *vikingar hlöpu fra skipum við óvígán her*) und auf gleichem Wege von ihnen heimgesucht werden; einzelne Hinweisungen auf Jütland sind noch unsicher,<sup>33)</sup> dennoch lässt sich vermuthen, dass angelsächsisch und altnordisch ein Hauptfeind der Wölsunge gemeint sei, dort unter dem allgemeinen Namen des Jütenvolks, hier unter dem eines einzelnen jütländischen Stammes und Bezirks, wie auch unter den Gesamtnamen Franken und Frankland mehrere Sondernamen begriffen sind.

Der Abschnitt des Beowulflieds vom Zusammenstoße Hnäfs und Hengests mit dem Friesenfürsten Finn, Folcwaldas Sohne, leitet auf den Streit zu Finnsburg über, wie man das allein erhaltene Bruchstück einer andern angelsächsischen Dichtung zu nennen pflegt (hinter Thorpes und Kembles Beowulf). Sein Inhalt tritt vor den Anfang der in Hrodgars Halle gesungenen Friesenmäre und ist folgender. Der kampfrüstige König (Finn) sieht in der Nacht Feuerschein<sup>34)</sup> und ruft aus: 'Das taget nicht von Osten, noch fliegt hier ein Drache, n. ch brennen dieser Halle Hörner,<sup>35)</sup> doch brennt es hier fort; Vögel singen, Heimchen zirpen, die Kampfstange schallt, Schild antwortet dem Schafte; jetzt leuchtet der Mond, wandelnd zwischen Wolken; jetzt erstehen Welthaten, wollen diesen Volkshass vollführen; aber wachet

<sup>32)</sup> Sæm. 89<sup>a</sup>: *Hundingr hét ríkr konungr, við hann er Hundland komt. Wids. 48: Mearchealf (weold) Hundingum. 164: (ic wæs) mid Hundingum. Gänzlich utopisch sind *Hundingjar, Hundingjaland*, in Hjalmters S. (Fornald. S. 3, 483 ff.) und Starlaugs S. (ebd. 592 ff.).*

<sup>33)</sup> Auf *Hundland* sind die nordjütischen Ortsnamen *Hundborg, Hundslund, Hundstrup* etc. bezogen worden (Finn Magnusen, den ældre Edda 4, 313). Unklar ist der Seeweg von Frankland aus zu Hundings Söhnen, wie er in *Nornagests S.* (Fornald. S. 1, 320. 327) angegeben wird. Saxo (2, 80 f.), der den Hundingstödter (*Hundingi interemptor*) Helgo mit einem dänischen Könige gleiches Namens verwechselt, lässt die Niederlage des Sachsenkönigs Hunding bei der Stadt Stade vorgehen, Helgo wird hierauf Oberherr des den Sachsen entrisenen Jütlands (*Jutia Saxonibus erepta*).

<sup>34)</sup> Das Bruchstück beginnt mit der mangelhaften Zeile: . . . *nas byrnad næfre*; meines Erachtens war das vorn abgebrochene Wort: *beácnas*, und der Sinn dieser: dass niemals Baken, Feuerzeichen, Lärmfeuer, so hell gebrannt haben, als jetzt das nächtliche Funken-sprühen der zusammengeschlagenen Waffen, was nachher (Z. 71): *svurd-leoma*, Schwert-leuchten, Schwertflamme, heißt. Agy. *beácon* n. (alts. *bókan*, ahd. *pouchan*, altn. *báin*, vgl. d. Wörterb. 1080), signum, portentum; namentlich altfries. *beken, bakon*, auch in der Pluralform und mit dem Zeitwort *berna*, für Lärmfeuer, um das Volk zu versammeln (Richt-hofen, altfries. Wörterb. 622<sup>a</sup>, vgl. Grottas. Str. 18, Sn. 1, 388). Das agy. *beácon* wird, vermöge der allgemeineren Bedeutung des Wortes, auch für den aufleuchtenden Morgen gebraucht: Beow. 1143 f. Cædm. 3274 f.

<sup>35)</sup> Z. 6 f.: *ne her þísa healle | horn næs ne byrnad*; hornartige Zinnen gaben auch dem Saale Hrodgars (*sele-heih and horn-geap*) den Namen *Heorot*, Hirsch (Beow. 187 ff., vgl. Sæm. 94, 36 vom Hirschkalbe selbst: *horn glða | við himin sialfan*)

nun auf, meine Krieger, haltet eure Lande, seid bedacht auf Mannheit, streitet an der Spitze, seid festmüthig!' Da erhebt sich mancher goldgeschmückte Degen, gürtet sich mit dem Schwerte, da schreiten zum Thore die edeln Kämpen *Sigeferd* und *Eaha*, ziehen ihre Schwerter, ebenso an andern Thoren *Ordláf* und *Güdláf*, *Hengest* selber folgt ihrer Spur; *Gárufr* aber wirft *Güðhere* vor, dass dieser, ein so adliches Blut, nicht im ersten Augenblicke zu den Thoren der Halle sein Waffenzug trage, nun sie der harte Feind wegnehmen wolle; vornehmlich aber fragt der stolze Held unverholen: wer das Thor halte? '*Sigeferd* ist mein Name', spricht Jener. 'ich bin der Secgen Fürst (*Sæcgena leód*), ein weitkunder Recke, vieles Weh hielt ich aus, viel harter Kriege, dir ist noch hier bestimmt, was immer du selbst mir anhaben willst'. Drauf hebt in der Halle sich Schlachtgetös, der Schild soll nicht zur Hand genommen werden, der Beinschild fehlen,<sup>26)</sup> die Burgdiele dröhnt, bis im Kampfe *Gárufr* fällt, der erste von all diesen Landgenossen, *Güdláfes* Sohn, ihn umgeben manch wackrer Feinde Leichen, der Rabe schweift, schwarz und fahlbraun;<sup>27)</sup> Schwertflamme steigt auf, als ob *Finns* Burg gänzlich im Feuer stehe. Nie hörte der Dichter rühmlicher im Männerstreite sechzig Helden sich gehabt, noch Sang und glänzenden Meth reicher vergüten, als *Hnæfes* junge Gesellen ihm vergelten,<sup>28)</sup> fünf Tage fechten sie, so dass keiner dieser Gefolgschaft fällt und sie das Thor halten. Dann geht der wunde Held (*Hnáf*) hinweg, seine Brünne, sagt er, sei gebrochen, sein Heergewand mürbe und auch sein Helm durchhauen.' Das Blatt bricht damit ab, dass ihn des Volkes Hirte (*Hengest*) über den Stand des Streitens befragt.

Es war ein epischer Brauch, der Erzählung großer Kämpfe einen Früheruf voranzuschicken, durch den die schlafenden Helden geweckt werden. In Walhöll weckt Heimdals Horn und der krähende Hahn *Asen* und *Einerjen* zum furchtbaren Endesstreite (*Sæm*. 4, 34 f. 6, 47. 29, 23. 95, 47). Die alten *Biarkamál* riefen *Hroff* *Krakis* Gefolge wach am Tage des gemeinsamen Untergangs und das norwegische Heer, welches *Olaf* der Heilige noch im Jahr 1030 zu der verhängnissvollen Schlacht bei *Stiklestad* mit eben diesem vorzeitlichen Sange wecken ließ, benannte denselben *húskarla-hvöð*, Anfeuerung des Hausvolks.<sup>29)</sup> Wenn der Eingang des altnordischen Liedes

<sup>26)</sup> Vgl. Saxo 2, 96: *Nemo lorica se vestiat etc. | in torqum redeant clypei, pugnonum apertis | pectoribus etc.*

<sup>27)</sup> Zu diesem Rabenfluge vgl. J. Grimm, *Andr.* u. *El.* XXV. ff.

<sup>28)</sup> Den Satzbau in *Finnsb.* 74—81 vgl. mit *Beow.* 2058—63.

<sup>29)</sup> S. *Olafs k. ens helga*, *Christ.* 1853, 207 f. *Heimskr.*, 8. *Ol.* h. 220. *Der Raf in Finnsburg* (Z. 18 f.): *onwæcnigeað ná | wifond wæno!* halt auch im *Biarkisange*: *vaki of vaki | vinnu hófuð!* (bei Saxo 2, 90: *ocius evigilet etc.*) und noch in den einem niederdeutschen Osterpiel einverleibten Liederresten: *Waks ritter kons etc. | waks ritter stolt | wnt vordens myt aren dyn golt etc. | waks ritters, dat is schiere dach, | ik vornsme der mory-*

die tiefe Morgenstille vor dem nahenden Schlachtstürme damit bezeichnet, dass man den ersten Flügelschlag des Hahns rauschen hört (*Dagr er upp-kominn*, | *dynja hana fiadrar*), so durften in angelsächsischer Dichtung, der überall das regste Naturgefühl innewohnt, Züge nicht fehlen, wie die singenden Vögel und zirpenden Heimchen, die das Waffenfeuer für Tagesanbruch halten (Thorpe, Anm. zu Z. 9 f.). Deutsche Sagenlieder gedenken häufig der im Kampfgetümmel zertretenen Feldblumen, mitunter auch der durch Harnischglanz und Waffenlärm aufgestörten Waldvögelin.<sup>40)</sup> Nicht minder gehört das lohende, nachterhellende Feuer der Schwertschläge zum Stil der deutschen Heldengedichte.<sup>41)</sup> In *Biarkamál* war dringend an die Wohlthaten des goldspendenden Königs gemahnt, sowie an die Gelübde bei seinem Trinkmahl,<sup>42)</sup> da jedoch im angelsächsischen Bruchstücke der Gefolgherr selbst aufruft, so wendet er sich besser allein an den mannhaften Sinn seiner Kämpen. Dagegen wird nachher gerühmt, wie herrlich streitend Hnafs junge Gefährten ihrem Führer vergolten, und zwar wohl auch den

*hensterno slach* (Mone, Schausp. des Mittelalt. 2. 40 f. 60). Das *Gudrunlied*, im Abschnitt von Herwigs kriegerischer Brautwerbung, besagt (639, vgl. 1356 f., 1360):

*Dó noch die helde slie, en in Hetelen sal*  
*dó ruofte ein wahtære vür die burg so tal:*  
*'wol uf in der seldo!' wir haben vremede geste,*  
*und wäfenet iuch, ir helde. ich sihe von manegem helms glesste.'*

<sup>40)</sup> Sigenot (v. d. Hag.) Str. 86: *die troschel und die nachtigal | al musten gesungen sweigen | von iren ungefugen slegen, | die tierlein in dem walde | die fukon von den wegen.* Eckenl. (Lassb.) Str. 104: *Gem tag sungen diu vögellin, | Eggen bränn und Hiltogrin | ir singen überklungen. | Si ahtent niht uf ir gesank, | von strit ir baiden helme erkant, | si enruochten was si sungen.* (v. d. Hagen) Str. 242: *noch liehter von die storen | so was ir paider harnasch clar, | das hab wir wol gehoret, | was vogel in der nohe war | die wurden al sustoret, | so laut erkracht der grune walt, | do sie den sturem haben | die horen degen palt.*

<sup>41)</sup> Z. B. Nib. 1999: *Si sluogen durch die schilde, das es lougen began | von viur-röten winden. 2212, 4: von ir sweier swerten gie der furröte wint.* Gudr. 644: *Ofto slaug ús helmen den viurheisen wint | Herwic der herre. 647, 2 f.: liukten in began | der loue ús gerspene etc.* Dietr. Fl., von den Nachtkämpfen vor Raben, 3340 ff.: *das feuwer von den helmen pran, | von starken slegen das geschach | das man da von als wol gesach | als ob es wær umb mitten tag. 3432 ff.: aus den helmen wæt das feuwer, | sich mohte ein rast-langer tan | wol davon entsundet han.* Ebd. 8754 ff.: *das fuwer auf gelaste, | sam ob perge und tal | alles prunne umberal.*

<sup>42)</sup> Saxo 2, 93 f.: *Dulce est nos domino percepta rependers dona etc. | Enses Thous-nici, guleæ, armillæque nitentes, | loriceæ talo immissæ, quas contulit olim | Bolvo suis, memores acuant in præliis mentes etc. | Omnia quæ poti temulento promptissimus ore, | fortibus edamus animis et vota sequamur | per summum jurata Jovem superæque potentis* (vgl. Beow. 964 ff. 5259 ff.). Hier scheint Echtes hindurch, dagegen sind die drei Str. *gulle heiti* (Sn. 1, 400 f.), obgleich zu *Biarkam* gerechnet, für skaldische Ausschmückungen anzusehen und können nicht mit den einfachen Gesätzen in Olafs S. aus einem Gusse sein. Vgl. noch Fornald. S. 1, 500: *mið roru vër margir, | er vër mið druktum, | ná eru vër farri, er vër fætri skyldum.* Nib. 1897, 3 (der zornige Hagen): *nu trinkten wir die minne und golten abnæges wæ.*

glänzenden Meth, aber an erster Stelle den Sang (Z. 78: *sang ne hwitne medu*), alle Hebung und Begeisterung, die sie jenen Heldengesängen in der Halle des Håuptlings zu danken hatten.

Der Kampf nun, zu welchem im Beginne des Bruchstücks geweckt wird, ist augenscheinlich ein Theil derselben, wenn auch auf verschiedene Weise gestalteten Sage, von der ein anderer Theil in der Zwischenerzählung des Beowulfliedes vorliegt. Zwar ist in den wenigen Zeilen des Bruchstücks weder von Friesen, noch von Jüten oder Dänen ausdrücklich die Rede und der König, auf dessen Burg der Angriff geschieht, wird nicht mit Namen eingeführt, auch ist der Königin Hildeburg nicht erwähnt, indem aber der Königssitz nachher als die Burg *Finns* bezeichnet wird, wie im größeren Gedicht als *Finnes* Heim,<sup>43)</sup> so handelt es sich unverkennbar dort, wie hier, um den Friesenkönig Finn, Folcwaldas Sohn. Die feindlichen Heerführer sind beiden Orts *Hengest* und *Hnæf* und wenn letzterer im Bruchstücke schwer verwundet und mit zertrümmerter Rüstung abgeht, so schildert das Beowulflied seinen Leichenbrand und bezeichnet als seinen Tödter den Friesenfürsten Finn (2208 f.); ebenso stehen das einamal *Gúdlaf* und *Osláf*, das andremal *Ordlaf* und *Gúdláf* zusammen, diesem aber wird im Sturm auf Finnsburg sein Sohn *Gárrulf* erschlagen, der im Beowulf zwar nicht vorkommt, dessen Tod man aber nun auch bei den schmerzvollen Vorwürfen mit im Hintergrunde vermuthen kann, welche dort von Gudlaf und Oslaf dem König Finn gemacht werden und sogleich in das Werk der Rache übergehen (Beow. 2300 ff.). So genau scheinen die beiden Stücke sich zu fügen, dass in dem einen der Kampf ein nächtlicher ist, im andern Hildeburg die blutige Niederlage der Ihrigen sieht: 'nachdem der Morgen kam' (Beow. 2159: *syðþan morgen com*). Jenes konnte, weiter geführt, all das enthalten, was in diesem vorausgesetzt ist: Hnæfs Tod, die Wendung des Schlachtglücks, den Fall der Königssöhne, der Brüder Hildeburgs und der meisten Dienstmannen Finns. Schwieriger ist es, einen Umstand auszugleichen, der, nicht bloß in dieser Hinsicht, nähere Beleuchtung fordert. Hrodgars Sänger bleibt streng bei den schweren Verhängnissen des friesischen Königshauses und berührt keine Namen aus andrem Sagenkreise, deren Beziehung den Eindruck des Hauptgegenstandes schwächen könnte. Ausschließlich im Bruchstücke werden drei Krieger auf Finns Seite genannt: *Sigeferð*, *Eaha* und *Gáðhere*. *Eaha*, sonst unbekannt, ist etwa einer der friesischen Königssöhne, helleren Sagenklang haben die zwei andern Namen und diesem Klange nachzugehen, ist anziehend und belangreich.

*Sigeferð* gibt sich selbst näher kund als Herr der Secgen (Finnsb. 49: *Sæcgena leóð*) und auch das Widsidlied besagt, dass *Sæferð* über die

<sup>43)</sup> Finnsb. 72 f.: *swylce eal Finns buruh | fjrens wære*. Beow. 2316: *eal Finnes-hám*, vgl. 2257 f.: *Frysland geseón*, | *hámas and heah-burh*.

Siegen herrschte (Wids. 63: *weold Saferð Sycgum*), sowie dass der Sanger bei Sachsen und bei Siegen war (ebd. 125: *mid Seaxum ic wæs and mid Sycgum*), anderswo ist dieser Volks- oder Stammname nicht zum Vorschein gekommen. *Sicgas*, *Sēcgan* (starke und schwache Form), gleich *Sigjas*, *Sēgean*,<sup>44)</sup> auf einen Namens- und Stammvater bezogen, finden diesen in dem altnord. *Sigi*, Odins Sohne, dessen Nachkommen *Sigmundr*, *Signij*, *Sigurðr*, die Losung fortführen.<sup>45)</sup> Während aber die nordischen Quellen das Geschlecht Sigis *Völsungar* und insbesondere den Vater Sigmunds *Völsungr* nennen, heißt dieser im Beowulfliede richtiger *Wälse* und wird Sigemund hier nicht als überhaupt zum Stamme gehörend, sondern, nach angelsächsischer Weise, als Wälses Sohn (Beow. 1798: *Wälse eafra*), *Wälsing* genannt (ebd. 1758), demgemäß dann auch in den zwei andern angelsächsischen Gedichten Sigeferds Stamm und Volk nicht durch *Wälsingas*, sondern durch *Sicgas*, *Sēcgan*, ausgedrückt wird. Diese *Sicgas* reihen sich, da ihr Fürst die Burg des Friesenkönigs vertheidigt, im bemerkten Gegensatze deutscher und nordischer Völkerschaften, unter die den Friesen hülfreichen *Franças*, *Hugas*, *Hetware*, *Merewioingas*. Ist nun durch Vorstehendes die Aufstellung angebahnt, dass *Sigeferð*, *Saferð*, kein anderer sei, als der deutsche Sagenheld *Sifrit*, nordisch *Sigurðr*, so liegt es auf gleichem Weg, in dem neben *Sigeferð* genannten *Gúðhere* den König *Gunthere* des Nibelungenlieds, altnord. *Gunnar*, zu erkennen; der Sanger Widsid war auch bei den Burgunden und ist dort von *Gúðhere* beschenkt worden (Wids. 131 ff. vgl. 40). Was jedoch die Helden- und Stammnamen nur anzeigen, das kann erst im Zusammenhang und Inhalt der Sage seine festere Gewähr finden.

Der Angabe seines Namens und des Volkes, dem er vorsteht, fügt Sigeferd hinzu, dass er, ein weitbekannter Recke, vieles Weh, viel harter Kriege durchgemacht habe, damit verkündet sich sogleich ein Berechtigter zur Heldensage, auf ähnliche Weise, wie bei Sigfrids erster Einführung in das Nibelungenlied.<sup>46)</sup> Fragt man nach einem besondern Anhalt dieser allgemeinen Aussage, so bietet sich hiefür aus früherer Jugend (abgesehen

<sup>44)</sup> Vgl. Gr. 1, 2. Ausg., 265. 645. 768. Förstemann, d. Namenb. 1086: *Sigo, Siego, Siggo, Sicco*.

<sup>45)</sup> J. Grimm in der Zeitschr. f. d. Alt. 1, 4: 'Sigurðr ist gebildet aus Sigverðr, wie *dögurðr* prandium aus *dagverðr*, setzt also eine altniederdeutsche form Sigeferd für Sigefred voraus.' Diese Übergangsform gibt das angels. Bruchstück. Bei Kemble, cod. diplom. ævi Saxon., *Sigefred, Sigemund*.

<sup>46)</sup> Finnsb. 49 ff.: *ic eom Sögema leðd, | wroeca wile oðd* (vgl. Beow. 1800 ff. von Sigemund: *se wæs wroccena | wile mærost* etc.); *fela ic weana gebæd, | heardra hilda*. Nib. C, Lasab. 161 ff.: *E das der degen ohtene vol wüehse se man, | dō het er solkin wunder mit siner hant getān, | dā von man immer mēre mac singen unt sagen* etc. Vgl. ebd. 340 ff. Auch bei der Ankunft zu Worms 102, 4: *er hāt mit stner krefte (C strom ellen) sē maneo wunder getān*.

vom Drachenkampfe, der im Beowulf dem Vater Sigemund zugeschrieben wird) in altnordischen Meldungen Sigurds Heerfahrt gegen Hundings Söhne, an denen er den Tod seines Vaters und mütterlichen Großvaters rächt; <sup>47)</sup> er läßt dazu Sigmunds zerbrochenes Schwert neuschmieden, sie fahren im Seesturme hin, den Odin, als Mann vom Berge ins Schiff tretend, stillt, nach heißer Schlacht wird dem Tödter Sigmunds der blutige Aar auf den Rücken gekerbt, überall echt alterthümliche Züge und zugleich Sigurd, wie die ältern Wölsunge, noch entschiedener Meerfahrer. <sup>48)</sup> Die Betheiligung am Streite zu Finnsburg fällt erst in die Zeit, als Sigfrid in Gemeinschaft mit Gunthern, oder für denselben, Kriege führt; von dieser Zeit sprechen, allgemeiner gehalten, Zeugnisse der Wölsungensage: Sigurd und die Giukunge seien weit durch die Lande gefahren, haben manches Ruhmeswerk ausgerichtet, viele Königssöhne getödtet und große Kriegsbeute heimgebracht; ferner: Sigurd habe fünf Könige erschlagen; doch gibt er selbst auch Ginkis Söhnen die Ehre: sie haben den Dänenkönig und einen andern großen Häuptling erlegt. <sup>49)</sup> Dänenkriege besonders, von Sigfrid, als Heerführer oder Genossen Gunthers und seiner Brüder, siegreich durchgeföchten, sind die in Nornagesaga (Fornald. S. 1, 329 ff.) und im Nibelungenliede, mit ganz verschiedenen Namen der nordischen Gegner, erzöhlt, da sie aber zu Sigeferds Kampfe wider Hnäf und Hengest keinen näheren Bezug gestatten, so sind sie hieher nur insoweit von Gewicht, als sie überhaupt, unter allem Wandel der Sigfridssage, das Gedächtniss ihrer alten Heimat gefristet haben. Dasselbe bekundet sich auch im fortwährenden Zurückstreben nach dem Meere: zu Brünhild, die über *sé* wohnt, ist Sigfrid Schiffmeister, denn ihm sind die Wasserstraßen bekannt, auch nach und von dem Nibelungenlande, wo er den großen Schatz hat, fährt er *só verre úf dem sé* (Nibel. 325. 366 f. 451 f. 477).

Diese äußere Gemeinschaft Sigeferds mit den nordischen und deutschen Überlieferungen wird nun auch durch die, wenn gleich mit wenigen Strichen gegebene Charakterzeichnung der beiden Kriegsgefährten innerlich lebendig. Es ist ein durchgreifender Grundzug der Sigfridssage, dass die Nibelunge Macht und Ruhm gänzlich dem Wölsung zu verdanken haben, dass überall Gunther mehr nur den Namen, Sigfrid die That hergibt. Die Mutter der

<sup>47)</sup> Sigeferds *fela weína* (Anm. 46) kann auf schmerzende Verluste dieser Art weisen, wie Beow. 2304: *weína dæl* darauf, dass, außer dem Führer Hnäf, Gudlafs Sohn gefallen war (ob. S. 355).

<sup>48)</sup> Sæm. 106 f. Fornald. S. 1, 154—58. 180. 320 ff.

<sup>49)</sup> Fornald. S. 1, 184: *þeir fóru nú vða um lönd, ok vinna mörg frægðarverk, drápu marga konungasonu, ok engir menn gerðu slík afrek sem þeir; fara nú heim með miklu herfangi* (vgl. Sæm. 117, 2). 1, 192: *hann (Sig.) drap . . . þ konungar etc.* 1, 195: *ekki erum vér (Sig.) göfgari menn, enn synir Giuka; þeir drápu Danakonung, ok mikinn höfðingja bróður Budla konungs.*

Giukunge reicht dem kühnen Sigurd einen Zaubertrank, um ihn, seiner Liebe zu Brynhild vergessen, an ihr Haus zu knüpfen, sie und ihr Gemahl wissen, welche Hülfe sie an ihm haben würden, und ihre Söhne stellen ihn höher als sich,<sup>50)</sup> erst mit ihm verbrüderet, sind sie sieghaft auf Heerfahrten; Sigurd, in Gunnars Gestalt durch die Waberlohe sprengend, erwirbt diesem die Braut, der Zank der Königinnen Brynhild und Gudrun beim Haarwaschen am Strome, welche den beherzteren Gemahl habe, wird durch den Ausschlag für Sigurd ihm zum Tode, Brynhild selbst aber wirft hierauf, nach der Saga, ihrem Gatten vor: Sigurd sei durchs Feuer geritten, habe den Wurm und fünf Könige erschlagen, nicht Gunnar, der blass geworden, wie ein Todter, und weder König noch Kämpfe sei; dichterischer lässt das Eddalied sie dem schuldhaften Gunnar verkünden, wie sie im Traum ihn freudlos, gefesselt, in das Heer der Feinde reiten sah und wie alles Geschlecht der eidbrüchigen Niflunge so der Macht verlustig gehen werde.<sup>51)</sup> Im Nibelungenliede rätH sogar der grämliche Hagen, den jungen, heldenkräftigen Gast durch guten Empfang zu verpflichten,<sup>52)</sup> Gunther hat dann des befolgten Rathes hauptsächlich zu genießen, als Sigfrid, durch die Tarnkappe unsichtbar, für ihn die misslichen Wettspiele mit Brünhild besteht und dabei die für sein ganzes Verhältniss zu Gunthern ausdrucksvollen Worte spricht (Nib. 429, 3): *nú habe du die gebærde, diu wêre wil ich begân*, auch scherzhaft wird das ver- deutlicht, indem Sigfrid dem an den Nagel gehängten Könige die Braut be- zwingen muss; noch im Mordrathe sträubt sich Gunther, den zu verderben, der ihnen zu Heil und Ehre geboren sei.<sup>53)</sup> Nicht anders verhält es sich auch in den Sachsen- und Dänenkriegen. Als, wieder nach dem deutschen Liede, die Boten von Sachsenland und Dänemark Krieg androhen, verwandelt sich Gunthers gewohnte Fröhlichkeit in Trauer, Hagen verweist ihn auf Sig- frid (Nib. 150, 4): *ir sult ez Sifride sagen!* und auch hier spricht dieser bezeichnend (158, 3): *lât mich iu erwerben êre unde fromen!* (173, 3 f. :)

<sup>50)</sup> Fornald. S. 1, 182: (*Grímhildr*) *sá, at engi mátti við hann iafnast, sá ok, hvort traust at honum var etc. konungr var við hann sem við sonu stna, en þeir vírdú hann frammar enn sik.* 1, 183: *Giuki konungr mátti: margt gótt veitir þú oss, Sigurdér! ok miðk hefr þú styrkt várt ríki.*

<sup>51)</sup> Ebd. 1, 192: *hann (Sig.) reid eldinn etc. hann drap orminn ok Reginn, ok 5 konun- gar, en eigi þú, Gunnarr! er þú fólnadír som nár, ok ertu engi konungr nú kappi* (vergl. Sæm. 120, 36). Sæm. 126, 16: *en þú gramr! | ridír glaums andvami, | þástri falladr, | t fanda líð; | svá mun öll yður | ætt Niflunga | afi gengin, | orud eidrofa* (vgl. Fornald. S. 1, 202).

<sup>52)</sup> Nib. 102: *Wir suln den jungen hêrren                    enphâhen dester bas*  
*das wir iht verdienen                    des snellen recken has etc.*  
*er hát mit stner krefto                    sô manegiu wunder gestân.*

<sup>53)</sup> Nib. 815: *Der künic sprach 'lât blîben                    den moriltichen zorn.*  
*er ist uns so sælden                    unt so êren geborn.'*

Vgl. 811. Laasb. 8338 ff.

*belibet bi den frouwen und traget höhen muot! | ich trou iu wol behüeten beide ére unde guot* (vgl. ebd. 829). So geschieht es dann: Sigfrid überwältigt den Dänenkönig Liudgast mit Schwertstreichen und erschlägt die dreißig Recken, die ihren Herrn befreien wollten (Nib. 184 ff.), vor ihm muss auch der Sachsenkönig Liudger die Sturmflaggen niederlassen (ebd. 214 ff.). Nach Nornagestssaga bittet Gunnar in der Schlacht wider Gandalfs Söhne den stets bereiten Sigurd, es mit dem feindlichen Hauptkämpfer, dem riesenhaften Starkad, aufzunehmen, weil sie sonst nichts ausrichten würden,<sup>64)</sup> und Sigurd treibt sofort den furchtbaren Gegner in die Flucht. Am Thore der Finnsburg nun ist *Sigiferð* der erstgenannte unter den Recken, die zur Vertheidigung herbeigeeilt sind, der Vorkämpfer des blutigen Kampfes, in welchem der anstürmende Garulf, dieser erste seines Volkes, fällt, wogegen *Gúðhere* vom Feinde selbst bescholten wird, dass er, ein so adlicher Mann (Fiunsb. 38: *freólic feorh*), in der dringenden Noth nicht alsbald kampferüstet erschienen sei. Die gleichen Namen, dieselben Eigenschaften, der nemliche Gegensatz, altnordisch *Sigurðr* und *Gunnarr*, altdeutsch *Sifrit* und *Gunthere*, nunmehr ebenso angelsächsisch *Sigiferð* und *Gúðhere*, wie will man all dieses Zutreffen anders erklären, als durch die Einheit der Personen eines gemeinsamen Sagenkreises und die zähe Stätigkeit epischer Charaktere? Nirgends ist auch sonst in den Sagen die Spur eines Sigfrids oder Gunthers, welche jenen die Stelle streitig machen könnten.

Befremden kann es, dass im Beowulf beim Friesenstreite Sigiferð und sein Begleiter gar nicht genannt sind. Zwar hörte die Kriegsgenossenschaft des Siggenfürsten mit dem Friesenkönige von selbst auf, als nach dem Falle Hnäfs und anderseitig der meisten friesischen Edelinges zwischen Finn und Hengest ein Friedensschluss (Beow. 2196: *fæste friodu-wære*) beschworen war; auch ereignet sich Finns gewaltsamer Tod erst im folgenden Jahr und nicht in neuem Volkskriege, sondern bei einem von Gudlaf und Oslaf erhobenen Hader mit dem reizbaren König (ebd. 2297 ff.). Allein das Beowulflied gibt denn doch einen größeren Umriss dieser Geschichten, es hat früher Sigemunds mit Fitela wohlkundig gedacht und schweigt nun gänzlich vom berühmteren Sohne Sigiferð, den hier zu nennen so naher Anlass gewesen wäre und dem dagegen das Bruchstück so bedeutenden Antheil am Kampfe zuerkennt. Damit wird man auf die vermittelnde Annahme gewiesen, dass zwar, was bereits angedeutet wurde (S. 357), die ältere Sage von der Friesen Noth, wie sie im Beowulf zu Grunde liegt, nichts von Sigiferð enthalten, dieselbe jedoch, vermöge des allem Epos inwohnenden Triebes, seine Kreise stets weiter auszudehnen, im Verlauf ihrer fortwährenden Entwicklung einen Haupthelden der auch sonst im Kampfe gegen die nordischen Wikinge mit den Friesen verbündeten Frankenstämme an sich gezogen habe. Mit Sig-

<sup>64)</sup> Fornald. S. 1, 330: *Gunnarr bað Sigurð soekja tmóti þeim mannskalmi* (Stark.), *þat kann kvæð eigi duga mundu.*

frid ist Gunther nach Friesland gekommen, die Waffenbrüderschaft dieser Beiden aber beruht selbst schon auf einer Verschmelzung fränkischer Sage mit burgundischer und ihr gemeinsamer Eintritt in das Lied von Finnsburg setzt voraus, dass die Sigfridssage bereits in jenem Verbande bei den Angelsachsen verbreitet war.

Wie im 9. und 10. Jhd. die norwegischen Ansiedler auf Island, so hatten gewiss auch die deutschen Stämme, welche sich, seit der Mitte des 5. Jhd. zahlreich andringend, der britischen Insel bemächtigten, zuvörderst die drei Hauptvölker, Sachsen, Angeln und Jüten (mit ihnen wohl auch Friesen, vgl. Lappenberg, Gesch. v. Engl. 1, 98), beträchtlich später Dänen und andre Nordmänner, das Sagenerbe ihrer alten Heimat in die neue herübergebracht. Für einen fortwährenden Verkehr in dieser Richtung zeugt das Beowulflied selbst, das wesentlich in den alten Scedelanden waltet und doch zugleich, mit Hygelac und den Hetwaren, an einer geschichtlichen Thatsache haftet, die geraume Zeit nach der großen Einwanderung in Britannien sich begeben hat. Sind auch der angelsächsischen Sagenlieder wenige, so erweist sich doch ein reichausgebildeter Stil des Heldensangs sogar noch in den legendenhaften und andern geistlichen Dichtwerken, gerade wie alt-sächsisch im Heliand, es fehlt aber auch nicht an bestimmten Anzeigen einer vielumfassenden Sagenkunde. Dieselben erstrecken sich mehrfach auf den hier abgehandelten Gegenstand. In die Stammtafeln der angelsächsischen Königsgeschlechter sind nicht, wie in jene des Nordens (Sn. 1, 26. 522. Fornald. S. 2, 10. Sæm. 69, 24 f.), auch Welsunge eingereiht, doch erscheint in mehreren Heremod, der im Beowulf mit Sigemund zusammen genannt ist, und in der kentischen Finn mit seinem Vater Folcwald, wie in demselben Liede Finn Folcwalding, auf Finnsburg Sigeferds Verbündeter (Myth. 1. Ausg. Anh. XII. XV, vgl. Sn. 1, 24). Diese Stammtafeln mögen anfangs bezweckt haben, die Könige sämtlicher in Britannien gegründeter Reiche durch gemeinsame Abstammung von Woden einheitlich zu verbinden, wenn jedoch allwärts Namenreihen noch über den selbst schon zum irdischen König gewordenen Woden hinaufsteigen, darunter eben auch solche mit Finn, Folcwald und Heremod, so lässt sich dieß damit erklären, dass die längst befestigte nähere Stammfolge nicht gestört werden sollte, aber auch hier ein Bestreben rege war, weitere durch Lied und Sage volkskundig gewordene Namen in die Gemeinschaft der altangehörigen beizuziehen. Man fühlt überall das Wirken eines versöhnlichen, duldsamen Sinnes, der auch unter einst tödlich verfeindeten Stämmen jedem Theile sein Recht und seine Ehre widerfahren lässt. Das Widsidlied gibt in einer langen Aufzählung sagenberühmter Fürsten und Völker auch manche und bedeutende, die hieher anklingen, und meist schon einzeln hervorgehoben wurden; im Verzeichniss von Herrschern aus voriger Zeit: Gifica gebot den Burgunden, Mearchealf den Hundingen, Gefwulf den Yten (Jüten), Finn Folcwalding dem Friesenstamme, Sæferd den Sicgen,

Hunden Het waren Hrodgard kämpfte zu Heorot; unter den Völkern, welche der weitgewanderte Sängler selbst besucht hat: Sigen, Burgunden mit ihrem König Gudhere (Gifcas Sohne), Franken und Friesen, Hundinge. Hier, wie in den Stammtafeln, sind es meist bloße Namen, aber die Episoden im Beowulf und das Bruchstück von Finnsburg erschließen den Ausblick in die vollgestaltete Sage, die hinter solchen Namen stand, mit dem einen Stammnamen Hundinge rührt sich der ewige Hiadningestreit zwischen jenem Geschlecht und den Welsungen, dessen Gedächtniss sonst nur in den altnordischen Denkmälern bewahrt ist. Das Beowulflied selbst handelt zwar von Sigemund nur in kurzer Nebenerzählung, aber mit neuen und erheblichen Umständen, indem es einerseits diesen älteren Welsing als Drachentödter noch im Scheine des Wunderbaren zeigt, anderseits ihn und seinen Neffen Fitela als Bekämpfer des Jütenvolks geschichtartig vorführt; die Erwähnung beider Helden an dieser Stelle ist schon dadurch bedeutsam, dass auch die Zwischenspiele des Liedes sich innerhalb der Seegebiete halten, die es sich im Ganzen abgesteckt hat. Endlich das Bruchstück weist den Sohn Sigerferd auf die Wege des Vaters, in den Streit wider jütische Wikinge, und versetzt ihn mitten in die Handlung eines Heldenlieds, das am deutschen Nordseestrände seinen Schauplatz hat.

Der Hinblick auf die örtlichen und völkerschaftlichen Zusammenhänge, wie sie in diesen angelsächsischen Zeugnissen sich herausstellen, kann auch einer Untersuchung nützlich sein, welche tiefer auf das Wesen und den bewegenden Gedanken der Welsingensage einzugehen unternimmt.

---

## ÜBER HUGOS VON TRIMBERG LEBEN UND SCHRIFTEN.

VON

K. JANICKE.

---

Obgleich der Renner Hugos von Trimberg eins der gelesensten Bücher in den zwei letzten Jahrhunderten des Mittelalters war, so findet sich doch, soviel mir wenigstens bekannt ist, keine Stelle bei irgend einem Schriftsteller — deutschen sowohl wie lateinischen — die direkt auf ihn Bezug nähme, so daß sein Name entweder erwähnt würde, oder Verse offenbar aus ihm ausgeschrieben. Das gleiche und ähnliche, was sich bei späteren Dichtern findet, beruht auf Übereinstimmung der Überlieferung und ist keinesfalls unmittelbar aus ihm abgeschrieben. Boner wird ihn schwerlich gekannt haben, eine Annahme, der Lessing (Zur Gesch. und Litter. V. Beitrag S. 34—38) nicht abgeneigt zu sein scheint. Eine Erzählung —

abgesehen von den Fabeln, die beide aus dem Anonymus des Nevelet geschöpft haben — stimmt zwar bei beiden (Renner V. 10, 884 — 10, 906 = Boner XCIX S. 178—180 Pf.); doch wenn eine direkte Entlehnung aus Hugo statt gefunden hätte, so würden wohl Ausdrücke und Wendungen bei Boner vorkommen, die sich auch im Renner nachweisen lassen, namentlich würden die moralischen Betrachtungen beider mehr zusammenfallen. Es scheint fast, als ob der Renner auf ein bestimmtes geographisches Gebiet beschränkt gewesen sei: auf Franken, Schwaben, den Niederrhein, Thüringen und die angrenzenden niedersächsischen Gegenden deuten die Mundarten die Hss. hin.

Was wir bei so bewandten Umständen von Hugo wissen, beruht auf seinen eigenen Angaben und diese sind in der That reichhaltig genug, um uns ein ziemlich vollständiges Bild von seiner Gesinnung, seinen Schicksalen und Lebensverhältnissen zu geben.

Seinen Namen nennen uns die letzten Zeilen des Renners:

*Der ditz buoch getihtet hât  
— hiez Hüg von Trimberg.*

und V. 20,801 nennt es Hugo von St. Victor seinen *genanne*.

Daß Hugo ein Franke war, sehen wir aus V. 22,259 ff. und daß er kein geborner Bamberger, können wir aus V. 21,302 ff. schließen:

*Dó ich von érst ze Bâbenbero  
kom, dó vant ich milter liute  
vil mére dann ich vinde hiute.*

Aus der 'laurea sanctorum', über die nachher noch gesprochen werden wird, erfahren wir den Namen seines Geburtsortes, der hier nicht Trimberg, sondern Werna heißt. Am Ende dieses kleinen lateinischen Gedichtes heißt es:

*Iste dei verna de villa nomine Werna  
Frankorum natus in Bambergaque moratus*

Denis (I. I. S. 465 ff.) erklärt Werna für Ober- oder Unter-Weren am Flüsschen gleiches Namens, richtiger ist wohl darunter das jetzige Wernfeld zu verstehen.

Das Leben eines einfachen Schulmannes — die beiden in der Bamberger Ausgabe abgedruckten Urkunden führen ihn als 'magister scholarum in Tewrstat' auf — wird wohl ein wenig wechselvolles gewesen sein: Hugo, der es sonst an Beziehungen auf seine Person nicht fehlen läßt, würde gewiss nicht ermangelt haben, darauf Bezug zu nehmen. Er wird wohl schwerlich viel über sein geliebtes Franken hinausgekommen sein, denn V. 13,905 heißt es:

*Salern Padouwe Orlens Paris  
wurden nie von mir beschouwet,*

*daz eime hōhen meister zowet  
baz dan eime armen lēreknaben.*

V. 17,860 sagt er, daß er bereits vierundsechzig Jahre zur Schule gegangen sei, aber noch nicht die Anfangsgründe der Kunst gelernt habe, die die Welt verachtet und gen Himmel emporhebt.

Aus einer andern Stelle (V. 10,452 ff.) erfahren wir sein Alter, als er den Renner dichtete:

*daz ich niht weiz wie ich gebāren  
sol bi siben und sibenzic jāren,  
die ich gelebet hān uf erden etc.*

und der Epilog belehrt uns, daß er bei der Abfassung des Renners, der hier in das Jahr 1300 gesetzt wird, bereits vierzig Jahre der Schule zu Teuerstadt (einer Vorstadt von Bamberg) vorgestanden habe, wogegen er V. 18,780 zweiundvierzig Jahre angibt.

Einträglich muß die Stelle, die er bekleidete, nicht gewesen sein und ein gewisses Einkommen war wohl damit nicht verbunden. V. 18,780 heißt es:

*mīn hūs mīn kost und mīniu pfant  
stēnt alle jār in glückes hant,  
wan ich gewisser gūlt niht hān  
und mich betrage swā mite ich kan  
ān sūnde schande als verre ich mac.*

Wiederholentlich kommt er auf seine Armuth zu sprechen:

*wan ich bin ouch ein armer wirt,  
dem seltn iht virnes über wirt. — (V. 5535)  
manger dunkt ein wiser man:  
het er als wēnec als ich hān,  
er waz als toereht als ich bin. (V. 13,352)  
ich hān gestupfelt als ein man,  
der eigen būwelt nie gewan  
und in rīcher liuts korn  
hinten ehernt, swenn si vorn  
sichling hīn truogen oder garben. (V. 15,883)*

Was seine häuslichen Verhältnisse angeht, so können wir aus V. 18,768 ff. schließen, daß er eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte:

*nu wil ich ziehn in zuo gerūge  
der nie gelōg, daz ich niht liuge,  
daz ein geswoch den andern az  
uf mīn pfant undr des ich saz  
ob disem buechlīn und ez tihte  
und wāten ez zesamen rihte,*

*dô zwelf menschen alle tage  
mîn brôt dzen.*

Von seinen sonstigen Familienverhältnissen finden wir nur noch erwähnt, daß er einen Sohn in einem Kloster gehabt habe. V. 15,560: *ich weiz ein clôster, in dem ich hân einen sun.*

Daß er um durch die Welt zu kommen oft hat borgen müssen, sagt V. 23,901 ff.

*wol im swem got daz guot beschert,  
daz er den juden ir kint niht nert  
mit sinen kinden, als ich hân  
wol vier und zweinzic jâr getân  
und tuon noch leider alle tage.*

Die Hoffnung in seinem hohen Alter von dem Erlös der in früheren Jahren gesammelten Bücher zu leben scheint ihm fehlgeschlagen zu sein, denn V. 16,616 heißt es :

*ich hete bi den tagen mîn  
gesament zwei hundert büechlîn  
und selber zwelf gemacht  
und het mir alsô erdâcht,  
swenn ich alt wurd, daz ich dâ mite  
nâch der alten lérer site  
mîn nôtdurft solt erwerben :  
nu muoz ich verderben,  
got welle mich denn vristen  
baz dan in miner kisten  
mîn büechlîn mir ze staten komen,  
wan der hân ich keinen vromen,  
sît nieman lernē wil die kunst,  
die mangem guot êre unde gunst  
hât brâht vor tûsent jâren,  
dô schuolaz dennoch wâren  
einveltig bliuge kiusche mæzic  
niht spieler trinker unde frâzic  
und der schuol niht abe giengen  
biz daz si kunst und zuht geviengen.*

Nicht nur Mangel und die Ungewissheit eines sichern Einkommens, auch körperliche Leiden verbitterten ihm den Rest seines Lebens. Gleich im Anfange des Renners klagt er über die *doene*, die er seit dem fünfzigsten Jahre kennen gelernt habe und ihm früher unbekannt waren, ihn jetzt aber an des Lebens Hinfälligkeit erinnerten. In der Mitte des Gedichtes (V. 17,990) sagt er :

*wilent was ich den liuten zart:  
nu sitze ich als ein schembart  
trüric als ein unflätic hüwe  
mir selbn und andern liutn ein grüwe.  
mîn ougen, den ir liechter schîn  
zierte zwei brinnendiu kerzln,  
die sint nu vînster und übel gestalt,  
wan übr in hanget ein rüher walt etc.*

Unter dieser Last von körperlichen Leiden war auch sein Geist der Kräfte nicht mehr mächtig, die ihm früher zu Gebote standen. Als er zwanzig Jahre alt war (V. 9278), da habe er alles, was er hörte oder las, sofort behalten; aber mit den jungen Jahren entfloß auch die jugendliche Kraft des Gedächtnisses; als er vierzig Jahre alt war, da habe er noch zweihundert Verse, deutsche und lateinische, auf drei Tage behalten; was er aber jetzt dichte, das müsse er sofort niederschreiben, sonst verschwände es ihm zur Hälfte aus dem Gedächtnisse.

Daß Hugo nicht lange nach Abfassung des Renners das Zeitliche gesegnet habe, können wir wohl annehmen. Ist es begründet, daß der Renner in der Gestalt, in welcher er uns in den besseren Handschriften vorliegt, sein Werk und daß das lange Gedicht nicht auf einen Wurf gearbeitet ist, sondern die Frucht mehrerer Jahre war: so werden wir die Stelle, in der er der Vergiftung Kaiser Heinrichs VII. (die Lesart 'Fridrich' im Wolfenbüttler Pergamentcodex und im Druck von 1549 kommt nicht in Betracht) gedenkt, nicht verdächtigen, sondern annehmen müssen, daß er sein Leben wenigstens bis zum Jahre 1313 fortgeführt habe. Nach den gegebenen Anführungen läßt sich somit seine Lebenszeit etwa zwischen 1235 und 1315 festsetzen.

\* \* \*

Von den Schriften Hugos sind uns drei erhalten, zwei lateinische und der deutsche Renner. Das 'Registrum multorum auctorum classicorum' ist in seinen wichtigeren Stellen von Haupt in den Monatsberichten d. Berliner Akademie (1854, S. 142—164) herausgegeben und den sorgfältigen Bemerkungen Haupts weiß ich nichts neues hinzuzusetzen: eine Hinweisung auf seine Arbeit genügt also. Vor dem Registrum, dessen Abfassungszeit in das Jahr 1280 fällt, hat Hugo die 'Laurea sanctorum' gedichtet, die bis jetzt mit Ausnahme weniger Verse, welche Denis I. I. S. 462 ff. hat abdrucken lassen, unbekannt war. Ich besitze durch die Güte des Herrn von Karajan eine Abschrift dieses Werkchens, zweifle aber sehr, ob es einer Veröffentlichung werth ist, zumal der Text an vielen Stellen so verderbt ist, daß es kaum gelingen wird, ihn überall mit gleichem Glücke herzustellen. Das Gedicht gehört zu den aus dem Mittelalter in großer Anzahl vorhandenen

Kalendarien und dürfte außer einer kleinen Bereicherung des Du Cange zur genaueren Kunde mittelalterlicher Verhältnisse kaum etwas beitragen. Eine Reihe von anderen Gedichten Hugos ist verloren. Im Registrum heißt es:

*ad torporem removendum quosdam non inbellos  
Latinos et Teutonicos edidi libellos.  
scripsi quidem rhythmice Registrum auctorum,  
deinde versifice Lauream sanctorum,  
postea Solsequium, quod hagiographorum  
dat clericis prosaice notitiam rumorum,  
præterea prosaice et rhythmice litterarum;  
sed primitus Teutonice scripsi quater binos  
libellos, tres ad sæculum, quinqueque divinos.  
nunc in hoc opusculo lassum pedem sisto etc.*

Es ergeben sich somit zwölf Werke, die Hugo verfasst hat. Zu der Angabe von acht deutschen Büchern, worunter drei weltliche und fünf geistliche sind, will es freilich nicht recht stimmen, wenn er im Renner V. 28 sagt, daß er sieben deutsche Bücher gemacht habe, wir müssten denn annehmen, daß diese Verse aus dem Samner, dessen Publication jedenfalls vor die des Registrum fällt, herübergangen sind. An einer andern Stelle (V. 16,618) gibt er indess ebenfalls zwölf Bücher an.

Kaum wird von den anderen uns nicht erhaltenen Gedichten Hugos eins dem Renner an Umfang und auch wohl an Bedeutung gleichkommen. Was uns zunächst ein Interesse für das Buch einflößt und viele seiner Schwächen, deren größte fast aller Mangel an Ökonomie ist, vergessen lässt, ist die ehrenhafte und freimüthige Gesinnung seines Verfassers. Große poetische Erfindungsgabe geht ihm ab, wir freuen uns aber über sein nicht unbedeutendes Talent gefällig und anschaulich zu erzählen. Seine Reflexionen sind zwar oft breit und gedehnt, nicht selten aber überrascht er durch eine Reihe glücklicher Wendungen und Wortspiele. Lessing, der für die didactische Poesie ein feines Gefühl hatte, hielt sehr viel auf Hugo und es gereicht diesem nicht zur geringen Ehre, daß der große Kritiker den Renner seinen Zeitgenossen in einer unserer heutigen Sprache angemessenen Form zugänglich machen wollte. Hugo selbst hat das Mangelhafte seiner Compositionsweise gefühlt und der Name seines didactischen Werkes ist wohl nicht davon abzuleiten, daß es in alle Lande rennen soll, wie die ersten Verse der Erlanger Handschrift angeben, die ohne Zweifel nur ein Zusatz des Abschreibers sind, sondern Hugo hat ihm den Namen 'Renner' wohl deshalb beigelegt, weil er gleich einem flüchtigen Rosse bald dahin, bald dorthin eilt, ohne festen Plan, ohne eigentliches Ziel. Hören wir ihn selbst darüber, V. 13,860 ff.:

*Manec ritter ofte hât gerant  
 uf rossen, die nâch sîner hant  
 niht wolten loufen eteswenne;  
 daz selb ich ouch an mir bekenne,  
 swenn ich den louf ein teil zetrenne  
 an mîn getihte und mit im renne  
 war ez mich treit mit gewalt. — — V. 13,870 ff.  
 swer rennt, der mac niht wol bewarn,  
 ern müez durch stoup und lachen varn  
 übr gruobn und grabn übr rûch und sleht  
 übr stöcke stein — daz ist sîn reht —  
 übr bluomen heide und unvldt  
 und swd sîns rosses louf durchgât,  
 dem er niht wol gezihen kan,  
 daz in etwâ sô verr hindan  
 treit, daz erz kûm bringet wider  
 und etswenn mit im velt dernider.  
 alsô ist mir zuo mîn getihte:  
 swenn ich ez einhalb hin rihte,  
 sô louft ez anderthalben hin  
 uf ein velt, dâ vor mîn sîn  
 ân zuîvel nie geneiget wart.  
 bringe ich ez wider an die vart,  
 sô louft ez oft vür manic zil  
 verrer dan mîn herze wil;  
 übr stock stein stoup bluomen lachen  
 treit ez mich von mangan sachen.  
 begegnet ab uns ein tiefer grabe,  
 sô strücht ez selbr und wirft mich abe.  
 sô sitze ich als in einem troume  
 und vâhe ez aber bî dem zoume  
 und louf mit im übr velt hin dan  
 als der niht wol rîten kan:  
 wan wort, die tiefe sint gewegen,  
 der sîlen hôhe meister pflegen,  
 der sîn von vollen brunnen vliuzet  
 und wîten in die lant sich giuzet.  
 do sinns ich leidr unwise bin,  
 mîns sinnes kraft vert oben hin  
 ân kûnsterîcher âdern prîs  
 als übr ein gûsse ein dîrrez rîs  
 und als ein wazzr übr dickez ts.*

Und V. 5978 *ich renne einz hin, daz ander her, daz ist ein liep, dem andern swær* drückt wohl denselben Gedanken aus.

Gegen den Vorwurf, daß es nicht eigene Gedanken gebe, sondern nur entlehnte, vertheidigt er sich V. 22,459:

*waz kond wir tören nu getihten,  
hetenz die allen niht erdäht  
und mit tiefem sinn volbräht.*

und V. 20,143:

*nieman sol sprechen, daz ich flicke  
mîn getichte, ob ichz verzwicke  
und mit der heiligen schrift bewære,  
wan manic prediht würde unwære,  
daz man si hete vür ein lügen,  
swenn die pfaffen drîn niht zügen  
der meister lère und heilger liute.  
des muoz ich durh nôt bediute  
mîner worte kraft mit in, den ir  
vil baz gloubet denne mir.*

Er weiß recht wohl, daß er viel bittere Wahrheiten sagt und sein Buch nicht für jeden eine gerade erfreuliche Lectüre ist. V. 15,892:

*swær nû üz disem buoche nãm  
swaz disem und dem wær widerzãm,  
só wæn ich daz daz jüngste stücke  
ein wibel wol trüege üz sinem rücke.  
nieman solz hân vür ein geplerre,  
wan ez ist wîten unde verre  
gesament in der heiligen schrift  
und treit in im honec und gift  
sûre stieze liep und leit.*

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts hört der Adel auf alleiniger Träger der Litteratur zu sein. Mit dem Verfall des Adels, mit dem Erlöschen der höfischen Zucht und Sitte war auch höfischer Sang zu Grabe getragen: die Kunstpoesie hatte zwar ein reiches, aber ein nur wenige Decennien umfassendes Leben entwickelt. Dadurch, daß der Stand, welcher bis dahin der Träger der weltlichen Bildung und Poesie gewesen war, in den Hintergrund trat, und daß das bürgerliche Element in den Städten zu einer vorher ungeahnten Kraftentwicklung gedieh, kam die Litteratur von dem Adel an das Bürgerthum. Höfische Mähren konnten hier nicht ergötzen, an die Stelle der Ritterepen und des Minnegesanges trat die Didactik und in ihrem Gefolge die Allegorie und Mystik. Nicht die unbestimmte Ferne, nicht das

Tummeln in weltlicher Lust und Freude begeisterte die Dichter dieser Zeit: ihr Streben ist auf den innern Menschen gerichtet, auf seine Besserung durch Lehre und Erbauung. Wir finden bei diesen bürgerlichen Dichtern nicht nur Ausbrüche des Zorns über das Turnier (s. Renner V. 6617 ff. 1106 ff. 11,526 ff. 11,600 ff. 21,521—38), sondern auch eine gewisse, mit Ironie verbundene Kritik der ritterlichen Epen, die auch die echt deutschen Sagenstoffe nicht schont:

- V. 1253. *als sint bekant durch tiutsche lant  
Érec Iwân und Tristerant  
kûnc Ruother und her Parcivâl  
Wigaloys, der grôzen schal  
hât bezeit und hôhen pris:  
swer des gloubt der ist unwis.  
swer reden und ouch swigen kan  
ze rehte, derst ein wiser man:  
mit sünden er sîn houbet toubet,  
swer tihtet des man niht geloubet.*
- V. 21,485. *vil mengen sint ab baz bekant  
hie und úbr manic lant  
die buoch, die ich vor hân genant:  
Parcivâl und Tristerant  
Wigaloys und Éneas  
Érec Iwân und swer ouch was  
zer tavelrunde in Karidôl:  
doch sint die buoch gar lügen vol,  
der hân ich mich genietet wol.*
- V. 21,539. *wie her Dietrich vâht mit Ecken  
und wie hie vor die alten recken  
durch vrouwen minne sint verhouwen,  
daz hoert man noch vil manec vrouwen  
mêr klagen und weinen ze stunden  
dann unsers hêrren heilge wunden.*

Was die äußere Form der Verse betrifft, so bittet Hugo um gütige Nachsicht (V. 24,476), wenn die Reime nicht alle kunstgerecht wären: wer dichten könne, der möge sie sich besser zurecht machen, er würde ihm deswegen nicht zürnen. Dann entschuldigt er sich damit, daß die Unwissenheit der Schreiber ihm manches Leid zugefügt, da sie ihm nicht Folge geleistet und anders geschrieben hätten, als er ihnen befohlen. — Was würde der ehrliche Hugo wohl dazu sagen, wenn er gewusst hätte, wie arg die Abschreiber mit seinem Renner in der Folgezeit verfahren würden, wie gewaltsam sein mühsames Werk durch ihre Trägheit und Sorglosigkeit entstellt werden sollte!

Bald nach Veröffentlichung des Gedichtes unternahm es Michel von Würzburg (über ihn s. Ruland im Archiv des histor. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg, Bd. 11, 49—59 <sup>1)</sup>) den Renner einer Revision zu unterwerfen, welche sich nach meiner Ansicht nur auf die Eintheilung des umfangreichen Werkes erstreckte. Zur Orientierung des Lesers führte er eine Eintheilung nach Capiteln ein und fügte Inhaltsverzeichnisse hinzu. Aus diesem Stammcodex scheinen — bis auf eine den Erben Ebelings gehörende Hamburger Handschrift — unsere sämtlichen Hss. geflossen zu sein. Der Theil des Würzburger Codex, welcher den Renner enthielt — er machte das dreizehnte Stück darin aus — ist verloren gegangen, aber eine Reihe von Fragmenten sind wieder aufgefunden, die sich gegenwärtig auf der Münchner Hof- und Staatsbibliothek befinden (S. meine Dissert. De vita et scriptis Hugonis Trimberg. Halis Saxonum 1856. S. 16). Auf sie muß die Kritik natürlich am meisten Rücksicht nehmen, nächst ihnen auf den Erlanger Codex, den der Bamberger historische Verein im Jahre 1833 eben nicht sehr correct hat abdrucken lassen. Einmal enthält er die meisten Verse und zweitens ist er von den vorhandenen Codd. unstreitig der älteste, hat somit auch die Sprachformen am getreuesten bewahrt. Er wird eine Hauptgrundlage für die Kritik bilden, doch nicht die einzige, da er in einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Stellen einen corrumpten Text gibt, wo die späteren Papierhandschriften oft das richtige darbieten. Da mehrere von diesen an solchen Stellen immer zusammenstimmen, so ist hier an ein Spiel des Zufalls nicht zu denken, sondern anzunehmen, daß diese auf einen Codex zurückführen, der geflossen aus der Stammhs. des Michel von Würzburg eine Reihe von Fehlern vermieden hat, welche der Erlanger sich hat zu Schulden kommen lassen.

Ist es richtig, was die Hamburger Hs. enthält, daß sie die Abschrift einer Bamberger von Johann Teinhard im Jahre 1309 geschriebenen sei, so würde die Kritik des Textes durch sie eine bedeutende Berichtigung erfahren: alsdann müssten wir bedeutende, spätere Interpolationen des Gedichtes, in welchem Ereignisse, die nach 1309 fallen, erwähnt werden, annehmen und die Correctur Michels von Würzburg dürfte dann leicht sich auf etwas mehr als bloß auf die Anordnung der Überschriften und das Abfassen der Indices erstrecken. Leider haben es die Bamberger Editoren versäumt in der Vorrede zum zweiten Hefte ihres Druckes genauere Nachrichten über den in Frage stehenden Codex, der in ihren Händen war, zu geben.

Aber selbst wenn, woran ich noch immer sehr zweifle, diese Jahresangabe richtig sein sollte, so bleibt dennoch eine Annahme übrig, zu der wir uns auch sonst verstehen müssen, welche alle Zweifel und Widersprüche zu lösen

---

<sup>1)</sup> Michel von Würzburg ist der auch sonst bekannte Michael de Leone; er starb 1355.

im Stande ist: daß Hugo seinen Renner einer ein- oder mehrmaligen Überarbeitung unterworfen und eine Reihe von Stellen, die dem ursprünglichen Werke fremd waren, erst später eingeschoben. Man vergleiche V. 9276:

*Den rihtern sul wir urloub geben  
und grîfen an der frâze leben.*

Von V. 9278 bis 9391 folgt eine Stelle, die unmöglich zu derselben Zeit geschrieben sein kann, wie die vorgehenden Verse, sie trägt unverkennbare Spuren eines späteren Einschubs. Es ist nicht denkbar, daß Jemand unmittelbar auf die eben citierten Verse fortfährt:

*Dô ich bi zweinzec jâren was  
swaz ich sach hôrte oder las  
daz was zehant von mir begriffen etc.*

und alsdann V. 9391 wiederholt: *Von dem frâze ich sagen wil.* Und bei alledem trägt die eingeschobene Stelle zu sehr den Character Hugos, namentlich die Erwähnung des Amarcus, der auch im Registrum mult. auct. class. vorkommt, setzt die Echtheit der eingeschobenen Verse außer allen Zweifel.

Sehen wir den letzten Theil des Gedichtes mit unbefangenen Auge an, so scheint es, als ob mit V. 24,443 das eigentliche Ende des Renners eintrete. Die Beschreibung des jüngsten Gerichts bildet einen passenden Schluß des Werkes und dessen letzte Verse haben zugleich das Ansehen die letzten des Buches zu sein:

*dar hilf uns herr durch dînen tôt  
und daz der ewigen marter nôt  
uns müez vermîden ewiglich.  
dar zuo verlîh uns gnædiclich  
dîner vil süezen minne sâmen,  
sprechet alle mit mir âmen.*

Wäre uns nicht mehr überliefert, wir würden nicht ahnen, daß noch eine Reihe von Versen folgte. Diese indess für unecht zu erklären, vielleicht für ein Anhängsel des Correctors des Buches, Michels von Würzburg, geht durchaus nicht an: V. 22,444–24,520 tragen zu deutlich das Gepräge Hugos, die Gedanken, welche hier vorgebracht werden, stimmen mit seiner Persönlichkeit viel zu genau und die angebrachte biblische und theologische Gelehrsamkeit entspricht seiner auch sonst oft genug hervortretenden Redseligkeit zu sehr, als daß wir irgend daran zweifeln könnten, daß sie von Hugo selbst herrühren.

Bedenklicher gestaltet sich die Frage nach der ursprünglichen Form des Renners, wenn wir die folgenden Zeilen (V. 24,521–48) in Betracht ziehen. Hier wird die Abfassungszeit in das Jahr 1300 gesetzt und

historische Ereignisse erwähnt, die kurz vor dieses Jahr fallen. Ist diese Stelle, wie Benecke (Göttinger Gelehrte Anzeigen. 1836. I. S. 673 ff.) will, eingeschoben, so ist es doch merkwürdig, daß ein Schreiber sich nach dem Tode Hugos das Vergnügen gemacht haben sollte, das Jahr 1300 nebst diesen politischen Vorgängen hinzuzufügen, da doch vorher im Gedichte von der Gefangennahme des Pabstes Bonifacius und von dem Tode Heinrichs VII. die Rede gewesen war. Es dürfte jedenfalls natürlich sein, daß, wenn ein Schreiber eine Zeitbestimmung hinzuthun wollte, er das Jahr angenommen hätte, in welchem er das vorliegende Werk gerade abschrieb.

Nehmen wir dennoch an, die Stelle V. 24,521 ff. sei echt, so müssen entweder andere, spätere historische Ereignisse enthaltende Stellen unecht sein oder V. 24,521 ff. sind zu einer Zeit gedichtet, wo der Renner den gegenwärtigen Umfang noch nicht gehabt hatte, und es sind größere Stellen erst später eingeschoben und zwar von Hugo selbst, da nichts darauf hindeutet, daß diese Stelle von anderer Hand herrühren.

Sind die Verse unecht, dann ist es gewiss, daß sie von einem fränkischen Schreiber, vielleicht von Michel von Würzburg, interpoliert sind. Merkwürdig bliebe unter diesen Umständen freilich, daß diese Verse sich in sämtlichen Hss., soweit ich sie wenigstens kenne, sogar in den Auszügen wieder finden. Wir haben somit nur Texte — möglicher Weise ist der Hamburger Codex anzunehmen —, die zurückgehen auf diese Überarbeitung und nur innerhalb derselben können wir Klassen unterscheiden; die Kritik hat alsdann nicht die Aufgabe, die ursprüngliche Fassung des Renners herzustellen, sondern die Überarbeitung des Correctors. Gegen die Echtheit der Verse könnte der Name des Geburtsortes Hugos, Trimberg, sprechen; in der *Laurea sanctorum* wird derselbe, wie schon erwähnt, Werna genannt. Ob dieß indessen ein zureichender Grund für die Unechtheit ist, möchte doch sehr zu bezweifeln sein.

Die Lösung dieser Frage glaub ich gibt uns der letzte, in der Bamberger Ausgabe dem Inhaltsverzeichnisse vorhergehende Passus an die Hand. Hugo berichtet uns hier (V. 24,549—72), daß er vor 34 Jahren ein kleines Büchlein gemacht habe, das der Samner genannt sei. Ehe er es noch vollendet, sei eine Quinterne davon verloren gegangen, so daß er das Werk nicht mit dem früheren Fleiße vollendet habe; was aber davon niedergeschrieben sei, das sei doch in das Publikum gedrungen, denn anders lassen sich die Worte *'daz ist hin und her becliben'* kaum fassen. Jenes, der Samner, läuft vor, dieses, der Renner, rennt nach; wer das zweite liest, der merke, daß dieses von jenem genommen sei, und daß beide Werke dieselbe Tendenz haben (*und daz ir beider sin si glîch*), der Unterschied bestehe nur in dem äußeren Umfange der Bücher.

Hier ist wohl der Ort einen Irrthum zu berichtigen, der bereits in einige unserer Literaturgeschichten Eingang gefunden hat. Der Freiherr Wilhelm

von Löffelholz machte nämlich im Serapeum, Jahrgang 1850, die Mittheilung, daß sich der verloren geglaubte Samner in der fürstlich Öttingen-Wallerstein'schen Bibliothek zu Mayhingen wiedergefunden habe. Eine sorgfältige Prüfung der von ihm gegebenen Lesarten belehrte mich jedoch bald, daß der vermeintliche Samner weiter nichts sei als ein mit dem Leidener Codex bis auf die größten Kleinigkeiten stimmender Auszug aus dem Renner. Seitdem Herr Prof. A. v. Keller die Güte gehabt hat, mir eine vollständige, von Löffelholz genommene Abschrift zuzusenden, sind alle noch etwaigen Zweifel geschwunden. Nicht nur die Bilder beider Hss. sind dieselben, nicht nur haben sie dieselben Auslassungen (so fehlt, um nur einiges anzuführen, beiden die Verse 5491—5618, 5719—5788, 5843—6008. Vor 5843 haben beide übereinstimmend gegen die anderen von mir verglichenen Hss.:

*wer von got chomen ist  
des hort auch gern zu aller frist  
sagen von got daz ist gut  
wol jm der gottes willen tut  
vnd recht lebt auf ertreich  
der lebt dort ymm' vnd ewiglich),*

sondern stimmen auch in ihren Lesarten unzählige Male wörtlich überein. Die vermeintliche Samnerhs. ist eine der elendesten und zur Texteskritik des Renners vollständig entbehrlich; keine einzige der mir bekannten Hss., die auch nicht gerade zu den besten gehören, enthält soviel Gedankenlosigkeiten, grobe Versehen und willkürliche Auslassungen als diese, abgesehen von der entsetzlichen Orthographie. Der Schreiber des Wallersteiner Cod. hat die Stelle am Schlusse des Renners, welche sich auf den Samner bezieht, weggelassen. Die Hs. endet:

*Auf erden ist nicht so gar volchumen  
Daz er dem wandel sey penitimen  
Ain püch ist der Samner genant.*

Es ist also klar, daß die Vorschrift die Zeilen, welche sich auf das Verhältniss des Renners zum Samner beziehen, enthalten hat.

Diese hier ausgelassene Stelle nun wirft ein helles Licht auf die Frage nach der Entstehung des Renners. Der Renner ist ein didactisches Sammelwerk und Hugo eine Persönlichkeit, die nicht im Stande ist, einen Stoff wirklich künstlerisch zu durchdringen; er besitzt nicht die Kraft einen Gedanken, der an und für sich gut und brauchbar ist, aus dem Grunde zu unterdrücken, weil er dem Plane des Ganzen nicht entspricht, in dem Ganzen keine berechtigte Stelle hat. Zu einer solchen künstlerischen Selbstüberwindung vermag sich unser ehrlicher Schulmeister nicht zu erheben, die Poesie steht ihm nicht als Poesie hoch, sondern nur als ein Mittel zur Belehrung der Menschen, zu ihrer Erbauung und Erhebung zu Gott.

Wenn wir den Renner als didactisches Sammelwerk auffassen, werden wir manches erklären, vielleicht auch entschuldigen können, was uns, wenn wir einen anderen Maßstab anlegen, unerklärlich bliebe. Der Renner ist — das beweist schon die eben angeführte, den Samner betreffende Stelle — nicht das Product einer verhältnissmäßig kurzen Zeit, dafür spricht auch der Ausdruck *voltihtet*, sondern die einzelnen Partieen desselben sind unterschieden zu sehr verschiedenen Zeiten vollendet, und die Planlosigkeit des ganzen Werkes hat hierin ihren Hauptgrund. Da im Registrum gleich wie im Renner zwölf Bücher, die Hugo selbst gemacht habe, erwähnt werden und die Abfassungszeit des ersteren wie schon erwähnt in das Jahr 1280 fällt, so scheint es, daß er seit 1280 kein neues Werk begonnen, sondern allen seinen Fleiß auf den Renner verwandt habe.

Fassen wir noch einmal kurz das Ergebniss unserer Untersuchung zusammen, so ergibt sich, daß Hugos weitläufiges Werk durch ihn selbst erst im Laufe einer Reihe von Jahren den gegenwärtigen Umfang erhalten, daß größere und wesentliche Interpolationen von einer anderen Hand nicht herühren, daß die vermeintliche Überarbeitung Michels von Würzburg sich nur auf eine rein äußerliche Anordnung des Stoffes beschränkt und daß endlich unsere sämtlichen Hss. in indirecter Linie von dem Würzburger Codex abstammen.

Bekanntlich ist der Renner bereits im Jahre 1549 zu Frankfurt a. M. gedruckt worden. Der vollständige Titel dieses Druckes lautet:

Der Renner | Ein schön vnd nützlich buch, | Darinnen angezeyget  
wirdt, eynem Jegglichen | Welcher werden, wesens, oder Standts er sey, so  
wol Geist- | liches, als des vndersten des Weltlichen Regiments, Darauß  
er sein leben zübessern, | vnd seinem Ampt nach gebüre desselben, auß-  
zūwarten vnd nachzukom- | men zu erlernen hat, Mit viel schönen sprü-  
chen der heiligen schrift, | Alter Phylosophen, vnd Poeten weisen reden,  
Auch feinen | gleichnüssen, vnd Beyspielen gezieret. Izunder | allererst  
im Truck außgangen | Mit Key. Maye. Priuilegio nit | nach zu Trucken. |  
1549 | Gedruckt zu Franckfurt am Meyn, durch | Cyriacum Jacobum zum  
Bock. |

Durch einen Irrthum Gottscheds (s. Fried. Zarncke — Narrenschiff S. CXXXIX und S. 168<sup>b</sup> Anm.) ist die Annahme entstanden, als ob Brant der Überarbeiter des Renners sei. Zuerst war es Jacob Grimm, der in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1836, I, S. 678 diesen Irrthum aufdeckte. Trotzdem findet sich in unsern Litteraturgeschichten (z. B. Wackernagel, Handbuch der deutschen Litter. S. 296, Anm. 17, und doch gibt dieser wenige Zeilen vorher selbst an, daß Brant 1521 gestorben sei; auch Vilmar schreibt die Gottsched'sche Behauptung ruhig nach) immer noch diese falsche Meinung. Die Frankfurter Ausgabe, und dieß ist, so viel ich weiß, noch von niemand bemerkt, ist eine protestantische Umarbeitung des Renners, doch

hat sich der unbekannte Herausgeber darauf beschränkt, die Namen der Heiligen in die der Apostel zu verwandeln:

V. 23,294. *Min sele vil werd' ir denn sehe  
Ob die genade mir geschehe  
Daz die genaden volle marie  
Katherine agnes vnd Lucie  
Mit irn gespilen gen ir giengen etc.*

Der Druck (Bl. 117\*) hat dafür:

*Dass unser lieber Herr Jesus Christ,  
Der aller armen ein troester ist  
Mit sein Aposteln zu mir giengen, etc.*

BERLIN.

## PARTICIPIUM PRÄS. FÜR KRANKHEITEN.

Es ist noch heute hergebracht von erkrankten zu sagen: das hat ihn angepackt, das kam ihm wie angefliegen, du siehst recht angegriffen aus, oder ähnliche redensarten zu verwenden, die sich, wie die mythologie näher darlegt, auf die vorstellung eines dämonischen ergreifens, angreifens, anfliegens, anpackens, anrührens, schütteln und rütteln zurückleiten. diese geisterhafte, plötzliche einwirkung bezeichnet aber nichts deutlicher als das participium praesentis bei vielen alten krankheitsnamen.

Die pest war der umgehende, schlagende engel:

der slahente engel vuor dâ vure. Diemer 327, 24. 328, 13.

die gicht (arthritis vaga) das farende, laufende thier, die springende, fliegende, rürende gicht:

dâ ist si müende daz gegichte. Ulr. Trist. 1512;

swer daz wüetende giht hât. Renner 9904;

die fieber oder gicht hervorbringenden elbe oder holden heizen die fliegenden, genauer sind aber viele arten zu unterscheiden, die reizenden, spleisenden, blasenden, zehrenden, fliegenden holden. die paronychis ist der umlaufende wurm, rotlauf die fliegende wolke, blutflusz das blutende, fliesende sich, steinschmerz der reizende stein, schlagflusz die schlagende, rührende sucht oder drüs: dasz dich die drüs rür! hab dir die drüs ins herz hinein! dat dik de quade flegende geist int lif vare! h. Julius 325.

Einige solcher namen sind weniger transitiv als intransitiv zu fassen, bei dem blutenden, fliesenden übel ist der anfall schon eingetreten gedacht, ebenso bei der schwindenden und fallenden sucht, denn es heiszt nie die schwendende, fallende:

sweme wirret diu vallende suht. Kchr. 6491;

die heten die vallenden suht. Ulrich 1094;

die diu vallunde suht warf nider. Servat. 1572;  
 ir bragh diu vallende suht  
 harte vil mit ungenuht. Haupt 8, 185.

gemeint wird, dasz der kranke schwindet oder zu boden stürzt, daher auch die stürzende sucht, welches sich eben wol transitiv nehmen liesze. mânôt-fallônti kommt ahd. für lunaticus, sonst mânôtsioh vor.

Die niederdeutschen dialecte scheinen besonders reich im gebrauch von dergleichen participien. auszer fallende oder stortende süke finde ich de swindende süke, de glidende, lidende süke, von gliden, nhd. gleiten fallen und liden, nnl. lijden gehen; de slikende von sliken, nhd. schleichen; de kinkende süke, von kinken drehen, winden. nhd. kann wütende, schleichende, ansteckende seuche nur allgemein, nicht von einer besondern krankheit gesagt werden. Mestwert, ein aus Westfalen gebürtiger schriftsteller, im fluchspiegel 1674 s. 21 hat: rührende, bebende, reizende, tummelnde, rennende, stürzenfallende seuche, neben andern namen, worin kein particip enthalten ist. Es werden sich, wenn man aufmerkt, noch manche andere beispiele einer, wie mir scheint, alten, erst in der neueren zeit beschränkten eigenheit unsrer sprache sammeln lassen.

Bei dieser gelegenheit sei noch etwas bemerkt. ich hatte in unsern akademischen berichten, jahrg. 1851 s. 99—101 die personification des ritte und des podagra aus einem elb oder schmetterling erklärt, wie wir noch bei andern krankheiten solche unheimlich zufliegende wesen annehmen, man sagt: er hat motten im kopf, die fillerte (ahd. fifaltara) fliegt den leuten an den hals (Woeste s. 44.). in Lucians tragopodagra und ocyprus bricht dieselbe vorstellung durch, nur dasz hier ein mann namens schnellfusz vom podagra ergriffen wird, wahrscheinlich hatte Lucian eine fabel vom podagra und dem schnellfusz = floh erzählen hören, die er falsch abändert. Nun bringt mir Kuhn aus dem Panchatantra (der grundlage des Hitopadesa) eine fabel vom floh (feuermund) und der laus (leisegang) bei, die an einem fürstenhofe lebend einander ihre erfahrungen über das blut der menschen mittheilen (jahrb. der Berl. ges. 10, 284). das hängt allerdings merkwürdig zusammen und steht auch in Calila und Dimna (übersetzt von Phil. Wolf 1, 59) und schon in der alten weisen exempel (ausg. von Frankf. 1592, bl. 46<sup>v</sup>) zu lesen. Nur kann ich nicht annehmen, dasz aus dieser indischen quelle alles übrige geflossen sein soll, es liegt hier wieder uraltes gemeingut vor, das sich selbst in den namen des schmetterlings, der motte und der krankheit weit verbreitet hat. der indischen erzählung fehlt gerade die schöne epische ausführlichkeit. allerdings passen floh und laus besser zu gesellen als schmetterling und floh oder schmetterling und spinne; spinne und floh verursachen auch am leibe des menschen keine krankheit, wol aber der nichtgenannte oder ungenannte wurm. man wird der sage noch weiter nachspüren müssen.

JACOB GRIMM.

## AUCH EINE ERKLÄRUNG DER TROJASAGE DER FRANKEN.

Im ersten Bande der Germania hat K. L. Roth mit den Mitteln einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit den Ursprung und die Bedeutung der Trojasage der Franken zu ergründen gesucht. Vielleicht ist es nun nicht unpassend, daran zu erinnern, in welchem Lichte jene Sage einem der ersten Männer erschienen ist, deren sich Frankreich im 16. Jahrh. zu rühmen hatte, ich meine Estienne Pasquier, geboren zu Paris den 7. Juni 1528 oder 1529, gestorben ebendasselbst den 31. August 1615. Das 14. Capitel des ersten Buches seines, der aufmerksamsten Beachtung noch immer würdigen, Werkes *Les recherches de la France* <sup>1)</sup> trägt die Überschrift: *De ce que noz Autheurs rapportent l'origine des François aux Troyens*. Der Schluß dieser Ausführung von Pasquier lautet folgendermaßen: „Et croy à la verité que ce que nous nous renommons de l'ancien estoc des Troyens, soit venu pour autant que nous voulons faire des nations comme des familles, esquelles l'on fonde le principal degré de noblesse sur l'ancienneté des maisons. Aussi les Historiographes, voulans donner faueur aux pays, desquels ils entreprennent le narré, se proposerent extraire leur origine d'une des plus anciennes Histoires, dont les fables Grecques font mention. En quoy toutesfois ils ont tres-mal iugé: d'autant que ce n'est pas grand honneur d'attribuer son premier estre à vn vaincu Troyen, et eust esté de meilleure grace le prendre d'un victorieux Gregeois, qui par vn naufrage au retour de sa conqueste eust esté transporté en vne autre region, comme nous voyons que sur ce thème Homere prit occasion de nous bastir vn grand poëme. Mais ie demanderois volontiers si Troye ne fut iamais saccagee, ainsi que voulut soutenir l'ancien Dion de Pruse en son liure intitulé de Troye non destruite ny prise, vers quel saint adresserons nous de ce costé là noz vœuz?“

TÜBINGEN.

WILHELM LUDWIG HOLLAND.

---

<sup>1)</sup> Ich benütze die Pariser Ausgabe vom Jahre 1611. 4. Wer sich für die schriftstellerische Eigenthümlichkeit Pasquiers näher interessiert, den verweise ich auf Friedrich Günther, Étienne Pasquier. Ein Beitrag zur Kenntniss der französischen Sprache im 16. Jhd. Bernburg, 1851. 4.

## LITTERATUR.

**Canti popolari toscani raccolti e annotati da Giuseppe Tigri. Volume unico.**  
Firenze, Barbèra, Bianchi e compagni. 1846. XL und 415 Seiten.

Wer die lieblichen von Tommaseo schon vor sechzehn jahren herausgegebenen auf den Apenninen gesammelten lieder armer, unschuldiger landleute und hirten kennt, wird mit wahrer theilnahme diese neue, vollere samlung empfangen. volks-gesänge in so rein fließender sprache, von so inniger dichtung wie sie sind, kann es sonst nirgends geben. man glaubt einen der italienischen dichter des dreizehnten, vierzehnten jahrhunderts zu vernehmen, so leicht und ungehemmt rinnen die worte der weichsten, süßesten rede und es sind nichts als liebeslieder voll einfacher, anmutiger, zierlicher gedanken, ohne dasz je ein zweideutiger, schlüpfriger ausdruck, eine unehrbare anspielung unterliefe. diese natürlichen, glücklichen menschen bringen ihr stilles leben zu auf den hügeln und gebirgen der landstriche von Pistoia und Siena und erheitern sich durch gesänge, wie sie ihre leidenschaft einflößt, in einer ihnen von alters her überlieferten weise. land und meer, gestirne, blumen und vögel liefern unerschöpflichen vortrag der angemessensten bilder und wendungen, die meisten lieder sind in den mund der jüngerlinge, viele auch in den liebender mädchen gelegt. ein theil der männer wandert zur herbstzeit aus über meer nach Elba oder Sardinien, um sich den winter hindurch in eisenwerken oder als kohlenbrenner und holzschneider ein verdienst zu schaffen, gegen den sommer kehren aber alle zum geliebten boden der heimat zurück und manche aus der fremde erschallende lieder geben ihre sehnsucht zu erkennen. wie die nachtigall stets anders und doch auf dieselbe weise schlägt, enthalten auch diese lieder immer den gleichen grund, unter nie ermüdendem wechsel des vortrags. in solchem betracht dürfen sie den provenzalischen gedichten und noch mehr unsern minneliedern verglichen werden, denen man ungerecht und ohne einsicht eintönigkeit vorgeworfen hat, worin, wer sie verstehen lernt, gerade ihren grössten reiz findet. wenn auch andere gegenden Italiens anklänge an die toskanische volkspoesie gewähren, so ist sie doch vorzüglich auf den Apenninen mit einer wunderbaren liederfülle ausgestattet.

Den hauptinhalt der samlung bilden *rispetti*, 1037 an der zahl, meistens sechs- oder achtzeilig, zuweilen auch länger ausgesponnen. unter *rispetto*, wie das in solchem sinn ungewöhnliche wort besagt, versteht man einen gesang, worin der liebende die geliebte gleichsam ins gesicht fassend und beschauend anredet. nicht wenige beginnen mit dem zuruf *giovanettina* oder *giovanettino*. proben kann man entnehmen wo man wolle:

242. la prima volta che m'innamorai,  
m'innamorai con uno sguardo solo.  
m'innamorai di voi, non ci pensai;  
feci come la starna al primo volo,  
feci come la starna al primo passo,  
mi sia cavato il cor se più vi lasso.

302. tutte le strade le vo' far bandire  
tutte le porte le vo' far serrare,  
tutti que' poggi vo' fare spianare,  
che mi riparan si bella veduta :  
tutte le querce le vo' far tagliare,  
quelle che metton la foglia minuta,  
quelle che metton la foglia si bassa  
che paran l'amor mio quando ci passa.
304. quando ti vedo per la via venire,  
tutti li conto i passi che tu fai.  
tu fai li passi, ed io fo li sospiri,  
passo per passo sospirar mi fai.  
dimmelo, caro amor, quali son piune,  
i mi' sospiri, o i passi che fai tune?  
dimmelo, caro amor, quai son piu tanti,  
i mi' sospiri, o i tu' passi galanti?

heller wollaut und entzückende rede.

Hierauf folgen lettere, erst neuerdings geschrieben, wie die überschritten zeigen: dalle marenme toscane 1851. Fullonica febbraio 1856, von welchem orte in der welt erhalten heutzutage geliebte so sinnige zuschriften? Dann serenate, 39 stücke, äusserlich von den rispetti nicht verschieden und gleich anmutig. zunächst stornelli, überhaupt 425, stornelli sententiosi, zusammen 40, form und inhalt nach vorzüglich reizend, alle von drei zeilen, in so engem raum wird alles, was das herz gerade zu sagen hat, ausgehaucht und eingeschlossen. die bedeutung von stornello ist nicht recht deutlich, musz aber den sängern geläufig sein, da sie sich des verbums stornellare, d. h. cantar gli stornelli bedienen. viele stornelli heben an mit dem namen einer blume, der nur einen quinar füllt und meistens mit dem schluz der dritten, eilfsilbigen zeile reimt. man hat sich zu denken, dasz der dichter durch feld und wald gehend, sobald er einer blume, einem blühenden baum begegnet, sie gleichsam zum zeugen seiner liebesqual auffordert. bereits vor langen jahren theilte ich in den altdeutschen wäldern I, 35 einzelne stornelli dieser art, damals unter dem wol verwandten titel ritornelli mit, hier aber ist deren eine viel grözere zahl entfaltet, z. b.

fior di ginestra.  
dove s'accende il fuoco una volta,  
sempre un po' di scintilla vi ci resta.  
fiore di ruta.  
la donna quand' è bella, è delicata,  
l'uomo se gli è innocente, Iddio l'aiuta.  
fiorin di mela.  
la mela è dolce, e la sua buccia è amara.  
l'uomo è finto, ma la donna è sincera.  
fior di radice.  
lasciale dir queste lingue mordace;  
ama chi t'ama, e lascia dir chi dice.

for di finocchio.  
 val più una parolina in d'un orecchio,  
 che centomila strizzatine d'occhio.

Den schlusz macht ein poematto rusticale: le disgrazie della mea, in 111 ottave rime. alles was man zur erläuterung der mitgetheilten lieder verlangen kann, hat der herausgeber in kurzen anmerkungen unter dem text gegeben, sie verursachen aber, ihrer einfachheit wegen, geringe schwierigkeit.

JACOB GRIMM.

**Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz.** Gesammelt u. sitten- und sprachgeschichtlich erklärt von Ernst Ludwig Rochholz. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1857. XV und 556 Seiten 8°. (2 $\frac{1}{2}$  Thlr.)

**Baslerische Kinder- und Volksreime** aus der mündlichen Überlieferung gesammelt. Basel, Schweighauserische Verlagsbuchhandlung. 1857. XII und 96 Seiten 12°.

Dem ersten Bande der aargauischen Sagen hat der fleißige Sammler und geistreiche Forscher ein Werk über das alemannische Kinderlied und Kinderspiel folgen lassen. „Aus einem Kinderherzen entsprungen, von ausdauernder herzlicher Theilnahme gesammelt und als ein uraltes Erbstück unsers deutschen Privatlebens erläutert“, ist es geeignet unsere Aufmerksamkeit und unsern Beifall in vielen Beziehungen zu verdienen. Würde der Herausgeber sich begnügt haben, die alemannischen Kinderlieder und Kinderspiele nach Art anderer Vorgänger zu sammeln, so würde er sich den Dank der Germanisten erworben haben. Doch Rochholz blieb dabei nicht stehen. Er steckte sich das Ziel höher und lieferte hier eine Originalarbeit, die bisher ihresgleichen nicht hat. Er gibt bei einzelnen Liedern und Spielen, die sehr sinnig und übersichtlich geordnet sind, in Anmerkungen Aufschluß über ihr anderweitiges Vorkommen und weist oft ihr hohes Alter nach. Den einzelnen Gruppen gehen Einleitungen vor, die mit warmer Liebe und ausgezeichnetem Kenntniss der Sache geschrieben, eine Geschichte und Erläuterung des folgenden Abschnittes bieten und von hohem Werthe für den Kulturhistoriker sind. In diesen Einleitungen zeigt sich eine Gelehrsamkeit, die weder zeitlich noch räumlich beschränkt ist. Alte, wie moderne, orientalische, wie occidentalische Völker müssen Stoff und Belege liefern. Klassische Werke, wie unbeachtete Flugblätter werden genannt und genützt. Der hohe Werth des folgenden Sammelstoffes wird durch sie erschlossen und gewürdigt. Scheinbar unbedeutende Reime gewinnen erst an Interesse, wenn wir ihr beinahe fabelhaftes Alter, ihre mythische Bedeutung oder ihre Beziehung auf historische Ereignisse kennen lernen. Manchmal wird uns das unscheinbarste Spiel ehrenwerth, wenn wir Spuren desselben bei allen germanischen Völkern finden. Dies wird uns in den Einleitungen geboten, unter denen wir „die Sprache der Kindheit“ (3—20), „die redenden Thiere“ (66—75), „über Alter und Art des deutschen Volksrathsels“ (199—220), und den beherzigenswerthen Aufsatz: „das Kinderspiel in alten und neuen Zeugnissen“ (359—368) besonders hervorheben müssen. Ein sehr merkwürdiges Kapitel ist das über Glockensprache Mitgetheilte. Rochholz macht unter anderm aufmerksam, daß sehr viele Glocken

Susanne heißen und stellt die gegründete Behauptung auf, daß dieser Name eine Verdrehung von Hosianna sei. In Tirol findet sich häufiger, als Susanna, das bekanntere Annamarie oder Marianne, z. B.:

Anna Maria hoß i,  
Olle Wetter verstoß i,  
Olle Wetter vertreib i,  
In Marling do bleib i.

In hohem Grade lesenswerth ist das S. 71 und 72 über das Thierrecht Mitgetheilte. So citierte man zu Bern 1478 und dann zu Lausanne 1480 die landverwüstenden Maikäfer und Engerlinge vor weltliches und geistliches Gericht, wobei ihnen Tagfahrt und Stunde „so es eins schlägt Nachmittags“ anberaumt worden war. Eine Parallele zu dem berühmten Heuschreckenprozeß von Kaltern (1338)<sup>1)</sup> und dem Rechtsvorgehen gegen die Feldmäuse in Glurns (1519). — Die Anzahl der S. 82 aufgezählten, mit dem alten Ram zusammengesetzten Wörter ließe sich sehr vermehren. Ich verweise nur auf Guntram, Wolfram, Waltram. Bei dem Reime S. 112.

Wo bin i dir lieb?  
im Herzeli dinne.  
es Rigeli dra,  
aß es nümme ùße cha.

vermisste ich die Verweisung auf das bekannte alte Liedchen:

Du bist mîn, ich bin din,  
des solt du gewis sîn.  
Du bist besozzen  
in minem herzen;  
verloren ist daz slüzzelin:  
du muost immer dar inne sîn.

und auf ähnliche Stellen der Minnesänger.

Wir müssen dies Werk mit lebhafter Freude, als einen großen Fortschritt auf dem Gebiete germanistischer Litteratur bezeichnen und es allen Freunden deutscher Sitte und deutscher Jugend bestens empfehlen.

Engere Gränzen steckt sich der Herausgeber der baslerischen Kinder- und Volksreime. Er theilt nur seine Lese mit, ohne nachzuweisen, „ob ein Liedchen ursprüngliches Gemeingut des gesammten deutschen Volkes, ob es in Basel entstanden, oder woher es gekommen, und wann es hier einheimisch geworden sei“. Auch enthält er sich, das Vorkommen derselben Lieder in anderen Sammlungen nachzuweisen. Dessen ungeachtet hat das bescheidene Büchlein entschieden den Werth für den Sprachforscher, wie für den Freund der Volkakunde. Neben auch anderwo verbreiteten und bekannten Liedchen enthält es viel Alleingut des Basler Volkes. Einige darunter haben historische Anklänge, so z. B.:

<sup>1)</sup> In einer mir vorliegenden Chronik heißt es darüber: „der Samen dieser Heuschrecken blieb zurück, deswegen wurde ihnen der Prozeß gemacht und selbe von dem Pfarrer in Kaltern in den Pann gethan, und lautete das Urtheil also: dieweil ermelte Heuschrecken dem Land und Leythen schädlich und verderblich kommen wären, so wird zu Recht erkannt, daß sie der Pfarrer auf ofner Kanzel mit brennenden Lichtern verschießen solte. In Nahmen Gottes Vaters, Sohn und heil. Geistes. Dieses Urtheil wurde auch ordentlich vollzogen. Dieser Prozeß findet sich in denen Archiven zu Kaltern und Innsbruck.“

„Ça ira, ça ira, ça ira, ça  
d'Franzose zieh'n nach Afrika,  
z' Afrika isch Lumpegeld,  
die Franzose zieh'n ins Feld.“

oder: „Bonabardi brave Bursch  
Handelt jetzt mit Leberwurst.“

Das Jahr 1847 klingt nach im Reime:

„Unser Kätzli fangt e Mus,  
Macht e Jesu drus,  
Legt em schwarz Röckli a,  
Daß es besser tanze ka.“

Wir wünschen, daß auch ferner der jugendliche Herausgeber (Stud. Albert Brenner von Basel) die Mühe des Sammelns nicht scheue und uns öfters mit dergleichen Lesen so angenehm überraschen möchte.

L. V. ZINGERLE.

**Otfrids von Weissenburg Evangelienbuch**, von Dr. Johann Kelle. Erster Band.  
Text und Einleitung. Regensburg, Verlag von G. Jos. Manz 1866. VIII, 168 und  
422 Seiten in 8°. (4 $\frac{1}{2}$  Thlr.)

Eine neue Ausgabe Otfrids war ein Bedürfniss, da Graff weder einen völlig zuverlässigen Text bietet, noch für das Verständniss und die Bequemlichkeit das Geringste gethan hat. Herr Kelle hat die Handschriften auf's genaueste verglichen; er gibt eine Interpunction, die bei keinem Schriftsteller nöthiger ist, als bei Otfrid, und er hat für das Verständniss das Wichtigste gethan, indem er aus den Werken, welchen Otfrid folgte, und welche füglich seine Quellen genannt werden können, die Parallelstellen unter den Text setzt. Diese Quellen Otfrids entdeckt zu haben, ist ein großes Verdienst des H. Kelle. Außerdem erhält die Einleitung erschöpfende Nachrichten über die Handschriften und über die Ausgaben. Über Otfrid selbst etwas Neues zu finden, ist dem Verfasser kaum gelungen. Doch zeigt er mit Recht, daß die bisherige Annahme, Otfrid sei in St. Gallen gebildet, höchst unwahrscheinlich sei; dagegen nimmt er fast mit allzu großer Sicherheit an, daß Otfrid die beiden St. Galler Mönche, an die er schreibt, und den Bischof Salomo von Constanza auf der Schule in Fulda kennen gelernt habe. Auch über die matrona Judith, auf deren Veranlassung das große Werk unternommen wurde, hat er leider nichts ermitteln können.

Der zweite Band wird Grammatik, Metrik und Wörterbuch enthalten, und wird also nicht nur für das Verständniss des Textes Otfrids, sondern auch für die Geschichte unserer Sprache von großer Wichtigkeit sein.

Möchte er recht bald erscheinen! Bis dahin versparen wir eine ausführliche Beurtheilung dieser neuen Ausgabe Otfrids, die wir aber schon jetzt als eine fleißige und sehr verdienstliche Arbeit bestens empfehlen können.

ADOLF HOLTZMANN.

# ÜBER DIE EIGENNAMEN IM PARZIVAL DES WOLFRAM VON ESCHENBACH.

VON

A. S C H U L Z (S A N - M A R T E).

---

Schon öfter haben die im Parzival des Wolfram von Eschenbach vorkommenden Eigennamen die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt, ohne daß es jedoch zu sonderlich fruchtbaren Aufschlüssen geführt hätte. Wenn ich demungeachtet hier auf diesen Gegenstand zurückkomme, bin ich mir wohl bewusst, welch einen schlüpfrigen Boden ich betrete; allein bei wiederholtem Gang tritt der Weg sich aus, und andere bessere Kräfte gelangen vielleicht glücklicher zu Zielen, die lohnender sind, als dieser fast erste und sehr unvollkommene Versuch. — Viel Mühe des Forschens und Grübelns wäre uns freilich erspart, wenn wir Kyots französisches Gedicht vor uns hätten, oder auch nur Chrestiens Parzival durch den Druck allgemein zugänglich wäre. Ein nicht geringerer Gewinn wird die als bald verheißene Publikation der Berner Handschrift des Percheval li Galois durch Rochat (s. dessen Bericht darüber, Zürich, Kiesling 1855) sein. — Wolfram breitet ein noch nicht klargelegtes Gewebe von wälschen, bretagnischen, nordfranzösischen, deutschen, italienischen, vielleicht auch südfranzösischen und spanischen Dichtungen vor uns aus; wir finden entschieden wälsche, französische, deutsche und heidnische Personen- und Ortsnamen in bunter Mischung bei ihm. Wir haben nur eine Vermuthung dafür, daß Kyots Werk noch mehr enthielt, als Wolfram uns wiedergibt, wissen aber nicht, wie und woher Kyot aus Lais, Romanzen, Märchen, Erzählungen und Traditionen allerlei Art diesen Stoff entnommen, und selbst erst zu einem Ganzen verflochten, oder ob und wann ein Anderer dies schon vor ihm gethan hat. Unser jüngerer Titrel läßt uns aber den ungefähren Gesamttinhalt des Sagenstoffes erkennen, aus welchem Wolfram den Inhalt seines Parzival herauslöste; Chrestien hat die darin vorkommende Parzivalgeschichte in einer andern Weise behandelt, und wiederum mit andern Geschichten sie vielfach verwebt. Ob die Berner Handschrift das Werk eines andern Dichters als

Chrestien ist, lässt sich erst sicher nach vollständiger Vergleichung beider Werke feststellen; nach Rochat's Bericht kann ich sie zur Zeit nur noch als Dichtungen verschiedener Verfasser ansehen. Eine dritte Version älterer Zeit liefert das wälsche Mabinogi von Peredur. — Andererseits bestätigen Hartmanns Erec, Gottfrieds Tristan, der Aventure Krone u. s. w. den Zusammenhang mehrerer im Parzival vorkommenden Personen mit andern Dichtungen, worin jene gleichfalls erscheinen, und es steht wenigstens so viel fest, daß Kyot nicht der erste Erfinder des Stoffes seiner Dichtung gewesen sein kann. Aus der Nationalität der Eigennamen lassen sich aber sehr wohl Schlüsse auf die Herkunft der Namenträger und der von ihnen erzählten Abenteuer machen, zumal danach zum Theil die Personen mit ihren Geschichten in Gruppen zerfallen, deren jede einzeln genommen in sich ein eignes, ziemlich selbständiges Leben zeigt, und dadurch um so deutlicher ihre willkürliche Verwebung mit den andern bekundet. Indess lasse ich hier bei Seite, welchen Gewinn die Litteraturgeschichte aus einer Zurückführung des uns vorliegenden Gesamtstoffes auf seine verschiedenartigen Bestandtheile zu ziehen vermag. Ich will nicht die Personen und ihre Aventüren aus Wolframs Gedicht verfolgen, wie sie in andern ältern oder jüngern Dichtungen wieder erscheinen oder umgewandelt wurden (die meisten Figuren würden hierzu eine eigene weitschichtige Monographie erfordern); oder gar mich in kritische Untersuchungen über die ursprüngliche und mehr oder minder richtige Gestaltung der Abenteuer einlassen; noch weniger nach mythischen Elementen darin forschen, und den romantischen Helden mit meinem geehrten und werthen Freunde Osterwald,<sup>1)</sup> zumal in dieser specifisch christlichen Zeit, heidnische Altäre erbauen. Ich will vielmehr einfach in einem allgemeinen Überblick nur die hervorragendsten Personennamen unsers Gedichts an sich nach ihrer Heimat und begrifflichen Bedeutung einer nähern Beleuchtung zur Anregung weiterer Untersuchungen und Ermittlungen unterwerfen. Für das Französische habe ich mich dabei auf Roquefort (Gloss. de la lang. Rom. Paris, 1808), für das Wälsche auf das größere Lexicon von Owen (London, 1803), und das kleinere von Ellis Jones (Caernarfon, 1840) gestützt. Habe ich im Folgenden mir erlaubt, der Kürze wegen öfter auf meine eigenen, die Arthurlitteratur betreffenden Schriften<sup>2)</sup> zu verweisen, so bitte ich das nicht als eitle Anmaßung auszulegen, sondern aufrichtig mit mir zu bedauern, daß die darin niedergelegten Sammlungen und Forschungen bisher wenig von andern Seiten

<sup>1)</sup> Iwein, ein keltischer Frühlingsgott. Osterprogramm des Merseburger Gymnasii. Halle, 1853.

<sup>2)</sup> Die Arthursage etc. Quedlinburg und Leipzig. Basse, 1842. — Beiträge zur bretonischen und celtisch-germanischen Heldensage. Ebendas. 1847. — Die Sagen von Merlin. Halle, Waisenhaus. 1853. — Nennius und Gildas. Berlin, Rösse, 1844. — Gottfried von Iowth, Hist. Reg. Brit. und Brut Tysylio. Halle, Anton, 1854.

her bereichert worden sind, und ich gleichstrebende Helfer und Förderer in diesem entlegenen und dornigen Gebiete nur allzusehr vermisse und ihres Beistandes entbehre.

Schon die Varianten in der Lachmann'schen Ausgabe des Parzival zeigen, in welcher äußersten Verwirrung sich die Schreiber der Handschriften bei diesen Namen befanden, die Lachmann nicht minder in Verlegenheit setzten, und die Haupt in seinem Erec S. X nicht mit Unrecht wahre Namenungeheuer nennt. Die Namen derselben in verschiedenen französischen wie deutschen Gedichten vorkommenden Personen werden darin oft so abweichend geschrieben, daß selten eine Schreibart zur Berichtigung der andern dienen kann. Die größte Schwierigkeit für die Ermittlung der wahren Gestalt der Namen liegt aber für uns darin, daß Wolfram nur nach dem ungefähren Gehör die ausländischen Namen niederschreiben ließ, oft gewiss ohne Verständniß ihrer Bedeutung; und daß fast sämtliche Namen nur nach einer doppelten, ja drei- und vierfachen Corruption in unsern Parzivalhandschriften uns zu Gesicht kommen. So z. B. giengen die wälschen Namen durch den Mund bretagnischer Erzähler zu den nordfranzösischen Straußensängern und schreibenden Clercs, und von diesen zu dem deutschen Leser über, mit allen dabei inzwischen vorgekommenen Missverständnissen, allen Hör-, Sprech-, Lese-, Schreib- und Abschreibe-Fehlern, die sich in den deutschen Handschriften fortsetzten. Kein Wunder, wenn sie so von ihrem Urlaut weit abweichen und kaum noch erkennbar sind. Da uns die positive Unterlage des französischen oder bretagnischen Textes fehlt, so ist nicht wohl erkennbar, ob Wolfram eine feste Consequenz und Methode in der Schreibweise der dem fremden Klange nachgebildeten Namen befolgt hat; bei sehr vielen andern französischen Wörtern beobachtete er sie entschieden nicht. Bei dieser Sachlage helfen auch die grammatischen Regeln über Wortbildung und Lautumwandlung nicht aus, und wir sind demnach in der Regel nur auf ein Tasten und Rathen hingewiesen, wobei die Vorsicht gebietet, mit strengstem Maß die Schranken des Wahrscheinlichen inne zu halten, um nicht in Willkür und bodenlose Phantasmen zu gerathen.

Aus der ganzen großen Masse der Namen treten unverhältnißmäßig wenig solche hervor, welche auch von berühmteren historischen Personen geführt worden sind, wie z. B. Artus, Lähelin (Llewelyn), Urjan (Urien), Gawan (Gwalchmai), Iwein oder Iwanet (Owain), Erec (Geraint), und die Frauennamen Alize, Mahaute (Mathilde), Annore (Anaor, Alienor) und vielleicht einige andere; gleichwohl stehen auch diese mit ihren historischen Namensvettern nicht in der geringsten erkennbaren Beziehung. Die überwiegende Mehrzahl sind Phantasienamen. Allein hier kommt uns die vorzugsweise schon in den ältesten wälschen Dichtungen hervortretende Eigenthümlichkeit zu statten, daß fast durchgängig die Namen Begriffe und Eigenschaften bezeichnen, die in der Regel dem Wesen der damit bezeichneten

Person entsprechen. Sie beziehen sich bei den Frauen hauptsächlich auf Schönheit, Hautglanz, Anmut, Freude, Liebe, — bei den Männern gleichfalls auf Schönheit, dann auf Kraft, Heldentugenden, Galanterie, Courtoisie und Waffen. Wir finden die gleiche Erscheinung und Neigung auch bei Kyot, wofür uns Wolfram und der jüngere Titurel sogar einige ausdrückliche Zeugnisse an die Hand geben, z. B. Wolfram beim Namen Parzival (s. unten) und in seinem Titurelfragm. Str. 143, der Hund *Gardeviaz*, *daz kiut tiuschen Hüete der verte*. — Str. 151, 152: *Duc Ehkumat de Salvdsch flbrten, der herzoge Ehcunaver von Bluome die wilde*; — der jüngere Titurel (ed. Hahn): *Ekuba daz spricht heidenisch tugende* Str. 3151, 3157, 3164. — *die kuniginne Alberösen, die stiezen lilien rösen*, Str. 3295; und mit ausdrücklicher Berufung auf Kyot: *zuo Provenz in der spräche. ob Kiot hie niht triegen kan die liute*. St. 5296: *Diu ander Barbidele. der nam sich hie glosieret. Nach lieber danne die sêle. er meint vil lîht die dâ die giegent zierent. Owe waz hân ich uf in geziuget. Von Provenziule. an sîner âventiur niht triuget*. Str. 90: *Ein sîn suon Barille hiez er nâch dem steine*. Es ist nicht zu zweifeln, daß beide Dichter den Anlaß zu diesen Namenerklärungen schon bei ihrem Vorbilde Kyot fanden. Dagegen sind Chrestien, das Berner Ms. und der Peredur äußerst sparsam mit Eigennamen selbst bei den wichtigeren Hauptpersonen, die sie häufig nur durch Umschreibung bezeichnen, z. B. das hässliche Mädchen, der stolze, der schwarze Ritter, der kranke König u. s. w. Und so kommt es, daß in unserm Parzival, zum Theil vermuthlich schon nach Kyots Vorgang, mehrmals solche Bezeichnungen zu Eigennamen erhoben sind, wie wir anderer Seits auch mitunter Orts- in Personennamen und umgekehrt verwandelt finden.

Bevor wir auf die Betrachtung des Einzelnen eingehen, möge noch zur bessern Verständigung mit den abweichenden Ansichten Andrei über den Bildungsgang der Arthurromane eine Bemerkung vorangeschickt werden, die sonst öfter zu wiederholen wäre. — Die wälsche Litteratur hat uns mit Ausnahme des Gododin kein Nationalepos überliefert, und auch dieses betrifft nur ein einzelnes Ereigniss. Aus den ältesten Bardengedichten, den ältesten Legenden und Chroniken und an Localitäten geknüpften Traditionen, aus Nennius, dem Brut Tysylio und Gottfried von Monmouth, und selbst den jüngern Historikern erkennen wir aber, daß eine reiche historische Nationalsage vorhanden war; daß Hengists, Vortegirns und Arthurs Geschichten schon um 1130 eine große Breite gewonnen hatten; und dennoch fehlt uns ein Epos von ihnen. Merlin, der Überall und Nirgends, sprach aus den Lüften, Bergen, Thälern und Wassern, die ganze Atmosphäre war von ihm angefüllt, aber wir haben keine zusammenhängenden Erzählungen über ihn. Und so blieb der Stand der Sache bis mindestens in die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Gleichwohl war die Poesie in Wales bis dahin keineswegs in Schlummer oder gar erstorben, wie Gervinus es nach Stephens in der

neusten Ausgabe seiner Litteraturgeschichte meiner Ansicht nach etwas zu schroff darstellt. — Gewiss ist, die ganze Dichtung in Wales war vorwiegend lyrisch, doch eine Lyrik im engsten Anschluß an die vaterländischen Traditionen jeder Art. Daher waltet in den Bardengedichten nicht mystischen, sondern historischen Inhalts, je älter desto mehr der Charakter der Ode, Romanze und Ballade vor. Die einzelne That eines bekannten Helden ward aufgegriffen und gefeiert. Wenn in den Mabinogion, die sich bemühten, diese zusammenhangslosen einzelnen Erzählungen zusammen zu reihen, so oft bemerkt wird: „Und das ist die Geschichte von dem und dem“ — „Weiter erzählt die Geschichte nichts von dem“ — „Hier endet die Geschichte“ u. s. w., so finde ich hierin ein bestimmtes Merkmal absichtlicher Zusammentragung des im Volksmund zusmnenhanglos Umgehenden. Selbst bei Chrestien und Wolfram finden sich ähnliche Andeutungen: „Das lassen wir hier stehn“ — „das wäre zu lang zu erzählen“ u. dergl., die bei Wolfram allerdings den Schein eigener Bemerkungen haben, aber auch in seiner Quelle schon vorhanden gewesen sein können.

Die Bretagne ist ein Kind von Wales. Sollte der Apfel weit vom Stamme gefallen sein? Wir haben kein bretagnisches Epos. Wir haben von der über die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts hinausgehenden bretagnischen dichterischen Litteratur überhaupt nur so wenige, und oft so verdächtige, und nur zu zweideutige Überbleibsel, daß in den seltensten Fällen sich ein sicheres Urtheil darauf gründen läßt. Die häufigsten Zeugnisse aber haben wir, daß schon im Anfang des zwölften Jahrhunderts schaarweise bretagnische Sänger, Erzähler und Schauspieler Nordfrankreich durchzogen, und mit ihren Erzählungen alle Welt ergötzten und erfüllten. Sollten sie lange zusammenhängende Epen, oder nicht vielmehr auch nur kurze Romanzen, Schwänke, einzelne interessante Abenteuer vorgetragen haben? — Die Nordfranzosen, Männer, die das Romanschreiben zum Broderwerb machten, griffen diese zahllosen Romanzen, die wie Flocken eines Schneegestöbers sie dicht umwehten, auf, und reihten sie mit mehr oder minderem Geschick aneinander, gaben das französischritterliche Fleisch und Blut dem nackten markigen fremden Gebein, nahmen auch wohl den Anlauf zu einer durchzuführenden Idee, standen indess bald wieder davon ab, und ließen sie in andern Aventüren verschwinden und untergehen. Daher ist die sogenannte maßlose Abenteuerhetze, das bunte Durcheinander der einzelnen Helden und Geschichten, die Beilegung derselben Abenteuer bald zu diesem, bald zu jenem Helden zu erklären. Daß dergleichen Romanzen aus dem Arthurkreise in der Bretagne ihren ersten Ursprung gefunden, ist — so weit deren alte Litteratur bis jetzt offen gelegt ist — nur Hypothese, deren Richtigkeit meines Erachtens nur da anerkannt werden darf, wo die Thatsache urkundlich erwiesen wird, und für die nur da die Vermuthung streiten kann, wo die Dichtung sich der bretagnischen Nationalität anschließt.

— Für Wales dagegen haben wir Urkunden, feste bezengte Lokalitäten mit ihren Namen und historisch beglaubigten Traditionen; wir haben sie sogar zum Theil in den bretagnischen, durch die Nordfranzosen uns übermittelten Überlieferungen. Es fehlt meines Wissens entschieden an Zeugnissen, daß wälsche Barden und Dichter der ältern Zeit (vor 1150) sich Stoffe aus der Bretagne geborgt haben, obwohl eine Litteratur aus jener Zeit in Wales existiert, die Spuren davon verrathen könnte. Um meine Ansicht in einem Bilde zusammenzufassen: in Wales ist die Wurzel und der Stamm der Arthursagen und ihrer Helden; in der Bretagne trieb er Gezweig und Laub in reichster Fülle, und die Nordfranzosen wanden — Marie de France kleine Kränzchen, Kyot, Chrestien und Genossen unermesslich lange Guirlanden daraus.

Fern sei es zwar von mir, damit etwa der Bretagne allen Erfindungsgeist und alle schöpferische Kraft abzusprechen; aber wenn Namen, Lokale, Inhalt der Erzählung, sich in der wälschen Litteratur oder in der bezugten Tradition von Wales finden, so dürfte immer die Vermuthung der Priorität und Originalität mehr für Wales, als für die Bretagne sprechen. Der entgegengesetzte Fall bedarf des stricthen Beweises. Daß insbesondere Gottfried von Monmouth den Stoff seiner Historia sich nicht aus der Bretagne, sondern aus Wales geholt hat, glaube ich in meiner Ausgabe derselben (a. a. Einleitung, S. LXXI—LXXV) satksam nachgewiesen zu haben, obwohl ich früher (Arthursage S. 33) anderer Ansicht war.

---

I. Betrachten wir nun zunächst das Geschlecht der Gralkönige, so muß es auffallen, daß außer Herzeloide kein einziger Name wälsch ist, sondern alle französisch sind, wie das Wort Gral oder *gréal* selbst. Man sollte schon desshalb Bedenken tragen, den Ursprung der Gralsage nach Wales zu schieben, und muß ich, trotz gegentheiligter Behauptung, noch immer bezweifeln, daß der Kessel der Ceridwen älter ist, als die französische Gralsage, und daß diese in der uns vorliegenden Fassung älter ist, als der Tempelherrnorden: wenn auch ähnliche entfernte Urideen in dunklen Anklängen weit früher wo anders mögen gelebt haben.

Der erste Gralkönig Titurel, dem das Heiligthum von Gott zur Pflege anvertraut ward, scheint zwar sein Pflegeramt (*tuterie*, *tutela*) in seinem Namen wiederzuspiegeln; allein die Worte Wolframs, womit er sein herrliches Fragment eröffnet:

*Dó sich der starke Titurel mohte gerüeren u. s. w.*

stempeln ihn ebenso, und wie mir scheint noch weit ansprechender, zu einem Diener mit breitem Schilde (*thiu*, *servant*; — *thyreus*, *écu large*). Der jüngere Titurel Str. 163 sagt zwar, vermuthlich nach Kyots Vorgang: *die meister von nature* hätte ihm den Namen nach dem Grundsatz gegeben,

daß zu  $\frac{2}{3}$  die Natur des Vaters, und zu  $\frac{1}{3}$  die der Mutter im Kinde sei, daher aus dem Namen des Vaters Titurisonne fünf, und aus dem der Mutter Elizabel zwei Buchstaben zur Bildung des Namens Titurel entnommen seien; allein diese mystische Composition des Namens schließt die Absicht nicht aus, ihm dennoch zugleich eine entsprechende Bedeutung zu geben.

Titurel ist vermählt mit Richaude (jünger. Titurel Str. 431, 434) und *richaud*, d. h. homme riche.

Frimutel, sein Sohn, liegt mir noch im Dunkel; allein dessen Kinder sind:

1) Amfortas (*Anfortas*), sein Erstgeborener, der an unsäglichen unheilbaren Schmerzen krankende König, der *siufzebære, trürge man*, im Pseudur nur *y brenhlin cloff*, der lahme König, genannt, wie er denn auch im Parzival nicht sitzen, stehen und liegen, sondern nur lehnen kann: er steht in deutlicher Beziehung mit *enfertume*, maladie, infirmité, und *enfers, enferz, infect, corumpu, mal-sain*.

2) Trevrecent, welcher der Welt und Ritterschaft entsagt, um durch Einsiedlerkasteiung zu Gottes Minne dem Bruder Genesung zu gewinnen, und der anderer Seits Parzivaln aus der Verzweiflung zum Glauben an Gott zurückführt: sein Name entspricht dem *treve recéant*, dem *trêve établi* wörtlich.

3) Schoysiane (*Tschoysiane, Josyane, Scoysiane*) vermählt mit Kyot von Katalange (*Guiot* von Katalonien) erinnert an *joiaz*, plaisir, *joians, joiaus, joyaus*, gai, plaisant, joyeus. In den Handschriften des Parzival ist das französische *ge, gi, ch* und *j* ziemlich regelmäßig durch *sch, tsch*, oder *sc* wiedergeschrieben. — Dunkel bleibt noch ihre Tochter Sigune und deren Geliebter. Ihr Name hängt vielleicht mit *cygne*, dem Schwan zusammen, denn schwanenrein wandelt die unglückliche Dulderin an uns vorüber, und ihr zu früh gestorbener Geliebter Schianatulander möchte sich vielleicht in *joiant*, joyeux, jouissant, oder *jointoiant*, avoir une tournure, wiederfinden; gewiss wenigstens ist in der Endsilbe, die bei *Lisavander* sich wiederholt, so wenig an das griechische *ἄνηρ*, als an das französische *andier, landier*, Klotz, einfältiger Mensch zu denken. In Wolframs Titurel ist er der *talfin von Graswaldane*, der Dauphin de Graisivaudan. Im Erec heißt er V. 1690 Ganatulander; im Berner Ms. *Odiniaus* (*odi, haine, répugnance; iniaus, prompt, courageux*). Nach dem letztern Wort *iniaus* scheint auch Inguse von Bahtarliez, Parzival 301, 19, gebildet.

4) Urepanse de Schoye (*Repanse, Urrepanse, Urrepanschoye*), die hehre Gralträgerin, welche höchste Reinheit dieses Amtes würdig macht, entspricht ihrem Namen ihrem Wesen und heiligsten Beruf vollkommen. *Ourer, prier, adorer, orare; pens, pense, pensée, réflexion*, also: die in Gebet, in Andacht Versenkte, mit dem Zusatz: *de joie*. — Die Schreibart

Lachmanns *Repense* (*répenser*, imaginer, penser, être persuadé) scheint mir dem Sinn und der Bedeutung der Gralträgerin weniger zu entsprechen, wenn sie auch die besseren Handschriften unterstützen.

Einen ähnlichen bedeutungsvollen Namen haben auch die übrigen namentlich genannten Graldienerinnen, von denen eine Garschiloye (*Garfiloye*, *Gragiloye*, *Karziloye*) heißt, von *garce*, jeune fille, vierge, und *loi*, lex; *loial*, *loias*, fidèle, juste, legalis: die gläubige, die Jungfrau des Gesetzes. Eine andere ist Clarischanze (*Clariscanze*, *Clorin schantze*, *Clarissanze*) von Tenabrok; von *clair*, *clar*, *clarté*, lumière, clair, illustre; und *chance*, enchantement, bonheur; das Licht des Heils.

5) Endlich Herzeloide, Parzivals Mutter, die bei der Trennung von ihrem Sohne am gebrochenen Herzen stirbt; die Gahmuret durch seinen zweiten Zug nach Bagdad, von dem er nicht zurückkehrte, in so tiefes Leid versenkte; die ihren ersten Gatten schon vor dem Beilager verlor; deren Ausbrüche des manigfachsten, heftigsten Seelenschmerzes uns so ergreifend nahe treten: ihr Name ist nicht deutsch, so ähnlich er auch unserm Herzeleid klingt, und auch Wolfram hat ihn nicht so verstanden, da er ihn sonst nicht consequent hinten mit *oy*, und im Titrel *Herzeloude* würde haben schreiben lassen. Er ist ebensowenig französisch; er ist vielmehr wälsch, was darauf hindeutet, daß diese Figur erst in Frankreich zur Königsfamilie des Grals mag geschlagen worden sein, der auch Parzival nur durch sie angehört. Auch gehörte sie zu den vom Gral hinwegvermählten Töchtern. — *Erchlais*, a frightful voice or scream nach Owen, a dismal noise nach Ellis Jones. Der Schreibart nach noch näher aber scheint zu liegen: *Erch*, dismal, dreadful, terrible, dir, und *Uuydd*, *Uued*, warfare, der Schreckenskampf, und schreckliches Leideskampfes genug hatte sie in ihrem Leben zu bestehen.

Die Burg des Grals Munsalväsche ist deutlich als *mont-salvaige*, der Berg des Heiles, oder nach der Deutung im jüngern Titrel als *mont-salvance*, der behalten berg, bezeichnet. Der die Burg umgebende Wald, das Gralgebiet, ist ein von den Templeisen behüteter Bannforst, den Niemand ungestraft und unangefochten betreten darf. Der See Brumbane, auf dem Parzival den Anfortas beim Fischen trifft, ist ein Bannwasser innerhalb jenes Bannforstes (*bru*, le courant de l'eau, source, ruisseau, und *ban*, *dannée*, *bannie*, bannum. Die Hüter des Grals sind die Templeisen (les templiers), die Tempelherren. Das Verehrungshaus des Grals wird Tempel genannt. — Der Schmied Trebuchet, der die silbernen Messer und das von Amfortas an Parzival geschenkte Schwert geschmiedet hat, führt einen französischen Namen (*trebuchet*, eine Wurfmaschine).

Ferner ist Schianatulander der Sohn der Königin von Frankreich Ampflise (*Anphlise*, *Amphise*, *Anphlisie*), im jüngern Titrel Anfoleise, Gahmurets verlassener, und doch herzlich in ihn verliebten Geliebten, und sie ist,

was sie heißt: *afflis*, *affligée*. Nach Titurels Leseart könnte auch *enfolezir*, *ensorceler*, *charmer*, oder *affoler*, *blessier le coeur*, hierher gezogen werden, und das *küingîn Fôle*, Parz. 91, 16 einen damit zusammenhängenden Sinn haben; denn es heißt:

*Owî küingîn Fôle (anphole, anfole, amphole)*  
*durch dîne minne gap den lip*  
*Gâlôes etc.*

ein Sinn, den Wolfram wohl verstanden zu haben scheint, der aber durch die Schreibung *Fôle* als Name in Handschriften und bei Lachmann verdunkelt ist. Wie hätte auch Kaylet die Geliebte des Bruders von Gahmuret in der Stimmung, in der dieser sich dort befand, nicht beim rechten Namen, oder gar *Närrin* (*folle*) oder noch schlimmer (*fole feme*, *fille de joie*) nennen können? Wogegen, zumal bei dem Zusatz *durch dîne minne*, sein Ausruf: „holdselige“ Königin, oder „Du Herzverwunderin,“ an passlichster Stelle ist.

Auch die Gralsbotin *Kundrie la surziere* (*contruit*, *mal fait*, und *la sorcière*) und ihr Bruder *Malkreature*, dieses missgeschaffne Paar, wenn auch aus Indien stammend, führen ihre französischen Namen mit der That. Demungeachtet aber muß ich doch noch dabei beharren, daß die Figuren des kranken Königs und hässlichen Mädchens, wie sie auch *Chrestien* nur bezeichnet, ursprünglich *Wales* angehören, zumal ihre französischen Namen bei *Kyot* auch nur Übersetzungen ihrer wälschen Bezeichnungen im *Peredur* sind. Indess mag der Streit darüber, ob *Peredur* Quelle des französischen *Parzival*- und *Gralgedichts*, oder umgekehrt er ein abgebleichtes Nachbild französischer Dichtung sei, hier auf sich beruhen. *Rochats* sehr wohl zu beachtende Gründe für letztere Ansicht scheinen mir doch nicht unwiderleglich.

*Gurnemanz* von *Graharz*, der greise, erfahrene, liebevolle Lehrer bei *Parzivals* Einfalt, ist einerseits mit den *Gralkönigen* verwandt, indem sein Bruder *Kyot* von *Katalonien*, *Sigunens* Vater, mit *Schoysianen* vermählt war. Anderer Seits ist er mit *Parzival* verwandt durch seinen Bruder *Tampenteire* (*Tampunteire*; bei diesem Namen möchte ich nicht sowohl an *tempteires*, *diable*, *Versucher*, als vielmehr an *tempeste*, *temps*, *saison*, und *tempesteis*, *Sturm*, d. i. der *Stürmer*, denken), den Vater der *Kundwiramurs* (*conduire-amour*), der *Gattin* *Parzivals*. *Chrestien* schreibt *Gornemans de Gorhaut*, das *Berner Ms.* *Gornemant de Gohor*. Die Erscheinung dieser Figur im *Peredur*, und zugleich seine Anwesenheit beim *Turnier zu Kanvoleis* erweist den Verdacht wälscher Abstammung, worauf auch seine erste Silbe *gur* (*gur*) hindeutet. Im *Peredur* wird er durch *gur gwynllwyd*, der greise, eisgraue, glänzend graue Mann bezeichnet. Das *nemans* oder *nemant* in seinem Namen bleibt noch unenträthsel. Deutlicher wälsch ist aber *Graharz*, *Gohor* oder *Gorhaut*; denn *gorhardd* (*dd = z*) heißt *extremely towering*; *gorharddu*, *tower very high*, und er wäre sonach „der Mann (*gur*)“

der hochgethürmten Burg,“ womit selbst Wolframs Worte 161, 24, 27, und 162, 30 noch sehr genau übereinstimmen.

Seine zahlreichen Kinder scheinen jedoch alle französische Namen zu führen:

1) Schenteflurs (*gentieu*, gentil, noble; *flor*, *flour*, fleur).

2) Liaze (*lyois*, blanc, de couleur blanche).

3) Gurzgri deutet auf *gorgerain*, *gorgeryt*, hausse col, Kehl-schiene. Allein es ist auffällig, daß die Annales Cambriae ad ann. 580 einen sehr ähnlich klingenden Namen, und zwar in Verbindung mit einem Peredur nennen: Guurci et Peretur, filii Elifer moritur (sic.). S. Gottfr. v. Monmouth, S. 390.

4) Mahaute (Mahoude) ist Mathilde.

5) Coslascoyt (*Con la scot*, *Kunfiliscot*, *Kunscot*, *Cunslascunt*, *kunic Lascoit*, *Kinsot*, *Filischot*, *conz fiz Laschit*). Schon diese Varianten zeigen möglichste Verderbniss des Namens. Sicher scheint im Anfange ein *cuns*, *cons*, Comte zu stecken, und in der zweiten Hälfte ein *cois*, *choaix*, *choix*, distinction; wahrscheinlicher ist mir aber, sie auf *choist*, *choit*, *abattu*, *tombé* (also „der gefallene Graf“) zurückführen zu dürfen. Denn in der That tritt er in unserm Gedichte auch nicht mehr lebend auf, und bezeichnend ist, daß *Ider fil Noyt*, der im Wälschen viel genannte *Edeyrn ab Nudd* ihn erschlagen hat.

Finden wir bei den meisten hier genannten Namen so klar und ungesucht eine bestimmte Begriffsbedeutung in so ausgedehnter Weise angewandt, daß ihre Absichtlichkeit nicht wohl in Zweifel zu stellen ist, so wird auch die Vermuthung Platz greifen dürfen, daß Ähnliches auch bei den übrigen von uns nicht verstandenen Namen in der Regel werde stattgefunden haben, zumal dieselbe Wahrnehmung auch bei vielen aus dem Wälschen herübergenommenen Namen ebenso klar sich herausstellt und bestätigt.

II. Der Stammbaum des Brittenkönigs Artus, der jedoch in unserm Gedicht schon seine Residenz von Caerleon am Usc (Karliun, Karidol) nach Nantes verlegt hat, und die zur Tafelrunde gehörigen Ritter halten in ihren Namen ziemlich getreu das Zeugniß ihrer brittischen Herkunft fest.

Der Urahn ist *Mazadan*, dessen Name zwar dunkel, da er wohl nicht ohne Weiteres mit dem Maddan des Gottfried von Monmouth II, 4, 6 (im Brut Tysylio *Madoc*) zu identificieren ist, der aber, da die Fee *Morgane*, die größte Fee der wälschen Phantasie von Uralters her, ihn nach Terre de la Schoye (*joie*), dem Feenreich, dem unterirdischen Freudenlande der wälschen und irischen Märchen, der insula fortunata in der jüngern Vita Merlini (Sagen von Merlin, S. 299), der seligen Insel Avalon, wohin auch Arthur tödtlich verwundet entschwand, um nie wieder zu kehren, und welche der Pseudo-Gildas so reizend schildert (Gottfr. v. Monmouth, S. 417—428)

entführte, kein anderer als ein wälscher Landsmann gewesen sein kann. Wolfram macht zwar 56, 18; 496, 8; und 585, 14 *Terre de la schoye* zu einem Personen- und *Famurgan* zu einem Ortsnamen, und man könnte an die *regio Morganuc* oder *Glamorgantia* dabei denken; allein die erste Sylbe *Fa* spricht deutlich für die darin enthaltene Fee und für Grimms Conjectur zu obigen Stellen in unserm Parzivaltexte. Die Wiederholung desselben Missverständnisses deutet übrigens darauf hin, daß es sich auch bei Kyot schon gefunden habe.

Brickus, Mazadans Sohn, halte ich für identisch mit dem *Bryt* des Brut Tysilio, und *Brutus* des Gottfried von Monmouth.

Uthepandragun, sein Sohn, *caput draconis*, bei Gottfried von Monmouth jedoch *filius Constantini*, ist außer Zweifel. Seine Gemahlin heißt bei Wolfram Arnive (*arnwyf*, spirit, vigour). Bei Gottfried VIII, 19 heißt sie Igerne, die Mutter Arthurs und seiner Schwester Anna; im Brut Tysilio aber Eigr, Tochter des Anlawdd. *Eigr*, *eigyrr*, heißt aber a maid, virgin, und so scheint diese *eigr Arnwyf*, diese „Jungfrau Geist“ in den französischen Romanen zur Fee Igraine umgewandelt zu sein (s. Beiträge, S. 41).

Arthur (*arth-ur*, ursus horribilis) sowie seine mehreren Gemahlinnen, die alle Gwenhwyvar (*gwen-hwy-var*, the lady of the vast extension nach dem Verfasser der Britannia after the Romans, s. Gottfr. v. Monmouth S. 381), im Französischen Ginover oder Ginevra heißen, und denen viel Leichtfertiges nachgesagt wird, sind bekannt. Seinen bei Wolfram erscheinenden Sohn Iliuot vermisse ich in den wälschen Dichtungen. Im Mabinogi Geraint ab Erbin (Arthursage, S. 253) heißt ein Sohn Arthurs Amhar.

Der König Lot ist Arthurs Schwager, vermählt mit dessen Schwester Anna in erster Ehe nach Gottfr. von Monmouth, VIII, 21, mit der er den Walgannus (unsern Gawan, Gwalchmai) erzeugte. In zweiter Ehe war er nach IX, 9 l. c. mit der Guanhumara (im Brut Tysilio auch Gwenhwyvar) aus römischem Geschlecht verheirathet, und man vermuthet in ihm den Nathan-Leod der angelsächsischen Chronik. Sein wälscher Name ist Llew ap Kynvarch, und Gottfried erzählt IX, 11, wie Arthur ihm zu dem Throne von Norwegen verhalf, wodurch sich erläutert, daß er und sein Sohn Gawan auch durchweg von Norwaege genannt werden. Der Verräther Modedrius (Medrawd), Gawans Bruder (s. Gottfr. v. Monmouth, S. 416) ist bei Wolfram ganz weggeblieben. Dieser nennt seine Gattin, Uthepandraguns Tochter und Arthurs Schwester, Sangive (*Sagive*, *Saffie*, *Salive*, *Saive*, *Saivie*, *Seyve*). Ihr Wesen ist damit richtig und ehrend bezeichnet: *saive*, *savie*, sage, savante. Zu beachten ist, wie Lot, diese rein wälsche Figur, in Gahmurets Abenteuerkreis hineingezogen ist, worauf wir später hinkommen. — Sangive bildet den Übergang zu den französischen Namen

ibrer und Lots Kinder; allein Kyot scheint ein Gefühl von dem Unpassenden der Französisierung ihres Namens gehabt zu haben, indem er nach Wolfram 644, 2, für nöthig erachtet, ausdrücklich bei Gawan zu bemerken: er sei *muoterhalp ein Bertân*, wenn er nicht etwa damit zugleich daran erinnern wollte, daß er Vaterhalb ein Norweger sei.

Lots Sohn, Gawan, französisch *Gawain*, ist der alte, tief in Wales wurzelnde, fast nirgend fehlende Gwalchmai, der Falke der Schlacht, einer der drei goldzungigen Ritter an Arthurs Hofe nach den Triaden. Er wird hier nach mancherlei Abenteuern, die auch dem Peredur und andern wälischen Dichtungen nicht fremd sind, mit der Orgelouse von Logrois vermählt. Chrestien nennt sie nur nach dem, was sie ist: *orgueilleuse*, die stolze. Dieselbe Bezeichnung führt auch, beiläufig bemerkt, Orilus von Lalander, wie unser Erec zeigt. Er ist *le duc orgueilleux*. Logrois ist das wälische Lloegyr, Lloegr, der südlich vom Humber und östlich von der Severn liegende Theil Britanniens (Gottfr. v. Monmouth, Anmerk. zu II, 1; IV, 19; XII, 10).

Lots Tochter Itonjê erinnert an *idonea*. *Idoine*, capable, und *idoneité*, aptitude, capacité. Seine andere Tochter Kundrie la belle dürfte, da *contruit*, mal fait, hier wie bei Kundrie la surziere jedenfalls nicht passt, richtiger auf *cointerie*, gentillesse, manières élégantes, zurückgeführt werden. Sein zweiter Sohn Beacurs wird von Wolfram selbst 187, 22, 23 mit *schoener lîp* übersetzt. Und ebenso ist Lots fünftes Kind Surdamur die Schwester der Liebe (*sor, suer, suereur, soeur, soror*), und mit Alexander, dem Griechenkaiser vermählt, die einen eigenen Roman haben. Von allen diesen Kindern, außer Gwalchmai, weiß, soviel mir bekannt, die ältere wälische Poesie nichts. Die übrigen zur Tafelrunde gehörigen Figuren tragen desto deutlicher noch den wälischen Charakter an sich.

Zunächst Kai, Keye, der Seneschall Arthurs, Cajus dapifer bei Gottfried. Das Mabinogi Kilhwch und Olwen (Beiträge S. 14) schildert ihn noch als von ziemlich ungeheuerlicher, übernatürlicher Art. Nach andern heißt er Cainvarwy, Kai mit dem glänzenden Bart. In dem wälischen *cai*, a concrete, a collection or adhesion of things together, oder *gai*, wat is thrown out, foam, spray, froth, vermag ich keine entsprechende Bedeutung zu finden, wenn auch englische Gelehrte seinen Namen durch „Genossenschaft“ auslegen. Die Franzosen behielten ihn in der Bedeutung des wälischen Wortklanges und des Seneschallamtes bei als *keux, kex, coqus, cuisinier, maître d'hôtel du Roi*, und auch Wolfram lässt ihn mit Kingrun scherzen:

206, 29: *der kezzel ist uns undertân.*

Segramors (*Segremors, Saigrimors*) ist, wie schon W. Grimm bemerkt, der ritterliche Berserker, den man binden oder einsperren mußte, wenn er von einem Kampf, den er sah, abgehalten werden sollte. Die Bemerkungen Wolframs 285, 4, und 422, 20 bezeichnen seinen Namen: *sogr*,

that is apart, inclosed; *segrwydd*, the state of being enclosed; und *maur* groß, mächtig, stark. Schwerlich haben die Franzosen dabei an *Sacremort* gedacht. Beiläufig sei bemerkt, daß in den Namen, die im Parzival auf *mors* oder *mursel* enden, sehr wahrscheinlich das wälische *maur* in der Regel enthalten ist.

Daß der Knappe Iwanet, der so freundlich Parzival beim ersten Besuch an Arthurs Hofe begegnet, Owain ap Uryen, und der Iwein unsers Hartmann ist, ergibt sein Name im Peredur. In den ältesten Barden-gedichten ist Owain als historische Person besungen.

Ither von Gahevieß heißt wälisch *Edeyrn*; sein Land Kukumerland kann wohl kein andres sein als Kumberland, wie auch eine Handschrift liest. Gaheviez ist Ortsname; Speere werden daher bezogen nach 260, 28, also muß Wald dort sein, und *cadwydd* heißt a place full bashes or brambles.

Ider fyl Noyt ist der in den wälischen Dichtungen vielfach vorkommende *Edeyrn ab Nudd*, bei Gottfried X, 4, 5, *Hiderus* (s. Gottfr. v. Monmouth S. 406). Die Personen des Sperberturniers, wie dieses selbst sind eng mit den wälischen Dichtungen verflochten, wenn auch das Mabinogi Geraint ab Erbin, aus welchem der Einfluß einer französischen Version auf den wälischen Stoff ersichtlich ist, als Beweiszeuge außer Betracht bleibt. Es geschieht zu Kanedic (*canedic*, witness); jenes Mabinogi verlegt es nach Cardiff (Arthursage S. 265). Erec, Sohn des Lac im Französischen, führt im Wälischen den auch historischen Namen *Geraint ab Erbin*. Seine Geliebte Enide (*enid*, wood-lark, chafing, nach Ellis Jones; *enydd*, the seat of intellect nach Owen) ist eine Tochter der Karsnafide (*cares*, a female friend; *nefyd*, performance). Mabonagrin ist aus *mabon*, a fine youth, a young hero, und *grwn*, a trembling noise, a hollow murmur zusammengesetzt. Über den Mabon, Sohn des Modron s. Beiträge S. 64, und Arthursage S. 253.

III. Das Königsgeschlecht von Anjou, welches mit dem der britischen Könige in dem schon erwähnten Mazadan einen gemeinschaftlichen Stammvater hat, zeigt in den Urahnen mehr französische Namen; in der jüngern Generation nimmt wälische Beimischung zu.

Lazaliez, Mazadans Sohn, Bruder des Brickus, ist aus *las*, joyeux, agréable, laetus und *alis*, poli, doux, courtois, oder *alis*, serré, ferme, gebildet.

Addanz, dessen Sohn, weist auf *adans*, *adant*, *adens*, adorant, adorare, hin. An das wälische Seeungeheuer Addanc, das ein verwünschter König sein soll, ist nicht wohl zu denken.

Gandin, dessen Sohn, ist vermählt mit Schoëtte (*joiette*, jouissance, oder *jouete*, jeunesse, petite joue). Im Erec, V. 2753, heißt ein Ritter Gaudin de Montein (plaisir de montagne) und der jüngere Titarel, Str. 1807, bedient sich einmal des Wortes *gaudine* für Scherz oder Freude:

*Dá huop sich michel reie von maniger hande gaudine.*

Allein er wie Wolfram schrieben consequent Gandin, und weder das Französische noch Wälsche lassen eine entsprechende Bedeutung dafür auffinden. Dagegen gibt Wolfram selbst die höchst überraschende Erläuterung 498, 27, daß er seinen Namen von der *witen Gaudine*, einer Stadt am Zusammenfluß der *Greidn* und der *Trd* habe, die in Steiermark liegt, wo seltsamer Weise seine an Ither von Gahevicz vermählte Tochter Lammire Herzogin ist (499, 8). Diese Angabe verbunden mit der ganzen Geschichte Trevrecents von seinem Abenteuerzuge zum Rohaz und nach Steier, wo ihm windisches Volk entgegen kam, 496, 15, bildet eine so höchst überraschende Abschweifung in ein den Franzosen gewiss sehr fremdes geographisches Gebiet, daß hierzu der französische Dichter einen ganz besondern Anlaß gehabt haben muß, da nicht anzunehmen, daß Wolfram sie eigenmächtig in sein Vorbild hineingedichtet habe. Es ist ein glücklicher Umstand, daß Haupt (s. dessen Zeitschrift für deutsch. Alterth. 11, 47) wirklich jene vergeblich gesuchten Örtlichkeiten aufgefunden hat. In der That gab es zwei *villae Candin* nadem Flößchen Grajena, das dabei und nahe bei Pettau in die Drau fließt, in welcher vormals Goldwäschen gewesen sein sollen, und unfern, etwa sechs Meilen von Cilli ist der Rohitscher Berg, der in Urkunden des Mittelalters *Roaz* oder *Roas* genannt wird. — Es befremdet nicht minder, daß Kyot dem Gandin von Anjou als Wappen, das er auch auf Gahmuret vererbt, und das auch sein Sohn Galoes führt, das also schon als Familienwappen aufgefasst ist, einen Panther führen lässt, und ein Panther ist das Wappen von Steier. Nach Herrgott, Mon. dom. Austr. findet der Panther sich bereits auf einem Siegel vom Jahr 1206 (Tab. III, Nr. 3) des Herzogs Leopold. Das wirkliche Wappen von Anjou aber sind die Lilien, und es fragt sich nur, ob dieselben auch schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. darin enthalten waren, oder ob die ältesten Grafen von Anjou ein anderes Wappen, und welches geführt haben? Gewiss darf man voraussetzen, daß der französische Dichter das eigentliche Wappen von Anjou gekannt hat, und wenn er dennoch diesem Hause den steirischen Panther beilegt, so erhellt daraus in Verbindung mit jener Erzählung Trevrecents eine bestimmte Absicht desselben, und widerlegt sich die Vermuthung, daß die Wahl dieses Wappens gerade nur auf einem Zufall oder Einfall beruhe. Es treten noch einige Momente hinzu, welche geeignet sind, der ferneren Forschung in diesem Dunkel zur Anleitung zu dienen. Kyot will zu Anjou die Geschichten von Mazadan und seinem Geschlechte bis zu Gahmuret und Parzival herab so wie von Titurel und dem Gral gelesen haben (455, 12). Er kann nur nach 1150 geschrieben haben, unter der Regierung Heinrichs II., Sohnes des Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou, und Mathildens, Tochter Heinrichs I. Normandie, Anjou, Tourraine, Maine, Guienne, Poitou und Sain- tonge gehörten zu dessen Krone, und es ist unschwer erkennbar, daß Kyot

es bei seinem Gedicht zugleich auf eine Feier des Hauses Anjou abgesehen hat. Es darf uns daher auch nicht gleichgültig erscheinen, wenn wir unter den Frauennamen gerade eine Annore, Mahaute und Alize finden, Namen, welche im herrschenden Königshause mehrere Geschlechter hindurch eine bedeutende Rolle spielten. Eine Alienor (bei Sugerii Consecrat. eccles. S. Dionys. ap. Du Chesne IV, p. 349, 357, *Anaor*, im Chron. Mauriniac. p. 382 *Aenorde* genannt) war die Gemahlin des französischen Königs Ludwig VII.; sie war 1124 geboren und starb 1204, und war der Aufmerksamkeit der Dichter nicht entgangen (s. Massmann Eraclius S. 440 folg.). Im Jahr 1149 verstieß sie Ludwig, und sie vermählte sich kurz darauf mit Herzog Heinrich II. (Plantagenet). Eine Mathilde (*Mahoude*) war die Tochter Heinrichs I., Mutter Heinrichs Plantagenet von Anjou, die 1167 starb; eine Mathilde, Tochter des Herzogs Engelbert III. von Kärnthen war mit Thibaut IV., Grafen von Blois, vermählt, und deren Tochter Mathilde mit Gottfried Grafen von Perche. Deren Schwester Alix oder Adele ward 1160 die dritte Gemahlin Königs Ludwig VII. Eine Alix, welche 1205 starb, war Thibauts V. zweite Gemahlin, der 1191 vor Acre blieb; überhaupt war dieser Name in dem königlichen Hause und in ihm verwandten Geschlechtern im 12. Jahrhundert schon wie auch später ungemein häufig. S. die Stammtafeln bei Im Hof Genealogiae in Gallia, Nürnberg, 1687. — Ein weit helleres Licht über die Gestaltung der Vorgeschichte unsers Parzival würde sich unzweifelhaft verbreiten, wenn wir über Kyots Lebens- und Dienstverhältnisse und seine Beziehungen zu den fürstlichen und gräflichen Häusern seiner Zeit und Umgebung näheres wüssten, und es möchte vielleicht lohnen, in dieser Beziehung noch einmal den Guiot von Provins ins Auge zu fassen. — Es würde wahrscheinlich auch weiter führen, wenn in einem der Wappen der alten Dynastenfamilien Frankreichs sich der steirische Panther als ursprüngliches oder anvermähltes Wappen wieder fände, ebenso wenn aus der steirischen Spezialgeschichte sich Beziehungen zu französischen Geschlechtern in der Zeit von 1150—1190 oder selbst 1200 ermitteln ließen, und möge, wem das heraldische und historische Material dafür zu Gebote steht, zu diesen Nachsuchungen sich aufgefordert fühlen, worauf ich meinerseits leider noch auf lange verzichten muß.

Gaudins Kinder sind außer der bereits erwähnten

1) Lammire (*l'ameor, l'amiere, amant, amante*).

2) Flurdamurs (*fleur d'amour*); deren Gemahl ist Kingrisin (*gwyn, white, fair, plaisent; gresyn, pity, misery, calamity*; oder auch *cyn, the first, chief, Fürst*). Er wurde meuchlings ermordet, also etwa: der Jammersfürst, oder der Schöne des Jammers. Wir bemerken hier, wie schon bei mehreren Namen, daß das Appellativ nicht in einem Particip oder Adjectiv, sondern in einem Substantiv besteht, wie auch Kyot selbst von Wolfram *la schantiure*, der Gesang, zubenannt wird. — Der Sohn Beider

ist Vergulaht (*Ffer*, dense, fixed, strong; *guldad*, a country; *guldador*, a countryman, patriot), der König von Askalon, der scharfes Hausrecht gegen Gawan übt. Bei Chrestien heißt er *li roi descavalon*; wenn dieß nicht missverständlich aus *roi d'Ascalon* gebildet ist, so erinnert es an die *ynis Avalon*, die wunder- und zaubervolle Apfelinsele, und würde V. 400, 7 die Bemerkung noch eine besondere Beziehung darauf haben, daß Vergulaht ein Nachkomme Mazadans, der eben nach Avalon entrückt ward, und er aus Feengeschlechte sei. Seine Schwester ist Antikonie, wobei nicht wohl an eine Ableitung aus dem Griechischen zu denken ist; näher liegt vielmehr *entiers-conue*, d. h. die als *integra* Erkannte, wie sie denn auch in solcher Eigenschaft aus dem Abenteuer mit Gawan hervorgeht. — Wir finden hier schon wälsche Elemente in den Namen, die sich bei Gahmuret noch mehren.

3) Galoës, der ältere Bruder Gahmurets (*gallois*, *galloys*, *galeois*, gentil, aimable, galant), der so schön Minne zu hehlen und zu stehlen wusste, 8, 24, 25, ist der Geliebte der Annore (*anor*, fief, domaine, honneur; s. jedoch oben die Beziehung auf Alienor). Er erscheint auch in Hartmanns Erec V. 1661; daselbst vorher V. 1512 kommt auch ein König *Yels von Galoës* vor, wo *Galoes* wohl auf *pays de Galles* zu deuten ist.

4) Endlich Gahmuret, der bei Wolfram als Hauptheld eines eignen Sagenkreises erscheint, und auch im jüngern Titulereigenen Rang einnimmt. Seine Vermählung mit der Heidin Belakane (man hat bereits dabei an Pelikan gedacht), wie mit Herzeloyde, und seine Züge von Anjou nach Spanien und in das Heidenland zum Baruch lassen erkennen, daß er zur Verbindung und Verschmelzung verschiedener ursprünglich abgesonderter Heldenabenteuer seiner ganzen überlieferten Gestalt nach vorzüglich geeignet sein musste. Und in der That glaube ich in ihm den ursprünglichen Helden einer alten Stammsage von York erblicken zu dürfen.

Drei Punkte nehmen vorzugsweise bei seiner Erscheinung unsre Aufmerksamkeit in Anspruch:

- 1) seine ketzerische Ehe mit Belakane;
- 2) seine wiederholten Wanderfahrten, und zwar nach Heidenland;
- 3) die Einmischung der deutschnamigen Helden als zum Theil heidnische Mohrenkönige, ebensowohl im Bunde mit Mohren und Christen, als Feinde derselben.

Sein Name kann im Französischen passend auf *game*, *gemma*, und *amorous*, *amoureur*, *amoureux*, *devenir amoureux*, zurückgeführt werden. Beachten wir aber, welches Gewicht im Gedicht darauf gelegt wird, daß er sich einer Heidin vermählt, wie beklagt wird, daß Belakane nicht Christin sei, Gahmuret selbst wohl zu ihr zurückkehren würde, wenn sie sich taufen ließe, wie das Schwarz des Heidnischen und der Hölle selbst in Feireiß noch fortwirkt: so gewinnt, ungeachtet sonst nirgends ein Religionshaß gegen das Heidenthum in unserm Gedichte hervortritt, es doch den Anschein, als ob

auf diesen Punkt in früherer Zeit vor der letzten Gestaltung der Sage ein besonderer Nachdruck gelegt worden sei. Nun heißt *camgred* wälsch heresy; *camgredur*, *camgredwyr*, a heretic; und wenn der Franzose ebenso wie Wolfram die ihm überlieferten, doch nicht verständlichen fremden Namen nach dem ungefähren Klange wiederschrieb und beibehielt, so konnte er aus dem Ketzler leicht einen Liebesedelstein, ein Kleinod der Liebe machen. Das wälsche Wort giebt wenigstens eine so überraschend eigene und höchst treffende Bezeichnung, daß ich sie nicht für bloßes Spiel des Zufalls erachten möchte.

Im Prosaroman von Parzival li Galois heißt dessen Vater Bliocadras, und wird seine Geschichte höchst flüchtig und kurz abgefertigt. Chrestien und das Berner Ms. übergehen ihn ganz. Auch im Peredur kommt er zur Handlung nicht. Es scheint klar, daß dieser Held den Geschichten von Parzival ursprünglich ganz fremd gewesen ist, daher bei der Bestimmung des Namens des Vaters unsers Haupthelden Parzival, auf den dessen eigentliche Geschichten keinen Werth legen, dichterische Willkür vorgewaltet habe. In der wälschen Dichtung, und nicht allein im Peredur, heißt der Vater Parzivals aber Evrawc, der Graf des Nordens, d. h. des Landes nördlich vom Humber bis an Schottland; und so sind auch in unserem Parzival Wales und Norgals (das eigentliche Wales und Nordwales) sein freilich erheirathetes Reich, da der Dichter ihm Anjou als Erbland schon zugewiesen hat. Auch der Brut Tysylio (Gottfr. v. Monmouth ad III, 18) erwähnt eines Peredur, der die brittische Insel mit seinem Bruder Owain (Vigenius bei Gottfried) so getheilt habe, daß Owain alles Land südlich vom Humber und auch das ganze Nordland erhalten habe. Allein hier heißt Peredurs Vater Moryd, der von einem im irischen Meere hausenden Seeungeheuer lebendig verschlungen ward, und welcher der König der Martern im Mabinogi Peredur (Arthursage S. 201) zu sein scheint. Halten wir aber den Evrawc fest, so werden wir auf einen *Efroc* im Brut Tysylio geführt, der bei Gottfried *Ebraucus* latinisiert ist, und von dem Hist. II, 7, 8, erzählt wird: *Defuncto itaque Membricio Ebraucus filius ejus, vir magnæ staturæ et miræ fortitudinis regimen Britannicæ suscepit, quod quadraginta annos tenuit. Hic primus post Brutum classem in partes Galliarum duxit, et illato prælio affecit provincias cæde virorum atque urbium oppressione, infinitaque auri et argenti copia ditatus cum victoria reversus est.* Der Brut Tysylio ist etwas kürzer (Gottfr. v. Monmouth S. 490). Ebraucus oder Efroc muß aber nach dieser Darstellung einen hohen Rang in der brittischen Nationalsage eingenommen haben, denn er wird ebenso wie als Held und Eroberer, so auch als eifriger Städteerbauer und Stammvater eines sehr zahlreichen Geschlechts von zwanzig Söhnen und dreißig Töchtern, die er mit zwanzig Gemahlinnen erzeugte, dargestellt. Und unter diesen Söhnen finden wir auch einen Morivid, im Brut Tysylio Moryd, also gleichnamig mit-obigem ebenda

erwähnten Vater des Peredur, was wohl zu beachten ist. Ebraucus erbaute *Raer-Ebrauc* (Brut Tys. *Caer Efrog, Eboracum*, das heutige York, und das kennzeichnet uns diese Erzählung als eine alte Stammsage der Stadt York, die schon römisches Municipium war und seit ältester Zeit hohe Bedeutung hatte. —

Ferner aber berichtet Gottfried, was uns hier nicht minder wichtig ist: *Condidit etiam Ebraucus urbem Alclud, Albaniam versus, et oppidum montis Agned, quod nunc castellum puellarum dicitur, et montem dolorosum* (v. l. *bolosorum, dolosorum*; vynydd dolyr, Tys.). Als Eadwin und Eadgar 957 das brittische Reich theilten, reichte der nördliche Theil von der Themse bis Lothian und zum *Castellum puellarum* am Firth of Forth (Edinburg). Schon Nennius 556 kennt ein *vallum doloris, Wedale*, villa in provincia Lodonesiæ, und mag Tysylio auch richtig *dol-hyr*, d. h. das lange Thal, schreiben, so scheinen die lateinischen Chronisten doch schon früh (nach Roberts Meinung) ein *vallis doloris*, ein Wehethal daraus gemacht zu haben. Wace war mit den bretagnischen Erzählungen sehr vertraut; als er aber in seinem Roman de Brut, dieser seiner metrischen Bearbeitung von Gottfrieds Historia, auf die Mägdeburg und den Schmerzensberg oder Berg der Trübsal stößt, kann er sich nicht genug darüber wundern, und keinen Grund für diese Bezeichnungen finden:

V. 1564. *Et en un mont le castel fist,  
 Qui de Pucèles a sornom,  
 Mais j'o n'en sai por quel raison.  
 Li castiax ot nom de Pucèles  
 Plusque de Dames, ne d'ancèles.  
 Ne me fu dit, ne jo nel di,  
 Ne jo n'ai mie tot oi,  
 Ne jo n'ai mie tot véu,  
 Ne demandé, ne retenu.  
 Mult estouroit à home entendre  
 Qui de tot volroit raison rendre etc.*

(S. Gottfried v. Monmouth S. 215.) Ihm war diese Erscheinung völlig neu, und wir haben in der Geschichte und in Gottfried ein Zeugniß für diese Orte, welches weit über alle französischen Arthurromane hinansreicht, und wovon in der bretagnischen Litteratur, soweit wir sie kennen, keine Spur zu finden ist. Wenn daher im Prosaroman und bei Chrestien dasselbe Schloß und der *mont douloureux* wieder erscheinen, so sind sie doch nach Lage der uns zugänglich gewordenen Quellen offenbar nicht französischen oder bretagnischen, sondern brittischen Ursprungs, und reichen in die Urtraditionen des Inselvolks zurück. Und so wird sie der Peredur sicher auch nur aus heimischen, nicht aus fremdländischen Quellen entnommen haben. So mag es nun auch weniger befremdlich erscheinen, wenn selbst bei Kyot Gahmureta

zweite Gemahlin und Parzivals Mutter einen treffenden wälschen Namen führt, und wenn wir auf Schastelmarveille Uthepandragons Gemahlin Arnive mit Gwalchmais Mutter und Schwestern, also eine ganz wälsche Familie, von Klinschor, der wohl dem Zauberer Merlin von den Franzosen unterlegt ist, gefangen gehalten finden.

Giebt uns der siegreiche Zug des Ebraucus nach Frankreich schon eine Andeutung, wie die Bretagner oder Franzosen dazu gekommen sein mögen, den von ihnen Gahmuret genannten wälschen Evrawc oder Efrog in ihre Romanzenkreise zu ziehen, so giebt der Schluß des 8. Kap. der Hist. uns auch noch einen weitem Fingerzeig, wie gerade hier, in den entferntesten Landen, in der Heidenchaft und in Spanien, und nur hier und in Verbindung mit Gahmuret die deutschen Namen auftauchen, von denen auch Chrestien, das Berner Ms. und der Peredur nichts wissen. Es heißt nämlich: *Ac filii (Ebrauci) duce Assaraco fratre direxerunt classem in Germaniam, et auxilio Sylvii Albæ usi subjugato populo adepti sunt regnum.* — Germanische und scandinavische Sagen sind vielfach in die wälsche Tradition und Dichtung eingedrungen. Ich erinnere nur an Hengist und Horsa und den irischen, von Geburt doch norwegischen und germanischen, Nationalhelden Finn (Beiträge S. 109 und 160 folg.). Wir haben schon oben an Lot ein gleiches Beispiel gefunden, und Gottfrieds von Monmouth Erwähnung des Elsing (III, 1), Guichtlacus (III, 2), Sichelinus (IX, 11), Gormund, Isembard und Ludwig (XI, 8), Ivor und Ini (XII, 19) u. s. w. (s. die Anmerkungen zu diesen Kapiteln in meiner Ausgabe Gottfrieds) zeigt ähnliche Wechselbeziehungen. Die Namen Isenhart (*Isembrace*, Isembard?), Friedebrand von Schotten (König Tyrol und Friedebrand sein Sohn), Hernant, Herlinde, Schiltung, Hiuteger (*Liudeger von Frankriche* in der Klage?) berühren deutsche Sagen und zum Theil die Gudrunlieder; und Morholt von Irland die brittische Tristansage, wie schon Andre bemerkt haben. Daß ein Theil dieser Figuren Heiden und Mohren sind, kann nicht überraschen, da auch schon bei Gottfried von Monmouth Gormundus *rex Africanorum in Hybernia* genannt ist. Lappenberg hat in seiner Geschichte Englands Bd. I. schon darauf aufmerksam gemacht, wie in die brittische Dichtung und Sage durch Missverständnis diese Heiden und Mohren gerathen sind, indem nach den Annal. Cambriae und andern Chronisten die Wälschen ihre unversöhnlichen Feinde, die heidnischen Angelsachsen *dub Gale* oder *Llu du*, d. h. die schwarzen Fremden oder Feinde, oder *nigros gentiles* nannten (s. Gottfr. v. Monmouth, S. 442, und Merlin S. 170, 171), in den Zeiten der Kreuzzüge aber die Dichter sie in die damals bekannteren Heiden Asiens und Afrikas verwandelten. Außerdem soll auch Irland von Afrikanern bevölkert worden sein. Es ist mir wahrscheinlich, daß ein Theil dieser deutschen Figuren schon in Verbindung mit den Gahmuret- oder Efroggeschichten von der Insel nach der Bretagne hinübergewandert ist, daß aber ein anderer Theil

auch erst von französischen Dichtern willkürlich damit verbunden worden ist, und zwar Sagen und Erzählungen, die ihren Ursprung im alten Frankenreiche hatten. Wir wissen, wie der Walther von Aquitanien, der Reinhart Fuchs, Garin de Loherain, die Schwansage u. s. w. dahin zurückführen. Nach der wachsenden Trennung der dasigen fränkischen Sprache in deutsch und romanisch ist am linken Rheinufer unter den Nordfranzosen so manche Sage erhalten geblieben und hat weitere Verbreitung und Bearbeitung gefunden, die in der deutschen Zunge und Dichtkunst fast spurlos verloren gieng, und in weit späterer Zeit erst wieder bei uns bekannt wurde. Die wiederholten Züge Gahmurets nach Heidenland entsprechen der allgemeinen Zeitrichtung im Jahrhundert der Kreuzzüge.

Finden wir nach Obigem in dem von Gottfried uns überlieferten brittischen Kerne der Ebraucus- oder Gahmuretgeschichten die ziemlich klar liegenden Motive für das Hereinziehen der Heiden und germanischen Helden, so lag ferner im Siegeszuge des Ebraucus nach Frankreich und in dessen Eroberung für den französischen Dichter es nicht minder nahe, ihn zu einem wesentlich französischen Helden zu machen, und ihm Anjou als Erbland zuzutheilen, da zu Kyots Zeit ja das Haus Anjou die Kronen von England und einem großen Theile Frankreichs trug. Die Schmeichelei für das Herrscherhaus liegt darin offen zu Tage.

Die Zusammenwürfelung der verschiedenartigsten Elemente zeigt sich auch in dem bunten Gemisch der vor Patelamunt und zu Kanvoleis versammelten Helden; da war *Bertün od Yrschman, od swer hie wälhisch spräche kan, Franzois od Brabant* (85, 17): Utherpandragau, Lot, Lähelin, Gurnemanz, Morhold von Irland, Killirjacach (*gwiliur, one what guards; jacháud, a healing; jach, sane, sund, healty, der Gesundheitshüter*) von Champagne, der Spanier Kaylet (wälsch *caled, hardy, severy*; nicht passend scheint das französische *caillet fou, stipude*), Cidegast von Logrois (Loëgyr), Riwalin von Lohneis, der im Tristan wiederkehrt, ein König Schaffilor von Arragon, einer von Portugal, außer den genannten Deutschnamigen auch Fürsten der Alemannen, in der Gesandtschaft Amflisens von Frankreich ein Junker Lanzidant, der sich die kärlingische Sprache angenommen, aus Gröenland (nach Grimm) dem nordischen Grönlandsfylky; ferner die zahlreich vertretenen Franzosen Gaschier von Normandie (*gagier, saisir, engager; gagier, gagement, promesse*), Brandelidelin von Punturteis (*Pontoise?*) Hardieß von Gascogne (*hardi, hardiesse*), Fürst Lambekin von Brabant und Hennegau, der mit Hardießens Schwester Alize vermählt ist. — Man sieht, daß der Dichter hier mit freier Hand gewaltet hat.

Der Sohn Gahmurets aus erster Ehe ist Feirefiz, d. h. das Feenkind, — mit Recht, da er von Vaterseiten nach dem mitgetheilten Stammbaum von Mazadan abstammt. Von Mutterseiten trägt er die heidnischen Muttermale, die schwarze Farbe der Finsterniss, als aus der Ehe mit Camfred,

dem Ketzler entsprossen, und erst die Taufe macht ihn fähig, den Gral zu sehen.

Der Sohn zweiter Ehe mit Erc-luedd ist Parzival, und bei diesem Namen haben Chrestien und Wolfram versucht, ihn zu erklären; doch glaube ich, daß Wolframs unbewusste Andeutungen richtiger sind, als die von ihm und Chrestien gegebenen ausdrücklichen Erklärungen. — Überall wird nämlich, bei jeder Gelegenheit, und oft wiederholt seiner ausnehmenden Schönheit, Anmuth und Herrlichkeit gedacht; keine Frau kann ihn ansehen, ohne in Entzücken zu gerathen, sein Hautglanz überstrahlt den Schein des Tages. Das — meine ich — ist Erbtheil seiner Feenabstammung. Im Wälschen heißt Peredur (*pér*, delicious, sweet; *peredd*, delicateness, sweetness — *ur*, extrem, superior), der Allersüßeste, Allerholdeste. Was also bezeichnet in Beziehung auf obige Eigenschaften sein Wesen treffender, als der Liebesausdruck, womit er als Kind nur von seiner Mutter und ihren Angehörigen gerufen wurde, und woran ihn Sigune gleich wieder erkennt: *bon fiz*, *scher fiz*, *béd fiz*?! Auch der jüngere Titurel Str. 4387 gebraucht diesen Ausdruck für den Namen Parzival selbst:

*Daz bonfis, kyrfis, beafis wahsen wolt, die hóch an risen lenge;*  
und Str. 5426 sagt er:

*Den nant man durch sîn schoene den klären und den süezen Par-  
cifálen.*

und der *cläre*, der *liehtgemdl* ist auch bei Wolfram sein stehender Beiname. Chrestien und seine Nachfolger machen ihn zum Thaldurchstreifer:

*a droit as a non Perchevaux,*  
*car por vous est li vax perchiez etc.*

und Wolfram hält den Begriff des *percer* in seiner Erklärung fest: 140, 17: *der nam ist rehte enmitten durch*, da er des Jammers Furchen tief durch Herzelyodens Herz zieht.<sup>4)</sup> Allein Chrestien scheint den wälschen Namen Peredur haben übersetzen zu wollen, den der Brut Tysylio auch *Ffredyr* und *Predyr* schreibt, und *predyr* heißt a migration. — Die Erklärung des Grafen de la Villemarqué (Contes populaires etc. I, 197), die sich auf Le

<sup>4)</sup> Im hohen Grade überraschend erscheint die Angabe Zingerles (in dieser Zeitschrift I, 294 über die in Tyrol vorkommenden Namen aus den Arthurgedichten), daß schon in einer Urkunde vom J. 1007 ein *Parzival de Caldes* vorkomme. Ohne ihm irgend nahe treten zu wollen, drängt es mich doch zu der Frage, ob diese Schreibart wirklich richtig und überhaupt die ganze Urkunde echt und wirklich von jenem alten Datum ist? Alle übrige von ihm beigebrachten Zeugnisse sind jünger als Wolframs Parzival; am nächsten steht ihm *Parsifal de Schötz* vom J. 1219. Es ist wohl sicher, daß auch in Frankreich diese Romannamen ebenso wie bei uns ins Leben übergangen, wie sie ja sogar in die Thiersage eindrangen (s. Grimms Reinhard Fuchs); und höchst erwünscht wäre es, in dieser Beziehung in französischen Urkunden nachzuforschen, wann zuerst der Name und in welchen Gegenden er vorkommt. Von Franzosen freilich ist diese Mühe kaum zu erwarten, denn die Namenkunde, wie sie bei uns jetzt rege geworden, scheint dort noch ganz fremd zu sein.

Gonidec und Davies stützt, von *per* und *gedur* (in der Zusammensetzung *edur*) *le chercheur du bassin*, wobei Davies natürlich an den Kessel der Ceridwen denkt, entbehrt einer genügenden Begründung, und ist schon deshalb verdächtig, weil dabei die Verbindung der Sage vom Gral mit Parzival vorausgesetzt wird. Zwar ist zu vermuthen, daß das abgeschnittene Haupt in der Schlüssel im Mabinogi Peredur mit dem templerischen Haupt Johannes des Täufers zusammenhängt, allein der Schluß des Märchens legt es anders aus; und das Ganze ist denn doch noch himmelweit von der heiligen Schaafe des Grals und ihrer göttlichen Kraft entfernt, wie überhaupt im Mabinogi die christliche Mystik in jeder Beziehung durchaus fehlt. Übrigens wird auch der im wälschen Text des Gododin genannte „Held in der Stahlwehr“ Peredur, nicht Pergedur geschrieben. Ob das *g* in der Zusammensetzung nothwendig wegfallen muß, muß ich freilich dahin gestellt sein lassen, aber weder bei Owen noch bei Ellis Jones finde ich überhaupt ein Wort *gedur* oder *gedyr*, wesshalb mir noch bescheidne Zweifel gegen obige Angabe gestattet sein mögen.

Bei der Abstammung Parzivals von Mazadan aus dem Feeengeschlecht, dessen Kraft auch noch im Namen des Feireiß und in der Schönheit Vergulahts, worauf 796, 9 und 400, 9 ausdrücklich hingewiesen wird, fortwirkt, und worauf öfter, z. B. in der höchst bezeichnenden Stelle 96, 20 bei Gahmuret zurückgekommen wird, will es mir auch bedenklich scheinen, die Geschichte Parzivals ihrem ersten Kerne nach schlechtweg und ohne Weiteres als eine sogenannte Dümmlingssage zu bezeichnen, die wohl eher ein Product des nüchternen reflectierenden Verstandes in gewisser enger Beschränktheit, als der regen unbewusst schöpferischen Phantasie zumal eines Volks zu sein pflegt, das allüberall sich von dämonischen guten und bösen Wesen umgeben glaubte, und bei dem sie und die Götter noch die Geschicke des Einzelnen leiten und ordnen. Wegen der vielen und engen Beziehungen des Peredur zur wälschen Sagenwelt möchten daher auch Gervinus (Litter.-Gesch. 4. Ausg. Leipzig 1853, I, 251) und Rochat (l. c. S. 113) dem Grafen de la Villemarqué zu schnell folgen, wenn sie die Sagen von Morvan lez Breiz († 818), wie es scheint ohne eigne Prüfung seiner Urkunden, für die erste Quelle von Parzivals Gestaltung annehmen, und diese Figur somit völlig der Bretagne vindicieren. Dieser Romanzenkranz wird Bd. II. der *Contes populaires des anciens Bretons* S. 263 in französischer Übersetzung mitgetheilt, und sollte in der neuen Folge der *Chants populaires de la Bretagne* im Original erscheinen, die mir indess noch nicht zugekommen ist. Einige Ausdrücke der Übersetzung, z. B. *chevalier ordonné* gleich in der ersten Romanze, klingen sehr romantisch modern, wenn sie dem Original getreu wieder gegeben sind. Aus dem bloßen Inhalt wird schwer die Originalität und das Alter der Romanzen zu entnehmen sein, wenn beides nicht durch das Alter der Sprache, und die Art wie de la Villemarqué zu diesem

Texte gekommen ist, näher bezeugt wird. Wir haben schon öfter Grund gehabt, diese bretagnische Autorität nicht ungeprüft anzuerkennen. — Bestreiten lässt sich indess nicht, daß Kyot wie das Mabinogi und Chrestien zuerst allerdings den Helden als Dümmling auftreten lassen; allein von Hause aus geleiten ihn auch schon, ähnlich wie den Lanzelot, die Feengaben der Schönheit, der Trefflichkeit des Charakters, des Adels der Gesinnung, und eines auf das Höchste gerichteten Strebens, Züge, die nicht im Wesen eines vom Geschick zum besondern Glück bestimmten Dümmlings zu liegen pflegen.

Parzivals Gemahlin ist Kundwiramurs (*conduire-amour*), die aber bei Chrétien und im Berner Ms. Blanchefleur heißt. Im Mabinogi hat das Mädchen in der belagerten Burg gar keinen Namen, und Peredur gelangt darin überhaupt zu keiner Vermählung mit ihm. — Die Hauptstadt ihres Landes Pelrapeire findet ihren Wiederklang in Beau-Repaire bei Nantes, so wie Anjous Hauptstadt *Bédizenan* an Baucé, eine Stadt in Anjou, oder an Beauce, Bausse, Belsicana, eine Insel in der Seine, erinnert. Aber ihr Land heißt Brobarz. *Bro* ist wälsch country, region; *bardd*, der Barde, Dichter; so wäre das Land dieser Liebeführerin *bro y beirdd* das Land der Dichter oder Dichtung, ein Gebiet, ideal genug, um mit dem göttlichen Reiche des Grals in engster Beziehung zu bleiben. Ähnliche allegorische Länderbezeichnungen bieten *Terre de la schoye*, *Terre Marveille*, *Terre de labur*, und im jüngern Titurel St. 2668 *Maledic alterre. sust heizzet daz lant der argen hunde*. Und was ist der Gral und sein Reich anders, als die dichterische Darstellung des christlichen Glaubensinhaltes und des Reiches Gottes, wie der von den strengkirchlichen Formen sich befreiende Geist eines ritterlichen Laien es sichtbar zu gestalten ringt. Ich lege auf diese Deutung nicht den Werth einer Absicht des bretagnischen Erzählers oder französischen Nachdichters, aber wir wollen Nebengedanken und Beziehungen nicht muthwillig bei Seite werfen, die er, wenn auch vielleicht absichtslos, anregt, und die unwillkürlich sich dem dichterischen Gemüthe aufdrängen. Göthe und Uhland haben uns gelehrt, bei so vielen ihrer Gedichte an so manches zu denken, was sie nicht sagen. —

Ihre beiden Bedränger, die mit so großem Lärm und Geschrei sie bestürmen, sind Klamide (bei Chrestien *Clamadeus*), worin vielleicht ein *claim*, *claimer*, *clamer*, clamare, Geschrei, schreien, enthalten ist, und sein Sene-schall Kingrum (*cyn*, chief, oder *gwyn*, rage, und *grwn*, a groan, trembling noise), also ein Wuthschreier, oder Führer des Sturmgeschreis. Bei Chrestien heißt er *Enggygerons* und *Guingueron*; im Berner Ms. *Augingueron* (*engainier*, fälscher, irriter, aigrir?). Die Erscheinung ihres Sohnes Loherangrin (der jüngere Titurel deutet den Namen ausdrücklich auf Lotharingen), ist wohl ziemlich sicher allerneuste Combination des französischen Dichters. Angenehm das poetische Gefühl ansprechend zieht übrigens der Wortklang

zu *Lloer*, der Mond, *Lloeraidd*, mondlich, *Lloergan*, Mondschein, hin, und eine Erscheinung wie die des vom Schwan aus unbekannter Ferne herangezogenen Ritters gehört recht eigentlich in jene romantische „mondbeglänzte Zaubernacht“. Ihr zweiter Sohn Kardeiz (*car* und *dex*, dieu) heißt auf deutsch: Gottlieb.

IV. Wir wenden uns endlich zum Zauberreiche Klinschors, wo die Bedeutung der Namen am Entschiedensten gleich wie bei den Gralkönigen, deren directer Gegensatz Klinschor ist, hervortritt, und die sämtlich einen unverholten allegorischen Charakter tragen.

Wenn es auch in der wälschen Dichtung nicht an gefährlichen *Passagen*, an Zauberschlossern und Zaubern aller Art, und am wenigsten an einem großen Zauberer, dem Merlin, fehlt, der auch bei Chrestien und im Berner Ms. nicht vergessen ist, so giebt doch Klinschors Geschichte, wie wir sie im Parzival finden, sich als italischen Ursprungs kund. Dahin weist sein erstes Land *Terre de labur* (*terra di lavoro*), mit der Hauptstadt *Kaps* (*Capua*), seine Verwandtschaft mit Virgil von Neapolis, und das Unglücksschloß *Kalotbobot* (*Calata-belota* in Sicilien). Ich kann mich daher mit der Erörterung von Rührmund (*Germania*, Jahrbuch deutsch. Gesellschaft 9, 14) nicht befreunden, daß Klinschor eine Karrikatur Abälards und ein Vorläufer des Faust, nur mit mehr wälschem als deutschem Charakter, und daß sein Land und Schloß mit den es umgebenden Flüssen in dem Kloster *Paraclet am Flüssen Ardusson* bei Nogent an der Seine wieder zu erkennen sei. — Mit Merlin war Klinschor leicht zu vertauschen, und das wälsche *Castellum puellarum* und die in Arthurs Familie häufigen Frauenentführungen scheinen die Motive zu dieser Combination abgegeben zu haben.

Klinschor, auf verbrecherischer Liebe ertappt und vom beleidigten Eneherrn schmähdlich am Leibe gekapaunt, deutet mit seinem Namen auf *clíncher*, *cligner*, *cliner*, *inclinare*; *Clincheor* also: der Lüsterne. Gewiss ist nicht an Klingsohr und Ohrenklingen zu denken, wozu der Wartburgkrieg und Johannes Rothe vielleicht durch sein Auftreten zu Eisenach verleiten könnte. Daß ein so mächtiger Zauberer, dem die Geister zwischen Himmel und Erde gehorchen, einem Zauber- und Wunderlande (*terre merveille*, *merveille*) gebietet, er sich eine Zauberburg (*schastel merveille*) erbaut hat, liegt in der Natur seiner Person. — Aber die Allegorie geht noch weiter. Sein Gebiet um Schastelmarveille wird von dem Strom *Sabbins* umflossen, und der Klang des Wortes führt uns zu *sapience* (*sapientia*). Das geheimnisvolle Gebiet der Magie liegt jenseits der gewöhnlichen Menschenweisheit, und immer ist der Schritt des guten Christen von der wahren Weisheit und Erkenntniss Gottes und der Dinge zur Wissenschaft der Schwarz- und Zauberkunst als ein gefährlicher Schritt, bei dem Hölle und Teufel gewonnen, aber Himmel und Seligkeit verloren werden, bezeichnet worden. Und so führt denn auch über jenen das Zauberland umgrenzenden Strom

keine sichere, bequeme Brücke (eine solche ist nur bei Rosche-Sabbins, dem Weisheitsfelsen) sondern ein *li gweis prelljus* (le gué périlleux) eine gefährliche Furt, wie Wolfram selbst diese Worte erläutert, die Gawan zwar mit Heldenmuth überspringt, aber doch beinahe darin untergeht. — Es ist nicht ersichtlich, daß Wolfram diese ganze Allegorie noch verstanden habe, wenigstens deuten es keine besondern Bemerkungen an; daß aber der erste Erfinder dieser Namen und auch wohl Kyot sich dabei ihrer Bedeutung bewusst gewesen seien, ist nicht wohl zu bezweifeln.

Der bösen Iblis (die Iblis im Lanzelot scheint mit ihr außer Beziehung zu stehen) bin ich bis jetzt nur in einem alten Holzschnittbüchlein vom J. 1519 begegnet, worüber ich im Anzeiger des Germ. Mus. 1855, S. 171, berichtet habe. — Irot (*Gyraud, Chyrot*), der sich Frieden von Klinschor erkauft hat, deutet auf *yraut* (héraut d'armes), Wappenherold. Ibert (*Gybert*), der Gemahl der Iblis, ist mir fremd.

Nachdem ich im vorstehenden Gesamtbilde die Namen der hervorragendsten Figuren aus den Hauptgruppen unsers Gedichtes in einer mehr als bisher eingehenden Weise betrachtet habe, wage ich nicht, mich hier noch weiter auf die Nebenpersonen auszudehnen, und bemerke nur hinsichtlich der Localnamen beiläufig, daß die Mehrzahl derselben mehr oder minder genau in Klang und Schrift sich vorzugsweise französischen Ortsnamen anschließt, wobei denn freilich manche jetzt längst verwitterte Burg, ein Kloster oder unbedeutender Flecken zu Königreichen und Herzogthümern umgewandelt sind. Auch die Orte in der Heidenschaft werden sich vermuthlich großen Theils auf wirkliche Localitäten zurückführen lassen, wenn daraus freilich auch die Geographie nur wenig Gewinn ziehen dürfte. — Mag auch manches, ja vieles in den obigen Erläuterungsversuchen noch dem Zweifel unterworfen, und einer andern und bessern Auslegung fähig sein, oder noch helleres Licht auf die Personen aus dem Inhalt anderer Dichtungen, worin sie gleichfalls auftreten, zurückgeworfen werden, so stellt sich doch wie ich glaube wenigstens soviel schon jetzt heraus, daß diese Namen nicht nach Haupts Ausdruck wirkliche Ungeheuer, sondern ganz gute tüchtige Wesen sind, die freilich zum großen Theile in einer für uns noch schreckbaren und ungeheuerlichen Verummung vor uns hintreten. Diese Verummung aber, der man indess nur von sehr verschiedenen Seiten, die alle in gleichem Umfang aus weitschichtigstem Material zu kultivieren nicht wohl einem Einzelnen möglich ist, mit Erfolg beikommen kann, immer mehr und mehr zu lüften, kann ich nicht für verdienst- und fruchtlose Mühe erachten, und wünsche daher aufrichtig, daß die geeigneten Kräfte sich wechselseitig dazu freundlich die Hand reichen, und so das Material zu einem vollständigen Namenregister zum Parzival und Titurel liefern, das für diesen Zweig der Litteraturgeschichte gewiss nicht ohne reelle Ausbente sein würde.

MAGDEBURG.

## ÜBER EINEN FALL DER ATTRACTION.

---

In der grammatik haben assimilation und attraction **große ähnlichkeit**. wie laute bei der berührung sich ausgleichen, streben auch sätze, die aufeinander folgen, ihre fuge zu vereinbaren. der natur des einen lauts, welcher dabei nachgibt, geschieht gewalt, doch beide zusammen verstärken ihren eindruck; nicht anders entspringt, wenn ein satz gleichsam in den andern übertritt, festerer einklang des ganzen. die servitut schadet dem eigenthum auf einer seite und gibt ihm auf der andern besseren halt, unter ausnahmen hebt sich jede regel.

Alle sprachen, deren form natürlich und ungezwungen entfaltet wurde, lassen assimilationen zu und verfeinern sie in der anwendung. für *usreisan*, *usrinnan*, *usruns* sprach der Gothe *urrisan* *urrinnan* *urruns* und *Uiflas* schrieb immer so, bei Otfried I, 23. 37 lesen wir *fillorané* statt *firlorané*, im latein gilt *intelligo affatim assiduus attraho* statt *interlego adfatim adsiduus adtraho* und dergleichen in menge; griechische beispiele würden zahllos sein. fast in jedem jahrhundert treten aber pedantische philologen auf, die ihren liebhabereien nachhängend sich für die nichtassimilierte oder assimilierte wortgestalt ereifern, und zwar noch *diligo*, *colligo* behaltend *intellego* dem *intelligo* vorziehen. berechtigt in den meisten fällen sind ohne zweifel beiderlei formen und man hätte, wo es angeht, jene von dem strengeren sprachgebrauch, diese von dem feineren herzuleiten.

Attractionen, bächen, ja wassertropfen ähnlich, die wo sie sich nähern, in einander rinnen, gewährt die ungehemmte rede der Griechen am meisten, wenigere schon die lateinische, beide jedoch werden sie vorzüglich im element der volkssprache, namentlich also bei comikern aufzuweisen haben, von Cicero wird man eben keine beispiele dafür verlangen. deutsche zunge, der von jeher, soweit ihre geschriebenen denkmäler reichen, zwang angethan wurde, sei es durch steifheit der übersetzungen, sei es durch verwarlosung und beschränkte regeln der grammatiker, kann nur sparsame spuren einer doch nicht gänzlich in ihr vertilgten erscheinung zeigen. Gottsched und Adelung würden sich davor gekreuzigt haben, sie und alle übrigen sprachlehrer wissen gar nichts davon.

Es gibt manche fälle der attraction, ich beabsichtige hier zu erörtern, wie der *casus* des hauptsatzes ausweicht in den des *relativsatzes*; ihm entgegen steht ein umgedrehter fall, wo dem *casus* des hauptsatzes der des *relativen* sich bequemt. diese letztere, in allen sprachen häufige construction habe ich schon verschiedentlich besprochen, sie macht, da ein *relativer* *zwischenatz* überhaupt an kraft dem hauptsatz nachsteht, minderes aufsehen.

Kein einziger casus nun lenkt so leicht in den relativsatz ein als der nominativ in dessen accusativ. diese beiden casus stehen sich zumal verwandt und wir sehen in allen sprachen, besonders den neueren, ihre formen oft zusammen fallen. unsere heutige unterscheidet sie fürs fem. und neutr. gar nicht mehr, für das masc. nur noch im sg. des pronomens und adjectivs; überall also, wo kein nom. letzterer art einzutreten hätte, macht sich der übertritt in den acc. am bloszen substantiv nicht mehr fühlbar.

Ich schicke lateinische beispiele, weil sie die sache gleich deutlich machen, voraus. bekannt ist Virgils

urbem, quam statuo, vestra est. Aen. 1, 573,

und man könnte das allerdings so verstehn, als wäre gesagt: quam statuo urbem, ea vestra est, wo das substantiv unmittelbar in dem relativsatz enthalten wäre; doch richtiger scheint, weil das subst. deutlich voraus geht, das relativum erst nachfolgt, ein urbs, quam statuo, vestra est zum grunde zu legen und den nom. urbs von dem folgenden quam anziehen, d. h. in urbem übergehen zu lassen.<sup>1)</sup> Nicht anders beurtheile man die folgenden, vornehmlich aus comikern geschöpften fälle:

sed istum, quem quæris, ego sum. Plautus Curculio 3, 49.

wo Rapp, der geistreichste übersetzer des Plautus, den wir haben, zwar ganz richtig, doch ohne attraction verdeutschte;

doch den du suchst, der mann bin ich;

warum nicht:

ihn, den du suchst, der mann bin ich;

istum, quem quæris, Periphanem Plantenium, ego sum.

Epidicus 3. 4, 12,

hier sind durch das quem die drei nominative iste Periphanes Plantenius in den acc. gezogen.

Naucratem, quem convenire volui, in navi non erat.

Amphitr. 4. 1, 1.

bei Rapp mit aufgehobener attraction

der Naucrates, den ich nun will, ist nicht im schif.

eunuchum, quem dedisti nobis, quas turbas dedit.

Terentius eunuch. 4. 3, 15.

sumptum, filii quem faciunt. Adelphi 5. 3, 21;

hunc, quem per urbes ire præclarum vides, levis est.

Seneca Herc. oct. 410.

um auch einen beleg aus der prosa zu geben, Petron sagt cap. 134: hunc adolescentem, quem vides, malo astro natus est, dieser schriftsteller ist lebendiger, volksmäsiger als viele andere.

<sup>1)</sup> absichtlich ist hier in allen stellen nach dem attrahierten casus ein comma gesetzt worden, so feind ihm die heutige schreibweise ist.

Im text des neuen testaments, so wie in der vulgata, begegnen aber auch einige merkwürdige stellen, die zu denen gehören, bei welchen die abweichende, schwankende lesart von wichtigkeit für die beurtheilung des alters wird. Matth. 21, 42. Marc. 12, 10. Luc. 20, 17 überliefert der recipierte text: λίθον, ὃν ἀπεδοκίμασαν οἱ οἰκοδομοῦντες, οὗτος ἐγενήθη εἰς κεφαλὴν γωνίας. und dazu stimmend die vulgata: lapidem, quem reprobaverunt aedificantes, hic factus est in caput anguli. von diesen drei stellen können wir nur die zweite aus Marcus bei Ulfilas vergleichen und hier steht ohne attraction: stains, þammei usvaurpun þai timjans, sah varþ du haubiþa vaihstins. erschien dem Gothen die griechische construction undentsch oder hatte er eine handschrift vor sich, die gleichfalls den nom. setzte? das letzte ist weit wahrscheinlicher, da sich wirklich die variante λίθος findet, namentlich bei Origenes. einen acc. hätte ohnedem die goth. fügung neben usvairpan, das den dativ begehrt, nicht ertragen. nicht unbelohnend ist auch die vergleichung des ags. neuen testaments, wo Matth. 21, 42 und Marc. 12, 10 steht se stân, þe þâ vyrhtan ávurpon, þes is gevorden tó þære hyrnan heáfde, hingegen Luc. 20, 17 þone stân im acc., hier musz die vorgelegne vulgata entweder lapis oder lapidem dargeboten haben. im ahd. Tatian oder Ammonius cap. 124, 5 heiszt es: stein, then sie widarcurun zimborónté, ther ist gitân in houbit winkiles, da kein artikel beigefügt ist, läszt sich nicht ersehen, ob stein accusativisch oder nominativisch zu fassen sei. andere alte übersetzungen stehen nicht zu gebot, Luther setzte überall den nom., mied also die attraction: der stein, den die bauleute verworfen haben, der ist ein eckstein geworden.

Eine andere stelle findet sich 1. Cor. 10, 16: τὸ ποτήριον τῆς εὐλογίας, ὃ εὐλογοῦμεν οὐχὶ κοινωνία ἐστὶν τοῦ αἵματος τοῦ Χριστοῦ; τὸν ἄρτον, ὃν κλάμεν, οὐχὶ κοινωνία ἐστὶν τοῦ σώματος τοῦ Χριστοῦ; die attraction in τὸν ἄρτον ist augenscheinlich, sie musz aber auch für τὸ ποτήριον behauptet werden, wo sie aus der form nicht erhellen kann. wiederum haben einzelne hss. für τὸν ἄρτον ὁ ἄρτος, also unangezogen, wozu die vulg. stimmt: calix benedictionis, cui benedicimus, nonne communicatio sanguinis Christi est? et panis, quem frangimus, nonne participatio corporis domini est? wenn einzelne hss. lesen calicem, cui benedicimus, so ist dieser acc. sinnlos, statt panis darf es allerdings heissen panem quem frangimus, Lachmann hat, scheint es, diese variante übersehen. die vulgata folgte meistentheils dem gr. text auf dem fusz; die gr. sprache des N. T. hat aber, wie nicht bloz aus diesen stellen erhellt, oft eine volksmäsige färbung. Ulfilas sagt nun: stikls þiupiqtissais, þanei gaveiham, niu gamainduþs blöþis frauins ist? hlaiþs, þanei brikam, niu gamainduþs leikis frauins ist? beidema unanziehend, wir haben also überhaupt keinen einzigen beleg für die attraction im gothischen. bei Luther wird man sie in dieser stelle noch weniger erwarten.

Hier stehe dafür ein beispiel aus der alten griechischen sprache: τὰς

*δὲ στήλας, τὰς ἴστα δ βασιλεὺς Σέσωστρις, αἱ μὲν πλεῦνες οὐκέτι φαίνονται περιεῶσαι.* Herodot 2, 1.

Bei Otfried lesen wir I. 27, 25 :

ther gomo, then ir zaltut, joh namahafto nantut,  
ni bin ih ther,

nicht then gomon; weder er noch andere ahd. denkmäler lassen der sprache freien lauf genug, um sich solche wagnis zu gestatten. Desto willkommener sind aus mhd. dichtern augenscheinliche beispiele, deren ich, damit man glauben schenke, eine ziemliche anzahl vorlege.<sup>1)</sup>

den minnisten helbelinc, den iemer iemen dar gelegit,  
der ne wirt ime niemer versagit. Hartm. vom gelouben 2613;

den boten, den wir hie gesehen,

daz is selbe Alexander. Lampr. Al. 2999;

den eit, den du biutest, mac der hie geschehen. Nib. 802, 2;

den schatz, den sîn vater lie,

der wart mit ir geteilet hie. Greg. 463;

den besten zobel, den man vant,

daz was der maget gewant. a. Heintr. 1025;

den lôn, den si dô nâmen,

des helfe uns got. âmen. zusatz am schlusz des gedichts;

den schilt, den er für bôt,

der wart schiere zeslagen. Iw. 6722;

den êrsten, den ich ie gewan,

der muoz mir ouch der jüngste sîn. Er. 6298, wenn nach man (6297) punct oder semicolon gesetzt wird, hat jedoch Haupts interpunction gröszern schein, so hängt der acc. den êrsten noch von gebe ab;

lieben wân, den ich hân gein der lieben wolgetân,

der ist iemer unverlân. Neidhart bei Benecke 403;

den groesten valsch, den ieman hât,

den decket ein vil liehtiu wât. Freidank 45, 6, wo jedoch frei steht,

den ersten acc. mit dem letzten, ohne attraction, zu verbinden;

den halsberc, den er fuorte an,

der was maniger marke wert. Herb. 7397;

den abit, den er truoc an,

was ein mantel wiz und rein. einleitung zu Herb. s. XXIX;

einen mantel, den er an truoc,

der was gezieret genuoc. Karl 2739;

einen munt, den er hât,

der ist wîter denne ein helm. Daniel 39\*;

<sup>1)</sup> die meisten aus Hartmann und Stricker; von Gotfried, Conrad, Rudolf sind mir überhaupt keine zur hand, oder müsten mir entgangen sein.

den schaden, den ich des haben mac,  
 der diuhte mich allez ein wint. 40\*;  
 daz sîn herze verjach,  
 den besten, den er ie gesach  
 in den landen anders wâ,  
 sô wære der boeste tiurer dâ. Amis 1625;  
 den pesten schatz ich dâ verschreib,  
 zbâr daz was mist. Wolkenstein s. 36;  
 den pesten vogl, den ich waiz,

daz was ain gans, vor zeiten ward gesungen. daselbst s. 76, was auf ein altes volkslied zurückgeht, dessen bestätigung wir gleich nachher finden werden. Hier auch eine prosastelle: den minsten sternen, den der mensch mag gesehin, der ist grôzir danne daz ertriche alle sament. Meinauer naturlehre. Stutt. 1851 s. 1.

Neutralflexionen lassen keinen casus erkennen, z. b.

daz wirste lit, daz ieman treit,  
 deist diu zunge, sô man seit. Freidank 164, 3;  
 daz beste, daz ie man gesprach  
 oder iemer mê getuot,  
 daz hât mich gemachet rehte lôs. MS. 1, 65\*;  
 diu jâr, diu ich noch ze lebenne hân,  
 swie vil der wære. daselbst;  
 diu wort, diu er von gote sprach,  
 der nam si mit dem herzen war. Karl 10438;  
 ein wîp, diech ê genennet hân,

hie kom ein ir kapelân. Parz. 76, 1, wo doch wîp vom folgenden acc. die leicht angezogen werden konnte. Für den acc. f. mit artikel oder adj. ist mir kaum ein beleg zar hand, doch liesze sich unbedenklich sagen:

die gebe, die er sande,  
 diu was rîche unde hâr;  
 die êre, die man im enbôt,  
 der was vil unde genuoc. Daniel 36\*;  
 die groesten freude, die wir hân,  
 deist guot gedinge und lieber wân. Freidank 134, 22,

wo gelesen wird: diu groeste freude.

Es steht zu erwarten, dasz eine so gesicherte ausdrucksweise auch noch in der späteren zeit werde fortgedauert haben, doch sind die beweis dafür hauptsächlich in dem freien ton der volkslieder aufzusuchen, nicht mehr in der prosa, deren regel seit den letzten jahrhunderten immer stärker verengt wurde.

Verbreitete lieder des 16. jh., meistens aber viel früher entsprungen, beginnen:

den liebsten bülen, den ich hab,  
 der leit beim wirt im keller. Fischarts Garg. 85<sup>b</sup>. Uhland 584. 585;  
 den liebsten bülen, den ich han,  
 der ist mit reifen bunden. Uhland no. 214; <sup>1)</sup>  
 den besten vogel, den ich weisz,  
 das ist ein gans. weltl. lieder. Helmst. 1588. Hoffm. gesellsch.  
 lieder no. 132. Mittler no. 1385;  
 diesen vogel, wer ihn hat,  
 der rupf und zupf ihn, wie er mag. daselbst;  
 den wandel, den es an im trägt,  
 der ist gar mancherlei. bergreien herausg. von Schade s. 122, wo die  
 s. 164 vorgeschlagne änderung unnöthig war;  
 den hundstall, den du hast veracht,  
 der hat dich in grosz schand gebracht. lied auf Frankfurt v. 1552  
 bei Lersner s. 389;  
 den groszen lon, den er mir gibt,  
 der wirt mir vil zu saure. Uhland s. 232;  
 den meigen, den ich meine,  
 das ist der süsze gott. s. 878. no. 341;  
 den ersten schrei und den sie thät,  
 war hilf Jesu Marie sohne. Wunderhorn 4, 104.<sup>2)</sup>  
 einzelne handschriften oder drucke stellen aber, mit aufhebung der attrac-  
 tion, statt des acc. den nom., wie er der neueren sprachregel zusagt, her.  
 noch ein auf den tod der königin Luise von Prenszen gedichtetes volkslied  
 gewährt ein beispiel der anziehung:  
 meinen tod, den sie beklagn,  
 ist für sie gerechter schmerz. Hildebrand s. 451,  
 und in der sprache des gemeinen volks 'wird man öfter hören: den besten  
 freund, den ich habe, das bist du; unsern grösten feind, den wir haben, das  
 ist er; den mann, den du suchst, das bin ich; ich gieng aus und den ersten,  
 den ich zu gesicht bekomme, das war er. selbst unter gebildeten läuft noch

<sup>1)</sup> und danach ein geistliches lied:

den liebsten herren, den ich han,  
 der ist mit lieb gebunden.

Hoffmanns gesch. des kirchenliedes s. 197.

<sup>2)</sup> man halte hierzu aus bekannten liedern:

den ersten tropfen, den sie trank,  
 ihr herz in tausend stücke sprang. Simrock 15;  
 den ersten schrei und den sie that,  
 da rief sie gott im himmel an. das. 17,

wo nur der erste acc. keinen nom. vertritt, vielmehr einen instrumental begrif: mit, bei dem  
 ersten tropfen, schrei.

manches der art unter und wer würde ein 'den grund, den du sagst, das ist nicht der rechte' geradezu ablehnen? Dem weiblichen oder pluralcasus kann man, wie gesagt, nicht ansehen, ob sie acc. oder nom. sein sollen, z. b. wenn es in einem liede heiszt:

die hasen, die man schieszen soll,  
die laufen in den wald. Ernst Meier schwäb. volksl. s. 83,

oder wenn ein lebender dichter singt:

die Elsbeth, die ihr nicht habt gekannt,  
die hat sich gar schön die nase verbrannt.  
die kastanien wenden sich von selbst.

Wie wir heute keinen acc. von dem nom. weiblicher und neutraler wörter unterscheiden, fallen diese casus in den romanischen sprachen überall zusammen und insofern lassen sie die besprochene attraction nicht fühlbar werden, auszer etwa da, wo der acc. von einer präposition abhängt, also kein nominativ sein kann. ein beispiel solcher attraction kann ich aus dem spanischen entnehmen, Hurtado de Mendoza sagt im Lazarillo zu eingang des sechsten capitels: en el quinto por mi ventura di, que fué un buldero, was sich auf hochdeutsch ohne präposition aber auch mit attraction ausdrücken lässt: den fünften, den ich traf, war ein ablaszkrämer, denn mit der präposition dürften wir hier nicht wie der Spanier schalten.

Bisher war bloz von nom. und acc. die rede, welche casus sich am leichtesten vertreten und in den geschwächten formen unserer sprache meistens nicht mehr gesondert werden, so dasz für den gebrauch der attraction das gefühl beinahe erloschen ist. Nun aber entspringt die frage, ob auch andere casus des relativen zwischensatzes auf den hauptsatz einwirken können? wiederum sollen classische beispiele vorausgeschickt werden.

*Ἀνδρομάχη, θυγάτηρ μεγάλῆτορος Ἡετίωνος,*

*Ἡετίων, ὃς ἔβαιεν ὑπὸ Πλάκῳ ὀληέσση. Il. 6, 396.*

wo dem schon stehenden gen. nachdrücklich noch ein attrahierter nom. hinzugefügt ist.

In folgender stelle der Aulularia des Plautus sehen wir den nom. des zwischensatzes sich einen obliquen casus des hauptsatzes assimilieren:

pici divitiis, qui aureos montes colunt,  
ego solus supero. 4. 8, 1,

statt picos, das man durchaus nicht, wie einige thun, in den text emendieren darf, der nom. qui hat auch pici herbeigeführt. die lat. sage versetzt spechte, die griechische greife zu den goldbergen, bei uns ebenfalls klopft der specht an bäume und felsen. mit gleicher attraction heiszt es in der Asinaria 3.3, 31:

patronus, qui vobis fuit futurus, perdidistis,

statt patronum, und bei Tibull 3. 2, 17:

pars, quæ sola mei superabat corporis, ossa  
incinctæ nigra candida veste legent,

statt partem. Diesen nominativen kann ich wenig gleiches aus unserer älteren sprache zur seite stellen, denn wie gern sie auch nominative voraussandte und ihnen einen neuen satz mit neuem pronomem folgen liesz, so liegt darin doch keine attraction, sondern eher das gegentheil davon. man erwäge nachstehende beispiele :

ther man, theih noh' ni sagêta, ther thaz wîb mahalta,  
was imo iz harto ungimah. O. 1. 8, 1;  
Noê der guote, got imo offenôte. Diemer 14, 13;  
Judas der trugenâre, sîn stuol stuont lâre. 274, 13;  
zwêne bruder von Babilôn,  
Pompeius und Ipomidôn,  
den nam der bâruc Ninivê. Parz. 14, 3:  
diu milch in ir tüttelîn,  
die dructe drûz diu kûnegîn. 111, 5;  
dîn reideleht lanc prûnez hâr,  
des ist dîn houbet blôz getân. 252, 10;  
der valscheit swant,  
sîn triwe in lêrte. 296, 1.

unleugbaren beleg liefert jedoch Stricker :

diu nôt, diu an sîn herze kam,  
der geloubet unsanfte ein man. Karl 7534,

statt der nôt, auch aus einem späteren meistersang bei Görres s. 237 vermag ich einen angezogenen nominativ beizubringen :

der beste, der unter euch allen ist,  
dem gib ich diese wal.

fast aber wäre noch heute in prosa gestattet zu sagen: der glücklichste mensch, der je lebte, ihn will ich nicht nennen, wie auch ohne zwischensatz könnte gesagt werden: dieser mann, den will ich nicht nennen, was in der lehre vom vorausgeschickten nominativ umständlicher zu erörtern ist.

Fälle endlich, wo im hauptsatz ein gen. oder dat. aus dem nebensatz entspränge, habe ich mir bei lateinischen schriftstellern nicht angemerkt, doch zweifle ich kaum, dasz zu sagen erlaubt wäre: *feminæ, de cujus nuptiis diu cogitaverat, eam postea abhorruit; viro, cui nupsit illa, omnium fortissimus est*, gerade wie es in der oben angeführten stelle auf gothisch hätte heißen dürfen: *staina, þammai usvaurpun þai timrjans*, statt des unattrahierten *stains*. mhd. belege mögen alle zweifel heben :

dem gote, dem ich dâ dienen sol,  
den enhelfent si mir niht sô loben

als ichs bedorfte und ez mîn sælde wære. MS. 1, 72<sup>a</sup>; desgleichen im volkslied :

dem schlemmer, dem sie worden ist,  
 der kan sie wol erneren. Uhland s. 232.

warum sollte, wer aufmerken will, nicht noch zu hören bekommen: dem guten kerl, dem ichs gönnte, der ist nicht mehr da, oder genitivisch: des mannes, von dessen ruhm alle welt voll ist, der war unser freund.

Ich schliesze mit der allgemeinen bemerkung: die attraction in allen vorgetragenen fällen braucht nicht stattzufinden, sie kann nicht nur unterbleiben, sondern wird als ausnahme hinter anwendung der regel weit zurückstehen; allein da, wo sie vordringt, erhöht und steigert sie den lebendigen sinn der rede. In fast jedem angeführten deutschen beispiel ändert auch ihren eindruck das hinterher folgende, den vom verbum geforderten casus festigende pronomen, und lässt dem nebensatz sein freies spiel.

## FREIDANK BEI HUGO VON TRIMREG.

VON

K. JANICKE.

Von den wenigen deutschen Dichtern, die Hugo benutzt hat, ist Freidank am meisten von ihm ausgeschrieben. Sein Name wird erwähnt, wenn Hugo Stellen aus seinem Gedichte anführt; öfter jedoch schreibt er ihn aus ohne ihn ausdrücklich zu nennen: *dávon sprach her Vridanc* 5374. 5856. 7163. 7601. 8349. 10,185. 11,237. 11,569. 13,969. 14,392. 17,567. 17,829. 22,589. 23,473. *wan ez sprach her Vridanc* 8855. 11,767. 13,031. *wan meister Vridanc sprach* 5140. *dávon her Vridanc wilent sprach* 5506. *nu merket wie her Vridanc sprach* 6019. 19,961. *der merke wie her Vridanc sprach* 23,919. *und sprach als wilnt her Vridanc sprach* 6138. *des muoz ich als her Vridanc jehen* 2165. *er sprach der werde Vridanc* 7311. *dávon sprach der saelge man* 22,007. *daz bewaert her Vridanc wol ze diule* 24,017. *dávon sprach der saelge man, des sprüche ich vil gelesen hân* 1968. *des spricht der tugendhafte man, des sprüche ich vil gerüeret hân* 21,004. *dávon sprach der wise man, des sprüche ich muoc behalten hân* (d. s. nieman gevetschen kan 23,196) 8563. *wan ez sprach der wlos man, des sprüche nieman verkêren kan* 23,882. *ez sprach der man, des spruch nieman vor gotes gerichte gevetschen kan* 9616. *ouch sprach hie vor der wise man, des spruch nieman vol prisen kan* 14,268. *dávon sprach der heilge man, des namen ich oft genennet hân* 20,783. *alsus lert uns der wlos*

*man, des sprüche ich gnuoc gerüeret hân 24,162. zweinzec (sehs 19,519) rîme ziue ich dâ herîn, die sint hern Vrîdanks und niht mîn 18,698. waer dise matêrje ouch vil lanc, die hât meister Vrîdanc alsô geziert in sîn getichte, daz mîn rede waer ze nihte, ob ich si vûrbaz wolte sagen. úf sîn spor wil ich doch jagen, daz ir wizzet wie er an huob als ich gelesen hân 5223.*

Die angeführten Stellen liefern den hinlänglichen Beweis, in welcher hohen Achtung das Spruchgedicht Freidanks bei unserem Hugo stand. Die aus der Bescheidenheit genommenen Stellen sind theils wörtlich ausgeschrieben, theils mit äußerst geringen, durch die Construction gebotenen Modificationen in den Renner aufgenommen, theils sind es Reminiscenzen, wodurch ursprünglich nicht zusammengehörende Sprüche verbunden werden, theils auch freiere Nachbildungen.

Ich habe mich der Mühe unterzogen, die Lesarten der Rennerhandschriften, soweit mir solche zugänglich waren, mit denen der Codd. des Freidank zusammenzustellen. Einen bedeutenden Gewinn hat zwar die Untersuchung für die Construction des Freidankschen Textes nicht gebracht, doch glaube ich zu einigen Bemerkungen gekommen zu sein, die wohl eine genauere Prüfung verdienen.

Ein Verzeichniss derjenigen Verse, welche wörtlich oder mit geringen Abänderungen aus dem Freidank herübergenommen sind, ist überflüssig, da die wichtigeren Stellen in dem Nachfolgenden ihre Besprechung erhalten und die anderen nichts für die Verbesserung des Textes beitragen. Ohne Zweifel wird auch W. Grimm in seiner hoffentlich recht bald erscheinenden Ausgabe des Freidank die Lesarten des Renners mit seiner gewohnten Sorgsamkeit verzeichnen.

Bei der Frage, welcher Anordnung des Freidankschen Werkes Hugo gefolgt sei, können selbstverständlich nur die größeren Stellen in Betracht kommen. Gleich die erste 5231—6 zeigt, daß Hugo Sprüche, die ihrer Natur nach nicht zusammengehören, mit einander verbunden hat; die übrigen liefern den Beweis, daß Hugo weder der durch A noch der durch B repräsentierten Ordnung gefolgt ist. Ich weiß nicht, worauf W. Grimms Urtheil (Vorrede S. XXXI) sich stützt, daß der Renner auf beide Ordnungen zugleich hindeutet. Die Stellen, die hier in Betracht kommen, sind folgende: 8565—78. 8857—60. 10,186—93. 11,238—43. 11,768—73. 13,032—41. 13,970—73. 15,330—43. 18,700—19. 21,006—19. 22,108—17. 22,592—97. 22,166—69. 23,164—67. 23,198—23,217. 23,474—81. 24,030—33. 24,158—71. Nur 10,190—93 entsprechen der Stellung in B (2455—58 Müller); in A stehen 10,190—91 = 94,9—10. 10,192—93 = 95,2—3. Die übrigen Stellen sind oftmals aus ganz auseinander liegenden Versen Freidanks zusammengestoppelt oder es ist wenigstens der durch die Natur der Sprüche gebotene Zusammenhang zerrissen. Wir

sind somit aus den Anführungen Hugos nicht im Stande zu bestimmen, welche Reihenfolge die Sprüche in dem von ihm benutzten Exemplare gehabt haben.

Der Renner hat ferner Sprüche, die beiden Ordnungen fehlen. Der durch A vertretenen Ordnung fehlen von den im Renner angeführten Versen: 8979—83. 11,880—81. 17,888—9. 21,012—15. 23,262—3. 24,158—9. Diese sind in B enthalten. 19, 525—26 fehlen in B. 5703—4 hat nur  $\alpha\beta\mathfrak{B}$ . 7320—23  $\mathfrak{A}\mathfrak{B}$  Brant (7323 ist offenbar zu ändern). 18,718—9  $\mathfrak{A}\mathfrak{B}$  Brant. 21,411—2  $\beta$ . Auch der im Texte selbst nicht vorkommende Vers S. 182 No. 3 findet sich bei Hugo und zwar in einer besseren Fassung: V. 320 *kurzen muot langez hâr hânt die meide sunderbar.*

Die Sprüche, welche Hugo unter Nennung Freidanks citiert, finden sich mit Ausnahme eines einzigen wirklich in der Bescheidenheit wieder. V. 8855: *wan ez sprach her Vrîdanc dri sprüche, die sint niht ze lanc.* Der Berliner Codex hat zwar *die*, der Frankfurter *sine*, der Leidener *den* — alle drei Codices sind jedoch nur aus einem geflossen, haben also nur die Beweiskraft eines einzigen, der bessere Erlanger und der Meusebachsche haben jedoch richtig *drei*. Dazu kommt, daß nach Anführung dieser drei Freidankschen Sprüche die Formel *nu sulwir aber vîrbaz rennen* u. s. w. folgt, die zur Einleitung eines neuen Abschnittes dient, und daß es wahrscheinlicher ist, Hugo habe diesen Abschnitt mit einem Citate aus Freidank geschlossen, als daß er den beiden aus Freidank nachweisbar genommenen Sprüchen selbst einen dritten hinzuzudichten versucht hätte. Außerdem trägt auch der fragliche Vers *vîrsprechen klaffen hât kurze vrist swâ (swem E.) got selber rîhter ist* durchaus nicht Hugos Character.<sup>1)</sup> An dieser Stelle hat wohl Hugo das Richtige bewahrt; man vergleiche seine Verse mit denen des Freidankischen Textes:

*Swer unreht wil ze rehte hân,  
der muoz vor got ze rehte stân.  
vor got er wirt gewachet  
swer reht zunrehte machet.  
vîrsprechen klaffen hât kurze vrist,  
swâ got selber rîhter ist.*

nach Freid. 50, 16 ff.:

*swer unreht wil ze rehte hân,  
der muoz vor got ze rehte stân  
\* an dem jungsten tage  
\* mit klegelîcher klage.*

<sup>1)</sup> Daß die beiden albernem, aus  $\mathfrak{A}$  Brant entnommenen Verse (50, 18—19) als später und ungeschickter Zusatz zu streichen sind, bedarf keiner weiteren Bemerkung. Siehe F. Grimm. Anm. zu 50, 18—19.

*Vor gote er wirt gewachtet,  
der reht zunrehte machet.*

\* *Vil dicke ðne reht zergât*

\* *swaz unreht gewinnen hât.*

Das einzige Bedenken wäre die für Freidank etwas harte Kürzung *klaffn* (s. W. Grimm, Über Freidank S. 368) oder die Annahme einer zweisilbigen Senkung. Möglich, daß der Vers etwa so zu emendieren ist:

*Vürsprechen hât dâ kurze vrist,*

denn *klaffen* ist ein Lieblingswort Hugos, bei Freidank findet es sich soviel ich sehe nicht.

In seiner Abhandlung über Freidank macht W. Grimm zu 126, 7 die Bemerkung, daß diese Stelle unecht sei, wie alle, worin die Flickworte *daz ist wunderlich* erscheinen, also 109, 16. 137, 8. 142, 15. Die Stelle 126, 7 ist ungeschickt und passt sonst wenig zu der epigrammatischen Schärfe der Freidankischen Sprüche. 136, 19—137, 8 ist gewiss mit Recht vom Herausgeber verdächtigt: diese Verse sind wohl nur der ergänzende Nachtrag eines Schreibers, der unbefugter Weise seine Gelehrsamkeit anbringen wollte; ob aber auch 142, 5—6 unecht sei, lasse ich unentschieden, gewiss echt ist aber 109, 17. Man lese die Stelle im Zusammenhange:

*Ez sint viere gotes geschäft,  
der leben diu sint wunderhaft.  
Salamandrá spiset sich  
mit viure, daz ist wunderlich;  
Gamdlîôn des luftes lebet,  
der herinc wazzers, swâ der swebet;  
der scher sich niuwan erde nert.  
sus ist den viern ir nar beschert.*

Will man ändern, so muß man nothwendiger Weise auch V. 109, 14 emendieren. Dazu kommt noch, daß die Stelle durch die namentliche Anführung Freidanks bei Hugo gesichert wird, oder man müßte annehmen, daß Hugo bereits einen interpolierten Text vor sich gehabt habe, was immer noch zu beweisen wäre.

Ein genaues Bild sich von dem Texte der Bescheidenheit zu entwerfen, welchen Hugo benutzt hat, ist kaum möglich, denn einmal ist es ganz offenbar, daß er an einer nicht unbedeutenden Anzahl von Stellen nur aus dem Gedächtnisse citiert, dann aber schwanken auch öfter die Lesarten der Rennerhss. und die Übereinstimmung mit denen der verschiedenen Recensionen Freidanks beruht dann nur auf Zufälligkeiten. Eine Aufzählung der Fälle, wo die Lesarten der wichtigsten Freidankhss. zusammenstimmen und durch den Renner bestätigt werden, ist überflüssig. Wichtiger scheint mir eine Zusammenstellung der Stellen, in denen der Renner abweicht von der

dem Grimmschen Texte zu Grunde gelegten Hs. A und entweder mit B stimmt oder eine Lesart angibt, resp. andeutet, die in keiner unserer Hss. sich findet. R. V. 1832. *haben* BCb. 3259. *gnug* BCabca. *selbes* Cabca. *selbs* B. 5335. *bezzers* BCbc. 6146. *ouch* fehlt B. 7312—9 stimmt die Stellung der Verse mit B, die in den Text aufgenommene hat nur C. 7319. *fulen das* BCbcy. 8569. *manigen* BCbcde $\mathfrak{A}\mathfrak{B}$  Brant. *eret* BCbcde. 8577. *und lieben* BCbd $\mathfrak{A}\mathfrak{B}$  (wenn wir der Lesart des Berliner und Meuseb. Codex folgen). 10,190 *siechen liuten* nur B. 11,238. *fluochen schelten swern zorn steln strit.* — *und strit de. Fluochen schelten sweren stelen strit* BCb. 11,243. *vor* Aa, fehlt in den übrigen Hss., ebenso im Renner. 11,245. *tumber liute* BCEbcde $\mathfrak{A}\mathfrak{B}$ . 11,571. *als ob* Balc Brant. 11,969. *wil der boeste* BC $\mathfrak{A}$ . 11,770 *in sin selbes herze* Renner. *wider in sin h. aa. in sin selbs* BCbcd. 12,910. *und groz* BCabd $\mathfrak{B}\mathfrak{A}$ . 13,023. *habe* BCDEb. 14,272. *swenn erz* R. *Wan er es* Bbc. *sor si* Aa. 17,889. *wil nahe* Bbcy. 18,703. *gros* BCabd. 18,709. *Er heisset das* B. 18,711. Nehmen wir hier die Lesart des Frankfurter und Leidener Codex mit Auslassung des Flickwortes *doch* auf, so entspricht dieser Vers auch der Lesart von B (548 Müller): *Und erwart sin nyemer vol ein hant.* 18,715 liest R. richtig mit der von W. Grimm hergestellten Lesart. Die Lesart von B (550 M.) ist wie der Augenschein lehrt verdorben: *Doch muosz man inen groz wunder creffte jehen.* 20,787. *Der* Bbcde (805 M.). 23,207. *Got gebe daz uns sin genade erner* Bbce. 23,210. *alles* Bbe (*allez* liest der Erl. Cod., der Frankf. *halbiz* und dies ist wohl besser). 23,479. *dan daz man* Bad. 23,480. *swer toren* BCEbcd. 23,481. *irem* BCb $\mathfrak{A}\mathfrak{B}$  Brant. 23,920. *Ich hoere sagen* BCEcde $\mathfrak{A}$  Brant. 24,019. *daz inner* BCabc.

Übereinstimmung mit anderen Hss. zeigt sich in folgenden Stellen: 2166. *siben* Dresdner Hs. 5235. *dz ist wuocher* a. 8568. *vnd sele* a d. 11,244. *zorn und spil* CEbcd. 11,739. *wont* c. 11,769. *ich müeste* ad. 13,970. *grüene gel vnd weytin* a. 17,889. *gouch* Ecde $\mathfrak{A}\mathfrak{B}$ . 18,701. *keins wunders* a. 21,011. *versündet* ACDEade $\mathfrak{A}\mathfrak{B}$ . *verlorn* B. 21,015. *manec groz* CDce. *manig* Bbde. 24,032. *durch daz jar* a.

Von den mit B stimmenden Lesarten des Renners, soweit sie nicht schon W. Grimm in den Text aufgenommen hat, sind folgende noch einer genaueren Erwägung werth: V. 8569. 11,245. 17,889 *dem wont ein gouch vil nahe bi.* 20,786. *in der der sele wurde rät*, wo Freid. 112, 14: *da von.* Die übrigen Lesarten ergeben wenig oder nichts zur Berichtigung des Textes.

Ein nicht ganz unbedeutender Theil der im Renner aus Freidank entnommenen Stellen zeigt Varianten, die keine unserer Freidankhss. bietet. Wären uns diese Stellen in der Fassung überliefert, in welcher wir sie im Renner lesen, so würden wir Bedenken tragen, sie zu verbessern; vergleichen wir sie aber mit dem, was uns die besseren Codd. des Freidanks bieten, so

werden wir in jenen nur eine Abschwächung des Sinnes der Freidankschen Sprache erblicken; erwähnenswerth sind indeessen die Varianten doch. 2168. *die wisen (die liute F. 116, 11). 10,982. versperret (verborgen F. 2, 6). 15,386—7. Lop ein ieglich man vertreit, schelten ist uns allen leit (ein ieslich man wol lop vertreit, schelten ist in allen leit F. 61, 15). 18,704—5. wir sehen die himelzeichen sweben ob uns und umb gēn als sie leben (wir sehen der himele zeichen sweben, daz diu gānt umbe sam sie leben F. 8, 20). 19,233—4. der tiemel weiz gedanke niht wann als er sich gēn uns versieht (wan als er an den werken sieht F. 68, 4). 22,596—7. swer selber weste wer er waere, manec schelten er verbaere (manec schelten er verbaere, der merkte wer er waere F. 62, 14 [man vergl. in dem Abschnitte 'von scheltenne' (F. 62, 12—63, 21): swer niht wizze wer er si, der schelte siner gebüre dri (62, 16). swes leben ich schilt, der schilt daz mīn, unz daz wir beide schuldec sīn (62, 24). swer schiltet wider schelten, der wil mit schauden gelten (63, 2). swer sich lāt an schelten, der mag es wol entgelten (63, 12). swer sich scheltens wil begān, der muoz der nasen angest hān (63, 14)]. V. 23,884—9.*

*Swer übel wider übel tuot,  
der hāt mēneschlīchen muot.  
swer übel wider guot tuot,  
der hāt tiufelīchen muot.  
swer guot wider übel tuot,  
der hat engelīschen muot (gotelīchin F.).*

Freid. 107, 2—7:

*Swer übel wider übel tuot,  
daz ist mēneschlīcher muot.  
Swer guot wider übel tuot,  
daz ist gotelīcher muot.  
swer tuot übel wider guot,  
daz ist tiufelīcher muot.*

V. 23,929. *daz ir aller dinc wol stdt (dā von sīn name sō hōhe stdt (F. 80, 1).*

Der Hervorhebung werth sind noch folgende Lesarten: V. 434. *vorholniz (F. 101, 13), die Anordnung der Verse 5375—8 (91, 4—7). In V. 14,000—14,003 steckt vielleicht eine richtigere Lesart als die, welche die Hss. des Freidanks zeigen. Der Gedanke der entsprechenden Verse im Renner scheint mir passender, als was F. 65, 8—11 steht; möglich, daß etwa zu lesen ist:*

*Swer sīnen sorn sō richet,  
daz er sīnen vrent ertichet:*

*der hdt sich übele gerochen,  
wann er sîn selbes sêle erstochen*

V. 21,014. und waer der drîer vorhte niht (F. 33, 14 waeren die drî vorhte niht). —

Eine eigenthümliche Abneigung gegen das Wort *merken* (bei Freid. 34, 1. 62, 15. 107, 8) zeigt sich bei Hugo. In den entsprechenden Stellen heißt es bei ihm: V. 22,592. *swer gedenkt an sîne missetdt.* 22,594. *swer übel verstên kan unde quot.* 22,596. *swer selber weste.* — V. 23,199. *sô dunkt mich gar ze klein die schar* (F. 26, 15 *sô dunkt mich der ze lützel gar*). Bei V. 22,108 und 23,202 ist wohl die Freidanksche Lesart vorzuziehen, namentlich ist 23,202—3 im Renner stark überladen.

Wenn auch die vorgeschlagenen Lesarten sich nicht immer bis zur absoluten Gewissheit erheben lassen, so möchte ich doch behaupten, daß bei einer Feststellung des Textes der Bescheidenheit die Anführungen Hugos hie und da mehr als bis jetzt geschehen berücksichtigt zu werden verdienen. So viel glaube ich ergibt sich aus den mitgetheilten Stellen, daß wir bei den beschränkten Mitteln, welche uns bei der Textesrecension des Freidank zu Gebote stehen, nicht daran denken können, die Frage nach der ursprünglichen Fassung des Werkes zu einem entscheidenden Abschlusse zu bringen. Die Kritik wird hier mehr wagen müssen, als ihr sonst gestattet ist; und warum sollte sie es verschmähen aus den Anführungen eines Dichters, dessen Lebenszeit nur durch wenige Jahrzehnte von der Abfassung des Freidankschen Werkes getrennt ist, sich das nöthige Material herbeizuholen?

BERLIN.

## DAS GROSSHUNDERT BEI DEN GOTHEN.

1. Cor. 15, 6. *ᾧφθῆ ἐπάνω πεντακοσίους ἀδελφοῖς* wird von Ulfilas übersetzt *gasaihwans ist managizam thau fimf hundam taihuntêjam brô-thrê*. Löbe meint: *πεντακοσίους* sei zuerst als unbestimmte Zahl durch *taihun têvjam*, das *decem manipulis* bedeuete, übersetzt worden, ein späterer habe die genauere Übersetzung *fimf hundam* an den Rand geschrieben und diese Randglosse sei dann in den Text gekommen. Massmann druckt *fimf hundam* [= *taihuntêvjam*]. Er ist also derselben Ansicht wie Löbe; doch wird in der Einleitung S. LXXXIII die Sache unentschieden gelassen; „vielleicht“ sei *fimfhundam* eine in den Text gekommene Randglosse. In den Bemerkungen dagegen wird eine andere Auffassung versucht, die ich aber nicht verstehe. Es heißt: „*têva* oder *têvs* ist *τάγμα, taihuntêvis* =

— *κόστος* (wie *zehanzuc*?) ?ob *fmftaihundam*? *fmftaihuntérjam*?“ — Da diese Fragezeichen nichts deutliches erkennen lassen, so bleibt nur Löbes Auffassung zu prüfen. Kann *taihun tévjam* als gleichbedeutend mit *fmft hundam* eine zweite Übersetzung von *πεντακοσίους* sein? Wir wissen nichts davon, daß ein Substantiv *tévi* vorhanden sei, sondern nur ein Femininum *téva* oder *tévs* ist nachweisbar; und daß zehn *tévi* als unbestimmte Zahl gebraucht werde, oder als bestimmte gleich 500 sei, wonach also *tévi* = 50 wäre, ist eine ganz haltungslose Vermuthung. Wir müssen vor allen Dingen versuchen, mit den vorhandenen Mitteln auszureichen. Erst wenn dieß nicht gelingt, dürfen wir Vermuthungen über unbekante Wörter wagen.

Wir haben ein Femininum *téva*, *τάγμα*, Ordnung, Reihe. Mit diesem *téva* kann ein Compositum *taihun-tévis* gebildet werden, zehn Ordnungen, zehn Klassen habend. Massmann gibt auch im Wörterbuch diese richtige Bedeutung des Compositums; es ist aber durchaus nicht nöthig, ein Neutrum *tévi* anzunehmen. Es werden aus Substantiven aller Art adjectivische Composita gebildet, welche der zweiten Declination folgen; von *aiths*, *ufaithis*; von *kara*, *unkarjis*; von *augó*, *andaugéis*; von *gards*, *ingardeis*, von *handus*, *laushandeis*; von *frathi*, *grindafrathjis*, *samafrathjis*; von *tavi ubil-tójis*, *fullatójis*. Man würde sehr übel thun, Substantive oder Adjective wie *aithi*, *aithis*, *karjis*, *augi*, *augéis*; *handeis*, *tójis* u. s. w. anzusetzen; unsere Wörterbücher sind in dieser Beziehung alle fehlerhaft, weil sie die Art der Composition nicht verstehen. Es ist also aus den bekannten Elementen *taihun* und *téva* ganz richtig ein Adjectiv *taihuntévis* gebildet, welches bedeutet: zehn Reihen habend.

Daß das Adjectiv, obgleich ohne Artikel, schwach decliniert ist, *taihuntérjam*, kann nicht bedenklich sein; der Fall reiht sich ganz gut an ähnliche an, die von Grimm 4, 573 angeführt sind.

Was soll nun ein zehnstufiges Hundert sein? Die Sache ist meine ich sehr deutlich. Der Gegensatz ist ein zwölfstufiges, ein großes Hundert. Ulfilas wollte genau die Zahl des griechischen Textes geben. Da nun *fmft hundam* ohne weitem Zusatz von den Gothen von Großhunderten verstanden wurde, mußte er hinzufügen *taihuntérjam*, nicht  $5 \times 120$ , sondern  $5 \times 100$ . Die Stelle ist sehr wichtig, weil sie den Beweis liefert, daß das Großhundert, das wir bei allen deutschen Völkern finden, auch schon bei den Gothen üblich war, was übrigens schon aus *taihuntéhund* geschlossen werden konnte. Zwar Marc. 14, 5. Joh. 6, 7 und Esdra 2, 36 braucht Ulfilas *hunda* ohne weitem Zusatz: aber in den zwei ersten Stellen war wirklich eine genauere Bestimmung unnöthig, in der dritten, im Esdra, mochte in der Angabe der Volkszahl beim ersten Hundert die nähere Bestimmung beigefügt sein, die dann nicht jedesmal wiederholt wurde.

ADOLF HOLTZMANN.

ÜBER EINE HANDSCHRIFT VON CRESTIENS GEDICHTE  
LI CONTES DEL GRAAL.

---

Im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, herausgegeben von G. H. Pertz, VIII, Hannover, 1843. 8. S. 474, erwähnt Herr Dr. Bethmann eine auf der Stadtbibliothek zu Mons in Belgien befindliche Handschrift folgendermaßen: „Roman de Perceval. Pour le noble comencement Comence un romans hautement. Schluß: Si ke Crestiens le tesmoigne ki a cief mist ceste besoigne. S. XIV.“

Daß ich in der Lage bin, diese kurze Angabe vervollständigen zu können, verdanke ich meinem Freunde F. Liebrecht und Herrn Professor Borgnet in Lüttich, durch deren Vermittlung mir über jene bis jetzt nicht näher bekannt gewordene, auch von mir in meinem Buche über Crestien von Troies noch nicht aufgeführte, Handschrift umständlichere Mittheilungen von dem Staatsarchivar Herrn A. Lacroix zugekommen sind, demselben Gelehrten, dessen ausgezeichnete Gefälligkeit auch Herr Bethmann zu rühmen Ursache hatte.

Die auf dem Rücken des alten Einbandes mit goldenen Buchstaben als Roman de Percheval betitelte Pergamenthandschrift in Kleinfolio, sagt Herr Lacroix, aus dessen Schreiben ich sofort das Wesentliche in getreuer Übersetzung wiedergebe, trägt die Numer 4568. Auf der vorletzten Seite liest man unten in einer Schrift des 16. Jahrhunderts: „Ce livre appartient à Jehan Desplancgnies.“ Der frühere Stadtbibliothekar, der verstorbene Delmotte, der Vater, hat die nicht ganz leicht zu lesende Handschrift — man weiß nicht warum — dem 13. Jahrhundert zugewiesen, während man sie füglich noch ins Ende des 12. setzen darf. Nach einer neueren Zählung enthält die Handschrift 487 Seiten, jede Seite (mit Ausnahme der letzten, auf welcher nur 19 Zeilen stehen,) zwei Spalten zu je 45 Zeilen. Das ganze Gedicht würde somit, wenn alle Blätter noch unversehrt vorhanden wären, in dieser Recension 43,759 Zeilen umfassen. Leider finden sich indessen einige Lücken auf Seite 167, 168, 203, 204, 215, 216. Der Text zerfällt in 39 Abschnitte, deren Inhalt mit rother Schrift angegeben ist.

Die Handschrift beginnt :

Pour le noble comencement  
Commence .j. romans hautement  
Del plus plaisant conte, qui soit;  
C'est del graal, dont on ne doit  
Le secret dire ne chonter;  
Car tel chose poroit monter  
Li contes ains qu'il fust tos dis,

Que teus hom en seroit maris,  
Qui ne l'aroit mie fourfait.  
Por ce fait ke sages, ki lait  
Et s'en passe outre simplement;  
Car, se maistre Blihis ne mont,  
Aus ne doit dire le secre.  
Or m'entendes trestuit ame,

S'ores le conte deviser,	Qui government par tout le mont.
Qui moult ert dous a escouter;	Tous les bons contes, c'on a dit,
Car les .vij. gardes i seront,	Si le conteront li escrit.

Dieser Eingang schließt mit den Worten :

Crestyens qui entent a [? et] paine	Cou est li contes del greal,
A rimoier le mellor conte,	Dont li quens li bailla le livre.
Par le comandement le conte,	S'orez, coment il se delivre.
Qui soit contes en court roial;	

Hierauf folgt unter der ersten Capitelüberschrift: „Ci endroit comence li contes del saint greail“ :

En le tiere de Gale estoient	Hardit et combatant et fier,
xij frere, qui moult valoient;	Et sovent aloient par terres
Cerkier peust on la contree,	As tornoiemens et as guerres,
Tant que estoit et longe et lee,	Por los et por pris conquerer;
Et le pais tot environ,	Mais jou ne vos voel pas conter,
Mien ensiant n'i trovast on	Que sovent mesciet a preudomē;
Si rice d'avoir ne d'amis	Car moult i ot de desconfort.
Nul chevalier de si haut pris,	Li .xj. [sic] frere furent mort,
De castiaus et de fremetes,	Que il n'en i remest c'uns seul,
De bos, de rivieres, de pres;	Que le tiere, or et les honours
Si estoient bon chevalier,	De tous eskeu li estoit.

Die letzte Überschrift lautet: „Ci comme Pierchevaus raconte de les aventures au roi Artu et la roine ausi“.

Die Schlußzeilen des ganzen Gedichtes sind :

Puis ke Pierchevaus fu fines,	Puis ont deseur sa lame escrites
Ne jamais nul hom, qui soit nes,	Letres entallies petites,
Nel vera si apiertement;	Qui dient: „Ci gist Percheval,
A grant honor et hautement	Li galois, ki del saint graal
Fu Pierchevaus, li dieu amis,	Les aventures achieva“.
El palais aventureus mis,	Ki encor en cel pais va,
Entieres a moult grant honor,	Le sepoilture puet veoir
De dales le roi pesceor	Sour .iiij. piecons d'or seoir,
En or et en argent le misent	Si ke Crestyens le tesmoingne,
Cil, ki del faire s'entremisent;	Ki a chief mist ceste besoingne.

Die vielfachen schon in diesen von Herrn Lacroix ausgehobenen Bruchstücken der belgischen Handschrift bemerkbaren Abweichungen von anderen Handschriften desselben Gedichtes legen den Wunsch nahe, daß sie bei einer künftigen Ausgabe des Contes del graal nicht unbeachtet bleiben möge.

TÜBINGEN, 3. März 1857.

WILHELM LUDWIG HOLLAND.

## BRUCHSTÜCK EINES UNBEKANNTEN MNL. GEDICHTES.

MITGETHEILT

VON

HOFFMANN VON FALLERSLEBEN.

Dies Bruchstück gehört einer der allerältesten mittelniederländischen Handschriften an; ein buchstäblich getreuer Abdruck ist deshalb in Bezug auf Schreibung von der größten Wichtigkeit und ein solcher erfolgt hier. Es sind zwei Octavblätter, wohl noch aus der Mitte des 13. Jahrh., in der königl. Bibliothek im Haag.

- 1<sup>a</sup>. Ommate no behagelhede  
 No ouerdaet. fellede no scamp  
 Mar al dat selue dat es in een lamp  
 Mi ontfarmet mer sine pine
5. Dan de dine of de mine  
 Die hir dogt al sonder plecht  
 Sonder verdinte ende sonder recht  
 Mar dat heft mi harde vertroest  
 Datter omme sal sin verloest
10. Menge siele die es inde helle  
 Diere wel sere heft haren onwille  
 Gheselle wi waren bede fir  
 Binnen ons was prijs rom ende dangir  
 Dat mach ons rovwen vele sere
15. Dit wet algader dese here  
 Geselle en wittit selue wel  
 Dat wi bede negerden el  
 Dan te stelne ente liegene  
 Ende wif ende man tebedriegene
20. Wi haiden dach ende nacht tauerne  
 Wi waren vol van scoppe ende van scerne  
 Dar dit doet eist man eist knecht  
 Dat es vonnesse dat es recht  
 Dat menne iage dat menne va
25. Dat menne andie cruce sla  
 Dese sonden berouwen mi  
 Geselle wel sere dat seggit (sic) di  
 Dats mi berouwe dat dinct mi goet
- 1<sup>b</sup>. In wet gheselle of di alse doet

30. Nu salic bidden desen man  
 Met al mire herten dat ic can  
 Dat hi ghehore mine tale  
 Want his god dat wetic wale  
 Ai god seit hi gheweldech here
35. Mine sonden rovwen mi wel sere  
 Al hancstu met ons dieuen hir  
 Dune wars noit dief no pautenier  
 Geweldech god dattu hir hangs  
 Dat es dins willen ende dins dancs
40. God din oemodechede es groet  
 Dattu dogs dese bitter doet  
 An dese cruce om onsen wille  
 Ende om deghene die sin inde hille  
 Ai god geweldech here min
45. Of ic dorste so cone sin  
 Dat ic di genade bade  
 Ho gerne quamic di te rade  
 Of ic mohte de hande min  
 Ontbinden hoe san sondic sin
50. Geuallen vp dine vote here  
 Want mine sonden rovwen mi sere  
 Ghi sijd ghenadech ende so goet  
 So wat so iemen mesdoet  
 Berovwes hem willis af staen
55. Here ghi vergeuet heme san  
 Here mine sonden berouwen mi
- 
- 2\*. Dine salichede sal sin ghemeerret  
 An di salic storten min bloet  
 Die di ert ende wert his vroet
60. Cruce ic geue di vort meer leen  
 Dat wif no man ne sj negheen  
 Die di met herten ropt genade  
 Eist nacht eist dah eist vroe of spade  
 Datten de dieuel nemme ne scent
65. Es hi in node of in torment  
 Hine si seker ende vri  
 Chien den duuel geuic di  
 Cruce du salt sin menechs trost  
 Bedie sal menech sin verloest
70. Di sal menech ropen ghenade

- Men sal di ere doen vroe ende spade  
 Cruce du salt maken vri  
 Elken die in sduuels gewout sin  
 Bi houte wast tfolc terst verloren
75. Bi houte salt nu sin geborn  
 Om dat adaem bi houte verloes  
 O cruce dar omme ic di coes  
 Bi di salic mine creature  
 Quiten darse es inde helle sure
80. Cruce ne haddic di vercoren  
 Alde werelt bleue verloren  
 Ic vergeue hem hare mesdaet  
 So wie so mi torment of slaet  
 Cruce helech ende god
- 2<sup>o</sup>. 85. Om dat ic andi steruen moet  
 Ondren wast de iuden quamen  
 Onsen here dat si namen  
 Met mengher gheselschap  
 Ende oec met groeter bliscap
90. Ander crucen so hifsine op  
 Macten alle met hem hare scop  
 Si namen iserine nagle saen  
 Ende quamen tonsen here gegaen  
 Si nichelden vaste sine vote
95. Met groeten nagelen wel onsote  
 Oec slohsi nagele in sine hande  
 Die terst geperst hadden die bande  
 Dat bloet dat ran al te dale  
 Dit bequam den inden wale
100. Dar dat bloet sipelinge ran  
 Dar loh wel minge iude dan  
 Nochtan wasser man negeen  
 Hine sah cliuen den scarpn steen  
 Dart bloet vp den ende quam
105. Nohtan dar niemen ontfarmenese nam  
 In dit vernoï in desen sere  
 So quam wils dancs onse lieue here  
 De iuden ne lietens hir ombe eiet  
 Also alst hem de duel riet
110. Si macten hare scop ende hare soeren  
 Vp iesus lelec si gebaren  
 Nu warsi cone nu warsi bout
-

## DER NACKTE KÖNIG.

In der Einleitung zu dem Strickerschen Gedichte vom nackten Könige (Gesamtabenteuer Nr. LXXI) hat von der Hagen ausführlich andere deutsche und außerdeutsche Behandlungen dieses Stoffes besprochen. Ein dieselbe Geschichte darstellendes Spiel von Johannes Römoldt hat seitdem Karl Gödeke (Johannes Römoldt, Hannover 1856) herausgegeben und in den Anmerkungen ebenfalls über andere Bearbeitungen sich verbreitet. Keiner der beiden Gelehrten hat an analoge orientalische Darstellungen erinnert, und doch dürfte in ihnen die Quelle der occidentalischen Erzählung zu finden sein. Zunächst nah verwandt ist eine Sage von König Salomo. Selig Cassel hat diese Verwandtschaft nicht übersehen und bemerkt in einem interessanten, aber — wie es scheint — wenig bekannten Aufsatz 'Schamir' in der „Denkschrift der königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt“ (Erfurt 1854), S. 53 gelegentlich folgendes: „Die Salomonische Sage ist darum eine der belehrendsten für Sagenkunde überhaupt, weil sie auf einem sichern, abgegrenzten Gebiete sich erhebt und die beziehungs-volle Thätigkeit des mythologischen Geistes leichter wahrzunehmen ist. Die heilige Schrift berichtet von Irrungen, in welche Salomo gefallen ist. Die jüdische Sage erklärt das Räthsel, wie auch der Weiseste fallen könne, durch einen Trug des bösen Geistes Asmodai, welcher dem Könige sein Siegel stehend und ins Meer versenkend, durch seine Zaubermacht Salomo selbst schien, den wahren König vertrieb und den Namen des weisen Königs so lange missbrauchte, bis der Verbannte nach manchem romantischen Abenteuer den Sigelring in einem gefangenen Fische wiederfand und so des Teufels wieder Herr, seines Thrones mächtig ward. Die Sage hat Wurzeln in der altiranischen Sage vom Dschemschid, der wie Salomo nach langer weiser Regierung im Übermuthe von der Tugend abfiel und durch einen bösen Geist vertrieben und verbannt ward. Sie hat Analogien in der Sage vom Kaiser Jovinianus, der, um für einen hochmüthigen Gedanken zu büßen, durch seinen Schutzengel, der des Kaisers Gestalt annahm, auf einige Zeit vom Thron und Haus vertrieben ward, bis er Buße that. Die Salomonische Sage hat die specifische Religionsfärbung angenommen; sie erklärt das ethische Räthsel der heiligen Schrift und beweist damit den Völkern, daß ohne Gottes Kraft und Willen auch die Größe menschlicher Weisheit nicht im Stande sei, die Augen der verblendeten Menschen zu öffnen und der Wahrheit gegen die trügerische List Eingang zu verschaffen.“

Soweit Cassels Worte. Da mir die jüdischen Originale nicht zugänglich sind, so kann ich nur auf Eisenmengers entdecktes Judenthum (Königs-

berg 1711) verweisen, wo Theil 1, S. 355—361 die Sage aus jüdischen Quellen ausführlicher erzählt zu lesen ist. Sie gieng auch zu den Muhamedanern über und in dieser Gestalt findet man sie nach den muhamedanischen Quellen erzählt im „Rosenöl, erstes Fläschchen oder Sagen und Kunden des Morgenlandes aus arabischen, persischen und türkischen Quellen gesammelt“, erstes Bändchen (Stuttgart 1813) S. 170 ff. und in Weils biblischen Legenden der Muselmänner (Frankfurt 1845), S. 271 ff. Die Erzählung bei Weil lautet auszugsweise also: Salomon, dem Gott eines Vergehens wegen eine vierzig tägige Buße bestimmt hatte, gab eines Abends, wie gewöhnlich, während er einen unreinen Ort besuchte, seinen Ring einer seiner Frauen aufzubewahren. Da nahm der Dschinn Sachr (welcher dem bösen Geist Asmodai entspricht) Salomons Gestalt an und ließ sich den Ring von ihr geben. Als Salomon ihn bald darauf selbst wieder zurück forderte, ward er verlacht und verhöhnt, denn das Licht des Prophetenthums war von ihm gewichen, so daß ihn niemand erkannte und er als ein Lügner und Betrüger aus seinem Palaste getrieben ward. Als Wahnsinniger verspottet irrte er 39 Tage auf dem Lande bettelnd umher. Am 40sten Tage endlich trat er in die Dienste eines Fischers. Inzwischen hatte Sachr doch Verdacht erregt und am 40sten Tage drang Assaf, Salomons Vezier, dem durch die Kenntniß der heiligen Namen Gottes nichts zu schwer war, mit mehreren Schriftgelehrten in den Thronsaal. Als Sachr das göttliche Wort vernahm, legte er seine Dschinngestalt wieder an und flog ans Meeresufer, wo ihm der Ring Salomons entfiel. Durch Gottes Fügung verschlang ihn ein Fisch, der dann in die Hände jenes Fischers gerieth und dem Salomon als Lohn für seine Tagesarbeit gegeben ward. Als Salomon ihn Abends verzehrte, fand er seinen Ring wieder.<sup>4)</sup> Er ließ sich sogleich vom Winde nach Jerusalem tragen und versammelte alle Häupter der Geister, Menschen und Thiere um sich und erzählte ihnen, was ihm in den vierzig Tagen widerfahren.

In der muselmännischen Legende nimmt also jener böse Geist des Königs Gestalt an, während dieser im heimlichen Gemache sich befindet, gerade wie in der mittelalterlichen Geschichte der Engel, während der König im Bade sitzt.

Nah verwandt mit unserer Erzählung ist in gewisser Hinsicht noch eine andere morgenländische Geschichte, nämlich die vom Scheich Schehabeddin, die in 1001 Nacht (Nacht 17 ff.) und etwas kürzer in den Vierzig Veziern (aus dem Türkischen übertragen von Behrnauer, Leipzig 1851, S. 16 ff.) und

<sup>4)</sup> Über die Sage von dem absichtlich weggeworfenen oder zufällig verlorenen Ring, Schlüssel oder ähnlichen Gegenständen, welche nachher im Bauche eines Fisches wiedergefunden werden — eine Sage, welche in Verbindung mit verschiedenen andern Sagen und Märchen bei den verschiedensten Völkern vorkommt — werde ich demnächst bei Untersuchung einer Legende ausführlicher handeln.

wohl auch in andern, mir im Augenblicke nicht zugänglichen orientalischen Sammlungen von Erzählungen sich findet. Die Geschichte ist nach der Fassung in den Vierzig Veziern in der Kürze folgende: Ein ägyptischer Sultan wollte nicht glauben, daß die Himmelfahrt des Propheten, während welcher er die sieben Himmel, Höllen, Paradiese u. s. w. gesehen und mit Gott neunzigtausend Worte gewechselt, in solcher Schnelligkeit geschehen sei, daß der Prophet bei seiner Rückkehr sein verlassenes Bett warm und das Wasser aus einem bei seinem Weggang umgestürzten Wasserkrug noch nicht ganz ausgelaufen fand. Vergeblich bemühten sich die Gelehrten des Hofes den Sultan zu überzeugen. Da erschien eines Tages im Palaste der berühmte Scheich Schehabeddin, der von des Sultans Unglauben gehört hatte. Nachdem er den Sultan einige Wunderzeichen hatte sehen lassen, hieß er eine Wanne voll Wasser bringen und forderte den Fürsten auf, sich zu entkleiden, in die Wanne zu steigen und den Kopf unterzutauchen. Der Sultan that es, und als er den Kopf wieder aus dem Wasser zog, sah er sich am Ufer des Meeres, am Fuße eines einsamen, wüsten Berges. Von Holzhauern, die in der Nähe arbeiteten, erhielt er einige Kleidungsstücke und ward in die hinter dem Berg liegende Stadt gewiesen. In jener Stadt gelangte er durch das Spiel des Glücks in den Besitz einer schönen und reichen Frau, mit der er sieben Jahre lebte und mehrere Kinder zeugte. Nach Verlauf der sieben Jahre war aber das Vermögen verzehrt und der Sultan ward Lastträger. Eines Tages kam er an das Gestade des Meeres und, da er gerade eine Abwaschung vornehmen mußte, stieg er hinein und tauchte unter. Wie er den Kopf wieder heraus zog, sah er sich in der Wanne in seinem Palaste, den Scheich vor sich und seine Höflinge um sich. Den Erzurnten redete der Scheich an: 'O Sultan, was zürnst du? Du hast deinen Kopf einmal in das Wasser hineingetaucht und sogleich wieder herausgezogen; wenn du mir nicht glaubst, so frage doch deine Diener!' Die Diener bejahten: 'So ists'. Der Sultan sprach: 'Es ist sieben Jahre her, daß ich fern von Krone und Thron umherirre; was wisst ihr?' Der Scheich sprach: 'O Sultan, was hast du für einen Grund mir deshalb zu zürnen? Siehe, ich will auch hineinsteigen.' Er stand auf und stieg in die Wanne. Der Sultan winkte dem Scharfrichter, dem Scheich, wenn er hervortauche, das Haupt abzuschlagen, aber als der Scheich untertauchte, wurde er zu gleicher Stunde unsichtbar und befand sich sogleich in Damaskus. Von da schrieb er dem Sultan einen Brief: 'O Sultan, du und ich, wir beide sind Gottes, des erhabenen, Geschöpfe: nachdem du deinen Kopf einmal untergetaucht hattest, hat er deinem Auge, während du ihn wieder herausbrachtest, sieben Jahre' gezeigt; er, der innerhalb eines Augenblicks, in welchem er 'Werde! — und er ward' sprach, die Welt geschaffen, hat auch — und man hat sich nicht darüber zu verwundern — seinem Geliebten die 18,000 Welten in so kurzer Zeit

gezeigt, daß er nach seiner Rückkehr sein Bett noch warm und seinen Wasserkrug noch nicht leer fand. Da du die überlieferte Himmelfahrt der Majestät der Gesandtschaft leugnetest, so habe ich jene That aus diesem Grunde an dir vollführt.'

Die Ähnlichkeit der orientalischen Erzählung mit der occidentalischen liegt auf der Hand: in beiden Erzählungen wird der an Gottes Allmacht zweifelnde König durch eigne Erfahrung eines andern belehrt, in beiden kommt das Bad vor; der Hauptunterschied ist, daß der orientalische Fürst nur in seiner Einbildung, in einer Art Traum des Throns verlustig wird, während der abendländische Kaiser oder König alles in Wirklichkeit durchmacht. Sonst erinnert die Geschichte vom ungläubigen Sultan auch an die Legende von dem Mönch, der an den Worten des Psalms '*mille anni ante oculos tuos tanquam dies hesternæ, quæ præteritæ*' zweifelte (von der Hagens Gesammtabenteuer Nr. XC. Haupts Zeitschr. 5, 424. Dunlop-Liebrecht Geschichte der Prosadichtungen S. 543).

WEIMAR.

REINHOLD KÖHLER.

---

## ZUR DEUTSCHEN HELDENSAGE.

---

Zu den vielen Zeugnissen, welche Wilhelm Grimm in seinem Werke über die deutsche Heldensage mittheilt, kommen drei aus Tirol, deren Aufzeichnung mit der bekannten Sage von der Gründung des Klosters Wilten in Verbindung steht. Christoph Wilhelm Putschius, Kaiser Ferdinand I. Rath und oberösterreichischer Regiments-Secretarius, verfasste eine kurze Beschreibung des Klosters Wilten (chronicon Wiltinense), welche er im Jahre 1568 dem damaligen Prälaten Johannes überreichte. Er zeichnete, meines Wissens der Erste, die bekannte Sage vom Riesen Haimon (vgl. Grimm D. S. 1, 210) auf und fügte auch ein lateinisches Gedicht in 50 Distichen, welches von Johannes Aurbacher herrührt und dieselbe Sage darstellt, seinem Werke bei. Der lateinische Poet schildert zuerst Tirol als ein unbebautes, wildes Land und fährt dann fort:

*Præbebat terræ facies inculta relictæ  
Nutrimenta malis apta latrocinis,  
Quæ tamen illustri Dietherus origine Princeps  
Extirpare pia strenuitate volens,*

*Ingentes petiit violento Marte Cyclopas  
 Cumque feris gessit proelia dura viris:  
 Quamvis nonnulli male sano pectore dicant  
 Res omnes hujus Principis esse nihil.  
 Atqui falluntur; pulcherrima signa supersunt,  
 Quæ faciunt istis rebus adesse fidem,  
 Quæ prope Meranum Tiroli servantur in arce,  
 Splendida quo tantæ sint monumenta rei.*

Offenbar ist hier von Dietrich von Bern und seinen Kämpfen mit Riesen die Rede. Welches sind aber die *splendida monumenta tantæ rei*, die auf dem Schlosse Tirol aufbewahrt wurden? —

Inhaltsreicher und merkwürdiger ist eine Stelle im „anderen Theil des tirolischen Adlers von den Prälaten, Ritterstand, Städt und Gerichten, gestellt durch Herrn Matthiasen Burglechner zu Tierburg und Volantsegg 1620“. Dieser bekannte Historiker will, bevor er die Sage von der Gründung des Klosters Wilten mittheilt, überhaupt das Vorkommen von Riesen beweisen. Nachdem er aus römischen Schriftstellern und der Bibel gezeigt, daß Riesen wirklich gelebt haben, fährt er fort: „Zu Puzoli in Italien, wie auch in etlichen Reinstetten, werden noch heutigtags gewissen dermaßen so große insonderheit Schinpainer, das etliche derselben vom poden an erraichen aines zimlichen Manns Hüft oder Gürtel. Von dem Hürnen Seyfridt schreibt Prutschius in Monasteriis Germaniæ bei dem Frawen Closter zu Wormbs Cistercienser Ordens dise worth: sunt in huius coenobii etc. fol. 143. — — — Hieher khinnen auch gezogen werden die alten Rösen vnd Regkhen Sigonotus, Goffredus mit dem grossen Zan, Amadiss mit seinen Bruedern, Orlandus, Rugier Rodomont, Ludegast, Gibich, Asperian, so zwei khlingen in ainer Schaiden gefuert, Schruttan in Preussen, Herbot, Wolfhart vnd sein Brueder Alphart von Aach, Wittich vnd Aüewe sein Brueder, Eccard von Preissach aus dem Geschlecht der Harlinge, der alt Hildeprant, so vor Bern ist erschlagen worden, der Mönich, Ilsan vnd vil andere mehr, dann die Risenfrawen Bradamont, Crimhilt vnd Marsisa.“ Burglechner stellt hier Recken der deutschen Heldensage und Riesen bekannter Romane nebeneinander. Ich glaube, daß der Geschichtschreiber bei Abfassung angeführter Stelle den Anhang des Heldenbuchs benützt hat.

Im Jahre 1634 widmete Andreas Spängler dem damaligen Prälaten Andreas Mayr ein deutsches Gedicht, das den Riesen Heimo verherrlichte und einem Kupferstiche beigegeben war, der den Riesen mit seinem Wappen und das Kloster Wilten darstellte. Dasselbe Gedicht befindet sich in der Todtenkapelle von Wilten, in der auch des Riesen Abbild steht, unter der Aufschrift: „Uralte in Reimen verfasste Nachrichten von dem Riesen Heymon“, und beginnt mit den Versen:

Viel zeichen sind in diesem Land,  
 Daß Risen allda haben gewohnt. —  
 Also haust im Schloß Tyrol  
 Signoth der Ris bekhannt gar wol,  
 Den von Beren Herr Dieterich  
 Bestreiten thete ritterlich,  
 Der Herkules gleichwie vor Zeit  
 Erschlug den Cacum in dem streith. —  
 Dergleichen auch an Orten mehr  
 Findt man von Risen hin und her.  
 Der Held Seifridt wohnt, wie man sagt,  
 Am Rhein bei Wormbs unverzagt etc.

Aus diesen angeführten Zeugnissen ergibt sich, daß die Heldensage noch im 17. Jahrhundert im Gedächtnisse der Tiroler lebte, und daß Tirol als alte Wohnstätte von Riesen bekannt war. Merkwürdig ist der Zug, daß Sigenot auf dem durch Riesensagen noch heutzutage bekannten Schlosse Tirol, der Stammburg des Landes, gehaust haben soll.

I. V. ZINGERLE.

---

## F R A U S Ä L D E.

---

Bekannt ist jedem, der nur einiger Maßen mit der poetischen Litteratur des 13. Jahrh. vertraut ist, daß Sælde oft als ein weibliches Wesen vorkommt, das die Stelle der lateinischen Fortuna vertritt. Sælde ist das personifizierte Glück und die mit Glück verbundenen sprichwörtlichen Redeweisen finden wir auch mit Sælde vereinigt. Sælde wird von epischen und lyrischen Dichtern Frau genannt und viele Handlungen werden ihr beigelegt. „Sie erscheint, begegnet, neigt sich ihren Günstlingen mit dem Antlitz, hört sie an (wie ein Gott erhört), lacht ihnen zu, ist hold und bereit, aber auch gram; wen sie nicht mag, den meidet und fieht sie, dem entrinnt sie, dem kehrt sie den Rücken zu, es wird ihr Thür und Weg beigelegt“ (D. Myth. S. 823). Jacob Grimm belegt diese Worte mit reichen Zeugnissen, die verschiedenen mittelhochdeutschen Gedichten entnommen sind. Zu dieser reichen Lese kann ich noch drei Beispiele bringen, die des Pleier höflichem Gedichte Garel vom blühenden Thal entnommen sind.

Blatt 15<sup>a</sup> heißt es:



swer ir schoenen lib gesach.  
 der jach, des si ze liebe gert,  
 den hiet diu Sælde wol gewert.

Später liest man;

diu Sælde hât zuo im geschworen. Blatt 59<sup>o</sup>.

diu Sælde hât zuo ir geschworen. Blatt 166<sup>o</sup>.

Letzte zwei Verse mahnen an die Stelle: *diu Sælde hât zuo im geschworn zeim staten ingesinde* (Lanz. 1561). Aus dieser und ähnlichen Stellen schloß J. Grimm auf eine mythische Gestalt, die sich unter Frau Sælde birgt. Und mit Recht. Es muß der Glaube an ein Wesen, wenn es von den verschiedensten Dichtern als persönlich vorgeführt und als bekannt vorausgesetzt wird, im Glauben des Volkes leben und seinen alten Traditionen entnommen sein. Daß Sælde wirklich noch im spätern Volksglauben fortlebte und als mächtige, geisterhafte Frau angesehen wurde, möge Nachfolgendes erhärten. Kurz nach den Stürmen des Bauernkrieges, die auch in Tirol und Voralpberg wiederhallten, am 27. December 1525 ist die Wahrsagerin Wyprat Musin ab Burserberg von Junkherrn Wolf Dietrich Emps, Vogt zu Bludenz, in Beiwesen seines Untervogts Hansen Rudolfs und Symon Thomans und Jörgen Hufers verbürt worden. Sie bekannte darauf Folgendes: <sup>1)</sup> „Item zum Ersten hat sie gesagt, wie sich in der fron Vaston yetzt nächst vergangen zwey Jare begeben habe, das jr Man erzurnt worden und wunderlich gewesen sye, vnd sye noch ain frome tochter by jr jm Hus gewesen, die noch vorhanden sye, die man darumb fragen muge. Die wisse es noch wol und do habe si jr Kind gehabt und habe es do derselben tochter geben und zu jr gesagt: liebe vorsorg mir hynnacht das Kind, so will ich hinumb in stall gan, Und bym Vych ligen, so vergat vielleicht die Nacht minem Man der Zorn, das er Morgen nichts darumb waist, vnd sye sy do hingangen und habe jn stall wöllen. Do sye jr underwägen begegnet ain gross Volkh, darob sye si gantz erschrockhen, und sye ain Frau vor her gegangen, die habe si erwust und wider hinder sich gestoßen zu jhrem Hus, das si vber die Swell hin ingefallen und gantz temisch und tob worden sye, und am Morgen umb Mittag sye die selb Fraw wider zu jr kommen und hab gesagt zu jr, sy müsse hinfur all Donstag und Samstag nächst mit jnen gen, ald si werd das leben darumb geben müßen, und wann si aber mit gange, so beschehe jr nichtz. Do habe si gesagt, er si das leben darumb gebe, wölle si er mit gan. Also haben si sy nachmals geholet und sye syder ye die gemelten Nächst mit gangen und sy müße es thun und thuge es aber vast ungeru. Si sye aber in Muter lyb dartzu verordnet worden, das si also mit gen maße, habe jr dieselb Fraw gesagt, und die Fraw, so si also gefürt habe, die sye

<sup>1)</sup> Das besitzte Aktenstück befindet sich in der Gubernialregistratur zu Innsbruck.

die oberst in den huffen allenthalben und si haïße Fraw Selga und sye Fraw Venus's Swöster und die wisse jr alles zu sagen, und gange das Volkh in dem Burser kilchspell an zway ort, die ain nacht an das ain, und die andre an das ander, und mußen also bußen, und gangen bos gaist och mit jnen, die si peinigen, und wann si aber an der ort ains kummen, so mußen die bosen gaist ain zyt von jnen wychen und dann so sagen jr die lieben selen, worumb si denn frage: das gut sye, damit jnen geholfen werden muge, und habe si den Luten nie anderst gesagt noch gehaissen, wann das si all musen und Spennen geben und guts thugenn und von Sunden lassen, und anderst habe si nie niemandt gesagt; vermaint och nit, das sy damit Unrecht thuge, die wyl si nur guts haist thun und si verhoffe zu gott, si gange mit kainen unredlichen sachen nit umb, dann also sye es jr gangen und sye das jro wesen, dann in den Fron Vasten, so mache das selb Volkh ain ding an, als ain Kessel, es sye aber kain Kessel, sondern ain fur, darinne werfe man die, so das Jar in Irem kilchspell sterben sollen, und die sehe si also darin werfen, als ob si lybhäftig do wären. Und uß dem selben sage si dann, die ald die werde sterben in der Zyt, och so muge sich der selben ains also haltenn und gott den Herrn anruffen und bitten, das jm sein leben volstrekt und verlengert werde. Und sye jn yedem Kilchspell ein besonder schar des Volkhs, so also gange und vyle und wüsse si nit anderst, dann es sye also von gott und syen das die liebenn selen, so also bußen und lyden mußen, und das si sage, thuge si den lieben selen zu gut, damit jnen geholfen werde, wie si es jr dan anzaigen. Dann des Bergewerchs halben habe si och gesagt, dann Fraw Selga habe jr gesagt, als si si darumb gefragt hab, das vil Bergkhwerech hie liege und es sye aber ain gab von Gott und wann man sich wol halte und gott diene und anrufe, so verlihe ers und lasse es an tag kommen.“

Ich übergehe das dem Mitgetheilten Folgende, weil es nicht mehr auf Selga Bezügliches enthält. Fassen wir das die geheimnissvolle Frau Betreffende kurz zusammen, so erhalten wir Folgendes: Frau Selga, die Schwester der Frau Venus, zieht um Fronfasten mit einem gespenstigen Volke um und bestimmt diejenigen, die binnen Jahresfrist sterben werden. Sie weiß Alles, um was sie befragt wird, und kennt die Stellen, wo edles Erz liegt. An zwei bestimmten Plätzen des Kirchspiels hält sie an Donnerstagen und Samstagen Zusammenkünfte. Selga ist allwissend und bezeichnet die dem Tode verfallenden Menschen. Sie ist gerade durch das letzte als Walküre oder Todesgöttin bezeichnet. Insofern sie die geheimen Schätze weiß, gebietet sie über Glücksgüter und kann durch Kundmachung oder Mittheilung derselben beglücken. Sie ist Schwester der Venus (Freia) und wohl, wenn wir auf ihr Ausfahren am Samstag Gewicht legen, Holda selbst, die gnädige, segenspendende, beglückende Göttin. Merkwürdig ist, daß wir die vielbesungene Sælda — denn daß Sælga die Stelle den nicht

mehr verstandenen Sælda vertritt, liegt auf der Hand — noch in so später Zeit im Glauben des Volkes finden. Die ihr von der Wahrsagerin zugeschriebenen Eigenschaften erinnern an die drei, welche der Frau Sælde in der Sage vom Wunderer (Etzels Hofhaltung 208) zugeschrieben werden.

I. V. ZINGERLE.

---

## ZU WERNHER VOM NIEDERRHEIN UND DEM WILDEN MANN. <sup>1)</sup>

---

3, 21. *hellen*] *helgen* oder *heilgen*.

4, 15. 16. *Ich wene ih'c i. malnes bigunde  
de ene anderes geramen konde.*

Diese dunkle Stelle scheint zunächst die Änderung von *i* in *im* zu verlangen und der Sinn wäre dann: (Lucas spricht) Ich wähne, Jesus selbst habe dem, der ihn anders treffen konnte, zu malen begonnen = beim malen geholfen. Für die einfache Ausdrucksweise des Dichters scheint mir aber diese Auslegung zu gezwungen und ich schlage lieber vor *nihein* für *ih'c i*.

10, 20. *runthen* scheint eher von *wunden*, vulnerare, als von *winden*, torquere herzuleiten, welches der Teuthonista als gleichbedeutend mit *quettzen* — *contunderè*, *concutere*, *allidere* angibt.

11, 26. *garzt* ist = *garst* = bitter. s. Teuthonista. p. 100.

15, 23. Wenn man sich genau an den Buchstaben halten will, so könnte man für *schuden*: *schunden* vermuthen. *sih schunden* in der Bedeutung: sich beeilen, sich aufmachen, die es hier haben muß, ist zwar bis jetzt weder im Ober- noch Niederdeutschen belegt, aber im altn. schwed. und dän., dann im ags. bedeuten die entsprechenden Formen eilen: altn. *at skunda*, dän. *skynde sig*, schwed. *skynda*, ags. *scyndan*.

16, 9. Unter dem Worte. *di*] *dat he*.

18, 13. *god undi herre*. vgl. Johann. 20, 28.

18, 26. lies *givith* = *gibit* st. *givich*. vgl. 22, 27. 47, 32. Die Verse 24—33 sind eine Zwischenrede des Dichters, auf ihn selbst und sein Seelenheil bezüglich, wie 34, 31—35, 3 und 46, 5.

19, 9. *irbalden*] *irkalden*.

24, 22. *suoziliche*] *fliziliche*. Dieser Vers ist Zwischensatz, und die zwei folgenden sind umzustellen:

---

<sup>1)</sup> Vgl. Germania I, 223 ff.

*Si sprach: hërre den dūch hān ich behalden,  
(wī flīziolīche ist he givalden)  
da godis antlīze ane steit.  
ich inlīez in nīt durch sīcherheit u. s. w.*

- 27, 4. *gihilt*] *givilt*, vgl. 24, 22.  
 28, 3. *vor im vliēn*.  
 28, 6. *gidilich ivaren*] *gedilīchi varen* s. Teuth. *ghedelik* = *weydelik* und ebendasselbst unter *abel*. Es ist das fränkische *gütlich*, Schmeller 2, 80. Wegen der Form vgl. 40, 22. 41, 2.  
 31, 13. *dī*] *dat*. vgl. 16, 9.  
 31, 14. *hin*] *in*.  
 32, 10. *manig swaz*] könnte man lesen *manigiu vaz?* *den* in 11 möchte sich dann freilich auf *scaz* in 9 beziehen.  
 33, 20. *dī is ime wīle gan*.  
 34, 34. *ummer*] *nimmer*.  
 36, 8. *dī* =] *der*.  
 37, 29. *mag dūrēn*.  
 41, 1. *hizze*] *zinze, zīnse*.  
 45, 19. 20. . . . *Maria, heil sistu,  
vol der gnādin bistu*.  
 51, 27. *unhele*] *wīli*.  
 53, 7. nach *quid* ist wohl *stemme* zu setzen.  
 56, 7. *vorsten*] *hōisten*.  
 59, 2. 3. Nach *gilīden* ist Komma zu setzen, und in 3 *von statt vor*.  
 60, 9—10. Ich vermuthe:  
     *dat der wurm durch sine sunde stach.  
    dī da virwundit was, he starf.*  
 Wie hier *swas* st. *was*, so steht in den Marienliedern (Haupts Zeitschrift Bd. 10) 49, 29. *beswisen* statt *bewisen*.  
 60, 61. *dī slange*] *de* oder *den hange* vgl. V. 31.  
 61, 31. welche Heilkraft hat man wohl im MA. dem *prasin* (πρασινος) beigelegt?  
 62, 30. *dan dat*] *den dōt*.  
 63, 21. *we*] *wēne*, vgl. 70, 9.  
 63, 22. *dī* zu tilgen.  
 65, 18. ein Eisen. *genit*] *gimeinit*.  
 65, 26. *weges*] *wīges* oder lieber *vanges*.  
 66, 17. *rw wit*] *nīt wesen*.  
 68, 6. *wīlsen*] *verslīzin*.  
 68, 32. *valch*] *vluch* oder *vluck* (flügge), so *striche* für *stricks*.  
 70, 1. *Dat he* — — — *slīzit*.

CONRAD HOFMANN.

## ZUM ROMANISCHEN ALEXANDERLIED.

V. 13. Man lese *etrit* für *estric*, dessen letzter Buchstabe in der Hds. wohl *t* vorstellen soll. *estrit* steht auch Leodeg. 10, Mahn Ged. 40, 2 und unser Gedicht zeigt nicht einmal im Perfect Verwandlung des auslautenden *t* nach betontem Vocal in *c*.

V. 24 *chest*, 35 *chel*. *ch* findet sich in dem vorliegenden Gedichte V. 13 und 58 in *chi*, V. 58 in *micha*, V. 88 in *mischin*, in all diesen Fällen unzweifelhaft mit gutturalem Laut, als Bezeichnung des sibilanten *c* gar nicht, auch an den palatalen Laut ist vor *e* nicht zu denken. Es bleibt somit für *chest* und *chel* als einzig mögliche die gutturale Aussprache des *ch*. Diese zwei Demonstrativa, zu sprechen *quest*, *quel*, entsprechend dem ital. *questo*, *quello*, stellen sich neben *aquest* und *aguel*, wie *cel* neben *aicel*, wie *quo* Choix 2, 136 oder *cho* Passion 84, 4 (nach Diez wäre dieses = *ço*) neben *aquo*, *ço* neben *aigo*. *chel* treffen wir auch Choix 2, 136: *Eva molt folect quar de queu frut manjet*, Mahn W. d. Tr. 1, S. 94, wo Peire d'Alverne singt: *cest vers sabra . . violar Andrics quel d'Alverne*, Bartsch Denkm. S. 109 *e quel serviretz tan*, 256 *dels santz de quela proensa* und *chest* ebenda S. 66 *a quest peccador . . . acaptatz perdo*.

V. 29. Folgende Stellen: Passion 47 *los sos sans ols dumques cubrirent*, *a colpeiar fellon lo presdrent*, Gir. de Ross. 930 *si combatram nos Karle pels plas erbos, tant que sera vencutz reis eveios*, 1497 *mas mal lo se pessava laire furtiers*, 2314 *qu'el m'a mon paire mort reis dissopdos* zeigen dasselbe Ausbleiben des bestimmten Artikels vor appositionalem Substantiv.

V. 30. *necum*, der Gebrauch der halben Negation (*necum* bedeutet *quemquam*) ist hier durch *mal* gerechtfertigt, das dem Satze den Character eines Verbotes gibt, wie *mar* LRois 31: *mar en auras nul marement*.

V. 41. An der Richtigkeit der von Hofmann vorgeschlagenen Besserung *sor* ist nicht zu zweifeln. *sor* als Casus obliq. findet sich schon frühe für *seror*, welche letztere Form auch das Altfranzösische oft mit der aus dem Nominativ gebildeten *sor* (sp., pg. *sor*, it. *suora*) vertauscht (*fiz de sa sor* Gorm. 325). Im Provenzalischen steht *sor* als Cas. obl. Gir. de Ross. 9, 1001, Rambaut d'Aurenga Mahn W. d. Tr. 1, S. 81, Bertr. de Born ebenda S. 300, Peire W. S. 249.

V. 45. *genuit* „erzeugte“ weiß ich sonst nirgends; es ist das um seines häufigen Gebrauchs in der Sprache der amtlichen Urkunden und der Kirche willen in seiner latein. Form in das Provenz. übergegangene lat. *genuit*. Es stellt sich seiner Geschichte nach neben das prov. und afz. *resurrexit* und

nach Bedeutung und Geschichte neben afz. *engenoi*, *engenuy*. Garin 2, 267, Aymery de Noirbone (Ph. Mouskes 1, S. CLXVI), welches Perfectum dann ein schwaches Partic. getrieben hat, Garin 2, 223, Ch. d'Antioche 1, 245.

V. 58 und 59. „Wenn ihn Etwas berührt, das irgend kränkt, schaut er so, wie ein Löwe, der gefangen ist,“ übersetze ich die mehrfach, auch schon von Lamprecht (wenn er die Verse unseres Gedichts hat übersetzen wollen) missverstandene Stelle. *leu* ist die aus *leo* ganz richtig gebildete Nominativform zu *leō* (leonem), die, wie es scheint, frühzeitig durch das unorganische *leos* verdrängt worden ist. *lupus* kann französ. zu *leus* werden, provenz. nur zu *lops*; wie aber das Flexions-*s* verschwindet, tritt auch im Französischen *p* im Auslaut wieder ein, *leup*, *lop*. *Leu* = lat. *leo* weiß ich zwar augenblicklich nicht zu belegen; indessen stimmt diese Erklärung zu den Lautgesetzen und gibt einen tadellosen Sinn.

V. 60 und 67. *saur* röthlich. Mahn W. d. Tr. 1, S. 243 *cabels que son lonc e saur que, per ma fe, sembleron d'aur* und S. 270 *pel saur ab color de robina* (Rost). Die Vergleichung der Farbe der Haare mit derjenigen von Fischen (genau genommen gibt die Satzconstruction unseres Dichters auch den Fischen Haare) kann nicht auffallen; man braucht nur an den Bücking zu denken, der seinen franz. Namen *hareng saur* oder *sauwet* doch vielleicht von seiner Farbe hat, wofür mir besonders die Diminutivbildung *sauwet* zu sprechen scheint (s. dagegen Diez Wb. 304). Der Kürze im Vergleich, welche wir hier und V. 62 und 63 finden (vgl. *un suon non albrimenti fatto che d'un vento, una larga mesa como de tinelo, mes piez fait ignels cume de cerf*) ist das Neuf Franz. kaum mehr fähig.

V. 71. Raynouard kennt *enforcar* nur in der Bedeutung des sp., pg. *enforcar*, it. *inforcare*, am Galgen aufknüpfen, wie es Ferabr. 2547, 3061 steht. Unser *beyn enforcad* bedeutet aber „wohl eingegabelt“, d. h. wohl zur Gabelgestalt eingeschnitten. Die Anschauung der Beine als Zinken einer Gabel schließt sich an ähnliche volksthümliche an, die den Benennungen von Körperteilen zu Grunde liegen, afz. *kachevel* Hinterkopf (*cacabellus*), *hanepier* Hirnschädel (v. *hanap*), s. Diez Wb. s. v. *gota*, *testa*, *pecuezo*, *cocca*, *budello*, *busto* etc. *forcadura*, afz. *forcheure*, *enforcheure* (nicht, wie Henschel meint, gleichbedeutend mit *fourcele*, der gabelförmig sich öffnenden Vertiefung unterhalb des Brustbeins) ist der Raum zwischen den Oberschenkeln, bei gut gebauten Männern *larga*, *grant* (*por le mius cevaucier* Rom. d'Alix. 105). Hieher gehört auch it. *inforcare*: *dovresti — i suoi arcioni*, Dante u. nfz. *enfurcher*.

V. 79. *semgleyr* ist gleichs. *singularius* (*singularis* wird zu *senglar*; fz. *sanglier* kann Jedem der Beiden entsprechen) und bedeutet „einzig“ wie das afz. *sangle*, s. Henschel s. v. und Marie de Fr. 1, 210 *Ele jut sor un lit en sa cemise sanglement*, und 1, 238 *de cendax sunt vestues tut songlement a lor cars nues*.

V. 92 und 93. Die Unterweisung, von der hier die Rede ist, ist wohl dieselbe, von welcher der Rom. d'Alix. 8 spricht: *apres çou li a dit I bon casticment: que ja sers de put aïre n'est entor lui sovent, quar maint home en sunt mort et livré à torment par losenge, par mordre, par enpouisonement.* Lamprecht übergeht diesen Punkt, wenn wir nicht unsre Stelle mit anderer Deutung und desshalb in andern Zusammenhang gebracht in seinen Worten Vers 241 finden wollen.

V. 94. *cubrir* auch ohne Reflexivpronomen in reflexiver Bedeutung, vgl. *tuit an cuevrent li val* alle Thäler bedecken sich damit, Ch. Sax. oft; ebenso ist afz. *taindre* gebraucht in der oft wiederkehrenden epischen Formel: *taint come charbon* (Ger. de Viane 140, 194, Haimonsk. 377, 625) *Quant l'antant Guiteclins, toz taint de maltalant* Ch. Sax. 1, 198, *claire* in: *clauo siei oilh* Gir. de Ross. 1192.

V. 95. *gent* an der Stelle des hdschrftl. *grant*, wie Hofmann will, wäre allerdings untadelhaft, doch wird das Letztere wohl zu behalten und als substantivisches Neutrum zu *ferir* zu ziehen sein; man vgl. Gir. de Ross. 3997 *trais son gan e, se F. no fos, dera m'en gran, 5819 tal lhi det en l'escut que tot lo lh fen, Gormond 94 si trest le brant de Coloneis, sur sun helme l'en dona treis, Ger. de Viane 137* (wo natürlich zu lesen ist:) *tel l'ause doney, Moniage Guill. 317 onques mais n' oï tel* (so etwas) und folgende Fälle mit weiblichem Adjectiv: Gormond 68 *sur sun escu li dona grande, Ch. d'Antioche 2, 261 de l'espee qu'il tint li a tele donee.*

V. 97. *altet* der Hds. ziehe ich dem etwas matten *altre*, das Hofmann vermuthet, vor; man kann es mit „hüsch hoch“, „beträchtlich hoch“ wiedergeben; denn daß das Suffix nicht unbedingt diminuiert zeigen Bildungen wie *suavet, solet* und A.

V. 98. *cabir* muß wie das afz. *chevir* bedeuten „zu Ende führen“, Rom. de la Manek. 6521 *la vierge que je 'priaï, par qui ma queste chevie ai, soit beneoite, playt cabir* also (ungefähr wie *plait adobar* Bartsch Denkm. S. 202 oder *parar un pleyto* Poem. d. Cid. 160) „einen Vertrag abschließen“. Sonst kommt *cabir* reflexiv und intransitiv vor in der Bedeutung „sich gut benehmen“. Mahn Biogr. XXXV: *non fo hom queis saubes cabir entrels barons, Bartsch Denkm. S. 102 com nos puecam cabir entrels avols els bos, S. 203 ne seras miels cabens* und im Partic. pass. „vollendet, vollkommen“, ebenda S. 117 *miels prezatz e milhs cabitz, S. 198 moler de sen cabida.* Vielleicht liegt immer „führen“ zu Grunde, *se cabir* sich aufführen, *milhs cabitz* besser behandelt, *de sen cabida* von Besonnenheit geleitet.

Man achte auf die Sorgsamkeit, die der Schreiber des Gedichtes in Beziehung auf die Flexion der Nomina an den Tag legt; es zeigt sich kein fehlerhaftes Setzen oder Weglassen des *s, hom, pare, altre, sol, leu* erscheinen ohne dasselbe, der Nomin. *Alexander* ist vom Casus obliq. *Alexandre*

unterschieden. In Beziehung auf die Conjugation hebe ich als eigenthümlich hervor:

1) Das tonlose *a*, welches an die Stelle des lat. *at* treten sollte, wird mehrmals zu *e* verflacht (dasselbe geschieht mit dem *a* der ersten Declin.).

2) Das lat. *et* und *it* hinterlässt oft *t* (*d*), das ein *b*, *v*, *c* am Schlusse des Stammes verdrängen kann, vgl. *dit* (*dicit*), *fet* (*fecit*) im Gir. de Ross.

3) Das lat. *uit* lässt weder in einem *g* oder *c*, noch in Umlaut eine Spur zurück (*ab* aus *habuit*).

4) Das lat. *nt* ist erhalten, wie in andern vor- und nachclassischen Denkmälern.

EMBRACH BEI ZÜRICH.

ADOLF TOBLER.

## OTTO VON TURNE.

In dem „Abrégé de la Généalogie des Libres Barons de la Tour-Châtillon, en Allemand Zum ou von Thurm und Gestellenburg, surnommés Zur-Lauben“ von dem General von Zurlauben, findet sich folgende Urkunde, welche er von dem Original abgeschrieben hat, das in dem Archiv von Seedorf, Kantons Ury aufbewahrt wird. Es hat die Copie des Generals nicht mit dem Original verglichen werden können, doch darf man wohl der Überzeugung sein, daß dieselbe richtig ist, denn Zurlauben hatte nicht nur große Übung im Lesen alter Urkunden, er war auch von einer gewissenhaften Genauigkeit, auf die man sich wohl verlassen darf. —

Die Urkunde selbst ist deshalb nicht ohne Interesse, weil sie die Muthmassung v. d. Hagens bestätigt, daß Otto von Turne aus dem Walliser Geschlecht derer von Turne stamme (vgl. Minnesinger 4, 291).

Allen denen, die disen brieff ansehen oder hörent lesen, künde ich Otto vom Tvrne Ritter, vnd vergihe vür mich vnd minen erben, daz ich daz guot ze Maggingen daz etzwen Heinrich Fatiols, von mir vnd von minen vordren, ze erbelene hatte, hen verkovft vnd ze kouffene geben recht und redlich vür recht eigen, den Gotdechtigen Fröwen der Sammunge von Oberndorff vnd iren nachkommen vmb sechzig phunt phenninge, genger vnd geber, das ich ouch gewert bin, vnd die in minem nutz komen sint, vnd Loben inen vür mich vnd minen erben desselben güttes ir rechten wer ze sinne, mit recht eigen an allen den stetten, daz ez inen oder ir nachomen notdurftig ist, vnd da ich ald min erben das dür recht tün sun, jch entzien mich ouch an diesem brieve vür mich vnd alle min erben aller der vordren vnd ansprach, die ich old dehein min erben iemmer an da-

selbe güt haben ald gewonnen möchten an geistlichem ald an weltlichem gerichte mit deheinen sachen. Vnd doch mit solicher bescheidenheit, daz si jerlich ze Sant Martistage vro Berchttten von Wintenberg, miner swester, geben sun ein ziger, sol sin vierzehen schilling wert, alle die wile, so si lebet vnd wenne Got über die gebutet vnd si von dirre werlt scheidet, daz denne die vorgehenden fröwen dasselbe güt haben sun lideklich, vnd sun weder mir noch minen erben nichtts gebunden sin, noch enheim miner swester erben, ane alle geverde. Har vber han ich Otte von Tvrne, der vorgehende Ritter, min ingesigel an disen offenen brief gehenkt ze einem vrkunde dirre sache. Der geben wart, do man zalte von Gottes gebürt drützezen hundert iar, darnach in dem zwei vnd zwentzigesten iare, an Sant Górrgen tage.

Zurlauben fügt seiner Abschrift noch Folgendes hinzu: „Au bas de cet acte pend attaché à un ligament de parchemin un sceau rond de cire blanche autour du quel on lit:

† S . . . . . S. DE TVR . . .

au milieu du sceau on voit écusson couché qui a une tour crénelée et qui est surmonté d'un bonnet à trois pointes. Ce sont les armes des Barons de Thurn et Gestelenburg en Valais.“

Wir bemerken noch, daß Maggingen jetzt Meyringen, und Oberndorf jetzt Seedorf heißt.

Die Handschrift, aus welcher die obige Urkunde entnommen, ist im Besitz des Herrn Hauptmanns Dagobert Schumacher in Luzern, eines Urenkels des Generals von Zurlauben.

AARAU.

HEINRICH KURZ.

---

## NACHTRAG ZU LAUREMBERG.

---

Auf der Berliner bibliothek findet sich: Erneuerte und vermehrte lustige gesellschaft, comes facundus in via pro vehiculo, allen reisenden auch in gesellschaft anwesenden herren und freunden zu ehren und lust aus vielen andern büchern zusammengesuchet und auf begehren ausgeben von Johanne Petro de Memel. jetzo aber mit vielen historien verbessert und mit etlichen kupferstücken gezieret. gedruckt zu Zippelzerbst im Drümbling im jahr 1657. 497 seiten in 12.

Zippelzerbst, d. i. Zwiebelzerbst meint, nach Mannerts geogr. lexicon, das städtchen Zörbig zwischen Leipzig und Cöthen, den geburtsort des berühmten Joh. Jac. Reiske. ob sich der Drümbling bis dahin erstrecke, ist

mir unbekannt. diese ausgabe von 1657 gibt sich als wiederholte und GÜdekes grundrisz s. 513 führt auch eine vorausgehende von 1656, ein spätere von 1695 an.

Güdeke weist zurück auf den bekannten, aus Memel gebürtigen Simon Dach s. 460, von welchem ein ähnliches büchlein unter dem titel: kurzweiliger zeitvertreiber ohne ort 1668. 1678 u. s. w. erschien, dessen vorrede Chasmino unterzeichnet ist. dieser name ist ein anagramm von Simon Dach, doch war Dach bereits 1659 todt, und auf dem titel wenigstens der zweiten ausgabe nennt sich als herausgeber C. A. M. von W., und die buchstaben C. A. M. klingen wieder an ChAsMindo. diese namensverstellungen waren damals üblich. Petrus de Memel wäre freilich auf Dachs geburtsort gerecht, nicht Petrus, man müste denn an Simon Petrus denken wollen, und obgleich beide sammlungen nach demselben plan eingerichtet und ausgestattet sind, beide ihrem vortrag oft unanständiger, schlüpfriger geschichten viele gedichte einstreuen, so rühren sie doch schwerlich von demselben verfasser her. die lustige gesellschaft geht dem zeitvertreiber, wenigstens dessen redaction um zwölf jahre voraus.

Beide sammlungen sind aber auf thüringischem oder niederdeutschem boden entsprungen und enthalten viel niederdeutsche stellen. die lustige gesellschaft liefert 1220, oft ganz kurze stücke. 91. 130. 171. 334. 367 erzählen aus dem jahr 1632. 1634. 1636. 1646. 1649. eine neue ausgabe Logaus hätte auf 820—954 bedacht zu nehmen, so viel ich nachgeschlagen habe sind 787. 794. 903 sicher aus Logau herrührend, der bekanntlich zuerst 1638 und 1654 im druck erschien. manche der 820—954 enthaltenen stücke lassen sich aber so logauisch an, daz sie, wenn auch nicht in sein werk eingegangen, ihm beigelegt werden könnten.

Was mich vor allem anzog, es finden sich auch einzelne der im anhang zu Laurembergs scherzgedichten oder in den von mir ausgezogenen poetischen lustgedanken vorkommenden gedichte, und zwar unter 685:

god betert düsse werlt de wert jo länger jo schlimmer.

mit der überschrift: Corydons klage über die jetzige verkehrte welt u. s. w. unter 686:

help got, wo geit it to, wat is dar all so kaken,

überschrieben: schäftige Marta dat is entfoldige beschriving, wo it mit dem honnichsöten frien vör un bi der köst togeit, in der fedder gefatet un upgedrückt durch Jeckel van Achtern, herr up Lik.

unter 687 der bescherzte und beschimpfte bockesbentel, hochdeutsch mit den eingewebten platten stellen.

unter 688 poetisch scherzgedicht auf die jetzigen närrischen complemen-ten und französische kleidertracht, hochdeutsch und anhebend:

man siht herr bräutigam, nicht hilft das grosze prangen,

zusammen 172 verse, worunter sechs plattdeutsche, alles aber ganz verschieden von dem zweiten laurembergischen gedicht. unter 716:

wie man eine küssen soll,

wiederum die flemingischen verse in ungenauer, lückenhafter aufzeichnung.

unter 987 ein kurzzeitiges gespräch von dem winter, niederdeutsch:

Hinrich, böte wat in, et frust,

in de kulle is wenig lust,

lat en erlich für in leggen,

da men weet von na to seggen u. s. w.

108 verse mit anspielung auf Alster, Elbe und Harburg, offenbar in Hamburg verfasst.

unter 990 ein gedicht von dem Hamburger schwarzen und Braunschweiger weisen mummerlaken, hochdeutsch:

mein herr, ich weisz es ihm nicht füglich abzuschlagen

was er begehrend ist u. s. w.

zusammen 96 verse.

Thunlich sein wird es nun nicht, diese verschiedenen gedichte auf denselben verfasser zu bringen; man sollte sich vorstellen, dasz sie zuerst auf einzelnen blättern gedruckt und allmählich in sammlungen aufgenommen worden wären. vielleicht lassen sich solche einzeldrucke noch auffinden und daraus genauere schlüsse über ihren ursprung ziehen. auch die abweichende mundart der einzelnen gedichte wäre sorgfältig zu prüfen, auf allen fall bezeugen sie noch die rührigkeit und das vermögen der niederdeutschen sprache im siebzehnten jahrhundert. die verschiedenheit des gedichts über die kleidertracht von dem laurembergischen ist auffallend. Doch die in der zugabe oder im anhang der vier scherzgedichte enthaltenen stücke müssen, wie nunmehr erhellt, schon 1654 oder früher im umlauf gewesen sein, ganz wie ich vermutete. der name Jeckel von Achtern herr auf Lik ist, wie Corydon, ein versteckter, ersonnener, wie sich auch im Peter von Memel und Chasmino der wahre urheber barg. sogar in Jeckel und Lik könnte Johann Lauremberg liegen, wie in Hans Wilmsen L. Bost. ein Hans Lauremberg von Rostock lag, es ist besser das L auf seinen namen zu beziehen, als darin, wie ich vorher that, licentiat zu suchen.

Dessen alles ungeachtet steigen mir wieder starke zweifel auf, ob dem Soröer professor die gedichte des anhangs und die hochdeutschen der lustgedanken wirklich gehören. der bescherzte loksbeutel, wie ich von Lappenberg höre, wurde schon 1640 als hamburgisches hochzeitgedicht gedruckt, so wie auch das von complementen und kleidertracht. 'de verdorvene werlt' sei aber zuerst 1689 gedruckt worden, und dann müste sowol der anhang zu den scherzgedichten als die lustgedanken erst zwischen 1690—1700 gesammelt sein. in diesen dichtungen erschiene manches noch poetischer und

lebendiger als in den sicher laurembergischen scherzgedichten und die niedersächsische sprache ganz in ihrem vorthail; damals standen ihr noch rüstige federn zu gebot.

Bemerkt sei noch, dasz Alb. Bartholin s. 75 nicht den titel scherzgedichte hat, sondern *Satyræ Hafniæ* 1648 und *Jocoseria* *ibid.* s. a., unter welchen beiden auch zweierlei niederdeutsche gedichte gemeint sein können. lateinisch wird Lauremberg solche gegenstände nie behandelt haben, *jocoseria* geht zunächst auf die scherzgedichte.

JACOB GRIMM.

---

## S I H O R A.

---

Daß *Sihora* ein gothisches oder vandalisches Wort sei, mit der Bedeutung *dominus*, wird nirgends bezweifelt. Man sehe z. B. Grimm, *Mythologie* S. 24 und 122, Dieffenbach, *goth. Wörterbuch*, Bouterwek, *angelsächsisches Glossar* unter *sigora* u. s. w. In der That aber ist ein solches Wort nicht vorhanden.

In den ältern Ausgaben der Werke Augustins wird in der *epistola* 178 eine barbarische Formel *Sihora armen* angeführt und mit *domine miserere* übersetzt. Die Benedictiner, die zuerst kritisch verfahren, nahmen die *Epistel* nicht in die Werke des Bischoffs von Hippo auf, sondern ließen die *altercatio cum Pascentio* im Anhang des zweiten Bandes S. 39—44 unter den unechten Schriften abdrucken. Sie schreiben sie dem *Vigilius* von Tapsus zu, der zu Ende des fünften Jahrhunderts ähnliche Werke verfasste. Die barbarischen Worte lassen sie zwar im Text unverändert, bemerken aber in der Note, daß sie in den Handschriften ganz anders lauten, nämlich *Shroia armen*, *Kuroia armes* und *Fhrota armes*. Danach ist nicht zu bezweifeln, daß *Frója armés* hergestellt werden muß. Dieß ist vollkommen richtiges Gothisch, wobei lehrreich ist, daß *þ* für *au*, und *ǣ* für *ai* steht; denn bei *Ulfilas* wären die Worte *frauja armais* geschrieben. Der *Conjunctiv armais* statt des *Imperativs armai* ist ganz in der Ordnung, und findet sich ebenso bei *Ulfilas*. Die ganze Stelle ist folgende: *Si enim licet dicere, non solum Barbaris lingua sua, sed etiam Romanis Frója armés, quod interpretatur Domine miserere, cur non liceret in conciliis patrum in ipsu terra Græcorum lingua propria ὁμοίσιον confiteri?* Auch folgende Stelle ist nicht ohne Wichtigkeit: *Sciendum est, Amen et Hallehja, quod nec Latino nec Barburo licet in suam linguam transferre, Hebræo cunctas gentes vocabulo decantare.* *Amen* hat *Ulfilas* wirklich beibehalten, ohne Zweifel also auch *Hallehja*.

Die Stelle nachzuschlagen wurde ich veranlasst durch des sehr gelehrten Genfers Guillaume Favre *Mélanges d'histoire littéraire* (Genève, 1856) 2, 193, wo bereits im Wesentlichen das Richtige bemerkt ist. Favre fügt bei, es seien diese Worte das Kriegsgeschrei der Gothen gewesen. Dazu verweist er auf Snor-Sturles. *Heimskring*. t. 2, p. 419. Ich kann die gemeinte Stelle nicht finden. Bekanntlich war das Kriegsgeschrei der Deutschen *Kyrie eleison*, worüber die Zeugnisse am vollständigsten gesammelt sind in Hoffmanns Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit, 2. Ausg., 1, 17.

ADOLF HOLTZMANN.

## ALBERIC VON BESANZON.

VON

KARL BARTSCH.

Holtzmann hat in dieser Zeitschrift (2, 29) die Behauptung aufgestellt, daß es nie ein romanisches Gedicht Daniel von Blumenthal gegeben habe; die Angabe einer romanischen Quelle sei nur Erfindung des Strickers, der damit seinem Gedichte größere Glaubwürdigkeit habe verleihen wollen. Die Übereinstimmung des Einganges vom Alexander und vom Daniel ist zwar keinen Augenblick zu verkennen, ebensowenig daß der Stricker hier Lamprecht nachgeahmt und nur nach Art seiner Bearbeitung des Rolandsliedes die unreinen Reime des zwölften Jahrhunderts in genaue des dreizehnten umgereimt hat. Doch mit diesem Beweise ist die Existenz eines romanischen Originals für den Daniel noch nicht bestritten. Für Holtzmann, der den ganzen Stoff für eine Erfindung des Strickers hält, spräche der auffallende Mangel an Eigennamen, den ich schon in der Einleitung zum Karl S. XXXV bemerkt hatte. Allein eine nähere Betrachtung der Namen wird zeigen, daß sie meist nur Übertragung aus dem Romanischen sind. Der Hauptgrund aber diese beiden Gedichte, Daniel und Alexander, nicht einem Verfasser zuzuschreiben, liegt in der großen Verschiedenheit beider Werke, die beim ersten Blicke in die Augen fällt. Während im Alexander Alles lebensvoll und warm ist, enthält der Daniel eine dürftige Erzählung ohne Interesse und Spannung, eine Reihe von Abenteuern und Kämpfen, welche letztere indes noch das Beste der Darstellung enthalten. Wie die romanische Quelle für den Daniel von Blumenthal beschaffen gewesen, können wir nicht vermuthen, aber wahrscheinlich war sie so elend und dürftig als

die der meisten Dichtungen dieses Sagenkreises. Im einzelnen beweist die Vergleichung beider Gedichte wenig, doch ist in den Schlachtschilderungen, trotzdem daß wir von der ursprünglichen Beschaffenheit der Originale bei zwei so verschiedenen Geistern wie Lamprecht und der Stricker sind, uns kaum eine Vorstellung machen können, eine gewisse Ähnlichkeit zu erkennen, die durch Strickers Bekanntschaft mit Lamprecht zu erklären ist. Wie es im Daniel heißt, daß die Rosse im Blute bis an die Kniee waten, ebenso wird im Alexander, 1990 Weism., gesagt

*unze di heledē gūte  
wuoten in den blūte  
vaste biz an di knē.*

Auch sonst zeigen sich einzelne Übereinstimmungen. Im Daniel wird von einem Ritter erzählt, der unter dem Halsberg eine in eines Wurmes Blute gebeizte Haut getragen (s. meine Ausgabe des Karl, S. XX); ähnlich heißt es im Alexander 1146

*gebeizet was sīn brunje  
in eines wurmes blūte.*

Größere Übereinstimmung würde, wenn die provenzalischen Originale erhalten wären, vielleicht die Sprache zeigen; darüber freilich können wir gar nichts sagen.

Das provenzalische Original des Daniel wird, ebenso wie das deutsche Gedicht, das nur von einem Zeitgenossen (Rudolf von Ems) und einem Späteren (Meister Alswert) erwähnt wird, keinen Beifall gefunden haben und mag daher nicht sehr verbreitet gewesen sein. Unter den zahlreichen Anspielungen auf epische Stoffe, die sich in den Liedern der Troubadours finden, ist mir nur eine einzige vorgekommen, die sich vielleicht auf das Gedicht bezieht. In der Unterweisung Guirauts von Cabreira für den Spielmann Cabra (in meinen provenzalischen Denkmälern 91, 28) heißt es

*ni de Saurel  
non saps gel pel  
ni de Valflor ni de Merlon.*

Die Zusammenstellung mit Merlin, also gleichfalls einem britischen Stoffe, macht die Anspielung auf Daniel von Blumenthal nicht unwahrscheinlich. Guiraut von Cabreira lebte nicht, wie Millot meint und wie Diez schon berichtet, unter Peter III. von Aragonien, sondern gehört dem 12. Jahrhundert an, da Guiraut von Calanson, aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, in seiner Unterweisung für den Spielmann Fadet ihn als seinen Vorgänger bezeichnet; s. meine provenz. Denkmäler 94, 13. Er wird in dem Leben Bertrams von Born bei Gelegenheit eines Sirventes, das im Jahre 1192 gedichtet ist (Diez, Leben und Werke der Troub. S. 228) erwähnt; Mahn, Werke der Troub. I, 240. 304. Auch in einer Urkunde vom Jahre 1209

kommt ein Guiraldus de Cabrera vor, der wahrscheinlich identisch mit dem Dichter ist: Hist. de Languedoc t. III. preuves 218. Wenn die Stelle bei Guiraut von Cabreira sich wirklich auf den Daniel von Blumenthal bezieht, so folgt daraus, daß das Gedicht in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts schon vorhanden und noch nicht vergessen war. Eine zweite Stelle aus Peire Vidals Liedern, die zwar keine Beziehung auf den Daniel hat, will ich deswegen hersetzen, weil sie eine ähnliche Allegorie verräth wie die im Daniel gebrauchten Namen. Peire Vidal 12, 37 meiner Ausgabe sagt von seiner Dame

*que faç e dig e parvensa  
a de Monbel e d'Argensa  
e de Monrozier color  
e sa cambr' es de Valflor.*

Daniels de Valflor also wird der Name des provenzalischen Helden gelautet haben. Ich habe von dem deutschen Gedichte eine Übersicht des Inhaltes in der Einleitung zu Strickers Karl (S. VIII—XXXIV) gegeben. An diese anknüpfend wollen wir zunächst die Namen, die in dem Gedichte vorkommen, betrachten. Unter den Rittern, die zur Tafelrunde gehören, werden neben den gewöhnlichen Haupthelden aller Artusromane, Gawein, Iwein, Parcival (IX) Lancelot und Erec (XIII) einige genannt, die sonst in den Artusromanen nicht vorkommen. Twimant von Gereit könnte derselbe sein, den Bertram de Paris, ein Dichter des 12. Jahrhunderts (s. meine provenzal. Denkm. 86, 21) Gairaudu nennt.

*Ni ges non cug que sapiatz d'Ivan  
qui fol premier c'adomesjet auzel,  
de Gairaudu no sabetz tan ni can,*

wo also auch vorher von einem andern Helden des Artuskreises die Rede ist. Die übrigen der aufgeführten Ritter weiß ich nicht nachzuweisen, aber schon das Vorkommen ihrer Namen deutet auf das Vorhandensein mancher uns verlorenen Artusromane, die ihre Abenteuer behandelten. In Bezug auf den Namen Belamis, der später (Einleitung zum Karl S. XXVII) ein Herzog genannt wird, bemerke ich nur, daß die provenzalische Form allerdings Belamics lauten müßte, daß aber die Form *amis* für *amics* bei den Troubadours der besten Zeit schon vorkommt. So bei Bernart von Ventadorn im Reime auf *Helis lis pais* etc. Mahn, Werke der Troub. 1, 18; bei Peire von Auvergne *amis: tramis: conquis*, Mahn 1, 91; bei Peire Vidal Mahn 1, 221. Mahn, Gedichte der Troub. Nr. 19; bei Raimbaut von Vaqueiras, Mahn 1, 361; bei Guiraut von Borneil, Mahn, Gedichte der Troub. Nr. 192; beim Mönch von Montaudon (Ms.), und ebenso *enemis* für *enemica* bei Pons de la Garda, Raynouard 3, 266; bei Arnaut von Maroil, Mahn 1, 184.

Im Daniel wird ferner der König *Matur von Cläse* genannt. Der

Name *Matúr* (so zu betonen, nicht *Mátur*, worauf der Reim *Matter: vatter* bei Meister Altswert führen könnte) lautet provenzalisch *Madur* (der Reife), ist also ebenfalls allegorisch, wie fast alle in dem Gedichte vorkommenden, wie der Name des Helden selbst. Sein Land heißt *Cluse*, provenz. *clusa*, *cluza*, nämlich *terra*, verschlossenes Land. Dazu stimmt die Beschreibung, die der Riese gibt, das Land sei durch ein Thor verschlossen, nur die Vögel können hinein fliegen (Einleitung X). Die darin lebende Vogelart, *babidn* genannt, die meines Wissens sonst nirgends erwähnt wird, weiß ich aus dem Provenzalischen nicht zu erklären. Eine Hauptrolle spielt die Tochter des Herzogs vom trüben Berge. Der provenzalische Name lautete jedenfalls *Montescur*, wie das Gegentheil *Monclar* (Parnasse Occitan. 257. Mahn, Gedichte der Troub. Nr. 160). Die Troubadours lieben allegorische Zusammensetzungen mit *Mon*, vgl. in der oben angeführten Stelle Peire Vidals *Monbel*, *Monrozier*, und bei demselben Dichter 29, 48 *Monjai* und 29, 42 *Montamat*. Im Roman de Jaufré (Lexique roman I, 159<sup>b</sup>) wird ein Schloß Namens *Monbrun* erwähnt. Der Bauchlose, ein missgestaltetes Ungeheuer (Einleitung XV) könnte im Provenzalischen den Namen *Ses-Ventre* oder *Ses-Cors* führen, wie *Na Ses-Merce* 'Frau Gnadenlos' als allegorische Bezeichnung einer Dame vorkommt (in meinen prov. Denkmälern I, 1) und *Na Cors Covinen* 'Frau Holder Leib' (Diez, altroman. Sprachdenkmale S. 119) in einer anonymen Balade. Zwei andere Namen, der Graf von der grünen Aue (provenz. *coms de Vertprat*, wie *Belprat*, *Beaupré*?) und der vom lichten Brunnen (*coms de la Fossa-clara*?) gehören zu den allegorischen, deren wir schon mehrere besprochen haben. Von Eigennamen wird noch genannt die Königin *Danise* (Einleitung XXX), die Gemahlin des König Matur. Wie *Danis* oder *Dauvis* die gewöhnliche Form für *Dionisius* ist (zwar kommt auch *Dionisi* vor, s. meine prov. Denkm. 61, 11, aber in einem gelehrten Gedichte, das den Namen unmittelbar aus dem Lateinischen entnommen hat), so entspricht *Danisa* dem lateinischen *Dionysia*. *Santinosa*, die Jungfrau von der grünen Aue, ist Femininum von *sentinos*, *sentinoza*, und dies ist von *sentina* herzu-leiten. Daniels Vater wird der König Madagran genannt, provenz. wohl *Matagran*, ähnlich gebildet wie *Mataplana* und durch 'Tüdteviel' zu über-setzen.

Wie die Namen des Gedichtes, so scheint der Inhalt ebenfalls Süd-frankreich anzugehören. Daniel von Blumenthal wird unter den übrigen Helden der Tafelrunde in keinem Gedichte erwähnt, ebensowenig einer der Haupthelden des Gedichtes. Artus ist zwar in gewissem Sinne Mittelpunkt des Ganzen, aber die Ritter seiner Tafelrunde spielen eine sehr unbedeutende Rolle. An Artus Stelle könnte ebensogut jeder andere Name gesetzt sein, da Nichts, was das Leben in Karidol charakterisiert, in dem Gedichte vorkommt, das überhaupt, wie ich schon zum Karl (Einleit. XXX) bemerkte, in wesentlichen Stücken von den übrigen Artusromanen abweicht. Es findet

sich in dem ganzen Gedichte kein einziges Liebesabenteuer, die doch sonst den Mittelpunkt der höfischen Gedichte bilden, und die Vermählungen am Schlusse scheinen nur gemacht, um eben einen Schluss zu finden. Mir ist es daher nicht unwahrscheinlich, daß der Stoff ursprünglich mit dem Artus-sagenkreise gar nichts zu thun hatte. Eine andere Frage ist nun freilich, ob der Dichter den ganzen Stoff erfunden, oder ob er sagenhafte Elemente, die in Südfrankreich heimisch waren, benutzte. Ich glaube das letztere annehmen zu dürfen. Ich habe schon (a. a. O. XXXIV) darauf hingedeutet, daß sich im Daniel von Blumenthal mehrere Beziehungen auf antike Sagen finden: das Haupt der Medusa, der Gesang der Sirenen, die Zauberkünste der Circe. Auch Berührungen mit der Erzählung von Polyphem glaubte ich zu erkennen; daß der Riese das Bergthor durch einen mächtigen Stein verschließt, erinnert ebenfalls an Polyphem. In Südfrankreich mögen von jeher die griechischen Sagen eine weitere Verbreitung gefunden haben und populärer gewesen sein, als in Nordfrankreich oder in Deutschland. Die homerischen Lieder, die die auswandernden Ionier nach Massilia mitbrachten, wurden ihrem Inhalt nach Volkseigenthum, und es bedurfte nicht erst der gelehrten Vermittlung, um die Vulgarpoesie mit diesen Stoffen bekannt zu machen. Gerade die homerischen Sagen sind es ja, an die unser Daniel erinnert. Wir finden nirgends so viele Beziehungen auf antike Stoffe als gerade bei den Troubadours. Sie beherrschten nächst den nationalen Sagen zum größten Theil die epische Poesie in Südfrankreich und halten den Artusromanen ziemlich die Wage. Ob nun der Dichter nur antike Sagenerinnerungen benutzte und in seine selbst erfundene Geschichte verwebte oder ob er einen auf antiken Elementen beruhenden Stoff nur auf ein anderes Gebiet übertrug, um dem Geschmack der neuen Zeit zu huldigen, ist eine Frage, die wir um so weniger beantworten können, als wir nicht im Stande sind, die Zuthaten des Stricker von seinem Vorbilde zu unterscheiden.

Ungleich wichtiger und interessanter ist das wirklich Alberic gehörende Werk, der Alexander. Der lange Streit über die Quelle unseres Lamprecht ist nun geschlichtet. Die Vermuthung, die früher ausgesprochen ward, es sei Lamprecht selbst nur die verdeutschte Form des französischen Lambert und mithin nicht der Name des deutschen Bearbeiters, der sich gar nicht nenne, muß natürlich nun von selbst fallen. Auch das etwas übertriebene Lob, das Gervinus dem deutschen Dichter spendet, wird nun vermindert, da, so weit das kurze Fragment darüber urtheilen lässt, die besten und eigenthümlichen Züge bereits im romanischen Original sich vorfanden. So gleich im Eingange die Erzählung von Alexanders Abstammung, die Lamprecht abweichend von den übrigen Bearbeitungen der Alexandersage nicht von dem trügerischen Gaukler Nectanebus, sondern von einem Könige herleitet. Diesen Zug hat schon Alberic und er ist es also, der von edlem Gefühl für

die Würde seines Helden durchdrungen gegen die Ansicht anderer Dichter polemisiert. Seine Worte

*Dicunt alquant estrobatour,  
quel reys fud filz d'encantatour.  
mentent fellon losengetour;  
mal en credreyz nec un de lour,*

scheinen anzudeuten, daß es schon vor Alberic provenzalische Bearbeitungen der Alexandersage gab, die in diesem Punkte von Alberic abwichen. Wirklich findet sich schon im 12. Jahrhundert, bei Bertran de Paris von Rovergue, der eine Unterweisung für einen Spielmann Guordo dichtete, eine Beziehung, welche das Vorhandensein anderer Bearbeitungen der Alexandersage bei den Provenzalen beweist. Er sagt (provenz. Denkmäler 87, 9 ff.)

*ni no sabetz d'Aripodes l'efan,  
quil det lo colp sul pe ab lo cotel,  
ni del bon rey Neptanabus prezan,  
per que laissat sos homes ses capdel.*

Diese zweite Bearbeitung der Sage schöpfte mithin aus Pseudo-Callisthenes, bei welchem bekanntlich der ägyptische König Nectanebus, als er beim Herannahen der Feinde sein Verderben voraussieht, heimlich entflieht, nach Macedonien kommt und dort Alexanders Vater wird.

Ich stelle hier die Anspielungen auf die Alexandersage, die sich in provenzalischen Gedichten finden, zusammen, zuerst diejenigen Stellen, die im Allgemeinen von Alexander handeln. Aus dem 12. Jahrhundert Guiraut von Cabreira (Bartsch, prov. Denkmäler 92, 11)

*ni del bon rei  
non sabs qes fei  
d'Alixandre fil Felipon,*

in Übereinstimmung mit Alberics Erzählung von Alexanders Abstammung. Peire Vidal 19, 11 meiner Ausgabe

*E s'eu podi' acabar  
so que m'a fait comensar  
mos sobresforcius talens,  
Alixandres fo niens  
contra qu'eu seria.*

Aus dem 13. Jahrhundert, im Roman Flamenca (lexique roman 1, 10)

*l'autre contava d'Apolloine  
com si retenc Tyr [d]e Sidoine,  
l'us contet del rei Alexandri.*

Apollonius und Alexander kommen häufig unmittelbar nebeneinander vor, so in dem Gedichte Guirauts von Cabreira, und in vielen Handschriften der lateinischen Bearbeitung. Wenn die Erwähnung des Apollonius bei Lam-

precht, 1248 ff. Weism., auch bei Alberic vorkam, so gab es schon sehr frühe eine provenzalische Bearbeitung dieses Stoffes.

Von Alexanders Eigenschaften rühmen die provenzalischen Dichter seine Weisheit; so spricht in einem allegorischen Gedichte 'der Palast der Weisheit' die Weisheit zum Grafen von Foix (Bartsch, provenz. Denkmäler 63, 6)

*Alixandre cum recito las gestas  
obtene per nos et Karles sas conquestas.*

Seine Kenntnisse, denen seine Siege zugeschrieben werden, lobt eine unten anzuführende Stelle einer Tenzone. Alexanders Muth hebt Serveri de Gironne (im 13. Jahrhundert) hervor, indem er ihn mit Olivier und Roland zusammenstellt (lexique roman 1, 480)

*el nostre reys cor ab mais d'ardimen  
qu' Alixandres, Oliviers ni Rotlans,  
qu' ab pauc dels sieus es fortz otrals pus grans.*

Seiner Macht gedenkt Arnaut Daniel (12. Jahrhundert.) in einer ungedruckten Canzone,

*qu'eu no volh ges, quan pens sas grans valors,  
esser ses leis on plus valc Alixandres.*

Auf Alexanders Eroberungen spielt Raimbaut von Vaqueiras (13. Jahrhundert. Anfang) an, indem er sagt (Mahn, Werke d. Troub. 1, 378)

*Anc Alixandres no fetz cors  
ni Karles nil reys Lodoicx  
tant honrat, nil coms nAimericx  
ni Rotlans ab sos ponhedors  
no saubron tan gent conquerer  
tan ric emperi per aver  
cum nos . . .*

Ebenso ein ungenannter Dichter (Paris. Hs. suppl. franç. 683. 8<sup>o</sup>.) in einer Strophe, worin er die ausgezeichnetsten Männer zusammenstellt,

*Alexandris fon lo plus conquerens  
e lo plus larcs de nostres ancessors,  
e Tristans fo de totz los amadors  
lo plus lejals e fes mais d'ardimens,  
et Ectors fon lo melher ses falkensa  
de cavaliers en fatz et en parvensa,  
el plus cortes Galvans totas sazos  
el plus savis fon lo reis Salamos.*

Hier ist zugleich Alexanders Freigebigkeit hervorgehoben. Diese Eigenschaft, die den 'gehrenden' an Fürsten die liebe sein musste, wird daher auch am öftersten gerühmt. So sagt Raimbaut von Vaqueiras (Mahn 1, 383)

*Alexandres vos laissez son donar  
et ardimen Rotlans elh dotze par  
el pros Berartz domney e gent parlar.*

In dem Klagelied auf Richards Löwenherz Tod (1199) sagt Gaucelm Faidit 45, 10 meiner demnächst erscheinenden Ausgabe,

*Mortz es lo reis, e son passat mil an,  
qu'anc tan pros hom no fo ni nol vi res  
ni jamais hom non er del seu semblan,  
tan larcs, tan pros, tant arditz, tals donaire;  
qu'Alixandres lo reis, qui venquet Daire,  
no cre que tan dones ni tan mezes,  
ni anc Carles ni Artus tan valgues . . .*

Aimeric von Pegulhan 36, 10 sagt ebenfalls in einem Klageliede, auf Wilhelm von Malespina,

*De bos mestiers el mon par no li sai,  
qu'anc no fo tan larcs segon mon parer  
Alexandres de manjar ni d'aver,  
ni ges Gavains d'armas plus no valia  
ni no saup tant Ivans de cortezia,  
nis mes Tristans d'amor en tant assai.*

Guillem Fabre, Bürger aus Narbonne, im 13. Jahrhundert, sagt (Raynouard 5, 196)

*Anc non crec de pretz ni d'onor  
Alexandres, segon qu'aug dir,  
per trop tener thesaur en tor,  
mas quar volc ben dar e partir  
lo sieu de gran coratge,  
don totz homs fazi' abrivatz  
e voluntiers totz sos mandatz,  
mostran manh vassalatge,  
quar qui ben fes bes l'era datz,  
per quel mons fon sieus conquistatz.*

Heinrich Graf von Rhodéz (Ende des 13. Jahrh.) sagt in einer Tenzone mit Guiraut Riquier (Mahn, Werke d. Troub. 4, 238), worin dieser ihm die Wahl zwischen Weisheit, Ritterthum und Freigebigkeit gibt, indem er sich für letztere erklärt:

*Guirant Riquier, a mi ven d'agradatje  
que prendals dos; qu'Alissandris avia  
per sos grans dos mes sotz son senhoratje  
aquest mon mays que per cavalaria  
ni per sabers . . . .*

Darauf bezieht sich auch eine anonyme Strophe in einer provenzalischen Handschrift der Bibliothek Chigi, wovon ich nur die erste Zeile angeben kann:

*Senher Marco, Alexandres per dar.*

Nehmen wir nun nach diesen mehr Alexanders Charakter bezeichnenden Stellen diejenigen, die direkteren Bezug auf seine Geschichte haben, so sind zunächst die Darius betreffenden Anspielungen hervorzuheben. Seiner Macht gedenkt Guiraut Riquier 91, 27 (ed. Pfaff):

*car yel pretz  
mai que ses grat aver lo poder Dari.*

Peire Guillem (Ende des 13. Jahrh.) sagt in einer allegorischen Erzählung, die fälschlich dem viel ältern Peire Vidal zugeschrieben wird (Mahn 1, 243)

*car tot lo tesaur del rei Daire  
valo doas peiras quei so.*

Alexanders Kriege mit Darius berührt die schon erwähnte Stelle aus Gaucelm Faidit, ebenso Peire Vidal 35, 16:

*e pois val pauc rics hom, quan pert sa gen,  
qu'a Dairel rei de Persa fo parven.*

Darius Tod wird ebenfalls in zwei Stellen erwähnt. Guirant von Cabreira (provenz. Denk. 22, 17) sagt:

*de Daire Ros  
qe fon tan pros  
ges defendet de traizon;*

in Übereinstimmung mit Pseudo-Callisthenes, nach welchem Darius, als er verrätherisch von seinen Mördern angegriffen wurde, sich tapfer vertheidigte. Peire Vidal 4, 47 sagt:

*el rei Daire feric  
de mort cel qu'el noiric,*

'den König Darius schlug todt derjenige den er auferzogen hatte', eine Anspielung, die zu den bekannten Quellen über Alexander nicht stimmt; denn nach diesen waren es einfach zwei seiner Vasallen, die ihn erschlugen.

Eine andere Stelle über Darius, die Fauriel (hist. de la poésie provençale 3, Anhang) beibringt, ist zu tilgen. - Sie ist dem Gedichte Guirants von Cabreira entnommen (s. meine prov. Denk. 89, 37):

*conte d'Arjus (Faur. Darius)  
non sabes plus.*

Auf Alexanders Hochzeit mit Roxane scheint sich folgende Stelle zu beziehen. Peire de la Mula sagt (Rayn. 5, 320):

*Per dar conquis Aleysandres Roays,  
e per tener perdet Daire lo Ros  
la batalha, que teners li sostrays,  
sa gent li fes layssar e sos baros,*

*e per donar conquis Karles Baveyra  
e per tener fo mortz Andronels fals;  
c'anc per donar a princes no venc mals,  
mas per tener lur nais dans e paubreira.*

Raynouard liest *roays*, und gibt im Lexique rom. 5, 68 die Übersetzung *royaume!*

Alexanders Krieg mit Porus. In einer Tenzzone zwischen Guillem Augier und einem andern Guillem (Bartsch, provenz. Lesebuch 95, 10) heißt es:

*Quel sciensa vai totas partz premeira  
e ten los ricx conclus  
c'Aleissandre venquet Porus  
e sa gran ost el tornet en paubreira  
ab son saber, per qu'en sec en cadeira.*

Alexanders Zug nach Indien. Die unglaublichen Erzählungen, die in dem ihm untergelegten Briefe an seine Mutter und an Aristoteles enthalten sind, erwähnt Aimeric von Pegulhan 20, 31:

*oimais cre ben, cum quei anes doptan,  
lo fag, qu'om ditz d'Alixandre comtan.*

Eine Stelle bezieht sich speciell auf ein Ereigniss dieser Wunderfahrt, nämlich auf die Blumenjungfrauen. Guillem de la Tor, Rayn. 5, 212, sagt nämlich:

*Plus que las domnas que aug dir  
c'Alixandres trobet el bruoill,  
qu'eran totas de tal escuoill,  
que non podion, ses morir,  
outra l'ombra del bruoill anar,  
nom poiri' eu ses mort loingnar  
d'amor que m'a noirit anse;  
e pois enaissi ma mort te  
e ma vida el sieu poder,  
ben li dei servir a plaser.*

Damit vergleiche man die Worte Lamprechts, 5134 ff.

*mugint irs getrüwen,  
só solden dise frouwen  
alliz an den scate wesen,  
si ne mohten andirs nit genesen.  
svilhe di sunne beschein,  
der ne bleib zelibe nie nehein.*

Diese Erzählung, die sich in den lateinischen und griechischen Alexander-texten nicht findet, dagegen in dem nordfranzösischen und deutschen Gedichte, wird, nach dieser Anspielung zu schließen, bei Alberic sich gefunden unter den epischen Stoffen genannt; s. meine provenz. Denkmäler 91, 37.

haben. Nach Zacher soll die ganze Erzählung ihre Heimat in Südfrankreich haben, wahrscheinlich war also Alberics Aufzeichnung die älteste und erste im Occident, die die Erzählung behandelte, und aus Alberic hat nicht nur der deutsche Lamprecht, sondern auch der französische Lambert geschöpft.

Alexanders Tod. Die schon oben erwähnte Stelle aus Peire Vidals Liedern über Darius Tod spricht in den unmittelbar vorhergehenden Versen (4, 41) von dem Tode Alexanders:

*quar ser fan joi delir  
e baixon cortezia  
e ponhon en trair  
lor senhor cascun dia;  
qu'Alixandres moric  
per sos sers qu'enriquit,*

‘Alexander starb durch seine Sklaven, die er reich gemacht hatte.’ Eine allgemeine Betrachtung über Alexanders Tod enthält eine Stelle bei Pons von Capdolh (Mahn, Werke d. Troub. I, 355):

*Qui tot quant es de sai mar conqneria  
non te nulh pro, si falh a dieu nil men,  
qu'Alixandres que tot lo mon avia,  
non portet renmas un drap solamen.*

Schließlich noch eine Stelle eines ungenannten Dichters in Matfre Ermen-gaus Breviari d'amor (Pariser Hs. 7227, Bl. 237):

*Ben es nescis e dezaventuros  
qui per aver gieta dieu a son dan,  
ni laissa pretz e fa (fag) malestan,  
qu'Alixandres que fo reis poderos  
non portet anc mas un sol vestimen,  
e Tolomeus dec un bel jutgamen,  
que tenc per sieu so qu'avia donat  
e per perdut so qu'avia laissat.*

Wir haben bisher nur über Alberics Gedicht gesprochen und den Dichter selbst außer Augen gelassen. Was seinen Namen und seine Heimat betrifft, so ist *Alberic* oder *Albaric* die provenzalische Form, die nordfranzösisch *Auberi* gelautet haben würde. Lamprecht schreibt *Elberich* in deutscher Form, der Stricker *Alberich*. In den Liedern des Troubadours Uc von Saint-Cir oder Saint-Circ wird mehrmals der Markgraf *Alberic*, Gebieter von Treviso, Bruder des bekannten Ezzelin von Romano, erwähnt, ein Italiener zwar, aber doch vom Dichter in der Form seiner Sprache genannt. *Albrics* heißt er bei Raynouard 4, 289, *Albaric* Lexique roman 1, 418. Auch ein *sier Alberics* wird Rayn. 5, 444 erwähnt. *Albaric* lo Borguognon, über den sich ein altfranzösischer Roman erhalten hat, wird von Guirant von Cabreira in der mehrfach erwähnten Unterweisung für den Spielmann Cabra

Mit dem Zusatze von *Bisenstn* oder wie der Stricker schreibt von *Vizenstn* ist ohne Zweifel Besançon gemeint. Die lateinischen Formen des Namens *Besontium*, *Visontio*, *Visontium*, *Visontio* erklären die Verschiedenheit der deutschen Schreibung; provenzalisch wird der Name *Bizenso* gelautet haben (*z* wie weiches *s* ausgesprochen); daß Lamprecht (doch liest die Vorauer Hs. *Bisenzo*) und der Stricker in der Endung *-stn* haben, was mehr nordfranzösisch ist, erklärt sich aus der Mischung nord- und südfranzösischer Spracheigenheiten, die wir in Alberics Fragmente finden. *u* für provenz. *o* begegnet auch in den Formen *fud*, *dun*, *furent* für *fo*, *don*, *foron*. Besançon liegt in einer Gegend, die ziemlich die Grenze des nördlichen und südlichen Idioms bezeichnet. Es darf uns daher nicht wundern, Alberics Sprache aus Elementen beider Idiome gemischt zu sehen. In der That zeigen die Reime, die allein in solchen Dingen etwas beweisen können, daß Alberics Sprache weder rein französisch noch rein provenzalisch war. Rein provenzalische Reime, die nicht französisch sein können, sind *enfirmitas*, *otioisitas*, *antiquitas*, *vanitas* im Reime auf *pas clas*, da jene Worte im Altfranzösischen *antiquitez* etc. lauten würden. *as* steht hier für das gewöhnliche *atz*; doch kommt diese Erweichung des *tz* in *s* auch bei echt provenzalischen Dichtern vor. Bei Garin dem Braunen, Rayn. 4, 437 *plas* (*placet*) und *las*; *malvas fas* im Reime auf *las* bei Peire Cardinal, *malvas assas* bei demselben, *assas pas malvas percas plas* bei demselben, *assas* bei demselben, lexique roman I, 444. Ähnlich verhält es sich mit *es* für *ets*, *is* für *itz*; vgl. die Anmerkung in meinem provenz. Lesebuch zu 100, 11; auch *us* für *utz* findet sich einigemal, aber selten, provenz. Lesebuch 91, 34. 46. — Beweisend ist ferner *preis* für *pres* V. 59 (s. unten die Anmerkung zu dieser Stelle) reimend auf *reys*, *ancieys*, *treys*, *meys*, *peys*, welche Reime altfranz. auf *ois* ausgehen würden. Die Form *preis* kann ich freilich sonst nicht im Reime nachweisen, allein Analogien, in denen Worte, die sonst *e* haben, auf *ei* reimen, also eine Nebenform in *ei* voraussetzen, und umgekehrt. Raynouard 4, 38 reimt *reis* auf *Frances*, *Vianes*, *es*, *bes* etc. 4, 230 *peis* auf *pres* (wie hier *peys*: *preys*) *Poilles defes* etc.; *sordes* reimt Marcabrun auf *es*, während die gewöhnliche Form *sordeis* lautet, und ebenso Lanfranc Cigala *metes* (für *meteis*) auf *es*, Parn. Occit. 1, 60. *arneis* kommt neben dem gewöhnlichen *arnes* bei Cadenet vor im Reime auf *torneis*, *domneis*, *pareis* etc. Rayn. 5, 362; ebenso bei Raimbaut von Vaqueiras, Mahn 1, 377.

Mehr dem Nordfranzösischen angehören Reime wie *cunquessist*, *occisist*, *Conjunctive*, V. 15. 16, und die *Indicat. præter. fist* V. 17. Die reinprovenzalischen Formen wären *conquezes*, *aucizes*, *fets* oder *fes*. Ganz unprovenzalisch ist die Endung *is* indess nicht, ich finde handschriftlich *saubis* für *saibes* im Reime auf *aclis*, *paradis*, *defis*, *fis* etc. *Fist* oder *fs* für *fets* kann ich nicht nachweisen. V. 18 reimt *natisz* für provenz. *natus*. Eine Neben-

form der Endung *iu* in *i* hat es in provenzalischen Dialecten auch gegeben und umgekehrt von Wörtern auf *i* eine Nebenform in *iu*. *enemiū amiū* im Reime auf *senhoriu viu esquiu* hat Guillem Ademar Rayn. 3, 192, ebenso *m'auciu m'oneliu* Raimon von Miraval, Mahn, Gedichte der Troub. Nr. 38.

Unter den übrigen Reimen, die ebensogut provenzalisch als französisch sein können, ist hervorzuheben *non* (= *nom*) V. 33, *hom* 34 im Reime auf *region aveyron* etc. Die Reime der provenzalischen Dichter zeigen, daß in Wörtern wie *region* die vocalisch auslautende Form in *o* bei weitem üblicher war. Zwar setzen die besten Handschriften in der Mitte des Verses vor vocalisch anlautendem Worte *n*, am Schlusse nur die in Italien geschriebenen. Daß *m* und *n* reimen, darf bei dem ungenau reimenden Bruchstücke nicht auffallen. Ich stelle hier die wenigen Beispiele zusammen, wo *on* und *ön* reimen. *perdon: mon don volon aon pon* bei Elias Cairel, Rayn. 3, 433. *bon: mon pon don respon* bei Guillem von Beziers, Rayn. 4, 46. *son* (sum): *aon mon volon* bei einem Ungenannten, Mahn, Gedichte Nr. 278, und ebenda *felon faisson preison; son* (sum) bei Peire Cardinal, Lex. Roman 1, 454. Ebenso verhält es sich mit der Endung *ân*, die auf *an* nur selten reimt. *Castelân, Catalân, plân, mân, sobeirân* reimen auf *prezan, veiran, gardaran* bei Peire Bremon. Rayn. 4, 71. *mân* auf *soan* bei Sordel, Rayn. 4, 329. *mân* auf *chan semblan* etc. bei Uc von Saint-Cir, Mahn, Gedichte Nr. 11. *capellân, lendemân* auf *gran, denan, truan* in einer Tenzzone bei Mahn, Gedichte Nr. 63. *pân* bei Guiraut von Bornelh, Mahn, Gedichte Nr. 215. *sobeirân* bei Simon, Rayn. 5, 444. *Alamân* bei Aimeric von Pegulhan, Lex. Roman 1, 431. Seltner noch ist die Reimverbindung *ên: en. retên* kommt vor bei Gaucelm Faidit, Mahn Gedichte Nr. 35 im Reime auf *perden, liamen, solamen*, ist indess in *repren* zu bessern. *bên* lesen irrthümlich die Hss. des Peire Vidal 1, 29. *rên* hat Gaucelm Faidit, Mahn, Gedichte Nr. 104, im Reime auf *talen; tên* Guillem Figueira, Lex. roman 1, 481. *retên* findet sich beim Mönch von Montaudon (Ms.), *bên* bei Marcabrun (Ms.). Reimverbindungen der Art in *un* und *in* kommen gar nicht vor.

Soviel von den Reimen; sie setzen dadurch, daß einige rein provenzalisch sind, einige mehr französisch, die Heimat des Gedichtes und des Dichters auf die Grenze beider Sprachgebiete. Abgesehen von den Reimen zeigt sich im Ganzen mehr Neigung zum Nordfranzösischen. *ou* für *o* findet sich in *oume* V. 5; ebenso reimen V. 27 ff. *estrobatour, lour* etc. für provenz. *or*, welches nur bei dem letzten Reimworte *Macedonor* beibehalten und wohl das ursprüngliche ist. *le* steht für *lo* V. 6, wofür mit Hofmann *li* zu lesen mir nicht nöthig scheint. *sie* für *sia* V. 8, und ebenso *batalle* 13. *ensignes* 47. *presente* 77. *deynie* 79. *teyne* 81. *fesist* V. 14 außer Reime wie *cunquissist occisist* im Reime. *furent* für das gewöhnliche *foron* 19. 21, und ebenso *mentent* 29 für *menton*. *ses* (suus) steht für *sos* V. 33. Allein dergleichen Formen können ebensogut vom Abschreiber herrühren, da daneben

auch die provenzalischen Formen sich finden, namentlich in den Reimen auf *az ad ar ent*. Die Form *pare* V. 33 für provenz. *paire* wird in Rayn. lex. roman 4, 394 als catalanisch angegeben. Auf das Catalanische weisen auch die Formen *ey* V. 25 für provenz. *ai* und *credreyz* für provenz. *credretz* hin; über *ei* für *ai* vgl. mein provenz. Lesebuch, Anmerk. zu 143, 72; prov. Denkmäler, Anmerk. zu 116, 13. Doch haben diese catalanischen Anklänge mit dem Dichter nichts gemein, sondern gehören höchstens dem Abschreiber an. Italienisch dagegen ist außer *faz*, wovon ich in Anmerkung zu V. 7 spreche, die Schreibung *chest* für *cest*, *chel* für *cel*, V. 24. 35.

Die Lebenszeit Alberics setzt Rochat (in dieser Zeitschrift 1, 288) vor 1000, Holtzmann (ebenda 2, 30) wenigstens vor 1100. Erstere Zahl ist, wie schon Holtzmann bemerkt, etwas zu früh angesetzt, dagegen ist es wohl unbedenklich, daß Alberic nicht dem 12., sondern dem 11. Jahrhundert angehört.

Wann das provenzalische Gedicht von Daniel von Blumenthal verfasst ist, lässt sich nicht bestimmen. Es auch noch ins 11. Jahrhundert zu setzen, wird die Verbreitung, die die Artussage, nach dem Daniel zu schließen, zur Zeit des Dichters bereits genoß, kaum gestatten. Die Menge von Rittern der Tafelrunde, die freilich nur gelegentlich erwähnt werden, beweist dies. Daß aber schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Artussagen in Südfrankreich verbreitet waren, zeigen die Anspielungen bei den ältesten Liederdichtern, vgl. Faurels hist. de la poésie provenç. 3, 472—485. Ich bin geneigt, den Daniel in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts, den Alexander in die zweite Hälfte des 11. zu setzen. Zu dieser Zeit stimmen die sprachlichen Formen wie die Reimweise des Alexanderfragmentes vollkommen. Die Gründe, die Holtzmann bewogen, Alberic noch ins 11. Jahrhundert zu setzen, näher zu untersuchen, gehört nicht hierher, wo wir es nur mit dem provenzalischen Dichter zu thun haben.

Schließlich füge ich einige Anmerkungen zum Texte des romanischen Alexanderfragmentes bei.

V. 7. *faz*. Den Indicativ macht die einzige Stelle aus Boethius immer noch zweifelhaft, zumal zwei Zeilen vorher *fay* steht. *faz* ist vielmehr Coniunctiv, in italienischer Schreibung für *fassa fachu*, wie die italienischen *Haszo* für *cho*, *conoichencha* für *conoissensa* bieten. Wenn im Original *faz* von dem folgenden Worte wirklich getrennt ist, so ist es derselbe Fall, wie V. 96. 97 bei *lançi faillenti*, wo auch trotz der Elision die Worte getrennt geschrieben sind. Man übersetze 'Das Alterthum diene uns zur Unterhaltung, damit doch nicht Alles eitel sei.'

V. 9. Eine Änderung in *nul vid*, die Mahn vorschlägt, scheint unnöthig; es ist einfach *hom* zu ergänzen.

V. 13. *estric* ist wohl für *estrit* aus Veranlassung des vorhergehenden Reimes verschrieben.

V. 14. *tant rey*, nicht 'einen so großen König', sondern 'so manchen König', wie *tanta terra*, 'so manches Land', *tan duc*, 'so manchen Herzog'. Lamprecht übersetzt ganz richtig *só manige lant*, *só manigen kuninc*, *só vil herzogen*.

V. 26. *del Alexandre mandament*. Die Zwischenstellung des Genitivs kommt auch später noch vor, wenn auch sehr vereinzelt; in der Legende von der heiligen Enimia (s. meine provenzal. Denkmäler) heißt es 224, 21 *pel dieu voluntat*, 224, 27 *pel dieu comandamen*, 267, 31 *per la dyeu voluntat*.

V. 28. Weder *qu'el*, wie Heyse, noch *que'l*, wie Rochat schreibt, ist richtig. Denn einen Artikel *el* im provenzalischen hat es nicht gegeben. Will man durchaus den Apostroph anwenden, was ganz überflüssig scheint, so ist *quel* zu schreiben.

V. 35. *ten* kann nur Präsens sein, nicht Präteritum. Da der Sinn aber ein Präteritum verlangt, so ist *tenc* oder *teng* (das *g* konnte bei dem folgenden *gratia* leicht ausfallen) zu schreiben.

V. 37. *rey baron*. *rey* ist wahrscheinlich Schriftfehler für *rie* (vgl. 36 *aveyron*, 101 *leyra*, wo auch *ey* für *i* steht). Lamprecht hat *ein güt kneht*, nichts von einem Könige. Auch die Zusammenstellung *rey baron* hat etwas sehr auffallendes.

V. 38. *tal* ist zu streichen; zwar ließe sich *qui al* wie V. 42 *qui (h)anc* 59 *qui est* als eine Sylbe lesen, aber der Sinn verlangt die Tilgung.

V. 59. *preys* nimmt Rochat in der Bedeutung 'der auf Beute wartet'. Doch diese Bedeutung möchte sich kaum nachweisen lassen. *preis* ist Nebenform für *pres*, wie *meis* für *mes* und ähnliches, s. oben S. 460. — Vielleicht ist in größerer Übereinstimmung mit Lamprecht, der bietet *alser ubir sinem dse steit* zu lesen *qui a preis*, 'welcher gefangen hat.'

V. 60. *peyl*, von Rochat missverstanden und für *pellis* erklärt. Daß es Haar bedeute lehrt die folgende Zeile. Der Sinn ist 'Sein Haar war *reide* (denn diesem mhd. Worte entspricht genau das provenz. *saur*) wie eines Fisches' sc. Farbe.

V. 86. *sapientia*. Die beiden letzten Vocale werden elidiert, oder vielmehr nur das *a*, denn *i* ist eigentlich nicht Vocal, sondern dient nur um das vorhergehende *t* wie *z* aussprechen zu lassen. Ebenso V. 96 *lanci*, wo nicht mit Rochat in *lance* zu ändern ist, und V. 97 *faillenti* mit schon vollzogener Elision, nicht in *faillenci* mit dem Herausgeber zu ändern.

V. 95. *grant* will Hofmann (Germania 2, 96) in *gent* ändern, nicht nöthig. Freilich ist nicht *espaa grant* zu verbinden, sondern *grant* ist, wie schon Rochat bemerkt hat, Adverbium. *Grant ferir* ist gleichbedeutend mit dem häufig vorkommenden *gran colp ferir*.

V. 98. *leyre* für *legir* ist im provenz. nur an dieser Stelle nachzuweisen und würde mithin, da in dem Fragmente oft *ey* für *i* steht vollkommen der

französischen Form *lire* entsprechen, aber es findet sich analog *seyre* aus *sedere*, neben *sezzer seder* in der Peire Cardinal zugeschriebenen, aber Raymon de Cornet gehörigen Gesta, Lexique roman I, 465 und ebenda *veyre* für *vezer veder*.

V. 104. *des* ist nicht mit Rochat in *de* zu ändern; es scheint vielmehr Verkürzung aus *deves*, 'also 'von der Erde her.'

NÜRNBERG, August 1857.

---

## MIN IM VOCATIV.

---

Nibel. 482, I lese ich *wes bítet ir, mîn herre*. Der Vocativ *mîn herre* gilt für unerlaubt, und Lachmann liest daher *wes bítet ir mîn, herre*. Ich habe die Änderung der Interpunction nicht ohne reifliche Überlegung vorgenommen.

Die Regel, daß *mîn herre* in der Anrede unerlaubt sei, findet sich zuerst angedeutet in einer Äußerung Benekes im Wörterbuch zum Iwein. Dort heißt es S. 267: '*mîn herre* heißt mein Gebieter; in der Anrede wird *mîn* nachgesetzt, dasselbe gilt von *vrouwe*.' Es ist dies keine Regel, sondern nur eine Bemerkung über den Gebrauch im Iwein. Sieht man aber S. 265, daß für *vrouwe mîn* nur ein Beispiel beigebracht wird, und für *herre mîn* ebenfalls nur eines, wo noch dazu *herre* nicht allein steht (*her Gêwein, lieber herre mîn*), so kann man den Werth der Beobachtung nicht hoch anschlagen. Es soll also eigentlich nichts weiter gesagt werden, als daß der Vocativ *mîn herre* im Iwein nicht vorkomme, aber auch *herre mîn* nur einmal; und ebenso, daß der Vocativ *mîn vrouwe* nicht vorkomme, aber einmal *vrouwe mîn*. Außer diesen zwei Stellen, 2162 und 7528 findet sich im ganzen Iwein *mîn* nie im Vocativ, außer vor dem verkürzten *her* 1774, 2341, 2509 und *vrou* 4275.

Beneke wollte nur den Sprachgebrauch des Iwein verzeichnen; allgemeine Regeln wollte er nicht aufstellen. Weiter gieng Lachmann. Er bemerkt zu Nibel. 877 (812) 3 *erloubet mirz mîn herre*: '*mîn herre* nimmt Herr von der Hagen für den Vocativ: aber man sagt in der Anrede nur *herre mîn, frowe mîn, vater mîn*.' Es ist eine sehr missliche Sache um solche negative Regeln. Man kann hundert Beispiele von *herre mîn* sammeln und hat damit noch nicht im Geringsten bewiesen, daß man nur *herre mîn* sage. Ein einziges *mîn herre* genügt, die Regel zu widerlegen. Man bemerke, daß Lachmann die Regel ohne alle Beschränkung hinstellt; ob also der Name folgt, muß gleichgültig sein. Aber doch ist die Regel nicht allgemein gefasst, sondern nur für die drei Wörter *herre, vrouwe, vater*. Offen-

bar kann es nicht die Meinung sein, daß nur diese drei Substantive im Vocativ *mîn* nicht vor sich dulden, wohl aber alle andern. Darf man sagen *mîn bruoder!* *mîn swester!* u. s. w., so darf man gewiss auch sagen *mîn vater!* *mîn herre!* *mîn vrouwe!* und es könnte dann nur Zufall sein, wenn sich diese Verbindungen nicht finden sollten. Die Regel ist entweder in sich nichtig oder sie muß allgemein gefasst werden dürfen: das Pronomen *mîn* wird im Vocativ Sing. nie vor, sondern nur hinter das Substantiv gesetzt.

Ist nun diese Regel wirklich beobachtet?

Es versteht sich, daß die Vocative *mîn her*, *mîn vrou* nicht angeführt werden dürfen; diese Verbindungen, in denen sowohl das Pronomen wie das Substantiv seine eigentliche Bedeutung verliert, sind als Composita zu betrachten, und es ist daher natürlich, daß *mîn* seine Stelle nicht ändert.

Betrachten wir zuerst den Sprachgebrauch des Liedes. Es ist schon bedenklich, daß die Regel auf den Singular beschränkt bleiben muß: 839, 1 *mîn mägde!* 274, 1 *mîne man!* 477, 3. 1903, 1 *mîne vriunde!* Es ist schon schwer zu glauben, daß man zwar im Plural *mîne man*, aber nie im Singular *mîn man* in der Anrede gebraucht habe. Ferner gilt die Regel nicht, sobald ein Adjectivum hinzukommt. 63, 2 *mîn einegez kint!* 617, 2 *mîn vil liebiu swester!* ganz wie gleich darauf *vil lieber bruoder mîn!* 1163, 3 *mîn vil liebiu muoter!* 1191, 4 *mîn liebiu frouwe!* 1084, 4. Von diesen Beispielen ist das erste, 63, 2 allen Texten gemein, die andern gehören nur dem alten an. Ist es wohl denkbar, daß man zwar *mîn liebiu muoter*, *mîn liebiu vrouwe!* habe sagen dürfen, aber nie *mîn muoter!* *mîn vrouwe!* Eine weitere Beschränkung erleidet die Regel für den Fall, daß der Name folgt. 2373, 1 *mîn herre Dietrich!* Der Text A hat regelrecht *mîn her*; aber es ist deutlich, daß Hildebrand seinen Herrn nicht *monsieur* anredet. 896, 1 *mîn vater Sigemunt*, wo wieder A regelrecht *vater mîn*, *her S.* liest. Durch diese Beispiele ist bereits die Regel aufgehoben, noch mehr durch 2032, 2 *mîn frunt, her Hagene BD.*

Der Text von A hat eigentlich nur ein Beispiel 63, 2, das der Regel widerstrebt. So sieht man, wie verderblich es nicht nur für die Metrik war, die schlechten Lesarten von A zu Grund zu legen.

Denn außerhalb des Liedes läßt sich die Regel nirgends begründen. Im Althochdeutschen wird *mîn* unbedenklich vorgesetzt. Otfried sagt in der Anrede nicht nur *mîn sun quater* 1, 22, 46; *mîn einiga sêla* 1, 22, 52, sondern auch ohne allen Zusatz *mîn kind* 2, 8, 13. Notker übersetzt Ps. 145 lauda, anima mea, dominum: *mîn sêla, lobo got.* Ps. 3 deus meus! *mîn got*, obgleich er auch sehr häufig *mîn* nachsetzt. Besonders lehrreich ist Williram. Die Beispiele sind so häufig, daß Citate überflüssig sind. Er sagt ganz ohne Unterschied *fruintin mîn!* und *mîn fruintin!* *swester mîn!* und *mîn swester.* Ebenso *mîn tîba!* *mîn gemahela!* In der Genesis bei Hoffmann 19, 35 *mîn trât!* 40, 22 *mîn sun quater!* 41, 41 *mîn nove!* 52, 2 *mîn*

*chint!* 76, 27 *mîn sun Ruben!* 77, 13 *Juda, mîn chint!* Diemer 13, 19 *liber mîn herre!* Mittelhochdeutsche Beispiele gibt Grimm Gramm. 4, 563. Sogar Walther 88, 27 *mîn friunt, nû tuo des enzt!* Car. Bur. 313 *mîn geselle!* Minnes. 1, 351 *mîn liep, mîn vrouwe!* 364 *mîn sun!* 2, 31 *mîn trût* u. s. w. Für das fünfzehnte Jahrhundert gewähren die Fasnachtspiele zahlreiche Beispiele des vorgesetzten Pronomens. 45, 28 *mein freunt!* 104, 2 *mein frau!* 106, 18 *mein schwester!* 205, 5 *mein mulner!* und oft *mein herr!* 205, 31; 217, 9; 276, 15; 278, 28, und *mein frau!* 232, 10. Ferner Kellers Erzählungen 107, 29 *mein herr!* 108, 11. 340, 4. — *mein weib!* 189, 23 u. s. w.

Es kann also durchaus nicht behauptet werden, daß *mîn herre!* unerlaubt sei, *mîn* wird zu allen Zeiten ebenso wohl, wenn auch nicht ebenso oft, vor als nach dem Substantiv gesetzt.

Es fragt sich also nur, ob an unsrer Stelle Nib. 482, 1 die Interpunction vor oder nach *mîn* besser ist. Es ist wohl nicht zweifelhaft, daß meine Interpunction einen natürlicheren, einfacheren Sinn gibt. Hatte Siegfried selbst schon gesagt, daß er abwesend war, so konnte Prünhilde nicht darüber verwundert sein (in 483), daß er nichts gesehen, sondern sie konnte nur fragen, wo seid ihr denn gewesen? Ferner ist es gerade an dieser Stelle von Bedeutung, daß Sigfrid nicht bloß *herre*, sondern *mîn herre* sagt; er will noch einmal vor Prünhilde bestätigen, daß Gunther sein Herr sei. Zudem verlangt der Sprachgebrauch das Comma vor *mîn*; denn wenn schon *bîten* anderwärts den Genitiv regiert, so ist das doch nicht im Lied der Fall. *bîten* ist hier immer ein neutrales Verbum ohne Object, zögern, zaudern. Einen erwarten ist *erbîten* mit dem Genitiv. Der gemeine Text zwar setzt *bîten* für *erbîten*; aber im alten Text wäre unsere Stelle die einzige Ausnahme. Meine Interpunction ist daher nicht nur erlaubt, sondern geboten. In der andern Stelle 877, 3 habe ich die herkömmliche Interpunction beibehalten, aber der Vocativ *mîn herre!* kann jetzt nicht mehr hindern, von der Hagens Auffassung anzunehmen, und es scheint mir allerdings, daß auch hier der bedingende Satz dem Zusammenhang weniger entspricht, als die lebhaftere Anrede.

A. HOLTZMANN.

---

## ARTUS UND OSWALD.

---

Jedem Leser der Artusgedichte und der Oswaldlegenden muß das beiden Königen beigelegte Attribut Milde auffallen. „*Artûs der milte, Artus der milte man, künec Artûs der milte, der milte Artûs, der milte künec Artus*“ wechseln in den verschiedenen Artusromanen. In St. Oswaldes Leben liest man: *der milte kunic sant Oswald* 27, 235, 305, 367, 405, 473, 559. *vür*

den *milten künic* 396, dem *milten künige* 687, *6 miltir künic* 2947, 3015, 3172. Als ich mich längere Zeit hindurch mit der Oswaldlegende beschäftigt hatte, kam es mir vor, als wäre der heilige Oswald als Vertreter und Verdränger des weltlichen Artus vom Klerus vorgeschoben worden. In dieser Ansicht bestätigte mich jüngst ein Zug der Milde, welcher von beiden erzählt wird. In sant Oswaldes Leben, herausgegeben von Ettmüller, wird berichtet, daß der heilige König einem Bettler seine Frau Paimge überlassen wollte, weil er gelobt hatte, jeder Bitte eines Flehenden zu willfahren (V. 3327—3430). Dasselbe Beispiel der Milde wird von König Artus in Pleier's Roman: Garel vom blühenden Thal erzählt:

1<sup>b</sup> Artús het ein höchzít,  
 daz er vor des noch sít  
 nie kein schoener gewan.  
 des was manic varnder man  
 zuo dem edelen künige komen,  
 als ich daz maere hân vernomen.  
 Dó der künic ob dem tische saz  
 innen des, dá er az,  
 dó kam ein ritter dar geriten,  
 der kunde unhöveschlichen biten;  
 daz was zuo einer stunde,

dó ob der tafelrunde,  
 die besten alle sâzen  
 vor dem künige und âzen.  
 dó bat freveliche  
 der ritter ellensriche  
 den künic umb die künigin,  
 daz er die möhte fúeren hin.  
 daz was dem künec Artúse leit,  
 doch behielt er síne wârheit;  
 die künigin liez er fúeren dan.  
 daz klagten wíp unde man.

I. V. ZINGERLE.

---

## DIE FRESKEN IM SCHLOSSE RUNKELSTEIN.

---

An der Mündung des Talfertales in das Etschthal steht auf einem Porfyrfelsen das Schloß Runkelstein. Erbaut in der Mitte des 13. Jahrhunderts kam diese Burg 1391 an die Brüder Nikolaus und Franz von Vintler, die sie neu herstellen und mit vielen Wandgemälden schmücken ließen. Reste von Fresken sieht man an den Ruinen der sogenannten Kaiserzimmer, und in der Pächterswohnung sind noch einige Bilder ziemlich gut erhalten. Die meisten und merkwürdigsten Gemälde enthält aber der nördliche Flügel. Da die dargestellten Gegenstände für die litterarische Bildung der damaligen Schloßbesitzer ein glänzendes Zeugniß geben und für den Freund der deutschen Sage und Litteratur von Bedeutung sind, will ich diesen, in neuester Zeit viel genannten Fresken eine kurze Besprechung widmen.

Auf dem Söller stellen die buntfarbigen handwerksmäßig ausgeführten Bilder folgende Triaden vor:

1. Die drei besten heidnischen Könige: Hector, Alexander Magnus, Julius Cäsar.<sup>1)</sup>
2. Die drei besten Juden: Josue, David, Judas.
3. Die drei besten Christen: Artus, Karl der Große, Gottfried von Jerusalem.
4. Die drei besten Ritter: Parzival, Gawan, Iwein.
5. Die drei besten Liebespaare: Wilhelm von Österreich und Aglei, Tristan und Isolde, Wilhelm von Orleans und Amelei.
6. Die drei besten Schwerter: Dietrich von Bern mit Sachs, Siegfried mit Balmung, Dietlieb von Steyr mit Welsung.
7. Die drei stärksten Riesen: vermuthlich Asprian, Ortnit, Struthan.
8. Die drei ungeheuersten Weiber: Hilde, Vodelgrat und Rutze (Rachin).  
Ob einer Thüre am Ende des Söllers sind drei Reiter dargestellt, deren mittelster gekrönt ist und auf einem Hirsche sitzt. Ich deute ihn auf Artus, und seine Begleitung auf Gawan und Iwein.

Tritt man vom Söller in das Gebäude ein, kommt man in den Tristansaal. Die in grüner Erde ausgeführten Gemälde führen uns folgende Scenen aus Gottfrieds meisterlicher Dichtung vor:

1. Tristans Kampf mit Morold.
2. Tristans Fahrt nach Develin.
3. Die Brautfahrt.
4. Der Drachenkampf.
5. Der Splitter.
6. Der Minnetrunk.
7. Brangäne's Treue.
8. Verrathenes Spiel.
9. Die Lauscher am Brunnen.
10. Das Gottesgericht.

Leider ist dieser Cyclus unvollständig, da beinahe die Hälfte davon erst vor wenigen Jahren mit elenden Theaterdecorationsfiguren überschmiert worden ist. Wie in Hartmanns Erek neben Tristan Garel genannt wird, so ist der anstoßende Saal dem Helden vom blühenden Thale gewidmet. Die in bunten Farben ausgeführten Bilder stellen folgende Theile aus Pleier's Gedichte vor:

1. Melianz entführt die Königin Ginovre.
2. Der Riese Charabín widersagt in Ekunavers Namen dem Könige Artus.
3. Garel kommt zur Burg des Marschall's.
4. Garel's Kampf mit Gerhart.
5. Garel überlistet den Zwergkönig Albewin.
6. Albewin kommt mit Zwerginnen angeritten.
7. Duzabel dankt Herrn Garel.

<sup>1)</sup> Dieselbe Triade fand ich unlängst auf einem alten Marmortische im Schlosse Krippach bei Hall.

8. Garel's Kampf mit dem Meerungeheuer Wlganus.
9. Die Königin Laudamei empfängt den siegreichen Garel.
10. Laudameiens Fürsten huldigen Garel.
11. Garel besiegt den Helden Malseron.
12. Der Riese Malseron kündigt dem Könige Ekunaver die Hilfe auf.
13. Kampf zwischen Ekunaver und Garel.
14. Garel besiegt den Spötter Keie.
15. Die Könige Artus und Garel begrüßen sich.
16. Das Fest der Tafelrunde.
17. Garel reitet zu seiner Burg hinan.

Aus diesem genauen Verzeichnisse läßt sich die Angabe eines Reisehandbuches berichtigen, in dem folgende Stelle sich findet: In den Wandgemälden auf dem Söller über dem Schloßhof ist Göttliches und Menschliches, Vergangenes und Gegenwärtiges unter einander geworfen. Den Schlüssel gibt eine Vermählung an der Thür. Der Bräutigam trägt die leserliche Inschrift: „Wilhelm“. Diesen halte ich nicht für Wilhelm von Oranse, sondern für den ältesten Sohn Leopold des Stolzen, der 1386 bei Sempach fiel. Er heirathete die neapolitanische Prinzessin Johanna, und zog wahrscheinlich mit der heimgekehrten Braut durch die Alpen Tirols. Hier bereitete ihm der reiche Nik. Vintler im Namen des tirolischen Adels einen glänzenden Empfang in der Feste Runkelstein, die er mit seinem Besuche beehrte, und diesem Umstande verdanken die Gemälde ihre Entstehung und historische Deutung (!?). Um den Erstgeborenen und Ältesten des österreichischen Hauses zu ehren, versetzte man ihn mit der jungen Gemahlin unter die Heroen der Geschichte, unter die Helden der Minne und Poesie. Daher erblickt man auf der ersten Hälfte Könige von Israel, römische Kaiser, die Ritter der Tafelrunde als seine Schildgenossen, rechts auf der zweiten Hälfte die Helden der Nibelungen, Hagen von Troneg, Dietrich von Bern und Dietlieb von Steyr, jeder mit dem Schicksalsschwerte bewaffnet, das den Knoten des Liedes schürzt (!); sodann drei männliche und drei weibliche Ungeheuer aus dem Heldenbuche mit heidnischem Zauber gegen die Kraft des Christenthums ankämpfend, dem Kaiser Otnit erliegt, dem Hugdietrich siegreich trotzt.“ Ich glaube auf die Irrigkeit dieser Angaben um so mehr hinweisen zu müssen, als erst jüngst in den österreichischen Blättern für Litteratur und Kunst (Nr. 42 S. 333) diesem fehlerhaften Berichte eine Bedeutung geschenkt wurde. Mit Ausnahme des Siegfried und des Dietrich von Bern ist nicht ein Held des Nibelungenliedes vertreten. Von Hagen, Hugdieterich u. s. w. läßt sich auf Runkelstein gar keine Spur entdecken. Mit Freuden kann ich hier die baldige Veröffentlichung der besprochenen Fresken anzeigen. Der tüchtige Maler G. Seelos hat die alten Bilder mit großer Treue und Sicherheit wiedergegeben und sich dadurch den Dank der Freunde altdeutscher Kunst und Dichtung erworben.

I. V. ZINGERLE.

## ZWEI LIEDER WALTHERS VON DER VOGELWEIDE.

Nachstehende zwei Lieder Walthers von der Vogelweide verdanke ich der Mittheilung der beiden Studierenden an der Wiener Hochschule, Richard Heinzl und Anton Pernhoffer. Sie entdeckten dieselben in einer Pergamenthandschrift, einem lat. Psalterium, Cod. Nr. 127. VII. 18. der Stiftsbibliothek zu Kremsmünster, auf deren vorletztem Blatte sie von zwei verschiedenen Händen sehr flüchtig geschrieben sind. Vieles ist darin radiert, ein Theil des zweiten Liedes ganz ausgekratzt und lateinisch darüber geschrieben.

Beide Lieder sind schon bekannt: das erste steht bei Lachmann (2te Ausg.) S. 53, 25—54, 36; das zweite S. 45, 37—46, 12. Aber die Lesarten, die sie gewähren, verdienen z. Th. Beachtung, und können an mehr als einer Stelle zur Herstellung eines echteren Textes mit Nutzen gebraucht werden. Die Strophenfolge im ersten Liede ist eine andere als in Lachmanns Ausgabe, sie stimmt mit der von D überein. Lachmann hat sich dabei an A gehalten, gerade an diejenige der drei von ihm benützten Hss., welche die Strophen dieses Liedes in der verkehrtesten Ordnung überliefert hat. Schon Simrock hatte das richtig erkannt und die Strophen in seiner Übersetzung anders geordnet: 1. 5. 2. 4. 3, was freilich mit keiner Hs. stimmt. Darauf hat Lachmann erwidert: „das Lied war nicht bestimmt mit allen Gesetzen gesungen zu werden, namentlich 54, 3. 12. und 28. 33. nicht zugleich. Nach der hier befolgten Anordnung von A sind es zwei Lieder von drei Strophen: 53, 25 (I) muß vor 54, 17 (bei Lachmann IV, hier V) wiederholt werden“ (S. 179 oben). Woher Lachmann das so bestimmt Ausgesprochene so bestimmt und genau weiß, sagt er nicht, sondern verschweigt, wie so häufig, seine Gründe, es seinen Lesern überlassend, mit Mühe und Zeitverlust selbst darnach zu suchen und das Räthsel zu errathen. Wer diese Strophen aufmerksam liest, kann keinen Augenblick im Zweifel sein, daß die richtige Anordnung der Strophen in D und der vorliegenden Hs. erhalten ist: = 1. 5. 2. 3. 4 nach Lachmann.

Walther will die wundervolle körperliche Schönheit seiner Geliebten in seinem Sange preisen (I). Man wird es natürlich finden, daß er mit ihrem Haupte beginnt (II, bei L. V), das ihm so wonnevoll wie der Himmel erscheint, aus welchem ihm ihre Augen wie zwei Sterne leuchten, in denen er sich, kämen sie ihm nahe genug, gerne spiegeln möchte. Von den Augen kommt er zu ihren Wangen (III, L. II), die, von Gott aus Rosen und Lilien gemischt, ihn (wenn es nicht Sünde wäre) fast noch schöner dünken als der Himmel oder die Sterne. Von da geht er über zu ihren rothschwellenden Lippen, ihrem Munde (IV, L. III), denn das haben wir unter dem rothen Küssen zu verstehen, wie Walther wortspielend es nennt, das, wo man es

nur berührt, wie Balsam duftet, und das den Dichter, könnte ers an seinen Mund bringen, von aller Liebespein befreien würde. Wie der Text bei Lachmann lautet, kann man unter dem rothen Küssen allerdings nur ein wirkliches Küssen, ein Polster (= *wangeküßin*) verstehen; wie käme aber der Dichter dazu, neben den Körperreizen seiner Geliebten, denen sein Sang gilt, ein Polster zu preisen, das sie zufällig besitzt, statt des Mundes, der von den Dichtern aller Zeiten und Länder in erster Reihe besungen zu werden pflegt? Lachmann hat mit den Schreibern von CD (und unserer Hs.) die Verse IV, 5. 6. einfach missverstanden, indem er in den Text setzte: *swd si daz* (das Küssen) *an ir wengel legt, dd wære ich gerne nâhen bi*, während A die allein richtige Lesart bietet: *dem si daz an sîn wengel legt, der wonet dd gerne nâhen bi*, d. h. wem sie ihren rothen Mund an seine Wange legt, der wird sich mit Freuden nahe hinzuschmiegen. Sie solle ihm es leihen, setzt Walther hinzu: wolle sie es wieder haben, so gebe er ihr es wieder, mit andern Worten: er sei stäts bereit, ihre Küsse mit Küssen zu erwidern. Das ist der einfache, ungesuchte Sinn dieser Strophe. Zuletzt lobt er ihren Hals, ihre Hände und Füße, ja den ganzen Körper, dessen Anblick in ihm, als er sie einst unbedeckt aus dem Bade steigen sah, erst Entzücken, dann aber schmerzliche Sehnsucht erweckt habe (V, L. IV.).

Bei dieser Anordnung der Strophen, die nur ein Lied, nicht zwei bilden, findet wie man sieht ein naturgemäßer logischer Fortschritt und Zusammenhang statt, und es bedarf keiner so künstlichen, gezwungenen Erklärung, wie Lachmann sie, um gegen Simrock Recht zu behalten, zu geben nöthig hatte. Der Fehler der ersten und zweiten Auflage blieb natürlich in der dritten (Berlin 1854) stehen, weil es mindestens naseweis wäre, an Lachmanns Texten, die gegen alle „wohlfeilen Einfälle“ gesichert sind, etwas bessern zu wollen.

Ich betrachte nun noch ein paar Einzelheiten. II, 10. ist mit D und unserer Hs. wohl besser *gerndem* zu lesen. Lachmann liest Str. 3, 1. mit AC *got hât ir wengel hôhen fliz*; es kann aber hier nicht das Präsens stehen (so hat es auch Hornig in seinem Glossar aufgeführt), sondern es ist entweder *hâte* oder mit D und unserer Hs. *het* zu lesen. — IV, 1. wird Lachmanns *küßin* für *küssen* in ACD bestätigt. — IV, 10. hier liest unsere Hs. mit C: *swie dicke siz hin wider wil*, was besser scheint. — V, 10. bestätigt unsere Hs. z. Th. die Lesart in A: *dd diu vil minneclîche iz einem bade trat*; die vorhergehende Zeile dürfte dann mit A: *ich lobe diu reinen stat*, oder *vil sælic si diu stat* mit unserer Hs. zu lesen sein.

Im zweiten Liede I, 3. stimmt unsere Hs. mit A: *spilden*; ebenso I, 6 *genôzen*, was den Vorzug verdient vor *gelîchen*; 4. fehlt *wol* mit E; 7. *ich lihte was mir baz* = B.

WIEN, 27. Nov. 1857.

FRANZ PFEIFFER.

(I) vil wnder wol gemachet wip. daz mir noch w'de ir habe  
 danch. ich seze ir mīneclihē lip uil hohen w'de in minē sanch  
 gerne ich in allen dienen sol. die han ich mir uz erchern  
 ein ander waiz die sinen wol. die lobe ane minen zorn <sup>1)</sup> habe  
 imme wise vnd' wort. mit mir gemaine lob ich hie so lob er  
 dort. (II) Ir hōbet daz ist so wunnērich. als ez mī hiemel wolle sin.  
 wem moht ez anders sin gelich ez hat ōch hiemelesen scin. da  
 liwchēt zwene st'ne abe. da muze ich mich noch Ine e'saehen. daz  
 sie mir die so nahen habe so mac ein wnd' wol gescaehen. ich  
 iunge vñ tūt sie daz. so wirit mir gerndem seihē send' suthe baz.  
 (III) Got het het ir wengel hohen vliz. er straih so tiure narwe dar  
 so reine rot so reine wiz. hie rôselot dort lielgen uar. ob ichz vor  
 sunden getar gesagē. so saehe ich sie i'mmer gerner an. dan hiemel  
 od hiemel wagē. ōwe waz lob ich tüber man. mach ich sie mir  
 zeher. so wirt uil liethe h'ze lob mī herze ser. (IV) Sie hat ein chus  
 sin daz ist rot. gewnne ich daz noch vur minē mūt. so stande ich  
 uf von dirre not. vñ waere ōch i'mmer mer gesunt. so sie daz an  
 ir waengel lait. wer ich ir danne nahen bie. ez smechet so siez ind'  
 rait. reht als es uollez balsmē sie. daz sol sie lihen mir. swie diche  
 [siez hin wider wil so lihe ichz ir] <sup>2)</sup> (V) Ir chinne ir chel ietwer fwz  
 der ist ze wnsche wol getan. ob ich da zwischen loben mwz  
 so wem ich mer verschawet han. si sach min niht do  
 si mich schoz, wie ser sie in min herze prach ich het  
 vngerne dechet bloz geschirin da ich si nachent sach.  
 v. . <sup>3)</sup> seilich si div stat do div vil minneclich vz einē bade trat.

Andere Seite. <sup>4)</sup>

(I) So die blumen uz dem grase dringent. Also si lachent genger  
 spilden sunden in einem maien an dem morgen vrū. vnd div  
 cleinen uogeline singent. die all' besten wise die sie chunnen  
 waz wunen mac siech da genozen zū. ez ist wol halp ein hiemelriche  
 nū sprechet waz sich d... eliche. so sage ich liethe waz mir baz. in mi  
 nen ōgen hat getan vn taete ōch noch gesaehē ich daz. (II) Swa ein edeliv  
 vrōwe reine wol geclait vñ wol gebundē durch churzewile zū uil lut. <sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Leerer Zwischenraum ohne Radierung.

<sup>2)</sup> Beinahe ganz verwischt; danach beginnt eine neue Schrift.

<sup>3)</sup> Durch einen Klecks unleserlich, wohl *vil seilich*.

<sup>4)</sup> Hier beginnt wieder die erste Schrift.

<sup>5)</sup> Das Folgende ist ausradiert und lateinisch darüber geschrieben.

## ÜBER GERMANISCHE PERSONENNAMEN.

## 1.

Die germanischen Personennamen *Senobaud* 748 Miræus I, 12, *Senepert* 752 Lupi cod. dipl. II, S. 218, *Seniofred* sec. 10 Hieron. Zurila ann. Aragon I, 18, *Senard* sec. 8 Pol. Irm. 90, 92, *Sanieldus* 573 Pardessus nr. 180 u. a., die in Förstemann's altd deutschem Namenbuche I, 1071 dem Stamme *san* ange-reiht wurden, haben bis jetzt keine genügende Erklärung gefunden. Das Adj. *stni*, gefolgert aus ahd. *selstni* pretiosus, kann nicht, wie Förstemann will, herbeigezogen werden, weil *ä* bekanntlich vor dem zwölften Jahrhundert dem Umlaut in *æ* sich entzieht (Gramm. I<sup>3</sup>, 173, 4), in den meisten hieher gehörigen Namen aber *e* als organischer Umlaut eines wurzelhaften *a* bereits lange vor dieser Zeit eingetreten erscheint. Gilt es nun das Etymon festzustellen, so wird wohl von altn. *senna* lis, altercatio auszugehen sein. Zwar lässt sich dieses Wort weder aus dem gothischen noch aus dem ahd. Sprachschätze nachweisen, allein altn. *senna* führt nothwendig auf goth. *sanja* in der Bedeutung lis, pugna, certamen, und die gothischen Mannsnamen *Sanila* 820, Pertz II, 625, 22 (*Samila* 639, *Sanilo* 500, *Senila* 653), *Sanla* 898 Marca Hisp. S. 801 nr. 37 (vgl. daselbst *Spanla* und *Spanila*) und *Senoch*, ein Theifaler, sec. 6. Greg. Tur. V, 7. finden allein so ihre Erklärung.

Folgende Namen werden bei Förstemann vermisst:

*Sannon*, Erzpriester, 584 Pardessus I nr. 192.

*Senedeus* Pol. Irm. 33, 3.

*Senarius* comes 511 Cassiod. var. 1. 4. ep. 3. und Ennodius l. 1. ep. 23.

*Senera* f. Pol. Irm. 147, 89.

*Senova* f. Pol. Irm. 250, 33.

*Senreth* 1063 Cart. Rothomag. Coll. des cart. de France t. III. S. 457, 70.

*Senedridis* Pol. Irm. 96, 148.

*Senwardus* 1096 Miræus, opera dipl. et hist. II, 1146, a.

*Sennovetus*, diac. 572 Pard. I, nr. 178.

Hier anzureihen sind noch

*Sanprat* f. 780—820 Verbrüdb. v. St. P. 40, 44 und

*Senedricus* Pol. Irm. 101, 183,

welche Namen bei Förstemann S. 1072 und 1073 unter dem Stamme *sand* zu suchen sind. Zwar ist F. S. 1083 nicht abgeneigt, letzteren den mit *sind* componirten Namen beizugesellen, allein bei *Senedricus* und *Senedridis* ist weder an *sand* noch an *sind* zu denken, sondern wie in *Agedildis*, Tochter der *Agenildis*, *Haindulfus*, *Beletrammus* Pol. St. Rem. 16, 16; 44, 15; 6, 2 und v. a., ein Linguallaut mitten in die Zusammensetzung eingeschoben. Vgl. auch Grimm, Gesch. der d. Spr. 542.

Nicht zu übersehen sind auch *Σαύλας*, der Beiname von *Boëmund* (*Βαϊμούντρος*), einem Sohne Roberts, Herzog der Normandie, bei Anna Comn. Alex. IV, 6. und seines Auslautes wegen der Name des Leibeigenen *Trabesan* 861 Kausler nr. 136, aber auch *Sancoli* pr. a. 855 Marca Hisp. App. p. 788 nr. 26, wenn gleich der Stamm *col* (vgl. *Colpert* 862 Herg. nr. 61, *Colardus* 1201 Mir. III. S. 73, b, *Colomann* 689 Thietm. I, 5 u. a.) auslautend in Namen bisher nirgends nachgewiesen ist.

Endlich sei noch der nhd. Familiennamen *Saner*, *Sanner*, *Senn*, *Senrich*, *Sahnert*, auch *Sehnert* und *Sennert* gedacht. Ein Gelehrter dieses letzteren Namens schrieb de Cabbala, Wittemb. 1655.

Schließlich soll aber nicht verschwiegen werden, daß der Name *Sinopus* im Pol. Irm. 119, 3; 121 11 auch *Senopus* 254, 66 geschrieben wird, und das Etymon *sin* nicht weniger gerechten Anspruch als *san* an die jenem Buche entnommenen Namen zu erheben berechtigt ist.

## 2.

In Lupi cod. dipl. civ. et eccl. Bergom. II, S. 399 findet sich a. 994 der Name *Arasvertus*. In dem Namenbuche Förstemanns, der ihn übersehen, begegnen wir ihm nicht. Einen zweiten Namen, der den anlautenden Stamm *aras* nachweist, kann ich vorläufig nicht beibringen, und die etymologische Untersuchung desselben wird hierdurch nicht wenig erschwert. Nahe liegt die Vermuthung, daß eine falsche Lesart vorliege, und ziemlich wahrscheinliche Conjecturen braucht man gleichfalls nicht fernab zu suchen. So ließe sich annehmen, daß *Aracvertus* zu lesen sei, denn germanische Namen mit ahd. *arc*, *arac* tenax oder *araki* tenacia (Graff 7, 411, 414) componiert sind nicht selten. Allein für die erweiterte Form *arac* ist in Namen kein weiterer Beleg nachzuweisen, und überdieß darf, ohne hier viel Gewicht zu legen auf die Worte, die Paulus Diac. VI, 24. Ferdulf sagen läßt: *Quando tu aliquid fortiter facere poteris, qui Argaid ab Arga nomen deductum habes?* angenommen werden, daß bei den Langobarden jener Name *Argevertus* oder vielmehr *Argepertus* gelautet haben dürfte.<sup>1)</sup> Ebensowenig Beifall wird die Vermuthung erlangen, daß

<sup>1)</sup> Förstemann sieht in diesen Worten die Etymologie des Namens *Argaid* (Namenbuch 124), mir dagegen dünkt, daß hier nur ein Wortspiel vorliege, das bei der Erklärung dieses Namens nicht irre leiten darf. Ich sehe demnach im Anlaute nicht ahd. *heit*, das ausschließlich zur Bildung von Frauennamen gebraucht wurde, sondern *gaid*, ein Wort, das bei den Langobarden zur Namenbildung häufig verwendet, durch ags. *gād*, engl. *goad* stimulus, langobardisch *gaid* giseleum ferrum (Graff V, 174), nicht aber mit Förstemann 457 durch goth. *gaidv* penuria zu erklären ist. Derselbe Stamm begegnet auslautend, doch mit bereits verschobener media in *Sykelgaita* (*uxor Roberti Viscardi, ducis Apulias*, Cal. et Sic.) a. 1090 Gattola, ad hist. abb. Cassin. accessiones I, s. 205, a; auch bei Pertz (Chron. Mon. Cassin.) IX, 707, 23 und noch öfter. Des Anlautes wegen vergl. *Sighelberga* a. 840 Lupi cod. I. S. 686. — In gleichem Irrthume ist Förstemann, wenn er in *Alfaidus* und *Alfida* Pol. Irm. 183, 31 und 32 ahd. *heit* als letztes Compositionsmitglied annimmt. *Faid* und *fd* sind meiner Ansicht nach

*aras* gleich *araz* sei und durch ahd. *aruz*, Erz, erklärt werden könne, wenn auch niederd. *erezi* auf *erazi*, *arazi* sich zurückführen lässt. Bis jetzt ist kein mit *aruz*, *ariz* Erz componierter Personennamen bekannt geworden; sollte aber *Arizeverg* a. 909 Lupi II, 71, welchen Frauennamen Förstemann S. 104 in *Anzeverg* umgestalten will, dazu gehören, so wird darneben die Form *aras* kaum bestehen können. Noch ließe sich annehmen, daß *Arasvert* irrig geschrieben oder gelesen sei statt *Trasvert*: die nicht selten mit *tras* componierten Namen hatten eine weite Verbreitung; allein ein anderer kühner Einfall mag hier Platz finden. Nach Grimm (Wiener Jahrb. Bd. 46, S. 188) läßt goth. *azéts* εἴζατος, commodus, facilis ahd. *asíz* oder *asázi* oder gar *aráz* vermuthen.<sup>1)</sup> Sollte letzteres etwa in dem Namen *Arasvertus* gefunden sein? *s* statt *z* kann keinen Anstand erregen.

Eine kräftige Stütze würde diese Erklärung gewinnen durch einen gothischen Namen mit *azéts* gebildet; allein ein solcher ist bis jetzt nirgend dargelegt worden. Zwar kann ich einen *Bernard*, Sohn eines *Azedmár* vom Jahre 1067 in Spanien nachweisen (Marca Hisp. App. S. 1135 nr. 264); ist aber dieser anlautende Stamm *azed-* als goth. *azéts* zu fassen? Eigenthümlich wäre jedenfalls die Mischung von Gothischem (*azéts*) und Althochdeutschem (*már*); war sie jedoch irgendwo möglich, so gewiss in Spanien, dem alten Gothensitze, wo noch die heutige Sprache lebendige Spuren jenes merkwürdigen Volkes nachweist. Im Portugiesischen heißt heute noch *azo* Gemächlichkeit (Diez. Etym. W. B. 7). Die Fortdauer des goth. *azéts* in Namen gothischer Abkömmlinge wird hierdurch wahrscheinlich gemacht.<sup>2)</sup>

So verlockend es aber auch ist, in dem spanisch-gothischen Namen *Azedmár* obiges *azéts* nachzuweisen, so wollen wir dennoch nicht unterlassen,

---

die beiden Stämme, denen wir in diesen Namen anlautend begegnen. Weiteren Beleg bilden *Mundofaeda* f. a. 572 Pardessus nr. 178 und *Adalfidus* Pol. Irm. 100, 169. Zwar will Förstemann 144 letzteren Namen *Adalfridus* und S. 405 statt *Fidubert* (a. 816 Lacombe nr. 33) *Filubert* lesen, und hält er *Fidegart* (f. a. 853 Hontheim, hist. Trev. nr. 87) für verderbt, aber der einzige Grund für diese willkürlichen Änderungen liegt nur in dem Unvermögen, den genannten Stamm in diesen Namen zu erkennen und zu deuten, und der kann uns nicht hindern, alle diese Namen, in denen *fd* an- und anlautend erscheint, als richtig geschrieben anzunehmen. Aber noch liegt bei Förstemann ein Männername vor, welcher im Auslaute jenes heit darlegen soll: *Albheid* a. 796 Dronke, cod. dipl. Fuld. nr. 111; dann a. 817 Schannat corp. tr. Fuld. nr. 271. Allein *Albheid* bei Dronke ist der Name einer Leibeigenen, wie ein Blick in die betreffende Urkunde lehrt, und derselbe Name bei Schannat bezeichnet die Ehefrau eines *Volfger*, der mit ihr vereint eine Schenkung an den h. Bonifacius macht. In den andern Urkunden Nr. 262—270, gleichfalls vom Jahre 814, ist der Name *Albheid*, der Förstemanns Annahme zu Grunde liegen könnte, nicht enthalten.

<sup>1)</sup> In der Gesch. d. deutschen Sprache 352 stellt Grimm hieher ahd. *ódi*, agh. *eáde*, engl. *easy*.

<sup>2)</sup> Das Adv. *azétabu* ἡδώνος und das Subst. *azéti* deliciae (l. T. 5, 6) lassen auch vermuthen, daß hier, wie im Anlaute der Namen *Plidcos*, *Plidhilt*, *Plidhard*, *Plidmuot*, *Plidrud*, der Begriff Freunde, Frohsinn verwendet wurde.

noch eine andere Deutung jenes Namens zu versuchen. Sie ist gewiss ebenso berechtigt als die eben gegebene, und findet an analogen Beispielen eine nicht leicht zu beseitigende Stütze.

In Nr. 1 wurde bei den Namen *Senedridis* und *Senedricus* der Eigenthümlichkeit gedacht, inmitten der Zusammensetzung einen Linguallaut (*d, t*) einzuschalten. Aus ihr werden wir ferner die Namen *Arbedildis*, *Ansedramnus*, *Ingedramnus*, Pol. Irm. 77, 8; 221, 55; 108, 236 u. v. a., vielleicht aber auch *Azedmar*, das sich von diesen Bildungen in keiner Weise unterscheidet, zu beurtheilen haben. *Azedmtr* = *Azemtr* würde sich somit an *Azibald* (ep. Uetic.) 1025 Conc. Ansan. Mansi XIX, 423, A. und *Azawin* (ancilla) 1068—1091 Mon. Boica VI. S. 50 N. 6 anschließen.

• Lässt diese Annahme auch an und für sich kein Bedenken zu, so darf doch wieder nicht übersehen werden, daß die Einschlebung des Linguallautes, in den Polypt. Irm. und Rem. vorherrschend, zumeist als fränkische Eigenthümlichkeit zu betrachten sei, die anderwärts nur ganz vereinzelt auftritt, in dem Urkundenbuch der Marca Hisp. aber, auf das es hier allein ankommt, nicht weiter nachweisbar ist, ausgenommen in *Seutildus* a. 882, S. 812, 43, welcher Name, wenn nicht *Leutildus* zu lesen ist, dem Anlaute nach mit *Seulaig* a. 693 tr. Wizeb. nr. 38 und *Sewolf* a. 857 Schann. tr. Fuld. nr. 482 zusammengestellt werden muß.

Wird jedoch in *Azedmar* ein unorganisch eingeschaltet *d* angenommen, wie ist dann *Arasvert* zu erklären, dessen Anlehnung an ersteren Namen hierdurch unmöglich wird? Ist, wie oben ein eingeschaltet *d*, hier ein solches *s* zu vermuthen? Dieses zeigt sich wohl in *Odoswaldus* a. 874 Marca Hisp. S. 796 nr. 34, ich kann es aber in keinem weiteren Beispiele nachweisen, weder aus Lupi codex noch aus anderen von mir benutzten langobardischen Urkundensammlungen. *Arasvert* aber ist wahrscheinlich kein langobardischer, sondern ein fränkischer Name, denn *Dativert* und *Arasvert*, Vater und Sohn, fügen ihrer Unterschrift als Zeugen bei: „*lege viventes Salicham*“ (sic). Auch das auslautende *-vert*, besonders häufig im Polypt. Irm. und ausschließlich fränkische Form, spricht dafür. Gewiss ist wenigstens, daß bei den Langobarden erst nach ihrer Besiegung durch Karl in Folge der zahlreichen fränkischen Einwanderung auch fränkische Namensformen wie *Garivert* u. dgl. sichtbar werden. Vor dieser Zeit finden sich in langobardischen Namen nur die Formen *-pert* und *-bert*.

Nehmen wir nun *Arasvert* als fränkischen Namen, so steht das eingeschobene *s* nicht mehr vereinzelt; das Polypt. Irm. 73, 31 verzeichnet *Hildeodemus*, das Pol. Rem. 1, 4 *Wansgius*, 86, 35 *Hildinodis*, 101, 14 aber *Hildinodis*. Auch in Lupi cod. II, 114<sup>a</sup>. 918 finde ich nachträglich den Frauennamen *Adescarda*, wenn nicht etwa *Adelgarda* zu lesen ist.

Auf *Azedmâr* zurückblickend sei noch bemerkt der im Anlaute ähnlich gebildete Ortsname *Adseduil* = *Azed-uil* (vgl. *Adso* [monachus] Pol. Irm. app. 19 S. 353 und *Adsoldus* 1107 mon. St. Petri Carnol. cod. dipl. pars II. pag. 455 nr. 60) in *pago Tardiensi*, Pol. St. Rem. 19, 3.

WIEN.

FRANZ STARK.

---

## KÖNIG HEINRICHS LIEDER.

---

An der kostbaren kaum zu missenden überlieferung, die den reigen unseres minnesangs mit einem könige beginnen lässt, wie ihn die bilder zweier handschriften in krone und purpurmantel darstellen, will die neueste kritik rütteln. Niemand weder Docen, Wackernagel noch Hagen, Simrock zweifelte bisher daran dass das allbekannte lied

ich grüeze mit gesange die süezen,  
die ich vermeiden niht wil noch enmac

königlichen urheber habe, es galt nur den blick auf Heinrich den sechsten, Friedrichs sohn, zu festigen. Haupt aber, erst in einem programm, gleich hernach in des Minnesangs frühling verwirft diese annahme: *nihilò autem minus quod et illi et multi alii satis certum esse existimaverunt nobis semper visum est esse dubium vel, ut rectius dicamus, incredibile.* ihm zufolge haben die nicht sonderlich verständigen liedersammler, fahrende männer, denen erlauchte vorgänger in der kunst willkommen waren, aus der redensart von verzicht auf die krone in dem liede sich eingebildet, dass es von kaiser Heinrich herrühre. Lachmann, den vielleicht gleiche zweifelsucht ansteckte, hatte zu Walther s. 198 sich so ausgedrückt: kaiser Heinrich dem sechsten schrieb man liesbeslieder zu, nicht etwa spät, nach dem sich die erinnerung verdunkelt hatte, sondern im 13. jahrhundert: *cantissime sane Lachmannus locutus est, sed ut tamen opinionem suam aliquatenus significaret.* nun das 'zuschreiben' kann entweder heissen 'mit recht' oder 'mit unrecht', ich sehe nicht ein, wozu hier vorsicht half seine meinung zurückzuhalten; da jedermann weisz, dass die Weingartner und Pariser handschrift eine ältere voraussetzen, so war in jener ganzen stelle eigentlich nichts gesagt.

Haupt sendet im frühling das zweite und, wie er meint, auch ein drittes lied dem berühmten ersten voraus, im programm hatte dieses noch seinem rechten platz; weil es aber die auf Heinrich gehenden stellen zu deutlich verräth, so wird, was ihm in beiden handschriften nachfolgt, jetzt vorge-schoben, um darin das namenlose lied eines ganz andern verfassers erscheinen zu lassen.

Am eingang des nunmehr ersten lieds :

wol höher danne rîche  
bin ich al die zît,  
sô sô gütliche  
diu guote bî mir lît

geschieht die änderung 'wol hoeher dannez rîche': *addita una litterula sententiam et orationem recipravimus rectam atque elegantem*. diese 'certa emendatio' scheint mir unnöthig, ja eine grille. allerdings steht rîche sehr oft für den könig, wie imperium für imperator, Haupt aber ändert, um den bezug auf Heinrich desto leichter ausschlieszen zu können, denn mit recht bemerkt er, dasz es unverständlich von dem königssohn gewesen wäre, sich bei lebzeiten des kaisers so auszudrücken, diesen gleichsam in sein minnelied zu ziehen. Heinrich denkt gar nicht an den vater, sondern verstärkt der alten sprache gemäsz das wort höch durch das synonyme rîche, diese beiden adjectiva meinen eins wies andere mächtig, edel, vornehm und höher danne rîche ist nichts als der hehrste, mächtigste, wie z. b. hübscher danne gemeit der allerhübscheste, blinder danne blind der blindeste. es ist vollkommen passend, dasz der vornehme liebhaber mit den ausdrücken höch augustus und rîche potens um sich wirft, die damals vorzugsweise von gott, könig und fürsten gebraucht werden, ein geringer hätte sie schwerlich verwendet. in dem unantastbaren 'höher danne rîche' liegt also gerade gewähr für könig Heinrich, recht und zierlich klingen diese worte nicht minder als die dafür vorgeschlagenen, dem sinne nach sind sie die allein zulässigen.

Das lied enthält vier stropfen, deren erste vom dichter, die drei folgenden von der geliebten gesprochen werden, natürlich hat auch diese jener gesungen, er legt sie ihr nur in den mund, wie Reinmar unzählige mal in seine lieder die wechselrede der frau fügt. Warum die beiden letzten stropfen ein besonderes lied ohne wechsel bilden und lediglich der frau gehören sollen, sieht man nicht ein, die klingenden reime welte: vergelten, meine: gesteine nöthigen zu keinem neuen liede, da auch in 'ich grüeze mit gesange' die dritte und vierte strophe klingenden reim statt des stumpfen der ersten und zweiten haben. In dieser dem 12. jahrhundert noch zusagenden unregelmäßigkeit erscheint also wiederum bestätigung eines und desselben dichters für beide lieder. Auch die gedanken der dritten und vierten strophe schlieszen sich der zweiten an.

In der achten zeile der ersten wäre vor jugende leicht ein adjectivum wie klären, wünnelichen oder ein ähnliches zu ergänzen. die achte der zweiten bedurfte einer erklärang, wie der herausgeber die worte:

und sprechent mir ze leide,  
daz si in wellen schouwen

verstehet, hätte er nicht vorenthalten sollen. Mag hier schouwen bedeuten mit günstigen gnädigen augen ansehen (O. I. 4, 13) und dadurch an sich

ziehen? oder wäre es gar unser scheuen perhorrescere? wofür sonst mhd. geschrieben wird schiuhē, schūhen, was in schiuhē schūwen schouwen übergehen könnte, im alten meistersangbuch 32<sup>a</sup> steht rūwet: schūwet = reut: scheut gereimt. da nun für riuwen rouwen vorkommt, wird auch vrouwen: schouwen statthaft sein, obschon ich es sonst nicht angemerkt habe. schouwen meinte dann wie perhorrescere nichts mehr mit einem zu thun haben wollen.

Es darf hervorgehoben werden, dasz in der folgenden strophe der geliebte wegretet, was auf den kühnen, keine rücksicht nehmenden besuch eines königssohns gehen könnte. Noch bedeutsamer heiszt es am schlusse des lieds:

du zierest mīne sinne  
und bist mir dar zuo holt,  
als edele gesteine,  
swâ man daz leit in daz golt,

deine liebe erhebt mich wie edelstein das gold, ein königlicher glanz bestrahlt die schönheit des mädchens. Überhaupt herrscht im ganzen lied kecke sprache, wie sie der stolze Heinrich selbst führen, also auch seiner geliebten, wenn sie von ihm redet, eingeben mochte:

sô sô gütliche  
diu guote bî mir lit:

und sie sagt:

ich hân den lîp gewendet  
an einen ritter guot,  
daz ist alsô verendet  
daz ich bin wol gemuot,

ich habe meinen leib einem ritter ergeben und bin froh, dasz es so ergangen ist, kein anderer in der welt gefiel mir besser, neidige, gehässige frauen mögen ihm aus dem wege gehen. Nie gewann ich (indem sie den weg reitenden anredet) bessern freund und bin verloren, wo du nicht bald wiederkehrst. wol dir geselle, dasz ich je bei dir gelag. Es war sitte der minnenden, die namen zu verhelen, sie nennt ihn ritter und geselle, aber andere worte, deren sie sich bedient, lassen auf seinen hohen stand schlieszen. Dasz ein solches lied in den handschriften unmittelbar hinter einem die königliche würde noch offener kundgebenden folgt, lassen über seinen inhalt keinen zweifel zu.

Was ist nun von dem eigentlich ersten liede zu sagen nöthig? Haupt sammelt beispiele dafür, dasz viele dichter ihre geliebte einer königin verglichen oder vorgezogen haben, wie noch bis auf heute geschieht. Warum sollte aber nicht auch ein wirklicher könig, wenn er als minnesänger auftritt, der frau seines herzens die erklärung thun, dasz er ihre liebe über die krone setze und eher auf diese als auf sie verzichten wolle? Nichts liegt ihm näher als solche

äusserungen. Nun sagt hier Heinrich in einem und demselben liede dreimal hintereinander:

mir sint diu rîche und diu lant undertân,  
 swenne ich bî der minneclîchen bin,  
 unde swenne ich gescheide von dan,  
 sòst mir al mîn gewalt und mîn rîchtuom dâ hin. —  
 ê ich mich ir verzige, ich verzige mich ê der krône. —  
 obe joch niemer krône kæme ûf mîn houbet.

diese wiederholung ists was völlig entscheidet. Ein dichter der kein könig ist, mag immerhin einmal das bild von der königin oder der krone anwenden, er wird es aber nicht mehrmals wiederholen, das wäre aberwitz. Wer das altminnelied unbefangen liest, fühlt, dasz nur ein wahrer könig oder königssohn diese sprache führen konnte. Wir haben also keine namenlose lieder vor uns, sondern die vom könig selbst gesungnen in einer zeit, wo die weise des minnesangs allgemein geläufig war, lieder, die ihm die treue überlieferung der mitlebenden wie nachlebenden dichter beilegte. das gegentheile davon wäre ungläublich.

Mir scheint auch vermiden in der zweiten zeile ein vornehmer ausdrück, wie ihn der könig im sinne von vorbeigehen, aufgeben verwenden konnte; gleicher art ist vielleicht:

des ich mich âne si niht vermezzen enmac,

vgl. 139, 32 bei Morungen:

dô si an dem morgen  
 mînes tôdes sich vermaz,

wo doch dâ für dô herzustellen sein wird, die zeit ist ausgedrückt durch an dem morgen, der ort, wo er sie verborgen fand durch dâ.

Meine bemerkungen sollen der freude nichts benehmen, die ich über die reizende sammlung des alten minnesangs empfinde, noch den dank, den wir beiden herausgebern dafür schulden. 'des minnesangs frühling' klingt unerwartet spanisch, an die abkürzung MF. haben wir uns zu gewöhnen. Welche fülle von treffenden textherstellungen, z. b. 7, 1 vil lieber friunde vâren, auf derselben seite 7, 17 freute mich die einstimmung mit meinem vorschlag in Haupts zeitschr. 8, 544. Was aber gar nicht in den minnesang gehört, sind Spervogels lieder, doch auf sie gerade hatte Lachmann soviel accente eingetragen, welche klingenden reim in stumpfen wandeln sollen, dasz es dem herausgeber unmöglich gewesen sein würde sie auszuschneiden. Diese accente, wie die sonst auch verschiedentlich im buche ausbrechenden, stören, weil ihr zureichender grund oft noch gar nicht einleuchtet, man hätte die lieder und den dadurch entstellten sauberen druck lieber rein genoassen.

JACOB GRIMM.

DIE STÄRKSTEN DINGE.

Zehen Ding in der Welt stark sind, deren eins das andere überwindt, das eilfte aber, wie man list, stärker als alle zehen ist.	
Such nach, reim recht, du wirst es finden und den rechten Verstand ergründen.	5
Der Stein ist stark (darf keines Beweisen), wird doch zerschlagen von dem Eisen.	
Das Eisen ist stark, doch nimm in Acht, es wird vom Feuer weich gemacht.	10
Das Feuer ist stark, so es brennt an, das Wasser es auslöchen kann.	
Das Wasser ist stark, merke mich, die Wolken ziehens über sich.	
Die Wolken sind stark, laufen geschwind, werden zertheilet von dem Wind.	15
Der Wind bläst stark und viel zerbricht, der Mann ist stärker, acht sein nicht.	
Der Mann ist stark, aber der Wein überwindet ihn und thut das sein.	20
Der Wein ist stark und machet blind, der Schlaf ist stärker, ihn überwindt.	
Der Schlaf ist stark, aber der Tod ist stärker als die letzte Noth.	
Jedoch Gottes Gerechtigkeit mit Stärk den Tod übertrifft weit, dann durch den Propheten spricht Gott: die Gerechtigkeit errettet vom Tod.	25

Die vorstehenden sinnvollen Reime sind der von Görres (deutsche Volksbücher S. 175) und Heyse (Bücherschatz Nr. 1907) angeführten, wohl in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gedruckten Räthelsammlung entnommen, welche den Titel führt: 'Neu vermehrtes Rath-Büchlein, Mit allerhand Welt- und geistlichen Fragen, samt deren Beantwortungen. Das Rockenbüchlein heiß sonst ich, | Wer langweilig ist, der kauf mich, | Er findet in mir viel kluger Lehr, | Mit vexir, ratheo und anders mehr. | (Darunter ein Holzschnitt, eine Spinnstube darstellend.) Ganz neu gedruckt' (o. O. u. J. 8). In dieser Sammlung stehen die Reime unter der Über-

schrift: 'Folget eine Frage' auf Blatt D 3, und zwar nicht mehr in der eigentlichen Räthselreihe, sondern in einem 'Anhang', der verschiedenes enthält. Ob sie sich auch in ältern Räthselmänglungen oder in früheren Ausgaben des Rockenbüchleins finden, weiss ich ebenso wenig, als ob sie sonst irgendwo gedruckt sind. Zeile 23 habe ich ändern müssen, da die Lesart des Druckes 'der Schlaf ist stärker als der Tod' unmöglich ist. 'Gerechtigkeit errettet vom Tode', heisst es in den Sprüchen Salomonis X, 2, und somit ist es nicht ganz genau, wenn in unserm Spruche gesagt wird, Gott habe dies durch den Propheten gesprochen.

Der Spruch ist nicht nur an sich interessant, sondern auch weil er wahrscheinlich aus dem Orient stammt, jedenfalls dort Verwandte hat, die meines Wissens noch nirgends zusammengestellt sind. In 'Iobi Ludolfi ad suam historiam Aethiopicam Commentarius', Frncf. 1691, pg. 559 finden wir einen überaus ähnlichen äthiopischen Spruch im Urtext und in lateinischer Übersetzung mitgetheilt. Deutsch lautet er:

Das Eisen ist stark, aber das Feuer überwindet es;  
 das Feuer ist stark, aber das Wasser überwindet es;  
 das Wasser ist stark, aber die Sonne überwindet es;  
 die Sonne ist stark, aber die Wolke überwindet sie;  
 die Wolke ist stark, aber die Erde überwindet sie;  
 die Erde ist stark, aber der Mensch überwindet sie;  
 der Mensch ist stark, aber die Trauer [møror] überwindet ihn;  
 die Trauer ist stark, aber der Wein überwindet sie;  
 der Wein ist stark, aber der Schlaf überwindet ihn;  
 aber stärker als alle ist das Weib.

Der Stein fehlt im äthiopischen Spruch, dagegen ist hinzugekommen die Sonne, an die Stelle des Windes ist die Erde getreten und zwischen Mensch und Wein recht sinnig die Trauer. Gleich nach dem Schlaf aber kommt als das allerstärkste das Weib.

Weiter gehört hieher eine rabbinische Sage, welche Eisenmenger Entdecktes Judenthum, Königsberg 1711, I, S. 490 f. übersetzt hat; vgl. auch Heidegger's Historia sacra Patriarcharum, Amstelod. 1671, II, p. 36. Abraham hatte die Götzenbilder seines Vaters Tharah zerschlagen und ward deshalb vor Nimrod geführt. Da befahl Nimrod dem Abraham, daß er das Feuer anbeten sollte, und Abraham antwortete: Es ist besser, daß man das Wasser anbetet, welches das Feuer auslöscht. Da sagte Nimrod, er solle dann das Wasser anbeten, aber Abraham entgegnete: Es ist besser, daß man die Wolken anbetet, welche das Wasser in sich halten. Da sprach Nimrod, daß er sie anbeten sollte, Abraham aber antwortete: Es ist besser, daß man den Wind anbetet, welcher die Wolken zerstreut. Da sagte Nimrod, er solle dann denselben anbeten, Abraham aber sprach: Es ist besser, daß man den

Menschen anbetet, welcher vor dem Winde steht. Darauf antwortete Nimrod: Du spottest meiner, ich bete allein das Feuer an und will dich in dasselbe werfen lassen. — Hier haben wir ganz wie im deutschen Spruch die Folge: Feuer, Wasser, Wolken, Wind, Mensch.

Nur zum Theil mit dem bisherigen stimmt ein indisches Märchen, welches sich in der indischen Fabel- und Märchensammlung *Pantschatantra* (ed. Kosegarten S. 188) findet. Ein indischer heiliger Mann hatte ein Mäuschen, das ihm einst aus dem Munde eines Falken in die Hand gefallen war, durch die Kraft seiner Buße in ein Mädchen verwandelt und mit seiner Frau, die kinderlos war, als Tochter erzogen. Als das Mädchen mannbar geworden war, beschloß der Vater es zu verheiraten.<sup>1)</sup> Er rief die Sonne. Durch die Anrufung vermittelt Vedensprüche kam die Sonne augenblicklich herbei und sprach: 'Erhabener, warum rufst du mich?' Dieser antwortete: 'Sieh, hier steht meine Tochter; wenn sie dich wählt, so nimm sie zur Frau!' Nachdem er dies gesagt, sprach er zu seiner Tochter: 'Tochter, gefällt dir dieser erhabene, die drei Welten erleuchtende Sonnengott?' Das Töchterchen sprach: 'Väterchen, der ist zu heiß, den will ich nicht; rufe irgend einen andern besseren!' Als nun der Weise diese ihre Rede gehört hatte, fragte er die Sonne: 'Erhabener, gibt es irgend einen, der mächtiger ist als du?' Die Sonne antwortete: 'Ja, es gibt einen stärkeren als ich: das Gewölk, durch dessen Bedeckung werde ich unsichtbar.' Darauf rief der Weise auch das Gewölk herbei und sagte zu seiner Tochter: 'Töchterchen, soll ich dich diesem zur Frau geben?' Diese antwortete: 'Das ist schwarz und kalt, drum gib mich an irgend ein andres mächtiges Wesen!' Darauf fragte der Weise auch das Gewölk: 'Hör, hör, Wolke, gibt es irgend einen, der mächtiger ist als du?' Das Gewölk antwortete: 'Mächtiger als ich ist der Wind! Vom Winde getroffen zerspringe ich in tausend Stücke!' Nachdem er dies gehört, rief der Weise den Wind und sprach: 'Töchterchen, gefällt dir der Wind hier am besten zum Mann?' Sie antwortete: 'Väterchen, der ist überaus unstäte. Laß lieber irgend einen mächtigeren kommen!' Der Weise sprach: 'Wind, gibt es einen noch mächtigeren, als du bist?' Der Wind sagte: 'Mächtiger als ich ist der Berg, denn wenn ich auch noch so stark bin, hält er doch sich entgegenstämmend mich aus.' Darauf rief der Weise den Berg herbei und sagte zu dem Mädchen: 'Töchterchen, soll ich dich diesem zur Frau geben?' Diese antwortete: 'Väterchen, der ist hart und starr, drum gib mich einem andern!' Der Weise fragte den Berg: 'Hör, König der Berge, gibt es irgend einen mächtigeren, als du bist?' Der Berg antwortete: 'Mächtiger

<sup>1)</sup> Die jetzt folgende treue Übersetzung ist von Herrn Professor Dr. Benfey in Göttingen, der sie mir durch freundliche Vermittlung des Herrn Dr. Leo Meyer in Göttingen gütigst mitgetheilt hat. Herr Benfey wird uns — hoffentlich recht bald — mit einer neuen Ausgabe des Urtextes und mit einer deutschen Übersetzung des *Pantschatantra* beschenken. In Dubois' französischer Übersetzung fehlt unser Märchen.

als ich sind die Mäuse, welche mit Gewalt meinen Körper zerspalten.' Darauf rief der Weise einen Mäuserich und zeigte ihr diesen und sagte: 'Töchterchen, soll ich dich diesem zum Weibe geben? Gefällt dir der Mäusekönig hier?' Sie aber, als sie diesen erblickte, dachte: 'der ist von meiner eignen Gattung!' Ihr Körper verschönte sich durch die vor Freude in die Höhe starrenden Haare und sie sagte: 'Väterchen! mach mich zu einem Mäuschen und gib mich ihm zur Frau, damit ich die meiner Gattung vorgeschriebenen häuslichen Pflichten erfülle!' Er aber verwandelte sie darauf durch die Macht seiner Buße in ein Mäuschen und gab sie jenem zur Frau.

Diese zur Bestätigung des Satzes, daß Art nie von Art läßt, ersonnene Fabel erzählt auch Polier in seiner Mythologie des Indous II, S. 577 ff., ohne Quellenangabe, und nur insofern abweichend, als das Mädchen selbst den Stärksten zum Gatten verlangt, worauf der Heilige zunächst den Mond ihr zum Gatten ausersieht, welcher aber erklärt, die Sonne sei stärker als er. Von der Sonne wird er dann zur Wolke, von der Wolke zum Wind, dann zum Berg und endlich zur Maus verwiesen. Ganz ebenso findet sich die Fabel in der arabischen Sammlung 'Calila und Dimna oder die Fabeln Bidpai's' (übers. von Philipp Wolff, Stuttg. 1837, I, S. 219), jedoch fehlt — wie im Panchatantra — der Mond. So kam die Fabel auch ins Abendland: La Fontaine (IX, 7) schöpfte aus einer ältern französischen Uebersetzung des Bidpai. Im deutschen Mittelalter ist die Fabel schon lange vorher bekannt, ehe die ganze Sammlung als 'Buch der Beispiele der alten Weisen' deutsch übersetzt erschien, aber frei umgestaltet zur Fabel vom freunden Kater, vom Stricker (Altdutsche Wälder III, S. 195, <sup>1</sup>) Wackernagel Lesebuch I, S. 561) und von Herrand von Wildonje (vgl. Wackernagel Literaturgeschichte §. 80, 16). Ein hoffärtiger Kater will die Tochter des Edelsten freien und fragt eine Füchsin, was sie für das edelste Wesen halte; sie erwidert: die Sonne. Auf weiteres Befragen des Katers aber, ob irgend ein Ding der Sonne widerstehe, nennt sie ihm den Nebel. Dann als des Nebels Meister den Wind; dem Wind widersteht ein altes, ödes Steinhaus; dieses besiegen aber die es durchwühlenden Mäuse, deren Meister die Katze ist. Und so zeigt sie dem übermüthigen Kater, daß ihm eben doch nur ein Katze bestimmt ist.

Loiseleur Deslongchamps (Essai sur les fables indiennes et sur leur introduction en Europe p. 50) erinnert bei Gelegenheit der Fabel des Panchatantra an eine Stelle des großen indischen Epos Harivansa, welches Langlois (Paris 1835) in französische Prosa übersetzt hat. Auch Langlois hat in einer Note seiner Uebersetzung nicht vergessen, an Calila und Dimna und an La Fontaine zu erinnern. In dem erwähnten epischen Gedichte

<sup>1</sup>) Grimm hat bereits in der Anmerkung zu der Strickerschen Fabel auf Polier und die Beispiele der alten Weisen verwiesen.

(Tom. II, pg. 180 der französischen Uebersetzung) wird erzählt, wie der weise Narada eines Tages an den Ufern des Ganges eine gewaltige Schildkröte trifft und sie als wunderbar und glücklich preist. Aber die Schildkröte erwidert: 'Der Ganges ist wunderbar und glücklich, in ihm gibt es Tausende von Wesen wie ich.' Der Weise geht zum Ganges und preist ihn, aber der Strom entgegnet: der Ocean, der Hunderte von Strömen wie den Ganges aufnehme, sei wunderbarer und glücklicher. Der Ocean aber erklärt die Erde für glücklicher, die seine Wogen aufhalte. Die Erde nennt die Berge, die sie halten und stützen. Die Berge verweisen den Weisen zum Brahma, der aber die Veden für wunderbarer und glücklicher erklärt, die Veden stellen die Opfer über sich, diese den Vischnu.

Verwandt endlich mit dem deutschen und äthiopischen Spruche ist die Erzählung von dem Wettstreite der drei jüdischen Leibwächter des Perserkönigs Darius, welche in dem apokryphen, in der Vulgata s.g. 3ten Buche Esdræ, Cap. III und IV, und darnach von Josephus (*Antiquitates Judaicæ* XI, 3), erzählt sind. Der eine Jüngling behauptet: stark ist der Wein. Der andere: stärker ist der König. Der dritte (Zorobabel): stärker sind die Weiber, über alles aber siegt die Wahrheit.<sup>1)</sup>

Dies sind die orientalischen Parallelen zu unserm Spruche, die mir bekannt geworden sind.<sup>2)</sup> Aus dem Abendlande kenne ich keine ähnliche Reihen von immer stärkern Siegern, höchstens könnte man den Kinderspruch vom Jokel (vgl. Rochholz Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel S. 149 ff.) herbeiziehen.

Schließlich bemerke ich noch, daß Hans Sachs im zweiten Theile des andern Buchs seiner Gedichte eins unter der Aufschrift 'was das sterkest auf Erden sei' hat. Der Dichter erzählt, wie er eines Tages überlegt habe, daß es nach Gott nichts stärkeres als den Tod gebe. In solchen Gedanken sei er eingeschlafen, und Genius, der Gott der Natur, habe ihm im Traume gezeigt, daß Fama, 'das Gerücht beid böß oder gut' stärker als der Tod sei.

WEIMAR, November, 1857.

REINHOLD KÖHLER.

<sup>1)</sup> Auf einem Pfeiler der Roslinapelle bei Edinburgh stehen die drei Aussprüche der Jünglinge im lateinischen Texte der Vulgata (*forte est vinum, fortior est rex, fortiores sunt mulieres, super omnia vincit veritas*), wie Fanny Lewald in ihrer Schrift 'England und Schottland' (1852) II, S. 319, mittheilt, ohne die Herkunft der Inschrift zu kennen.

<sup>2)</sup> Loiseleur a. a. O. S. 80 bemerkt in einer Note 'Voyez aussi, au sujet d'une tradition juive qui semble se rapporter à cet apologue, l'Essai sur les fabulistes qui ont précédé la Fontaine par M. Robert, p. CCXVII.' Da das Buch von Robert mir jetzt nicht zugänglich ist, so weiß ich nicht, ob die jüdische Überlieferung vielleicht auch die von mir oben bebrachte von Abraham und Nimrod ist.

## A L S W A. A L W E C.

## 1.

## ALSWA.

Eine im Mittelhochdeutschen ziemlich unhäufige und wie es scheint nur in einer gewissen Mundart vorkommende Pronominalbildung ist das Adverb *alswá*, alibi, anderswo. Im Althochdeutschen ist das Wort bis jetzt nicht nachgewiesen; wohl aber erscheinen ähnliche, in derselben Weise mit der Partikel *alles* (= goth. *alis*, *aljis*, *alius*) gebildete Zusammensetzungen, z. B. *alliswara*, *alluswara*, alio: Graff 4, 1201; *alleswio*, aliter: ebd. 1195. vgl. Gramm. 3, 61. Auch das ags. kennt diese Bildungen: *alleshwá*, aliquis; *alleshwat*, aliquid; *elleshwær*, alibi: Gramm. a. a. O.; ebenso braucht Maerlant noch *elswaer*. Von dem mhd. *alswá* verzeichne ich die mir bekannt gewordenen Stellen: *só man die nátrun slahen wil, só n'mit si den zagil und tuot in uber daz houbet unt lúzit sich alsuá slahen* Physiologus, Fundgruben 1, 29, 21—23. (in Karajans Sprachdenkmälern 89, 16. ist *alsuá* mit *andirsuá* vertauscht: *unde laet sich andirsuá plügen*). — *Got hiez in (Abraham) sín lant rúmen, sprah, er scolte alsuá píuwen* Genesis, Fundgr. 2, 29, 42. (in der Milstädter Hs. bei Diemer 33, 15: *got hiez in daz lant roumen unde andirsuá pouwen*). — Die Israeliten fürchteten, Holofernes *chóme se Jerusalem sá unt zebroche die, sam er habete getán alswá*, jüngere Judith bei Diemer 140, 21. — *duo hiez er sá ílen unde hiez die riemen enden und er werte in daz wazzer dá; danoch námen siz alswá* ebd. 152, 6. — *auf dem selben gute und auch alswá*, Urkunde vom J. 1254: Mon. Boica 29<sup>b</sup>, 404. Noch bis zur Stunde hat sich das Wort im Salzburgerischen erhalten: *allep*, von *allep* her, anderswoher; gemäß dem der österreichischen Mundart eigenen Übergang von *w* in *b*, *p* (s. Schmeller 1, 42).

Wie man sieht so erscheint das Wort ausschließlich in österreichischen Sprachdenkmälern; es wird daher wohl auch ein spezifisch österreichisch-bayerischer Ausdruck sein, statt dessen andere deutsche Mundarten *anderswá* gebrauchten. Um so mehr muß es verwundern, dem Worte zweimal in Hartmann's Iwein zu begegnen: 1584 und 1735. Betrachtet man aber die Lesarten, so findet man, daß *alswá* beidemal nicht in den Hss. steht, sondern von Lachmann ohne Handschrift in den Text gesetzt ist, unter Berufung auf die oben aus den Fundgruben angeführten Stellen, das eine Mal statt *alles*, das andere Mal statt *andlers* oder *anderswá* der Handschriften. Lachmann behauptet nämlich, die handschriftlichen Überlieferungen enthalten offenbare Verderbnisse und die von ihm gemachte Änderung sei durchaus nötig. Es wird deshalb nicht überflüssig sein, beide Stellen genauer anzusehen. Die erste lautet:

*sî (die Minne) ist mit ir süeze  
vil dicke under vüeze  
der Schanden gevallen,  
als der zuo der gallen  
sîn süezez honec giuzet  
und der balsem vliuzet  
in die aschen von des mannes hant:  
wan daz wurde allez baz bewant.*

So die Überlieferung. Da fehle nun, sagt Lachmann (S. 422), gerade die Hauptsache: 'anders' oder 'anderswo', und deshalb müsse *alswâ* gesetzt werden. Das scheint mir nicht der Fall zu sein, im Gegentheil wird hier Niemand etwas vermissen oder undeutlich finden. Die Minne, sagt der Dichter, sei der Schande unterthänig geworden, habe sich an einen unwürdigen Gegenstand geworfen, gerade so als wenn Einer süßen Honig mit Gallen mischte oder Balsam in die Asche schüttete, denn das Alles (die Liebe, der Honig und der Balsam) könnte viel besser als auf diese Weise angewendet oder verwendet werden. Der Sinn der Stelle ist mit Beibehaltung des Überlieferten vollkommen klar und deutlich und eine Änderung ganz unnöthig; ebensowenig braucht, wozu Lachmann Lust bezeigt, statt *allez* das althochdeutsche *alles*, selbst wenn es sich so lange erhalten hätte, gesetzt zu werden.

Wie mit dieser verhält es sich mit der zweiten Stelle 1731 ff.

*do begunde in dô anstrîten  
zuo der andern sîten  
daz im gar unmwære  
elliu diu êre wære  
diu im anders möhte geschehn,  
ern müese sîne vrouwen sehn,  
von der er was gevangen,*

man lese nun wie hier *anders* mit Bbd (d. h. alle die Ehre, die ihm irgend sonst geschehen möchte) oder *anderswâ* (was metrisch unbedenklich wäre) mit Aa, beides gibt einen gleich guten Sinn, und eine Abweichung vom Überlieferten scheint entbehrlich. Jedenfalls ist es unerlaubt und unkritisch zugleich, einem Dichter ein Wort willkürlich unterzuschieben, das seiner Mundart höchst wahrscheinlich ganz fremd war.

## 2.

## ALWEC.

In meiner kleinen Schrift „zur deutschen Litteraturgeschichte“ (Stuttgart 1855) hatte ich S. 69 bemerkt, das substantivische Adverb *alweg* sei

ein jüngerer, erst in späterer Zeit aufgekommener Ausdruck für das alte *ie*: beide bedeuten nämlich genau dasselbe, *semper*, immer. Jede Bemerkung beruht indess auf mangelhafter Beobachtung. Ich war damals der Meinung, *alweg* sei eine Kürzung für *alle wege*. Dem ist jedoch nicht so: *alwec* oder *allewec* scheint sogar eine (wenn auch vielleicht mehr mundartliche) ältere Form als *alle wege*. Der letzteren bedienten sich, soviel ich sehe, vorzugsweise die höfischen Dichter des 13. Jhd., z. B. *als er in sit alle wege (: pflege) mit sime dienst erte* Iwein 3878 (von Benecke im W.B. S. 540 unrichtig durch „auf jede Weise“ erklärt). *só diente si im alle wege mit ir güetlichen pflege* A. Heinrich 309. *ir mugetz wol fúeren alle wege* Parz. 239, 30. *ir meisterinne diu se alle zit und alle wege hæz in ir lére und in ir pflege* Tristan 32, 1. *wie sie selbe in sîner pflege schriben lernete alle wege* ebd. 300, 34. *si pflac mins herzen ie und pfliget noch alle wege* MSII. 1, 9°. Die zahlreichen *alle wege* in Konrads Werken zählt Haupt zu Engelhard 2626 auf. vgl. außerdem Hermann v. Fritslar: *ich vergezze iz alle wege* Myst. 1, 91, 14. *ein schriber schribet alle wege* ebd. 97, 14. Eckhart: *man wirfet in alle wege wider in* ebd. 2, 471, 28. *alwege* ebd. 415, 33. 40. s. Grimms d. Wörterbuch 1, 232. *alle wege* ist ein adverbialer Accusativ plur. vgl. Grammatik 3, 142.

Daneben kommt das Adverb in der selben Bedeutung auch im Dativ plur. vor: *alwegen*. *er hát óch ein gewonhait, das er alwegen ritter und knecht und schützen hat* Wackernagel 839, 28. *her hát allewegen ein vrólich gemúte* Herm. v. Fritslar (Myst. 1, 184, 31). Als eine mundartliche Nebenform, mit angehängtem *t* (wie *núwent* für *núwan*, *dannant* für *dannan* Bihlebuoch S. 2. *obnant* für *obnan* ebd. 77 u. s. w.) erscheint bei alemannischen, namentlich elsässischen Schriftstellern auch *allewegent*, z. B. *die minner ein allewegent ríche sîn* Minnelehre bei Müller 1361 (meine Ausgabe 1307 *allewegen*). *dó nam er allewegent ein logel uf sînen hals* Predigtmärlein Bl. 66°. *er treip daz wol sehzig jór, daz er allewegent bredie hörte* ebd. 68°. *ir spulget allewegent zuo mittem tage zuo sláfende* ebd. 96°. Auch die Verkürzung *allewent* (wie *gent* für *gebent*, *went* für *wellent*) begegnet zuweilen in Sprachdenkmälern aus denselben Gegenden: *mîn herze strebet allewent hin zuo ir Weingartner Liederhs.* S. 333. *wan daz ich allewent gelích mich ríhte uf die varte* ebd.; so auch in der Straßburger Hs. (B) des Boner 32, 35. 41, 11. 48, 103. *aber unser herre, der sich allewent erbarmet über die erbarmeherzigen* Nic. v. Straßb. (Myst. 1, 265, 33), und als eine solche Kürzung ist wohl auch das in der Grammatik 3, 137 als *al éwen* erklärte *allewen* Fragin. 38° zu betrachten. Beispiele von *allwegen* aus Schriftstellern des 16. Jhd. gibt das deutsche W.B. I, 242.

Auch als Genitiv plur. *allerwegen* findet sich unser Adverb schon in früher Zeit, doch nur in mittel- und niederdeutschen Quellen; dann häufig bei den Dichtern des 16. 17. Jhd., z. B. bei Paul Gerhard „Weg hast du aller-

wegen, an Mitteln fehlts dir nicht,“ und noch bei Schiller, Goethe, Tieck, s. d. W.B. 1, 228.

Neben all diesen verschiedenen Formen trifft man nun auch *allewec*, *alweg*, was nicht etwa eine Kürzung des Plurals *alle wege*, sondern wie *altac* neben *alle tage* der Accusativ Sing. ist (roman. *todavia*) und dem ags. *ǣalneg*, *semper*, genau entspricht, vgl. Grammatik 3, 140. Das Althochdeutsche gewährt von diesem Adverb in keinerlei Gestalt ein Beispiel; doch lässt sich *allewec*, *alwec* schon im 12. Jahrh. nachweisen. In einer deutschen Interlinearversion der Benedictiner Regel (Perg. Hs. der Stuttgarter öffentl. Bibliothek Cod. theol. 4<sup>r</sup>. Nr. 230), die nach Schrift und Sprache in diese Zeit gehört, kommt das Wort häufig vor; *malum vero semper a se factum sciat, de ubel aber allewec von im beschehen er wizze* Bl. 7<sup>b</sup>. *præcepta dei factis cottidie studeat implere, di gebot gotis mit werkin allewec irvullun* 8<sup>b</sup>. *si timorem dei sibi ante oculos semper ponens, ib di vorht gotis im vur di ougen alliwecc leginde* 12<sup>a</sup> u. s. w., immer ist auslautend *c* geschrieben. Sodann steht es in Freidanks Grabschrift: *der alwec sprach und nie sanc*. Vom 14. Jahrh. an begegnet man ihm häufiger, z. B. *wan er hât alweg widdersetze an etlichen dienstmannen* Wackernagels altd. Lesebuch 837, 10. *der welle daz ime etwenne si als unsern herren gote alweg ist* ebd. 892, 1. *dem wil ich alweg sin nötdurft zuofüegen*, ebd. 898, 27. *zuoversicht ist alweg guot* Boner 32, 35. 41, 11. 48, 103. 54, 47. 51. *sô ich ez alweg boeser vant* Teichner (Liedersaal 3, 276). Neuhochdeutsche Belege vom 15. Jahrh. bis zur Gegenwart s. d. W. B. 1, 241. 242. Vgl. außerdem noch Schmeller I, 42.

Soviel zur Berichtigung meiner früheren irrigen Ansicht sowie der im litt. Centralblatt 1857, S. 413 enthaltenen Reclamation, die auf meine Äußerung sich stützend sich sogar zu der Behauptung versteigt, das Wort *alweg* sei allein schon hinreichend, einem Gedichte seine Zeit anzuweisen, d. h. ein Gedicht, worin *alweg* vorkomme, dürfe nicht früher als ins 15. Jahrh. gesetzt werden.

FRANZ PFEIFFER.

## SCHNEEWITTCHEN.

Während eines längeren Aufenthalts in Kopenhagen kam ich diesen Herbst mit dortigen Isländern wiederholt auch auf die Sagen und Märchen zu sprechen, welche auf der Insel noch umlaufen. Die isländischen Abenteuer, welche Magnús Grimsson und Jón Arnason vor fünf Jahren herausgaben, wurden als ungenügend bezeichnet, theils weil dieselben nur den gering-

sten Theil der umlaufenden Erzählungen enthalten, theils weil sie in der Darstellung des Mitgetheilten zu sehr verkünstelt, nicht treu genug seien. Gelegentlich wurde mir von Mancherlei erzählt, was eine Aufzeichnung verdienen möchte; beispielsweise erwähne ich hier einiger Bruchstücke aus dem Märchen vom Schneewittchen, weil diese vermöge der zweifachen Quelle, aus welcher sie geschöpft sind, ein besonderes Interesse bieten möchten.

Vor einigen Jahren wurde das Märchen vom Schneewittchen in der Fassung, in welcher dasselbe bei uns in Deutschland allerwärts bekannt ist, ins Isländische übersetzt. Der Herausgeber der Übersetzung scheint nicht gewusst zu haben, daß dieselbe Erzählung, nur in etwas anderer Gestalt, in Island ebenfalls umliefe. Da es nicht uninteressant sein dürfte, diese isländische Überlieferung mit unserer deutschen zu vergleichen, so erlaube ich mir zwei Strophen des Märchens, die bekannte an den Spiegel gerichtete Frage und dessen Antwort enthaltend, hier mitzuthemen, wie ich beide, und zwar auf Grund durchaus verschiedener Quellen, von meinem Freunde, Herrn Gisli Brynjúlfsson in Kopenhagen, erfahren habe.

Es lautet aber die Frage, wie solche Hr. Gisli von seiner Mutter, und diese von ihrer alten Amme Sunneva zu Mödruvellir in Nordisland gehört hatte:

Segðu mér það, glerid mitt,  
gullinu búna;  
hverneg lídr Vilfrídi,  
Völu-fegri núna?

Die Antwort aber lautet nach einer Aufzeichnung von der Hand des Árni Magnússon, ungefähr aus dem Jahre 1709:

Hún er út í einni ey,  
þar í einum steini;  
fæða hana Finnar tveir,  
fátt er henni að meini.

Die Namen Vala und Vilfrídr für die Stiefmutter und Stieftochter, die Nennung zweier Finnen statt der sonst üblichen zwölf oder sieben Zwerge, dürften die Selbständigkeit der Isländischen Überlieferung auch abgesehen von dem Alter der einen Aufzeichnung genugsam bestätigen.

MÜNCHEN.

KONRAD MAURER.

## LITTERATUR.

**Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung** von Karl Goedeke. Erste Hälfte. Zweite Hälfte, 1. und 2. Abtheilung. Hannover, Verlag von Louis Ehlermann. 1857. 8. 592 Seiten (2 Thlr. 10 Sgr.). \*

An Grundrissen, Leitfäden und wie die Bücher und Büchlein sonst noch heißen, die auf wenigen Bogen die Geschichte der deutschen Litteratur abzuhandeln pflegen und deren gemeinsames Merkmal mit geringen Ausnahmen darin besteht, daß sie, alles selbständigen Studiums baar, in der äußern Einrichtung und mehr noch in ihren Fehlern einander zum Erschrecken ähnlich sehen, ist nachgerade kein Mangel mehr: sie lassen sich bereits nach Dutzenden zählen.

Um so erfreulicher ist es, wenn einem unter der Flut von unbedeutendem einmal wieder ein Buch zu Handen kommt, das nicht bloße Fabrikwaare ist, sondern von Geschmack, Fleiß und ernstlichem Studium zeugt. Ein solches Buch ist der Grundriß von Goedeke. Zwar sind nicht alle Theile desselben mit gleicher Sorgfalt und Genauigkeit und in gleich befriedigender Weise ausgearbeitet: die drei ersten Bücher z. B. (1—107), welche die deutsche Litteratur des Mittelalters umfassen, lassen in Bezug auf Vollständigkeit und Genauigkeit der Angaben Manches zu wünschen übrig. Man sieht indessen bald, daß dieser Theil eigentlich bloß einem Auszug aus des Verfassers größerm Buche „deutsche Dichtung im Mittelalter“ (Hannover 1854) enthält und daß die Ungleichheit der Ausführung, woran dieses Werk leidet, auch in den Grundriß übergegangen ist. Die besten Abschnitte sind hier wie dort diejenigen, welche das Volksepos behandeln, dem der Verfasser mit Recht seine besondere Liebe zugewendet und wofür er auch Beachtenswerthes geleistet hat.

Sind daher die drei ersten Bücher nur als Einleitung gleichsam zu betrachten, so ruht das Hauptgewicht auf den zwei folgenden, die Litteratur des 16. u. 17. Jhd. behandelnden Büchern. Was v. d. Hagen und Büsching einst in ihrem Grundriß für die Geschichte der altdeutschen Poesie zu leisten bemüht waren, das wollte G. in dem vorliegenden Buche für die Litteratur namentlich des 16. Jhd. liefern: eine Quellenkunde für die ersten Jahrhunderte der neuhochdeutschen Dichtung. Eine ähnliche Aufgabe hatte sich, freilich mit sehr unzureichenden Mitteln und Kenntnissen, schon vor 60 Jahren E. J. Koch gestellt in seinem Compendium der deut-

\*) Im Hinblick auf die kürzlich unter dem Titel „des Minnesangs Frühling“ herausgegeben von K. Lachmann und Moriz Haupt“ erschienene Sammlung der ältesten Liederdichter glaube ich bemerken zu sollen, daß obige Recension schon seit länger als einem halben Jahre niedergeschrieben ist und nur durch zufällige Umstände verspätet jetzt erscheint. Ich lasse dieselbe schon deshalb unverändert abdrucken, weil die Folgerungen, welche ich aus den über den Kürnberger, Dietmar von Aist und den Spervogel gesammelten urkundlichen Belegen ziehe, zu den von Haupt gemachten in directem Gegensatze stehen. Die unhistorische Art und Weise, womit hier klare, bestimmte, unverdächtige historische Zeugnisse, als wären sie „winstschaffen“ wie ein Ärmel, gedreht und gedonetet worden, nur um eine falsche Behauptung Lachmanns aufrecht zu halten, werde ich später besonders zu beleuchten Gelegenheit finden.

schen Litt.-Geschichte (Berlin 1795. 1798. 2 Bde.), einem Buche, das trotz seiner Lückenhaftigkeit und seinen zahllosen Fehlern bis in die neueste Zeit immer noch ein unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch war. Durch Goedekes Grundriß ist nicht nur diese, sondern alle ähnlichen Arbeiten sind völlig antiquiert und überflüssig gemacht. Man sieht es diesem Buche auf den ersten Blick an, daß uns hier eine Frucht jahrelangen Fleißes dargeboten wird, daß das, was hier vorliegt, das Ergebniss rastlosen, aufopfernden Forschens und Sammelns, mit einem Worte, daß es eine Lebensarbeit ist. Es ist in der That erstaunlich, welcher Reichthum, welche Fülle von Stoff sich hier auf wenigen Bogen zusammengedrängt findet; und gewiss lebt in Deutschland Niemand, der sich einer solchen umfassenden, bis ins Einzelste gehenden Kenntniss der Litteratur der genannten Jahrhunderte rühmen könnte. Goedekes Buch ist eines von denen, die nicht bloß ihrem Verfasser, sondern unserer Litteratur zur bleibenden Zierde gereichen, als ein Muster deutschen Fleißes, ausbreiteter Gelehrsamkeit und gründlicher Forschung.

Nicht bloß das ungeheure Material von Büchern, Flugschriften und fliegenden Blättern, von denen wir hier häufig die erste Nachricht ihrer Existenz erhalten, ist es, wodurch das Buch sich auszeichnet, ebenso rühmend verdient die zweckmäßige Anordnung, die lichtvolle Übersichtlichkeit, die Genauigkeit in den bibliographischen und namentlich biographischen Angaben, ferner die zwar meist kurzen, aber gutgeschriebenen und erschöpfenden Einleitungen zu den einzelnen Büchern und Paragraphen hervorgehoben zu werden. Aus Allem geht hervor, daß Goedeke nicht bloß Bücher und Büchertitel gesammelt und abgeschrieben, sondern daß er die Bücher, die er verzeichnet, auch gelesen hat und daß er seine Leser, soweit das auf dem beschränkten Raume möglich ist, auch über deren Inhalt, über deren Werth und Gehalt aufzuklären bemüht ist. An Gelegenheit zu einzelnen Berichtigungen und Ergänzungen wird es zwar nicht fehlen; das liegt in der Natur solcher weit-schichtigen, verwickelten Arbeiten; es werden aber, gegenüber der großen Masse des Stoffes, nur Kleinigkeiten sein.

Wenn ich selbst mit einigen Berichtigungen hier den Anfang mache, so bin ich weit entfernt, das dem Grundriß mit Aufrichtigkeit und voller Überzeugung gespendete Lob durch nachhinkenden Tadel schmälern zu wollen, vielmehr leitet mich dabei der Wunsch, dem Verfasser behufs einer zweiten Auflage etwelche nothwendig scheinende Verbesserungen, besonders für die drei ersten Bücher, in die Hand und ihm zugleich dadurch einen Beweis zu geben von dem Interesse, das seine Arbeit in mir erweckt hat.

Unrichtig sind die Angaben S. 18: „Der Kürnberger sei vielleicht aus dem Geschlecht von der Burg Kürnberg im Breisgau“; und „Her Dietmar von Ast (Eist) aus dem Thurgau“. Es ist ein Verdienst Holtzmanns, dem ältesten unserer Lieder-dichter zuerst die richtige Heimath angewiesen zu haben, denn es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Kürnberger nicht dem Breisgau, sondern dem edeln Geschlechte angehört, dessen gleichnamige Burg auf einem Berge bei Wilhering, oberhalb Linz, der noch jetzt der Kürnberg heißt, gestanden hat. Ich will bei dieser Veranlassung die von Holtzmann beigebrachten urkundlichen Belege berichten und ergänzen. Die in einem Tauschvertrag zwischen Bischof Konrad II. von Regensburg und dem Kloster Oberaltach vom 31. Juli 1179 erscheinenden *Chunradus* und *Gerhoh de Kurnenburc* (die bei Ried, Cod. dipl. auszüglich abge-

druckte Urk. steht vollständig in den Mon. Boic. 12, 56) gehören schon des verschieden geschriebenen Namens wegen nicht hierher. Dagegen finde ich außer dem *Magenes de Churnperch* (Zeuge in einer Urk. des Bischof Reginmar von Passau vom J. 1121: Mon. Boica 28<sup>b</sup>, 91 und Urkundenbuch d. Landes ob der Ens 2, 477) und dem *Geroldus de Cvornberch* (Urk. von circa 1155—1159: J. Stülz, Gesch. des Cisterz Klosters Wilhering. Linz 1840. S. 373) noch drei dieses Geschlechtes: *Marchwart de Churnberch* als Zeugen in einer undatierten Urk. (Mon. Boica 13, 129), *Chuonrat de Chuornperge*, Zeuge bei einer Schenkung an das Kloster S. Nicolaus bei Passau circa 1140 (Urkundenbuch des Landes ob der Ens 1, 554. Wien 1852), und *Gualtherus de Cuornberg* in einer zwischen 1155—1160 fallenden Wilheringer Urk (Stülz a. a. O. S. 480) angeführt.

Örtlich nicht weit entfernt vom Kürnberger war Dietmar von Aist zu Hause. Daß er nicht zu dem thurgauischen Rittergeschlecht von Aste gehört, worauf die Überschrift in der Weingartner Hs. leitete, hat v. d. Hagen nachträglich selbst gefunden und (was G. übersehen) MS. 4, 473 den Fehler urkundlich berichtigt. Dietmar erscheint von 1143—1170 zu öfter Malen als Zeuge in Urkunden. Zuerst in einer zu Lorch ausgestellten Urk. vom J. 1143 (Franz Kurz, Beiträge zur Gesch. Österreichs 2, 501). — *Dominus Dietmarus de Agast* in einem Gütertausch zwischen der Probstei Berchtesgaden unter Probst Hugo und den Brüdern Adalram und Adalbert von Berge. Urk. s. l. & a. von circa 1144. (A. v. Meiller, Reg. z. Gesch. der Markgrafen und Herzoge Österreichs aus dem Hause Babenberg. Wien 1850. 4. S. 32). — Privilegium des Schottenklosters zu Wien, Wien 1158: *nomina testium ex ordine nobilium: Dietnari de Agist* (Meiller S. 42). In der Bestätigungsurkunde desselben Privilegiums vom 29. Nov. 1161: *Dietmarus de Aeigeist* (Mon. Boica 29<sup>b</sup>, 437). — *Dietmar de Agaste* in einer Urk. des Bischof Konrad v. Passau für Wilhering. *Ebelleperhe* 23. Juni 1159 (Stülz, Gesch. d. Cist. Kl. Wilhering S. 475. vgl. S. 382). — Urk. Wien 22. April 1161: *testibus adhibitis de ordine nobilium: Dietmarus de Agist* (Meiller S. 43). — Urk. s. l. & a. circa 1170: *vir illustris Dietmarus de Agist predium suum Hirtina (Zirtina? Zirking) cum omnibus pertinentiis suis manu potestativa Alterspacensi tradidit ecclesie* (Mon. Boica 5, 336, Meiller S. 48). Um dieselbe Zeit machte er dem Kloster Baumgartenberg mehrere Schenkungen, die im J. 1209 vom Herzog Leopold mit andern bestätigt wurden: *ceterum Dietmarus de Agste delegavit eis in Marbach* (bei Seitenstein in Unterösterreich) *ecclesiam et duas maierias mansosque duos et in aliis diversis locis maierias duas ac prediola viginti octo* (Kurz, Beiträge 3, 407). Zuletzt wird *de Agist Dietmarus* erwähnt in einer Urk. Heinrichs II. vom J. 1171, worin seine an das Kloster Garsten gemachten Güterverschenkungen ebenfalls bestätigt werden (Urk.-Buch d. Landes ob der Ens 1, 130). Die Herren von Aist waren, wie ihr vom Bache *Agist*, jetzt Aist\*) hergeleiteter Name zeigt, in der ehemaligen Riedmark ansäßig. Ihr Stammeschloß lag zwischen Ried und Wartberg auf einem Berge an der Straße nach Freistadt, wo man noch die Trümmer sieht. Die Gegend herum heißt noch Altaist (Kurz a. a. O. Meiller S. 230. Note 235, vgl. auch Stülz, Gesch. von Wilhering S. 382).

Als Dritter gesellt sich zu diesen Beiden, vielleicht auch örtlich, gewiss aber der Zeit nach der Spervogel, der nicht, wie G. S. 38 von v. d. Hagen MS. 4, 686

\*) Die Aist vereinigt sich in der Nähe von Au unterhalb Manthausen (unter Lins) mit der Donau.

irre geführt sagt, erst um den Beginn des 13. Jahrh. gelebt haben kann. Der Spervogel war ein Fahrender und nach den mehrfachen persönlichen Anspielungen in seinen Liedern zu schließen, weit herum gekommen. Urkundlich ist er selbst zwar noch nicht, wohl aber der Wernhart von Steinberg nachgewiesen, dessen Freigebigkeit und Tugenden er aufs höchste preist, und mit Rüdiger von Bechlarn vergleicht. In einer von Lothar III. zu Worms am 27. Dec. 1128 ausgestellten Urkunde, worin er dem Reichsministerialen Konrad von Hagen sieben Huben im Reichswald Dreieich zwischen Schwanheim und dem Mainfuß schenkt, wird unter den Zeugen „*ex nobilibus*“ Werenhardus de Steinesberch genannt (s. Böhmer Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt I. 1836, S. 13). Es ist kein Grund vorhanden, in diesem den von Spervogel gepriesenen Wernhart von Steinberg (die Pariser Hs. liest *Steinsberg*) zu erblicken. Seine Burg, sagt Spervogel, sei nach seinem Tode dem edeln Ötinger Stamme als Erbe zugefallen. Und in der That war Steinberg, oder wie es auch genannt wird: Gräfensteinberg, im baier. Landgericht Gunzenhausen in Mittelfranken, bis ins vorige Jahrhundert in Ötisingischem Besitz. Vielleicht könnte Freiherr von Löffelholz uns sagen, wann Steinberg an Ötingen gekommen ist. Für die Zeitbestimmung Spervogels wäre eine sichere Auskunft hierüber höchst willkommen. Aber auch jetzt schon lehrt uns die Alterthümlichkeit seiner Strophen, lehrt uns namentlich eine Vergleichung derselben mit den Liedern Dietmars, daß Spervogel zu unsern ältesten Liederdichtern gehört. Nicht alle Strophen, die in den Hs. und Ausgaben unter seinem Namen stehen, sind von ihm. Denn daß die Strophen HMs. II., 1—16. V. VI., 1—13 mit ihrem alterthümlichen Reim und Versbau nicht einerlei Verfasser haben können mit den unter Nr. I., 1—23. III., 1—4. IV. VIII stehenden, die sich von jenen durch ihren strengern Bau und reinen Reim deutlich unterscheiden, ist mit Händen zu greifen. Diese nothwendige Trennung hat schon die alte Heidelberger Hs., obwohl sie selbst Beider Lieder vermischt, durch die doppelte Überschrift: *Spervogel* und *der junge Spervogel* angedeutet, und man wird in Ermanglung einer bessern gut thun, diese Bezeichnung beizubehalten, wenn schon der Letztere, ein jüngerer Genosse und Mitfahrender des Spervogels, vielleicht nie diesen Namen getragen hat.

Für die Anfänge der deutschen Lyrik sind die urkundlichen Nachweise über die Lebenszeit Dietmars von Aist von der größten Wichtigkeit. Daß der *Dietmarus de Agist* ein und dieselbe Person ist mit unserm Liederdichter kann nicht im mindesten bezweifelt werden, und ebensowenig liegt ein Grund vor, den von 1143—1170 erscheinenden Dietmarus in zwei Personen dieses Namens, etwa Vater und Sohn, zu scheiden. 25 Jahre lang erblicken wir ihn theilnehmend an den öffentlichen Angelegenheiten seines Landes, meist in der Umgebung des Babenbergrischen Herzogs Heinrich II. Jasomirgott. Seine letzten Handlungen bestehen in reichen Güterschenkungen an die Klöster Alterspach, Baumgartenberg und Garsten. Von da an erscheinen wohl andere desselben Geschlechtes, aber kein Dietmar mehr in Urkunden. In diesen Vergabungen selbst, die er wohl zu seinem Seelgeräthe gemacht hat, liegt ein deutlicher Hinweis auf sein schon vorgerücktes Alter. Nun ist es nicht wahrscheinlich, daß er erst kurz vor seinem Tode, um das Jahr 1170, werde zu dichten angefangen haben, vielmehr wird man geneigt sein, die Entstehung seiner Lieder, z. B. des Leiches *es stuont ein frouwe alleine*, und des Tagliedes *aldfest du, friedel ziere*, in seine Jugend oder doch in sein angehendes Mannesalter zu setzen.

Wir gewinnen also mindestens das J. 1150, sein 30. oder 40. Lebensjahr als die Zeit seiner dichterischen Thätigkeit. Für unbestritten älter als die Lieder Dietmars, der „sich schon zu den künstlich verschlungenen Versen der folgenden Dichter bequemt“ (Lachmann zu Walther 82, 24), gelten die einfachen und ungekünstelten Weisen des Kürnbergers und Spervogels, und wir dürfen daher die beiden Letztern unbedenklich noch über die Mitte des 12. Jahrh. hinaufrücken \*) Unbegreiflich bleibt es, wie v. d. Hagen einen um 1230 erscheinenden Bernhardus de Steinberg (Mon. Boica 4, 90) für den vom Spervogel gepriesenen Wernhart von Steinberg nehmend, diesen Dichter, dessen Alterthümlichkeit er doch sonst nicht verkannt hat, in den Beginn des 13. Jahrh. hinabrücken konnte; und nicht mit Unrecht hat ihm Lachmann (a. a. O.) den Vorwurf gemacht, daß solche Irrthümer „durch Missbrauch von Urkunden das Bild der Poesie verzerren“. Nicht viel besser als dieses unkritische Verfahren muß indess die Hartnäckigkeit erscheinen, womit Lachmann, im Widerspruch mit den historischen Ergebnissen, wieder und wieder behauptete, „die Namen der Liederdichter gehen weiter als 1170 nicht zurück“ (zu den Nibel. 5. 290. zu Walther 82, 24). Aber diese vor dem J. 1170 aufgerichtete Schranke, über welche hinaus es keine Lyrik und fast überhaupt keine Poesie gegeben haben soll, ist vornehmlich mit Hilfe Dietmars von Aist durchbrochen, und in oder noch vor die Mitte des 12. Jahrhunderts müssen künftig die Anfänge der mhd. Lyrik gesetzt werden (vgl. auch W. Wackernagel, Litt.-Gesch. 228). Österreich ist die Wiege des deutschen Minnesangs; von Kürnberg bei Linz hat er seinen Ausflug begonnen und die Donau auf- und abwärts die Sangeslust zuerst geweckt; denn es ist nicht ohne Bedeutung, daß gerade die ältesten unserer Liederdichter, außer den Genannten, Alram von Gresten, der Burggraf von Regensburg, Meinlo von Sevelingen (Söflingen bei Ulm) in der Nähe dieses Stromes zu Hause sind. —

Das jüngere Gedicht von König Oswald (S. 26) kann nicht in dem Sinne, wie der Reinhart, Wernhers Maria, die jüngere Rec. der Kaiserchronik oder des Strickers Karl eine Überarbeitung eines älteren Gedichtes genannt werden, sondern ist eine durchaus freie, vermuthlich auf einer lat. Prosa beruhende Behandlung der alten Legende.

Ob der in Hildesheimischen Urkunden von 1189—1207 vorkommende Eilardus de Oberge eine und dieselbe Person ist mit dem Dichter des Tristan (S. 17) dürfte noch die Frage sein. Jedenfalls ist der Tristan weit älter, als die Eneit und spätestens in den siebziger Jahren des 12. Jahrh. gedichtet (vgl. Lachmann zu den Nibel. S. 290). Ein weiteres kleines Fragment der alten Bearbeitung ist in K. Roths

\*) Daß der noch in einer 1173 zu Speier ausgestellten Urkunde erscheinende Waltherus de Husen derjenige war, dessen Tod Spervogel (HMS. 2, 374) beklagt, wäre erst noch zu beweisen. Jedenfalls hätte Holtzmann die Strophe Spervogels (ebd.):

*dô der guote Wernhart  
an dise werlt geborn wart,  
do begunde er teilen al sin guot,  
do gewan er Râtedegâres muot,  
der saz se Bechelâre  
und pfac der marks manegen tac,  
der wart von stur vrumekeit alsô mâre.*

als eines der ältesten und bedeutsamsten Zeugnisse für das Nibelungenlied anführen dürfen.

Bruchstücken aus J. des Enekels Weltchronik. München 1854, S. 37. 38 abgedruckt.

Von Athis und Prophlias wird S. 27 bemerkt, das Gedicht sei in höflichem Stil, aber noch in unvollkommener Form bearbeitet. Der Ausdruck „unvollkommene Form“ ist ungenau. Die innere und äußere Ausbildung, sagt W. Grimm (S. 33 seiner Ausgabe) mit gutem Grund, stellen das Gedicht in die Blüthezeit des 13. Jhd. Das Alterthümliche in der Sprache beruht nicht auf einem Mangel an künstlerischem Geschick, sondern fällt auf Rechnung der mitteldeutschen Heimath des Dichters. Die durchbrechenden Eigenthümlichkeiten einer bestimmten Mundart darf man aber nicht unvollkommene Form nennen, sonst würde dieser Tadel den Heinrich von Veldoke in noch viel höherem Maße treffen. — Im Widerspruch mit der herrschenden Ansicht und ohne seine Annahme mit Gründen zu unterstützen, nennt G. S. 28 den Armen Heinrich Hartmanns erstes größeres Werk. Dafür gilt aber gewiss mit Recht der Erec, der sich durch die noch ungeübte Kunst als Jugendarbeit verräth (s. Haupt, Lieder und Büchlein S. XVIII. XIX.) und für dessen höheres Alter bestimmte Zeugnisse vorliegen. Der A. H. fällt, obwohl es sich nicht streng beweisen läßt, unmittelbar vor den Iwein. Daß die Quelle zum Gregor ein französisches Gedicht sei, ist noch nicht so ausgemacht, als es nach Goedekes Äußerung scheinen möchte.

„Ulrich von Zazikhoven, ein Baiær“ S. 28. Das ist wohl nicht der Fall. Allerdings gibt es einen alten baierischen Ort dieses Namens (nun Zeitzkofen in Niederbaiern), aber auch im Kanton Thurgau ligt ein Dorf, das Zetzikon heißt, und schon im 9. Jahrh. öfter mit der vollen unverkürzten Form *Zezinchoven* in Urkunden erscheint: *Zezinchova*, *Cecinchova* A. 827. 830. 868. (Neugart, Cod. dipl. 1, 194. 204. 365); *Zezinchovum* A. 815, *Cecinchovon* A. 876 (ebd S. 155. 405).\*) Es vereinigen

\*) Man traue seinem Auge kaum, wenn man in Mones celtischen Forschungen (Karlsruhe 1856) die allerdings des Erstaunlichen die Fülle bieten, über die auf *-ikon* anlautenden Ortsnamen folgendes liest:

„Die Endungen *-inheim*, *-ikon*, *-ingen* gehen manchmal auf eine celtische (= britische) Form *-iaco*, *-iago* zurück. Für *-ikon* kommt wohl auch hie und da *-hoven* vor, aber nur als Versuch die Silbe *-kon* verständlich zu machen, denn es widerstritte der deutschen Sprachregel, *hoven* in *kon* zusammen zu ziehen.“ Wo steht oder wie heißt die Sprachregel, die eine Zusammenziehung von *hoven* in *kon* verböte? Es muß im höchsten Grade auffallen, aus dem Munde eines Geschichtsforschers solche Behauptungen zu hören. Alle die zahlreichen auf *-ikon*, *-iken* endigenden alamannischen Ortsnamen haben in frühester Zeit bis zum Ende des 12. Jahrh. auf *-hova*, *-hoven* ausgelautet. Gleich der Name *Bebikon*, den Mone (s. a. O.) vom celt. *bæbiaco* ableitet, wird in zwei Urkunden vom J. 744 (Neugart 1, 16. 19) *Bainchova*, *Babinchova* geschrieben; ebenso Riediken: *Reutinchova* (ebd.); ferner 942 Örlinken: *Orlinchova*, Weiniken: *Wininchova*, Zollikon: *Collinchova* (ebd. 1, 536); Bettingen hieß im J. 793 *Pettinchova* (ebd.), Rumingen im J. 764 *Romansinchova*, Tumringen: *Tohtarinchova* (ebd. 1, 44) u. s. w. Vgl. H. Meyer, zürcher. Ortsnamen Nr. 1032 -1156 (S. 59—68).

Bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung über Mones Erklärung des Ortsnamens Bruchsal. „*bruchsäl*, *bruzel*, große Stadt, großes Haus, irisch *brog*, Haus *brig*, *brigh* m. großes oder festes Haus, Stadt, Pallast, Residenz, *sal*, groß. Bruchsal hatte bis zum 11. Jahrh. einen k. Hof, seine alten Namen *bruzsalo*, *bruzsel*, *bruchsäl* entsprechen genau den irischen Wörtern, und Brüssel in Belgien gehört auch hieher“ (celt. Forsch. S. 63). Hierbei ist zu bemerken, daß Mone die ältesten Formen gar nicht kennt, oder doch, was er auch bei vielen andern von

sich verschiedene Gründe, die es zur Gewissheit erheben, daß das letztere der Ort ist, von welchem Ulrich den Namen führt. Bekanntlich zeigt Ulrichs Gedicht eine wunderliche, nirgends sonst bemerkte Mischung von schweizerischen und niederdeutschen Ausdrücken (vgl. Wilh. Grimm, *Athis und Prophlias* S. 11). Erstere herrschen jedoch entschieden vor, und auf Grund derselben hat Haupt (*Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik* 1845, 2, 117) gegen Docen (*Museum* 1, 222) und Wackernagel (*Verdienste der Schweizer* S. 34) des Dichters schweizerische Heimath in überzeugender Weise dargethan. Wäre Ulrich ein Niederbaier, so hätte man ein doppeltes Räthsel zu lösen; war er im Thurgau zu Hause, so läßt sich das Hereinbrechen von niederdeutschen Ausdrücken durch einen längern Aufenthalt im Norden Deutschlands leicht und ungezwungen erklären. Baiarisches weisen weder Reim noch Wortformen auf. Es kommt hinzu, daß im 13. Jahrh. in jenem thurgauischen Orte ein danach sich nennendes Rittergeschlecht hauste. Die Herren von Zezinchoven waren Dienstleute der Grafen von Toggenburg. Ein *Eppo de Zezinchon* erscheint urkundlich 1228, ein anderer mit gleichem Vornamen 1266 und 1286, einen *Burchardus de Zezicon* führt das Anniversarienbuch der Comthurei Tobel auf (s. Pupikofer, *Geschichte des Cantons Thurgau* Bd. 1. Beil. S. 8. 17. 35. 37). Einen *Chunradus de Zezinchoven* finde ich als Zeugen in einer Urkunde König Philipps. Augsburg 1205 (Mon. Boica 29\*, 523); und daß auch dieser dem thurgauischen Geschlecht angehörte, erhellt aus dem unmittelbar auf ihn folgenden *Chunradus de Gundlinchoven*; Gündlikon ist ein Dorf bei Winterthur (s. Lutz, *Handlexikon der schweizer. Eidgenossenschaft* 1856, 1, 374). Dagegen kann nicht nachgewiesen werden, daß das baierische Zeitzkofen je der Sitz eines adelichen Geschlechtes war; denn wenn es in der von Wackernagel (a. a. O.) beigezogenen Urkunde von circa

ihm erklärten Ortsnamen thut, anzuführen unterläßt. Die älteste Form lautet *Bruohsala* (so ist statt des verlesenen *Bruolissala* zu schreiben) in einer Urkunde Kaiser Ottos vom 19. Jan. 976 (Böhmers *Regesten* Nr. 504); die fernern: *Brochsala* Urk. vom 15. Oct. 980 (Böhmer Nr. 571); *Bruchesella* Urk. vom 23. Nov. 994 (Böhmer Nr. 739); *Brocole* Urk. vom 30. Oct. und *Bruchselle* vom 1. Nov. 996 (Böhmer Nr. 784. 785); *Bruchsale* Urk. vom 29. Dec. 1002 (Böhmer Nr. 923). Aus diesen verschiedenen Schreibungen läßt sich leicht die sichere Form *Bruochesala*, wenn das Wort ein Fem., *Bruochesal*, wenn es ein Masc. oder Neutrum ist, gewinnen. Wer nun nicht durch stete Beschäftigung mit undeutschen Sprachen alles Gefühl und Verständniß für heimischen Sprachlaut und Klang eingebüßt hat, wird geneigt sein, den Namen *Bruochesala* aus dem deutschen Wort *bruoch*, palus, Sumpf, Moorboden herzuleiten. Auf diese Erklärung führt schon folgende Stelle in dem noch aus dem 12. Jahrh. stammenden *Codex Hirsangiensis* (Stuttgart, litter. Verein 1843 S. 7): *locus inter paludes Rhemi, Bruhsel nuncupatus*, und in der That scheint Bruchsal für einen mitten in den Rheinstümpfen gelegenen Ort (die Sümpfe sind zum Theil noch jetzt vorhanden), ein sehr geeigneter Name. *-isal* oder *isala* könnte Ableitungsilbe sein und bedürfte als solche keiner Erklärung, um dennoch so gut deutsch zu sein, als alle die zahlreichen mit *-sal*, *-isal*, *-isala* gebildeten gothischen, althochdeutschen, angelsächsischen, altnordischen, mittel- und neuhochdeutschen Wörter, z. B. *amisala* (merula), *wartsala*, *dehsala* (ascia), *ahsala*; *vestisal* (munimentum), *vuorisal*, *wopisal* u. s. w. (Grimm, *Gramm.* 2, 105—106), deren deutsche Bildung und deutschen Ursprung zu leugnen noch niemand eingefallen ist. Es steht aber nichts entgegen, in der zweiten Silbe das ahd. *sal*, *sala*, alts. *solí*, ags. *sole domus*, *curtis* (Graff 6, 178. *Gramm.* 3, 427) zu erblicken und *Bruochesal*, *Bruochesala* mit: das Haus, der Hof in Moor zu übersetzen.

1180 (Mon. Boica 13, 341) heißt, *Walther et filius eius Cunrat, Sibot et filius eius Merbot, Udalrich, Gebhart, Arnolt, Ruprecht, Heinric Rapoto, Heinric Part omnes de Chactichouen*, so ist klar, daß damit nur Bewohner des Dorfes Z. gemeint sein können; so haben es auch die Herausgeber des Mon. Boica verstanden und deshalb die Genannten nicht unter der Rubrik „Nobiles“ im Register, sondern bloß den Ortsnamen im Index geogr. verzeichnet.

Bei des Strickers Namen S. 32 macht der Verf. eine Conjectur geltend, die nicht gelungen scheint. Er behauptet, „statt Stricker, Strickaere, eine vom Stricken, dichterischen Verflechten der Maere abgeleitete Bezeichnung, nennen ihn die Hss. mit bessrem Sinne *Strtchaere*, *vagus*, wandernder Dichter.“ Die Handschriften: welches sind die Hss., die diese Namensform bieten? Unter allen mir im Augenblick zugänglichen Hss. drei: die Gothaer Hs. Nr. 39 des Karl (Jacobs und Ukerts Beiträge S. 27) *der Strichaere*, die Kopenhagener des Daniel (Nyerup Symbolae S. 46) *hie wil der Strichere*, und die Wiener Hs. 2779 (Hoffmann S. 18): *ein pispel des Striches* (es schreibt jedoch diese Hs. auch *dunchet, gedenchet, senchent, chunig, chaiser* u. s. w. vgl. unten). Im Pfaffen Amis dagegen (Beneckes Beiträge 2, 500) lesen der Coloczaer und Heidelberger Codex *Stricker*, von der Riedegger gibt Benecke keine Variante an, sie liest also *Strickaere*. In der Frauenehre (Haupt 7, 482) V. 138 haben beide Hss. *der Strickere*; im Daniel die Klein-Heubacher (Haupt 3, 433) *der Strickere*, die Dresdner (Grundriß S. 145) *der tuchtere*; im Karl die Straßburger (Schilters Thes. II. 2. S. 3\*) *is hat der Strickaere*, die alte St. Galler *der tichtaere*; die Gothaer Nr. 40 (Jacobs S. 270) *der Strickere*.\* Die Wiener Hs. seiner kleinern Erzählungen und Beispiele Nr. 2884 (Hoffmann S. 91): *hie nimt der Stricker ein ende*. In Rudolfs Alexander (Cod. Monac.) Bl 30\* *der Strickere*, in dessen Wilhelm die Lassbergische, Stuttgarter, Haager Papierhs. *der Strickere*, die Münchner *Stichere*, die Haager Perg. Hs. *Stichare*, die Heidelberger Nr. 4 *Stickere*, die Casseler und Heidelberger Nr. 323 *Sachere*. Pütrichs Ehrenbrief (Haupt 6, 51) Str. 105 *der Strickher*. Zu bemerken ist, daß in der Münchner und Haager Hs. (die Casseler und die beiden Heidelberger sind unmittelbar daraus geflossene Abschriften), die auch *diche, bliche, schriche* statt *dicke* u. dgl. schreiben, *ch* für *k* steht, der Name hier also *Stickaere* (wie Heidelb. Nr. 4) lautet, ohne allen Zweifel schon durch alte Verderbniss. Auch in den Überschriften der Heidelberger Hs. 341 und des Coloczaer Codex wird der Name stets *Stricker* geschrieben; ebenso in der alten Münchner Hs. Cod. germ. 16 (s. Docens Misc. 1, 51) *von dem Strickaere*. Welches Gewicht kann diesen zahlreichen Belegstellen gegenüber dem dreimaligen *Strichere* zukommen, wo überdieß das *ch* eben so wie in *Stichaere* gewiss nur für *ck* gesetzt ist? Wäre diese Schreibung die ursprüngliche, richtige, so könnte es doch nicht fehlen, daß beim einen oder anderen der spätern Schreiber, die *ei* für *i* setzen, einmal die Form *Striecher* begegnete. Davon zeigt sich aber nirgends eine Spur. Es wird daher bei dem bisherigen Stricker sein Bewenden haben müssen.

Auch gegen die Heimath dieses Dichters erhebt G. Bedenken: „daß er ein Österreicher sei, habe J. Grimm früher angenommen; nichts zwingt dazu.“ Grimms Annahme war gewiss eine wohlerwogene, berechnete. Nicht nur die Sprache des

\*) Wie in den übrigen Hss. dieses Gedichts der Name lautet, ist aus Bartschs Ausgabe nicht zu ersehen.

Strickers, sondern mehr noch die vielfachen Beziehungen in seinen Gedichten auf österreichische Verhältnisse, Sitten, Gebräuche lassen auf Österreich als seine Heimath schließen. Zum Überfluß gewähren seine Gedichte hiefür ganz bestimmte Zeugnisse. In der Klage (Hahn S. 54), die unzweifelhaft den Stricker zum Verfasser hat, heißt es V. 40 ff.:

*mîn klage ist ein ursprinc,  
dar ūz manic klage fiuzet  
und sô grôzlich begiuzet,  
daz mîn klage wirt erkant  
noch verrer danne in Osterlant.*

*Osterlant* bedeutet zwar im allgemeinen auch östlich gelegene Länder überhaupt, ganz besonders aber Österreich, von Melk an die Donau abwärts: Nib. 1269, 2. 1287, 1. Neithart VIII, 2 (Beneckes Beiträge S. 327). Also, ich will meine Klage erheben, daß sie noch weit über Österreich hinaus dringt. In einem andern Gedichte: von den Gähühnern (Cod. Palat. 341. Bl. 275), warnt er den Adel vor Druck und Miss-handlung der Bauernschaft, sonst werde es ihren Burgen gehen, wie dem Schlosse Kirchling, das erst kürzlich von den empörten Bauern sei gebrochen worden, und fügt bei: *swie oede Kirchlinge stê, der hüser ist zosterliche mê, diez gîruwe hât zebrochen*. Kirchlingen, jetzt Kierling, liegt unweit Wien, eine Stunde von Kloster-Neuburg. Wo soll man des Strickers Heimath suchen, wenn nicht in Österreich?

Dazu kommt noch, daß der Geschlechtsname Stricker in Österreich und zwar schon in früher Zeit wirklich nachgewiesen werden kann. Im Schenkungsbuch des Klosters Reichersberg (in Oberösterreich am Inn) erscheint in einer ums J. 1190 fallenden Urkunde als der letzte unter den Zeugen ein *Heinricus Strichaere* (s. Urkundenbuch des Landes ob der Ens. Wien 1852. 1, 393). Hier wie oben steht *ch*, der österreichischen Mundart gemäß, für *ck*, gleich dem ahd. *ch*, wie denn in derselben Hs. *Chuonradus*, *Valchenstein*, *Merswanch*, *Flechenbach* a. s. w. geschrieben wird. Nicht unmöglich, daß dieser *Heinricus Strichaere* unser Dichter wäre. Ist ers nicht, sondern etwa sein Vater oder ein älterer Namensvetter, so folgt daraus, daß die Erklärung, die den Namen von dem dichterischen Verflechten der Märe herleiten will, ebenfalls unrichtig ist. Ich sehe auch gar nicht ein, warum nicht der Name eine Hantierung, ein bürgerliches Gewerbe soll bedeuten können, sei der erste Träger dieses Namens nun ein wirklicher Strickmacher, d. i. Seiler (vgl. ahd. *stricchan*, *nectere*: Graff 6, 740), oder ein Flossbinder, oder gar wie die Regensburger *Strickler* ein Lastzieher (s. Schmeller 3, 681) gewesen. — Es scheint nicht gut gethan, wohl-begründete Annahmen, oder gar wie hier sichere Beweise, durch unbegründete Vermuthungen in Frage zu stellen.

S. 34. „Gottfried von Hohenloch, der in Straßburger Urkunden 1236—1238 vorkommt, verfasste ein (verlornes) Gedicht von den Rittern an Artus Hofe.“ Diesen Satz wird Jedermann so verstehen, Gottfried von H. sei ein Elsässer gewesen. Etwas deutlicher, aber ebenfalls irreführend, drückt sich G. im deutschen Mittelalter S. 779 aus: „Hagen (MS. 4, 80, 7) will ihn in dem Gottfr. v. Hohenloch erkennen, der in Straßburger und Hagenauer Urkunden von 1236 und 1238 vorkommt.“ Ausführliche Nachrichten über Gottfried v. H., den Stammvater des jetzt noch blühenden Hauses, gibt Stälin in s. wirttemberg. Geschichte 2, 542—544. Im J. 1225—6 war

er mit K. Friedrich II. in Italien, 1228—31 bei K. Heinrich (VII.) auf den schwäbischen, elsäßischen, rheinischen und fränkischen Pfälzen, im Spätjahr 1231. 1232 abermals bei K. Friedrich II. in Italien bei den dortigen wichtigen Reichsverhandlungen; im Sommer 1232 bei K. Heinrich in Deutschland. K. Friedrich war ihm und seinem Bruder Konrad sehr zugethan und ernannte die beiden Brüder zur Belohnung ihrer Anhänglichkeit zu Grafen von Romaniola. Vom J. 1237 an blieb Gottfried fast stets in der Umgebung K. Konrads IV. und focht für ihn in der wichtigen Schlacht bei Frankfurt 1246. Dankbar nennt ihn K. Konrad seinen Rathgeber (Böhmers Regesten Nr. 1242. 1245), seinen geliebten getreuen Freund, der wie ein Nährvater ihm von zarter Kindheit an treu zur Seite gestanden habe und beständig stehen werde (Reg. 1251). Gottfried starb im J. 1254 oder 1255 (Stälin a. a. O., vgl. 2, 767). Kein anderer als dieser Gottfried ist der von Rudolf v. Ems gerühmte Dichter, es gab keinen Zweiten dieses Namens.

Gegen die Vermuthung S. 37, der Pleier habe dem steirischen Grafengeschlechte der von Plaien angehört, das 1260 ausstarb, drängen sich allerlei Bedenken auf. Erstens sind der äußeren Form nach Pleiers Gedichte höchstens um 1260, wahrscheinlich erst später gedichtet. Dann nennt sich der Verf. in allen drei Werken nie von Pleien, sondern stets der Pleiere; das ist nicht die Art, wie adeliche Dichter ihre Namen zu bezeichnen pflegten, sondern erinnert eher an die bürgerlichen Appellativa der Strickaere, der Teichnaere, wie sie gerade in Österreich besonders häufig im Gebrauch waren. Des Pleiers Heimath wird im Salzburgischen zu suchen sein: unter den Zeugen einer „daz sand Zenen“ (St. Zeno bei Reichenhall) im J. 1305 ausgestellten Urkunde erscheint „her Chunrat der Player“ (Mon. Boica 3, 569).

Über den Meleranz von Frankreich will ich bei dieser Gelegenheit die Stellen aus der einzigen Donaueschinger Hs. hersetzen, die mir schon vor Jahren Lassberg mitgetheilt hat.<sup>1)</sup> Die Hs. der fürstl. Fürstenbergischen Bibliothek ist im J. 1480 durch Gabriel Lindenast auf Papier geschrieben und zählt 428 Seiten in Fol. Auf jeder Seite stehen durchschnittlich 30 Zeilen, das ganze Gedicht umfasst also ungefähr 12800 Verse.

Anfang:

*Hie bevor by den jaren  
Do die gefuegen waren*

Seite 4.

*Nun hörönt ein frömdes mür,  
Das haut der Player  
Von wülschem gedichte  
In tutschen sin gericht  
Mit rymen alsz er beste kan.  
Lebet noch her Harttman*

*In allen kingrichen wert  
Und do man rechter fug gert u. s. w.*

*Von Owe, der chunde bass  
Gedichten, dass las ich on hass,  
Vnd von Eschenbach her Wolfram: 2)  
Gen siner kunot bin ich lam, 3)  
Die er hett by sinen tagen u. s. w.*

<sup>1)</sup> Ich bin übrigens neuerdings in Zweifel, ob nicht dieses Gedicht eins ist mit dem Garel, in welchem (s. oben S. 468) ebenfalls zu Anfang Melianz (= Meleranz?) erscheint.

<sup>2)</sup> Wolferass. Hs.

<sup>3)</sup> lam] haben.

Seite 9.

Von Frangkenrich Olimpia  
Die gewan ainen sun, den hiesz man sa<sup>1)</sup>  
In der tofff Melerantz,

Desz prysz mit würedekait ward ganz<sup>2)</sup>  
Er ward hübsch und gürtays.  
Man hiesz jnn wann den Pritoneis u. s. w.

Seite 426.

(F)röd an schwär.  
Ich heiss der Bla<sup>v</sup>er.  
Disz buch ich getichtet han  
Durch ainen tugenthaften man,  
Der mich derzuo berautten hat.<sup>3)</sup>  
Sin wurdekait desz volg haust,  
Dasz er by sinen tagen nye  
Kainen vnprysz begie  
Gott geb jm sälld vnd ern vil.

Desz selben ich im wunschen wil.  
Der frum edel Wymar.  
Esz ist an sinem lib gar  
Wasz ain ritter haben sol:  
Daz haut er erzaiget wol  
Mit mild vnd mit manhait.  
Min dinst sol jm sin bereyt  
Mit trüwen all die wil ich leb u. s. w.

Wer ist dieser Wimar (= Winimar, Winmar, wie Reimar = Reinmar), dem zu Ehren der Meleranz gedichtet wurde? Der Preis seiner Milde, Mannheit und ritterlichen Tugenden und das Abhängigkeitsverhältniss, in das sich dadurch der Dichter zu seinem Gönner stellt, verbieten ebenfalls, an des Pleiers gräfliche Abkunft zu denken.

S. 42 bemerkt G. zum Winsbeken und der Winsbekin, es sei dabei „weder an einen Dichter noch eine Dichterin des Namens zu denken, sondern der alte Titel aus dem Inhalte zu erklären.“ Was heißt das? G. wiederholt hier um der Kürze willen undeutlich, was er im „Mittelalter“ S. 886 verständlicher gesagt hatte. Unrichtig ist die Behauptung hier wie dort. Gegen Haupt's Erklärung, der die Aufschrift *der Winsbekte* als Dichternamen, als Namen des Verfassers des Lehrgedichts betrachtet, ist mit Fug um so weniger einzuwenden, als der Schreiber der Pariser Hs. dem Rubricator am Rande von *Winsbach* vorgeschrieben hat, und ein edles Geschlecht von *Winsbach* oder *Windsbach* (Windsbach ist ein Städtchen in Mittelfranken, im baier. Landgericht Hailsbronn) nachgewiesen ist (Haupt, Vorrede X—XII). Unter den edeln Herren, die vordem gesungen haben, nennt schon Haug von Trimberg im Renner 1217 den von *Windsbecke*. Die Namensform bietet sprachlich nicht das geringste Bedenken, und es ist auffallend, wie G. behaupten kann, „es sei ohne Beispiel, daß ein Ritter mit seinem Namen und dem Artikel davor genannt wäre“ (MA. S. 886\*); hat doch Haupt S. XI XII eine Anzahl ähnlich gebildeter adlicher Namen: *der Katzpecke, der Teufenpeck, der Stainpecke* u. s. w. aus Urkunden zusammengestellt und dabei auf Schmellers Mundarten S. 86. 260 verwiesen. Dieser sagt, daß die alten adelichen Familiennamen auf *-beck*, von Ortsnamen auf *-bach* entlehnt seien, so *der Wittelsbeck* (der von Wittelsbach), *der Chrespeck, der Ergolspeck, der Haselpeck, der Meichelbeck, der Rorpeck, der Schwarzenbeck, der Heywecken* (der von Heypach) u. s. w. Diesen Namensbildungen entspricht genau *der Winsbekte*. Daß es dagegen keine Dichterin des Namens gegeben, sondern die Bezeichnung *diu Winsbekin* von den Schreibern willkürlich dem Seitenstück ertheilt worden sei, hat ebenfalls Haupt S. XII schon bemerkt. Wie aber G. gar den Namen oder alten Titel

<sup>1)</sup> sun der hiesz Gano'. — <sup>2)</sup> ward man sa. — <sup>3)</sup> der mir dar zuo gab den rät?

aus dem Inhalt und Character des Gedichts erklären will, das wäre ich begierig zu erfahren.

Von „Alpharts Tod“ behauptet G. S. 64. 65, es sei „ein in der vorliegenden Gestalt augenscheinlich aus dem Niederdeutschen umgeschriebenes Gedicht,“ und führt dafür an, daß im ganzen Gedicht kein Reim begegne, der nicht auch niederdeutsch sein könnte; für mhd. Reime, selbst des 14. Jhd., seien aber *Eckart: Denmark, sluoc: guot, degen: eber, want: clanc, wip: zit* allzufrei behandelt: niederdeutsche Gedichte waren mit dem bloßen Anklang leichter zufrieden.“ Ich zweifle, ob diese Gründe jemand überzeugen werden. Mir scheint sich die Sache umgekehrt zu verhalten. Die Hs., in der uns das Gedicht erhalten ist, wurde, wie die Sprachformen lehren, in Mitteldeutschland geschrieben, an der Grenze, wo mittel- und niederdeutsch sich berühren; aber im ganzen Gedichte findet sich kein Reim und ebensowenig ein Ausdruck, der auf Niederdeutschland als die Heimath des Gedichtes einen Schluß erlaubte. Wo sind die niederdeutschen Gedichte, welche Reime wie die aufgeführten zeigen? Ich kenne keine. Dagegen kann ich ein bestimmt in Oberdeutschland entstandenes Gedicht nachweisen, das genau dieselben Reime, wie die von G. angeführten, darbietet. Es ist „der geistliche Streit“ (Perg.Hs. zu Straßburg A. 105. 4<sup>o</sup>. vgl. Graff's Diutiska 1, 292 ff. und Pap.Hs. der k. öff. Bibliothek zu Stuttgart Brev. Nr. 55. 12<sup>o</sup>. vom J. 1447), ein allegorisches Gedicht, ein Kampfgespräch zwischen Tugenden und Lastern und dem Teufel. Man findet hier *wiz: ungdlich; mîdet: trîbet; wip: strit; lip: strit; swert: halsberc; stat: mac; aller: valle; lip: zit; craft: gemahit; haben: versagen; berge: werde; tage: haben; junc: tump; verliese: liebe; schiede: liebe; haben: ertragen; mîge: genade; kint: dine; sutc: gît; hant: danc* u. s. w. Dieser unvollkommenen Reime wegen gehört das Gedicht weder ins zwölfte Jahrh., noch ist es niederdeutsch; es wird, wie Alpharts Tod, im 14. Jahrh. und im Elsaß etwa gedichtet sein. In den Liedern des auf der Grenzscheide des 14/15. Jahrh. lebenden Vorarlbergers Haug von Montfort begegnet man Ähnlichen Reimen: *erden: verderben* (Heidelb. Ms. Cod. palat. 329.), *kan: hit; betragen: oben; trom (= trum): hun; weisen: neigen; erden: sterben; alter: behalten; sêl: wê; helfen: werfen; gnad: yah*; u. s. w. Desshalb wird ihn Niemand für einen Niederdeutschen halten wollen.

Kleinere Unrichtigkeiten, Lücken und Versehen wollen wir hier noch zusammenfassen. Zu S. 11. den Leich auf den hl. Georg hat Haupt, auf Grund einer erneuten Vergleichung der Hs., in gelungener Weise hergestellt und lesbar gemacht im Bericht der k. preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1854, S. 501—512. — S. 22. Eine vollständige Hs. des niederrheinischen Gedichts von Karls des Großen Jugendgeschichte (Karlmeinet), Papier aus der ersten Hälfte des 15. Jahrh., befindet sich nach einer Mittheilung von Dr. Fr. Roth auf der Hofbibliothek zu Darmstadt; ebenda auch noch ein Pergamentbruchstück desselben. Keller wird das Gedicht für den litter. Verein herausgeben. — S. 31. wird nach v. d. Hagen (MS. 4, 256) von Bliigger von Steinach gesagt, er erscheine in Urkunden von 1211—1228 und habe sich von seinem Sitze Harfenberg genannt. Es ist jedoch gewiss, daß von den vier oder fünf Steinachern, die den Namen Bliigger führten (so lautet die urkundliche Form), nicht dieser (III.), sondern nur Bliigger II. (wie v. d. Hagen ihn bezeichnet) der Verfasser des Umhangs und der Liederdichter sein kann. Derselbe erscheint in Urkunden vom J. 1184—1198. Eines seiner, leider unvollständig erhaltenen Lieder

(Weingartner Liederhs. S. 32): *wurde ir mîn swaere kunt, diu mir ist als Domas Saladine und lieber mohte sîn wol tûsentetunt*, ist schon vor Saladins Tod 3. Merz 1193 gedichtet (vgl. Lachmann zu Iwein S. 527. 528.), und der Umhang vor-1207, wie aus Gottfrieds um dieses Jahr entstandenem Tristan erhellt. — S. 33. Haupts Ausgabe von Wernhers Helmbrecht (Zeitschrift 4, 321 ff.) ist nicht bloß nach der Berliner, sondern nach dieser und der Ambraser Hs. bearbeitet. — S. 35. Die Inhaltsangaben über Rudolfs Wilhelm von Orlens sind, im Streben nach lakonischer Kürze, ungenau ausgefallen. Das Gedicht reicht nicht von Wilh. d. Eroberer bis Gottfried v. Bouillon, sondern höchstens mag die Eroberung Englands durch den Erstern zur Erfindung des Romans, dessen Held auf sehr friedlichem Weg, durch eine Heirath, zum englischen Throne gelangt, den Anstoß gegeben haben. Gottfried von Bouillon spielt keine Rolle im Gedicht, sondern ganz am Schlusse wird bemerkt, daß aus dem Geschlechte des Herzogs von Brabant, des Pflegvaters Wilhelms, jener berühmte Held hervorgegangen sei. Ferner hat nicht „ein Graf von Brabant“, sondern, durch seine Râthe bewogen, der König von Engelland selbst dem Helden Stummheit auferlegt, zur Strafe für die Entführung seiner Tochter Amalie. — Mai und Beafior, 9658 Verse umfassend, wird S. 37 „ein kleines“, der Herzog Ernst dagegen von 5560 Zeilen S. 74 „ein weitläufiges Gedicht“ genannt.

S. 43 „Der Anhauch lyrischer Empfindung“, durch welchen sich die Sprüche der Bescheidenheit auszeichnen sollen, ist wohl nur aus einer dunkeln Erinnerung an die oben S. 137 aus Wackernagels Litt.Gesch. S. 280 angeführte Stelle entstanden. — S. 62. Vom Turnei von Nanteis meint G., es sei eher vom Verf. des Reinfried von Braunschweig als von Konrad von Würzburg gedichtet. Daran ist nicht zu denken. Alle, die sich mit Konrads Werken genauer beschäftigt haben, W. Grimm, Hahn, Haupt, Franz Roth, pflichten Docen (dieser, nicht Massmann, hat das Gedicht für ein Konradisches erkannt) bei, und bei der ausgesprochenen Manier Konrads ist auch kaum ein Fehlschluß möglich. — S. 76. *Das arge tîr, das Joséphis roc zureis* und die vier Quinternen vernichtete, die Nicolaus von Jeroschin von der Übersetzung der Deutschordenschronik geschrieben hatte, ist kein Weib, nicht Potiphars Weib ist gemeint, sondern der Neid, der in Josephs Brüdern über den bunten Rock, den dieser als Auszeichnung von seinem Vater erhielt, erwachte und sie zu Josephs Verderben stachelte, vgl. Genesis 37, 3. 23. 31—33. Nicolaus will sagen, durch den Neid und die Missgunst seiner Ordensbrüder seien ihm jene Quinternen zu Grunde gegangen.

Unter den poetischen Denkmälern der niederdeutschen Litteratur vermissen ich §. 100 (S. 106. 107) „den Kaland“, ein didactisches Gedicht des 13. Jahrh. vom Pfaffen Konemann, Priester zu Dingelstedt am Huy, von welchem Wilh. Schatz im Programm des k. Domgymnasiums zu Halberstadt 1851. 4<sup>o</sup>. Auszüge mitgetheilt hat. Obwohl dichterisch völlig werthlos wäre doch um seines Alters und seiner sprachlichen Bedeutung willen dem Gedicht eine vollständige Ausgabe zu wünschen.

So viel über die drei ersten Bücher, das Mittelalter. Das folgende vierte und fünfte Buch, die Litteratur des 16. und 17. Jahrh., beruht so sehr auf eigenem, umfassendem Quellenstudium, daß wir Alle hier vom Verfasser zu lernen haben. Nur ein paar kleine Zusätze, zum Theil aus der Litteratur meines Heimathlandes, möchte ich beifügen. Der Verfasser der „Tragoedia Joannis des hl. vorläuffers Christi“ (S. 303. Nr. 84) heißt Joh. Al. „An. 1549, bemerkt Franz Haffner im 2. Theil des

kleinen Solothurnischen Schawplatzes (Solothurn 1666. 4<sup>o</sup>) S. 235, vmb *Magdalenae* ward zu Solothurn von der Burgerschaft ein Spil, von St. Joanne dem Täufer gehalten, von Herrn Probst Johann Alen componirt, dessen hatte er groß Lob, vnd verehrt jhm der Magistrat 20 Cronen zur Danckbarkeit.“ Johannes Al stammte aus Bremgarten und kam wahrscheinlich von Freiburg im Breisgau nach Solothurn. Sein Schwestersonn war der gleichfalls von Bremgarten stammende Joh. Wagner, der mit Seb. Münster und andern Gelehrten seiner Zeit im Briefwechsel stand. Haffner berichtet weiter von ihm (a. a. O. 224) „An. 1538 Mitwochen nach Mathiae hat ein löblicher Magistrat zu Solothurn, krafft habender Collatur, die Predicatur und Cantzel in der Stifftkirchen zu St. Vrsen, dem gelchrten Prediger Hn. Johansen Al (dessen Begräbniss vnd Grabschrift in der Schmid-Capell vorhanden) verliehen.“ Im Verzeichniß der Pröbste (S. 31) führt er 1544 denselben als gelehrten Mann und guten Prediger an. Er starb 1553. Franz Krutter, der in einem größern Aufsatz „über einige Solothurnische Schauspiele des 16. und 17. Jahrh.“ (Solothurner Wochenblatt 1845. 1846. 4<sup>o</sup>) dieses und die nachfolgenden Stücke einer ausführlichen Besprechung unterworfen hat, rühmt von der Tragödia Joannia (wovon auch auf der Stuttg. Bibl. ein Exemplar) mit Recht, daß sie sich vor andern dramatischen Dichtungen des 16. Jahrh. neben einer eigenthümlichen Frische und Lebendigkeit, durch kernhaftere Sprache, edleren Ausdruck, bessere Verse, theilweise selbst durch Sinn für dramatische Form und Steigerung, besonders aber durch richtige Auffassung und Zeichnung der Characteres auszeichne, wovon wenige Schauspieldichter jener und der folgenden Zeit eine Ahnung hatten.

Georg Gotthardt, Bürger und Eisenkrämer zu Solothurn (Goed. S. 305. Nr. 103 bis 105) starb ebendasselbst 23. März 1619.

Im J. 1581 wurde zu Solothurn das St. Ursenspiel aufgeführt. Haffner a. a. O. S. 258 bemerkt dazu: „St. Vrsenspiel war gehalten vnd in allen Kosten darüber gangen, laut Specification 399 lib. 11 β.“ Verfasser dieses Aufsehen erregenden Stücks war der obengenannte Johannes Wagner (Carpentarius). Es besteht aus zwei Theilen: Mauritiana Tragoedia und Ursina Tragoedia, oder das St. Mauritzen- und St. Ursenspiel. St. Urs und sein Genosse St. Victor, nach der Legende Ritter der thebaischen Legion und um ihres Christenglaubens willen gemartert, sind die Kirchenpatrone von Solothurn. Beide Theile sind im Manuscript von J. Wagners eigener Hand erhalten und befinden sich noch in Solothurn, der erste in Privatbesitz, der zweite auf dortiger Stadtbibliothek.

Nicht der Stadt aber dem Kanton Solothurn gehört ein anderer Dramatiker des 16. Jahrh. an, Jacob Schertweg von Olten. Dieser sonst als ehrenwerther Character und eifriger Katholik geachtete Mann wurde im J. 1588 das Opfer seiner beharrlichen Weigerung, den Kirchenbeschlüssen und Regierungsverordnungen für Unterdrückung der Priesterehe Folge zu leisten. Er verlor seine Stelle. Von seiner Tragödie hat sich wie es scheint bloß ein Exemplar erhalten auf der Solothurner Stadtbibliothek, das aber leider zu Anfang und Ende defect ist. Die noch erhaltene Vorrede ist vom 27. Sept. 1579 datirt und in diesem J. wurde sie in Olten, wahrscheinlich in der Fasnacht, aufgeführt. Der Umstand, daß die abgebildeten Herolde den Baselstab als Wappen führen, läßt auf Basel als Druckort schließen. Das Stück, dessen Held, ein Fürstenson, Bigandus heißt, ist eine Variation des Themas vom verlorenen Sohn. Nach mancherlei Abenteuern zum Schafhirten bei einem Bauren

herabgekommen, erkennt ihn in einem Wirthshaus, wo er seine eigene Geschichte absingt, Juvenalis, ein junger Edelmann, und bringt ihn zu seinem Vater zurück. Krutter erklärt beide Stücke, das von J. Wagner und das von J. Schertweg, als tief unter der Tragoedia Joannis stehend, ohne ihnen deshalb alle Bedeutung abzusprechen.

Nach Haffner S. 262 ist im J. 1586 „die Comoedia von deß Patriarchen Abrahams Opfer seines Sohns Isac in S. gespilet worden.“ Ein Verfasser ist nicht angegeben.

Zu S. 116. Nr. 5 ist zu bemerken, daß die Schrift des Joh. Adelphus „Barbarossa. Eine schöne und wahrhafte beschreibung des Lebens und der geschichten Keyser Friderichs I.“ etc. allerdings eine von dem Volksbüchlein von K. Friederich verschiedene, umfangreichere ist, daß sich aber das Volksbüchlein mit Ausnahme des letzten Capitels vollständig darin wiederholt und abgedruckt findet: in der in meinem Besitze befindlichen Straßb. Ausg. von 1535 Bl. XLV<sup>a</sup> — XLX<sup>b</sup>. — S. 369 (§. 159, 4). Von Jörg Wickrams treuem Eckart gibt es noch eine spätere Ausgabe: „Ein hübsch neues Faßnachtspyl, auß Heiliger Biblischer Geschrift gezogen, der Trew Eckart genant“ u. s. w. (wie im Druck von 1538); am Ende: „Damit geehret werd sein nam | Das wünscht von Colmar Jörg Wickram. Getruckt zu Straßburg bei Christian Müller. 1559.“ Sign. A—E (A—D zu 8, E zu 7 Blätter = 35 Bl.) in 16<sup>o</sup> mit Holzschnitten, auf der k. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart.

Schließlich erlaube ich mir den Wunsch auszusprechen, es möchte die Schlußlieferung mit dem versprochenen, den Gebrauch des Buches wesentlich erleichternden Register nicht zu lange auf sich warten lassen.

DER HERAUSGEBER.

**Archives des missions scientifiques et littéraires, choix de rapports et instructions, publié sous les auspices du ministère de l'instruction publique et des cultes. Tome I—IV. Paris, 1850—1856. 8.**

Das vorliegende Werk hat die Bestimmung, über die Ergebnisse der im Auftrage der französischen Regierung nach den verschiedensten Gegenden zu den mannigfaltigsten wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reisen Nachricht zu bringen. Unter den von der Freigebigkeit der obersten Behörde unterstützten Gebieten der Gelehrsamkeit findet sich auch dasjenige, welchem die Germania gewidmet ist, und von dem, was sich hierauf in den vier, bis jetzt erschienenen, Bänden der Archives bezieht, gedenke ich hier eine Übersicht mit Hinzufügung von litterarischen Nachweisungen zu geben.

Die Herren Ch. Daremberg und E. Renan verschaffen uns im ersten Bande, S. 248—292, nähere Kunde über altfranzösische Poesieen in Handschriften der vaticanischen Bibliothek zu Rom, theilweise solche Dichtungen, deren Werth auch deutsche Forschung nachdrücklich hervorgehoben hat. Die Mittheilungen beginnen, S. 248—266, mit einigen Scenen aus: „Le mistere du siege d'Orleans“, wovon P. L. Jacob, bibliophile, „Sur les manuscrits relatifs à l'histoire de France et à la littérature française conservés dans les bibliothèques d'Italie“, S. 29, spricht und

worauf im Jahre 1844 A. v. Keller, in seiner Romvart, S. 137—141, die Aufmerksamkeit gelenkt hatte. Man vergleiche über das, namentlich auch wegen der vielen Bühnenanweisungen, höchst merkwürdige Stück auch L'Athénæum français, Nr. 17 vom 29. April 1854, S. 387; A. Ebert, Entwicklungsgeschichte der französischen Tragödie, vornehmlich im 16. Jahrh. Gotha, 1856. S. S. 69. — An die Anszüge aus diesem dramatischen Versuche reihen sich, S. 267—278, solche aus der vaticanischen Papierhandschrift Nr. 1468 der Bibliothek der Königin Christine von Schweden. Der Titel des in dieser Handschrift überlieferten Werkes lautet: „Cest le Doctrinal de la Secunde Rétorique fait par Baoldet Herout [P. Paris vermuthet dafür Raol de Thercut oder Raollet Herout] lan de grace mil quatre cens trente et deux. Über den Inhalt findet sich, S. 249, die Bemerkung: Cet ouvrage se compose de trois parties; 1. un abécédaire; 2. une espèce de dictionnaire de mots *consonnants*; 3. des modèles de différents genres de poésie: *servants* [sic], *lays amoureux*, *chants royaux*, *balades*, *rondauls*“, etc. — Seite 279—292 werden uns sodann Bruchstücke aus dem nach dem Schluß:

*Et cil se veut reposer ore,  
Qui le jor perdi son sornon,  
Qu'il entra en religion*

von einem Geistlichen herrührenden Roman de la rose oder de Guillaume de Dole, nach der vaticanischen Hs. der christinischen Bibliothek Nr 1725, geboten, und zwar lernen wir beinahe sämmtliche, in das Gedicht eingeflochtene, Lieder nebst den ihnen unmittelbar vorangehenden und zunächst auf sie folgenden Zeilen kennen. Über den Roman de la rose sehe man Cl. Fauchet, Recueil de l'origine de la langue et poesie françoise u. s. w. Paris, 1581. S. S. 157—159; J. Görres, in den Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur, 1813, S. 765—767; J. Görres, Altdeutsche Volks- und Meisterlieder, S. XLVIII; Histoire littéraire de la France, XXII, S. 826—828, XXIII, S. 557, 600, 609. Einen größeren Abschnitt dieser, auch mit der deutschen Dichtung in naher Berührung stehenden, Erzählung hat bekanntlich A. v. Keller in seiner Romvart, S. 575—588, mitgetheilt; eine vollständige Ausgabe endlich hat der Pariser Buchhändler Jannet, der Verleger der Bibliothèque elzévirienne, unter folgendem Titel versprochen: „Le Roman de la Rose ou de Guillaume de Dole, en vers, du XIII<sup>e</sup> siècle, publié pour la première fois d'après le manuscrit unique du Vatican, par M. Gustave Servois.“

Aus dem zweiten Bande der Archives habe ich hier nur eine einzige Arbeit, von Léouzon-Leduc, namhaft zu machen. Sie reicht von S. 35—52 und hat die Überschrift: „De la condition des femmes chez les anciens Scandinaves et chez les anciens Finnois“. Den Grund, warum er bei seiner Betrachtung die beiden Völker vereinigt, gibt der Verfasser, S. 36, in Folgendem an: „Je dirai tout d'abord,“ sagt er, „pourquoi je mêle ici les Scandinaves avec les Finnois. Il y a entre ces deux peuples une connexion intime. C'est des Scandinaves que les Finnois, je parle des Finnois de la Finlande, ont reçu leur moderne civilisation, leur organisation politique, leur religion et une partie de leur langue. D'un autre côté, les Scandinaves, vainqueurs des Finnois qui possédaient une partie de la Suède et toute la Norwège, avant la migration Odinique, se sont inspirés de leurs traditions et en ont gardé l'empreinte en beaucoup de choses. Il est donc difficile de parler d'un de ces peuples sans rappeler l'autre; leurs histoires se touchent et s'illuminent mutuellement. Ceci

deviendra plus manifeste au fur et à mesure que mes travaux sur le Nord se développeront."

Im dritten Bande der Archives ist die deutsche und romanische Philologie gar nicht vertreten. Dafür beschenkt uns aber der vierte Band mit „Notices et extraits des manuscrits concernant l'histoire ou la littérature de la France qui sont conservés dans les bibliothèques ou archives de Suède, Danemark et Norvège. — Rapport présenté par M. Geffroy.“ Von den drei Abtheilungen, in welche dieser, unterdessen auch abgesondert erschienene, Bericht zerfällt, gehören nur die zwei ersten, S. 185—295, hierher. Was an Altnordischem und Altschwedischem nachgewiesen wird, mögen die Aufschriften „Strengleikar, Sagas ou récits islandais, Poèmes d'Euphémie, Namnlös et Valentin“ zeigen. In Betreff der von Herrn Geffroy untersuchten altfranzösischen Handschriften beschränke ich mich darauf, seine Forschungen als eine dankenswerthe Ergänzung der verdienstlichen Schrift zu bezeichnen, welche Herr Professor G. Stephens schon im Jahre 1847 unter folgendem Titel veröffentlicht hat: „Förteckning öfver de förnämsta brittiska och fransyska handskrifterna uti kongl. biblioteket i Stockholm.“ Stockholm. 8.

Schließlich habe ich aus dem vierten Bande, S. 445—462, noch zu erwähnen „Rapport de M. Chabaille sur les manuscrits du Trésor de Brunetto Latini conservés dans les bibliothèques de Rennes, Lyon, Berne et Genève.“ Einen Anhang hierzu bilden Auszüge aus Handschriften des Trésor selbst und aus einigen romanischen Gedichten, nemlich eine längere altfranzösische Stelle über den Magnet, Mittheilungen aus einem provenzalisch geschriebenen Leben der h. Catharina, ferner aus einer, in derselben Sprache verfassten, Paraphrase von des h. Augustinus „Oratio devota de recordatione passionis Christi“, Nachträge zu Raynouards Sammlung provenzalischer Dichtungen u. s. f.

TÜBINGEN, 28. Juni 1857.

W. L. HOLLAND.

**Die deutsche Heldensage** und ihre Heimat von August Raßmann. Erster Band: Die Sage von den Wölsungen und Niflungen in der Edda und Wölsungasaga. Hannover, Carl Rümpler, 1857. XX. und 423 Seiten. 8°. (4 fl. 44 kr.)

Dies Werk ist geeignet, eine große Lücke in unserer Litteratur auszufüllen. Der Herausgeber, der reiches Wissen mit gefälliger und knapper Darstellung vereinigt, will die zerstreuten auf unsere Heldensage bezüglichen Einzelheiten darin gesammelt und geordnet mittheilen. Das zertrümmerte große deutsche Epos, dessen ehemaligen Bestand er voraussetzt, soll auf diese Weise wieder hergestellt werden. Zu diesem Ende gilt es, die altnordischen Sagendichtungen zu einem zusammenhängenden Ganzen zu verbinden, aus den verschiedenen Quellen eine fortlaufende Erzählung zu gestalten, wie in ähnlicher Weise aus den vier Evangelien eine Evangelienharmonie gebildet wurde. Im vorliegenden Bande ist die Wiederherstellung der Wölsungen- und Niflungensage durch Aneinanderreihung der zusammengehörigen Ueberlieferungen mit Glück versucht worden. Als der Grundgedanke der ganzen Sage gilt Hr. Raßmann dieser: „Odin zeigt sich nur so lange demjenigen aus dem von ihm entstammten Wölsungengeschlecht gnädig, als dieser das durch seine Hilfe von dem

friedlosen Ahn erworbene Erbe treu bewahrt.“ Der Entwicklungsgang der Sage zerfällt nach ihren Hauptereignissen in drei Theile, denen zufolge auch dieser Band ebensoviele Abschnitte zählt: 1. Sigurds Ahnen und seine Brüder; 2. Sigurd und die Niflungen; 3. Svanbild und ihre Brüder. Der Anhang theilt das Sigurds Waffenrüstung, Aussehen und Sitten Betreffende, das dritte Gudrunenlied, Oddrun's Klage, Heimir und Aslaug mit und berichtet über das Fortleben der Sage im Norden und in Deutschland. Der sorgsamen, auch kritischen Anforderungen entsprechenden Uebertragung der nordischen Sagen und Lieder gibt der gelehrte Herausgeber treffliche Anmerkungen bei, die manches Dunkel aufhellen und in vieler Beziehung sehr belehrend sind. Was die Ansicht des Verfassers über die Heimat der Sage betrifft, werden wir auf dieselbe nach Vollendung des Werkes zurückkommen. Zu schroff hingestellt scheint uns vor der Hand der Satz: Thidricks Königssitz Bern ist bekanntlich Bonn (S. 17). Zu dem S. 56 angeführten Brauch, daß bei der Beerdigung Citronen oder Limonen vorkommen, kann Referent bemerken, daß dies auch in Nürnberg Sitte sei. S. 71 soll es statt „Motgestalten“ Notgestalten heißen. Der S. 141 berührte Namen Kuperan kommt hierzulande in den Formen Kuperion und Kuperian vor. Der S. 155 besprochene Name Fenga findet sich in Tirol als Appellativum zur Bezeichnung riesiger Waldfrauen. S. 55 und S. 411 vermissen wir ungerne eine größere Benützung der reichen Volksmärchenlitteratur. Meistentheils wird nur auf Grimms Märchen verwiesen. Mit Rücksichtnahme auf mehrere Werke dieser Art hätte sich das Fortleben der Sigurdsage noch vielseitiger und schlagender nachweisen lassen. So gehört die Königstochter im Berge Muntseratt (Walfis Märchen S. 54, Fröhle Kinderm. Nr. 5, Zingerle S. 131 und 260, Meier Nr. 58 u. s. w.)

Wir empfehlen das inhaltreiche Buch jedem Freunde deutscher Heldendichtung und bemerken, daß es für jede Bibliothek so nothwendig sei, wie W. Grimms Helden-sage, zu deren Ergänzung es gehört. Möchte der Verfasser recht bald den zweiten Band, dem wir mit Spannung entgegensehen, folgen lassen.

L. V. ZINGERLE.

## BERICHTIGUNGEN.

### ERSTER JAHRGANG.

S. 39 Z. 18 lies Eggers — 123 Z. 10 Arco, 11 Riva — 238 Z. 18 v. u. der das Wort — 355 Z. 1 'ülberans 466 ist buchstäblich biberbalken und der biber zimmet mit balken, die besplante dergleichen und könnten nach dem aussehen eine grube so benannt haben': J. GRIMM.

### ZWEITER JAHRGANG.

S. 134 Z. 6 v. u. lies im Alex. — 135 Z. 14 füge hinzu: Hier heben sich die Lieder an des meisters von der Vogelweide hern Walthers Wirzburger Hs. Ruland S. 22. — 306 Z. 9 v. u. artum. Das Zeugniß ist, was zu spät erst bemerkt wurde, schon in J. Grimms Reinhard Fuchs S. CCIX, nicht ohne einige Lesefehler abgedruckt. — 348 S. 12 f. Die gewaltthätige Bereicherung auf fernen und verwegenen Seefahrten wurde durch das dichterische Mittel des Kampfes mit dem Drachen u. s. w. — 350 Z. 18: fjör-draca, Z. 28: fjör. — 357 Z. 17: Góðlaf, Z. 23: fugen. — 363, 1 Hetwaren, Hrodgar. — 380, 7 'dichter des vierzehnten, funfzehnten jahrhunderts'. — 389, 12: zusammenhänglos.



THE UNIVERSITY OF MICHIGAN  
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

~~DEC 18 1969~~

Form 0584

